NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08170465 6

Digitized by Google

*DF
Neweste

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Von

Dr. H. Mr. Malten.

Vierter Band.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Aarau, 1840.
H. R. Sauerländer's Verlags-Buchhandlung.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
631459 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1942 L

Digitized by Google

Fortschritte und Erwerbungen der Wissenschaften.

6. Die Temperamente der menschlichen Natur.

Historisch-genetisch erläutert von Dr. Gerhard Homberger, prakt. Arzt in Mainz.

Jeder Mensch gibt eine Eigenthümlichkeit in leiblicher, geistiger und gemüthlicher Beziehung zu erkennen, welche ihn in den Stand setzt, die auf ihn einwirkenden Einflüsse auf eine bestimmte Art zu empfinden, und ebenfalls wieder eine bestimmte Thätigkeit zu entwickeln.

Mit dieser Eigenthümlichkeit ist dem Empfindungsvermögen der Modus seiner Reizfähigkeit genau vorgezeichnet, und eben so ist hierdurch vorgesehen, daß die innere Kraftanwendung, welche das Individuum gegen die Außenwelt bethätigt, die ihm vorgezeichnete Ausdehnung nicht überschreitet.

Indessen finden wir doch bei den einzelnen Menschen nur höchst selten ein Gleichgewicht jener Grundthätigkeiten, dagegen häufig ein so verschieden nüancirtes Wechselverhältniß derselben, daß vielfache Modifikationen uns entgegentreten.

Schon frühe mußte man einsehen, daß der Grund der bezeichneten Eigenthümlichkeit, so und nicht anders zu empfinden, so und nicht anders thätig zu sein, ein organischer sein mußte, das heißt, daß er in der gerade vorhandenen Anordnung der sichtbaren und unsichtbaren Theile des Menschen und deren Wechselbeziehungen nur allein begründet sein könnte.

In den ersten Zeiten der Naturkunde war die Erforschung des Menschen nur auf seine physikalischen Ergebnisse gegründet, und man fand sich daher zu der Ansicht bemüßigt, daß jene Eigenthümlichkeit seiner leiblichen, geistigen und gemüthlichen Beschaffenheit der besonderen Mischung seiner flüssigen Theile

Digitized by Google

und der daraus hervorgehenden Einwirkung auf seine festen Organe zugeschrieben werden müsse. Diese angeborne Verschiedenheit, welche sich bei Menschen desselben Stammes, desselben Geschlechtes, ja selbst derselben Eltern unter gleichen Außenverhältnissen äussert, nannte man Temperament, um damit die besondere Mischung und Ausgleichung sonst entgegengesetzter Bestandtheile anzudeuten.

Solcher Bestandtheile nahmen die ältesten Physiker vier an, welche sie die vier Hauptqualitäten nannten, nämlich das Warme, das Kalte, das Feuchte, das Trockne, und aus den vier Elementen herleiteten. Aus diesen vier Qualitäten wurden fast alle physischen Verschiedenheiten der Dinge erklärt, wenn sie nur vierfach sind, z. B. die vier Jahres- und Tageszeiten, die vier Stufen des menschlichen Alters, die vier Himmelsgegenden. Hippokrates, welcher der Vater der Arzneikunde genannt wird, nahm vier Hauptsäfte des menschlichen Körpers an, welche er durch vierfaches Zusammentreten von den vier Hauptqualitäten sich bilden ließ. Warm und feucht erzeugen nach ihm das Blut, warm und trocken die gelbe Galle, kalt und feucht den Schleim, kalt und trocken die schwarze Galle. Eigentlich nahm Hippokrates in der Naturlehre nur zwei Elemente an: Feuer und Wasser. Allein indem er dem Feuer ausser dem Prinzip der Wärme auch das der Trockenheit und dem Wasser ausser dem Prinzip der Feuchtigkeit auch das der Kälte zutheilte, brachte er mit zwei Elementen dennoch die vier Qualitäten zu Stande. Indem er aus den vier Qualitäten und Säften die vier Temperamente, welche unter den Namen sanguinisches, cholerisches, phlegmatisches und melancholisches Temperament noch heute ziemlich allgemeine Gültigkeit haben, entstehen ließ, drückt er sich indessen nirgends deutlich darüber aus, wie in den angeführten Qualitäten und Säften der Grund von den geistigen Verschiedenheiten der Menschen enthalten sei.

Galen, welcher im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, bildete diese Lehre weiter aus, indem er darzuthun versuchte, daß die vier Hauptqualitäten und also auch die Temperamente allerdings zu Klugheit und Dummheit, Tapferkeit und Feigherzigkeit, Menschlichkeit und Grausamkeit, Offenherzigkeit und Zurückhaltung, Treue und Treulosigkeit, ja sogar zur Habsucht und Freigebigkeit beitrügen.

Diese Ausführung sollte besonders gegen die Stoiker gelten, weil dieselben den Einfluß des Körperlichen auf die Sittlichkeit ganz leugneten.

Im sechszehnten Jahrhundert führten die Paracelsisten die drei Prinzipiate, woraus sie alle Organismen bestehen liessen, Salz, Schwefel und Quecksilber in die Temperamentenlehre ein.

Wenn diese drei Prinzipiate im Gleichverhältnisse gegen einander sind, schrieb noch Thomasius am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, dann ist

Digitized by Google

das Gemüth in Ruhe. Hat aber eins das Uebergewicht, dann herrscht eine von den drei Hauptneigungen. Das Queckſilber befördert die Wolluſt, der Schwefel den Ehrgeiz, und das Salz den Geldgeiz. Doch bequemt ſich Thomaſius auch nach der Lehre von den vier Qualitäten und den vier Elementen der empedokliſchen Schule.

Mit dem großen Philoſophen Stahl bekam die Temperamentenlehre eine andere Geſtalt. Er begnügte ſich nicht mehr damit, die Seele an Elementartheile oder Grundſäfte gefeſſelt zu betrachten, wies vielmehr nach, daß dieſelbe eben ſo an die feſten Theile gebunden ſei.

Nach Stahl veränderte ſich der Begriff des Temperaments immer mehr, indem man die phyſiſche Temperamentenlehre mit der Pſychologie in Verbindung brachte, um aus derſelben die Eigenthümlichkeiten und Beſonderheiten der Seelenarten zum Theil zu erklären. So gewann denn dieſe Lehre allmälig eben ſo ſehr eine pſychiſche Beziehung, wie ſie urſprünglich bloß phyſiſche gehabt hatte, wie dieſes namentlich durch Kant geſchehen iſt.

Während man alſo nach der älteſten Anſicht bei der Bildung der Temperamente nur phyſikaliſche Kräfte wirken ließ, wobei denn die Summe ihrer Geſammtwirkung den Grundton bildete, ging man in älteren und neueren Lehren ſo weit, in die einzelnen Organe den Urſprung der einzelnen Leidenſchaften zu verlegen, und anzunehmen, daß der Zorn ſeinen Sitz im Kopfe, der Muth im Herzen, die Furcht in den Nervengeflechten des Unterleibs habe, ꝛc.

Man war alſo von der Annahme einer beſtimmten Miſchung der Grundqualitäten abgegangen und hatte ſich der Meinung hingegeben, daß die verſchiedenen Seelenthätigkeiten ſich beſtimmte Organe zu ihrem Thätigkeitsheerd auserſehen, unbekümmert um die Verbreitung eines Grundſtoffes in dem Geſammtkörper.

Unter den Anſichten, welche der neueren Zeit angehören, ſind zwei einer beſonderen Aufführung würdig, nämlich die von Heineckh und die von dem berühmten Philoſophen Platner. Heineckh ſtellt folgendes Schema auf:

Bei vorwaltenden Waſſertheilchen iſt das Temperament kalt und feucht; es wird des prevalirenden Phlegma wegen das phlegmatiſche, der ſchlaffen Faſer wegen das laxe, und wegen der Beſchaffenheit des Bluts das kaltblütige geheißen; es herrſcht im kindlichen Alter.

Der vorwaltenden Luft ſchrieb man das warme und feuchte Temperament zu; man heißt es wegen überwiegendem Blute das ſanguiniſche, wegen weicher Faſer das weiche, und wegen der Beſchaffenheit des Bluts das leichtblütige; es herrſcht in der Jugend.

Das vorwaltende Feuer ſetzt das hitzige und trockene Temperament; es wird der vorwaltenden gelben Galle wegen das choleriſche, der feſten Faſer

Digitized by Google

und der Beſchaffenheit des Bluts wegen das feſte und warmblütige geheißen; es gehört dem reifen Alter an.

Endlich bedingt die vorwaltende Erde das kalte und trockene Temperament, das wegen vorwaltender ſchwarzer Galle, wegen ſpröder Faſer und wegen Beſchaffenheit des Blutes das melancholiſche, das ſpröde und ſchwerblütige Temperament geheißen wird; es waltet im Greiſenalter.

Heinreckh legt demnach bei ſeiner Einleitung die vier Elemente der Alten und die bekannten Kardinalſäfte zum Grunde.

Dagegen läßt Platner die verſchiedenen Temperamente aus dem jeweiligen Antheil der beiden Seelenorgane, welche er annimmt, nämlich des geiſtigen und des thieriſchen Seelenorgans bei der Hervorbringung der Geiſtes- und Gemüthsthätigkeiten hervorgehen.

Platner ſtellt vier Haupttemperamente auf:

I. das attiſche, oder geiſtige;
II. das lydiſche, oder thieriſche;
III. das römiſche, oder heroiſche;
IV. das phrygiſche, oder kraftloſe.

Jedes dieſer Haupttemperamente zerfällt nach der Beſchaffenheit des andern Seelenorgans wieder in zwei Unterarten.

Je nachdem das Geiſtige beim attiſchen Temperament frei und leicht, oder gehindert und ſchwer iſt, heißt er es das ätheriſche oder melancholiſche.

Im lydiſchen Temperamente, ſagt er, zeigt ſich die Wirkſamkeit des Geiſtigen entweder fein und lebhaft, oder grob und leblos, und ſo erſcheint daſſelbe als ſanguiniſches oder böotiſches Temperament.

Bei dem römiſchen Temperamente, wo das Geiſtige und Thieriſche gleich ſtark wirken, kann eines der Seelenorgane heftig oder gemäßigt ſein und ſo entſtehen das choleriſche oder männliche Temperament.

Endlich zerfällt das phrygiſche Temperament, bei welchem das „Geiſtige“ und „Thieriſche“ kraftlos ſind, in das phlegmatiſche oder hektiſche, je nachdem das Thieriſche ſchwer und gehindert oder frei wirkt.

Die Geſchichte der Temperamentenlehre, von der ich eine kurze Skizze hier vorgeführt habe, weiſet alſo nach, daß man die Temperamente anfänglich in phyſikaliſchen Prinzipien begründet fand, daß dagegen die umfangreichere Erforſchung der Lebensprozeſſe eine andere Baſis für ſie auffinden lehrte. Indem man alſo zu unedel fand, auf bloße Flüſſigkeiten die Urſache durchgreifender organiſcher Abweichungen zu beziehen, ſuchte man ſich mehr jene Betrachtung der Verrichtungen und Vorgänge im Menſchen zu nähern, nach welcher das Wechſelverhältniß oder der Zuſammentritt des thieriſchen und geiſtigen Prinzips den Grund des Temperaments beſtimmen ſollte.

Digitized by Google

Wir verbinden demnach gegenwärtig mit den Bezeichnungen der Temperamente, wie sie Galen einführte, einen von diesem nicht geahnten Sinn. Jene Ausdrücke haben nun im Verlaufe der Jahrhunderte ihr Bürgerrecht in der Wissenschaft sich vindizirt, und können noch heute desselben nicht beraubt werden.

Um die Uebergänge, wie sie täglich vorkommen, der Betrachtung zugänglich zu machen, sucht man sich mit einer Verbindung und Kombination der einzelnen Urformen der Temperamente zu helfen, allein ungerechnet daß eine solche Komplikation von vielen Denkern als unstatthaft erklärt wird, so tritt hierdurch neue Verwirrung ein, und es ist sicherlich am besten, nach der alten Eintheilung vier Grundtypen aufzustellen, von denselben ein Bild nach ihren allgemeinsten Attributen zu entwerfen, und bei einer detaillirteren Ausführung die Uebergänge zu bezeichnen, welche bei den vielfachen Modifikationen der Urformen uns entgegentreten mögen.

Ob man gleich, wie oben bemerkt, in der neuesten Zeit die Temperamentenlehre in das Gebiet der Psychologie hinüberzog, so war man doch bald darüber einverstanden, daß der Grund der Temperamente nicht in den Theilen zu suchen ist, durch welche die Intelligenz vermittelt wird; wenigstens mochte man jenen keinen ausschließlichen Sitz wie der letzteren anweisen. Der stete Wechsel der Temperamente, wie das einem jeden Menschen gleichsam als individuelle Ausstattung mitgegebene bestimmte Temperament, ließen vermuthen, daß dasselbe keine Blüthe seiner geistigen Persönlichkeit sein dürfte.

Auch verdient der Punkt Beachtung, daß, während die einzelnen organischen Vermögen nur in der Anlage bestehen und durch Ausbildung und Erziehung aufgeschlossen werden müssen, das Temperament schon fertig und entwickelt zu Tage bricht. In der That, das Temperament ändert sich im Leben nur so weit, als es durch das Alter eine bestimmte Modifikation erleidet, oder durch das Aneignen von Karakter eingedämmt oder ganz niedergehalten wird.

Es mußte also diejenige Theorie der Temperamente allmälig die Palme erringen, welche den Lebensprozeß als das Resultat zweier Faktoren, nämlich eines leiblichen, materiellen, und eines dynamischen, immateriellen betrachtend, den inneren Grund der Temperamente in der organischen Beschaffenheit des ganzen Leibes überhaupt, und in den Eigenschaften des Bluts sowohl, als auch der einzelnen Körper-Systeme und Organe insbesondere zu suchen bestrebt ist.

Also in der eigenthümlichen Modifikation, welche jedes Individuum durch die besondere Kombination von dynamischem und materiellem Prinzip, von Seele und Körper zu erkennen gibt, findet sich das gerade vorhandene Temperament begründet, oder vielmehr in der Zusammenwirkung der zahlreichen

Digitized by Google

Organe und Funktionen, welche das Ganze des besonderen Menschen ausmachen, und in welche alle ein Antheil jenes unerforschten Etwas, welches wir geistiges oder Seelenprinzip nennen, niedergelegt ist, ist die Quelle des Temperaments zu suchen.

Alle diese verschiedenen Kräfte und erkennbaren Theile des Organismus sind unter den Befehl des Selbsterhaltungstriebs wie die höheren geistigen Vermögen unter das Primat des Selbstbewußtseins gestellt und wir können deshalb stets aus der Art des Temperaments eines Individuums erkennen, auf welche Weise und mit welcher Stärke es seine physischen und psychischen Zwecke zu verfolgen im Stande und bereit ist.

Wenn wir annehmen, daß das Temperament Resultat der physischen und dynamischen Zusammensetzung des Menschen, also bei seiner Erschaffung ihm schon verliehen sein muß, indem es, je weniger angesprochen, um so stärker oft sich geltend macht, so wissen wir doch auch, daß dasselbe als eine verborgene oder im Stillen des Organismus wirkende Eigenschaft zu betrachten ist und nur dann sich aufgerufen findet, wenn eine stattgefundene Einwirkung das Gefühlsvermögen eines Individuums angeregt hat.

Das Gefühlsvermögen kann indessen auf eine zweifache Weise angeregt werden, nämlich einmal indem die eigentliche Empfindung durch das Nervensystem vermittelt wird, und dann indem die Organe, welche die Bewegung bewirken, zur Thätigkeit veranlaßt werden. Man hat zur Einleitung dieser Vorgänge zwei Kräfte unterschieden und dieselben mit Empfindlichkeit und Reizbarkeit und mit der gemeinschaftlichen Benennung Reizempfänglichkeit oder Rezeptivität bezeichnet.

Da indessen nicht die bloße Fähigkeit einen Reiz zu empfinden hinreicht, um die geschehene Einwirkung für den Beobachter kenntlich zu machen, vielmehr auch eine rückwirkende Kraft zu unterscheiden ist, welche eine Thätigkeit entwickelt, die dem eingewirkten Momente entgegengesetzt ist, so hat man, unbekümmert ob beide Kräfte in einer längeren oder kürzeren Aufeinanderfolge oder mit einem Schlage in Thätigkeit gesetzt werden, eine zweite Grundthätigkeit, nämlich die nach Außen vom Innern des Organismus aus thätig zu sein unterschieden, und dieselbe mit dem Ausdruck Wirkungsvermögen bezeichnet.

Also Rezeptivität und Wirkungsvermögen oder die Kraft einen Reiz zu empfinden, und die Kraft dagegen thätig zu sein, bestimmen nach ihrem Grade und Wechselverhältniß das Eigenthümliche der Temperamente.

Hiernach kann man die unendliche Mannigfaltigkeit der Temperamente in vier Hauptgattungen eintheilen, obgleich die Modifikationen des Lebensprozesses, welche demselben zu Grunde ligen, wieder unendlich viele Grade haben,

Digitized by Google

und es wieder sehr viele Stufen in den Schattirungen dieser vier Temperamente gibt.

Diese Klassifikation hat keinen größeren und geringeren Werth, wie so viele Eintheilungen in der Naturgeschichte; bei der Allseitigkeit der Schöpfungskraft kann von einem absoluten Werthe solcher Trennungen nicht die Rede sein; indessen die Wissenschaft erheischt objektive Haltpunkte, wodurch denn zur Erleichterung der Veranschaulichung die Aufstellung von Musterbildern Platz greifen darf.

I. Erste Gattung: Phlegmatisches Temperament. Es bildet sich da, wo die Reizempfänglichkeit gering ist, und das Wirkungsvermögen schwach aber nachhaltig ist.

II. Zweite Gattung: Sanguinisches Temperament. Es findet sich da, wo die Reizempfänglichkeit stark, das Wirkungsvermögen leicht erregbar, aber nicht nachhaltig ist.

III. Dritte Gattung: Cholerisches Temperament. Es erscheint da, wo die Reizempfänglichkeit erhöht, das Wirkungsvermögen leicht erregbar und zugleich nachhaltig ist.

IV. Vierte Gattung: Melancholisches Temperament. Es findet sich da, wo die Reizempfänglichkeit groß, das Wirkungsvermögen schwer erregbar aber nachhaltig ist.

Aus vorstehender Exposition erkennt man, daß die einzelnen Temperamente nicht allein durch den Grad der Thätigkeit der Grundkräfte, sondern auch durch die Dauer derselben etablirt werden. Es wird also nicht allein in Frage kommen, ob eine starke oder schwache Empfindung eintritt, sondern auch ob sie vorübergehend oder längere Zeit dauernd ist. Eben so muß beachtet werden, ob das Wirkungsvermögen seine Funktion stark oder schwach, wie auch ob es dieselbe nur kurze Zeit oder dauerhaft ausübt, oder mit andern Worten: die Verschiedenheiten der Temperamente entstehen, je nachdem das Gefühl schnell oder langsam erregt wird, vorübergehende oder dauernde Empfindung eintritt, die Begehrung schwach oder stark aufgereizt, die Thatkraft vorübergehend oder anhaltend aufgerufen ward.

Zum Verständniß der Temperamentenlehre ist es indessen nicht hinreichend, die Beschaffenheit der Grundthätigkeiten des Menschen erforscht zu haben, sondern es ist auch erforderlich, den Zustand seiner Hauptflüssigkeit, nämlich des Bluts, als des Umlaufkapitals, womit die organischen Kräfte die physischen Geschäfte verrichten, zu erkennen, und es ist daher von Bedeutung, hierüber zur möglichsten Klarheit zu gelangen.

Das Blut tritt bekanntlich als Pulsaderblut und als Blutaderblut auf; die Pulsadern enthalten das eben aus den Lungen getretene Blut und führen

Digitized by Google

es in alle Theile des Körpers; die Blutadern nehmen es auf seinem Rückwege wieder auf und geleiten es zum allgemeinen Mittelpunkte.

Die Verrichtung der Lungen besteht darin: den Uebergang des Lebensprinzipes aus der atmosphärischen Luft in das ihnen zugeströmte Blut zu vermitteln. Dasselbe erlangt als Zeichen der ihm neu verliehenen Bildungskraft eine hellere Röthung und bekommt den Namen arterielles Blut, weil die Pulsadern Arterien heißen, in welchen es so lange fortfließt, als es jene eben bezeichnete höhere Eigenschaft besitzt. Dagegen nennt man das dunkelrothe, verbrauchte, zum Herzen zurückströmende Blut venös, weil die dasselbe führenden Blutadern mit dem Namen „Venen“ bezeichnet werden.

Diese Bezeichnung wird indessen noch weiter ausgedehnt: man sagt nämlich von einer Blutmasse, welcher man die Befähigung zu allen physiologischen Geschäften des Pulsaderblutes zutrauen darf: „sie hat einen arteriellen Karakter;“ einer solchen, welche mehr mit schwerflüssigen, dunkelröthlichen, ja schwärzlichen, bei den organischen Verrichtungen schon abgenutzten, der neuen Belebung in den Lungen bedürfenden Bestandtheilen angefüllt erscheint, wird „der venöse Karakter“ beigelegt.

Obwohl beide Blutarten dem Menschen nothwendig sind, so kann doch bei dem Vorwalten der einen über die andere bis zu einer gewissen Grenze das Leben bestehen; allein durch das angegebene Ueberwiegen des Arterien- über das Venen-System und umgekehrt gewinnt der Organismus einen bestimmten Ausdruck, welcher in den verschiedenen Temperamenten auf unzweideutige Weise sich kundgibt.

Hierauf beruht auch die alte Benennung der Temperamente; ihren Werth geltend zu machen, dürfte bei der Ausführung der einzelnen Temperamentgattungen der passende Ort sein. Ausser den oben bemerkten vier Gattungen hat man auch noch ein gemäßigtes Temperament aufgestellt, welches sich dort bilden soll, wo das größtmögliche Gleichgewicht der Reizempfänglichkeit und des Wirkungsvermögens verbunden mit der naturgemäßen Beschaffenheit der Blutmasse vorhanden ist.

Ich komme nun zu der Erläuterung der einzelnen Temperamente:

I. Phlegmatisches Temperament.

Platner's phrygisches, kraftloses Temperament. — Kant's affektloses Temperament.

Es bildet sich da, wo die Reizempfänglichkeit gering, das Wirkungsvermögen schwach, aber nachhaltig ist, zugleich aber diejenigen Verrichtungen, welche dem Körper neuen Stoff oder Nahrungsstoff zuführen, eine vorwaltende Thätigkeit äußern.

Digitized by Google

Dieſes Temperament, welches auch das träge, kaltblütige genannt wird, kommt unter allen Himmelsſtrichen vor, iſt aber häufiger im kalten als warmen Klima anzutreffen.

Das phlegmatiſche Temperament iſt in vorherrſchendem Maße das der Kindheit, und zwar, weil in demſelben ein Ueberfluß von wäſſerigen, ſogenannt lymphatiſchen Säften vorhanden, das Empfindungsvermögen noch wenig aufgeſchloſſen, die zu entwickelnde Thatkraft der ſteten Aufnahme und Aneignung von neuen Nahrungsmitteln vorzugsweiſe zugewandt iſt.

Obgleich dieſes Temperament durch alle Lebensalter andauern kann, ſo ſcheint es doch auch als die pflanzliche Wurzel der übrigen Temperamente betrachtet werden zu dürfen, und es iſt Aufgabe der Erziehung, das Aufſchießen zur Blume und Frucht möglichſt zu überwachen. Hierdurch wird eine Umänderung des Temperaments der Kindheit in das des männlichen Alters auf die den perſönlichen und allgemeinen Intereſſen nützlichſte Weiſe vor ſich gehen, es wird ein Verkennen der individuellen Anlagen verhütet, der Lebenstrieb in ſeine natürlichſte Bahn geleitet, und das allein ohne Gefährde zu erreichende Ziel klar vor Augen geſtellt werden können.

Die Muſterbilder dieſes Temperaments werden beſonders bei dem männlichen Geſchlecht angetroffen, wo der Uebergang aus dem jungen Mannsin das mittlere Alter ſchon im Allgemeinen eine Geneigtheit zu demſelben einleitet. Letztere iſt ſo ziemlich in der nun gewonnenen Erſtarkung aller körperlichen Verhältniſſe begründet, und wird dadurch unterſtützt, daß in dieſer Altersperiode das Individuum durchſchnittlich ſeine Lebensaufgabe in ſtaatsbürgerlicher und geſelliger Beziehung gelöſt hat. Dagegen ſcheint es in gar vielen Fällen bei dem weiblichen Geſchlecht ſich faſt umgekehrt zu verhalten. Daſſelbe bereitet nämlich durch ſeine ganze Wachsperiode bis zur vollendeten phyſiſchen Entwickelung ſeiner Beſtimmung nach ein Uebermaß von Säften, welches einen ſpäteren Verbrauch ahnden läßt, allein augenblicklich durch die Anhäufung von Nahrungsſtoff gerade jenes Temperament, welches mit unbenutztem Material ſich am meiſten befreundet, befördert. Mit dem Eintritt jener Periode, welche nicht unpaſſend als diejenige der Rückbildung bezeichnet wird, alſo des Matronenalters, findet in dem weiblichen Körper gar häufig eine Temperamentsumänderung ſtatt, die Abhängigkeit von dem grobſinnlichen Lebensſtoffe, welche ſich durch die Ausprägung des phlegmatiſchen Temperaments viele Jahre lang kund gegeben, hört nun auf, und es tritt eine Rührigkeit und eine Beweglichkeit in dem Organismus ein, welche das Weib zu den vielfachſten verwickelten Geſchäften geeignet machen, denen der Mann nur in ſeinen Blüthenjahren ſich unterziehen mag. Es darf daher nicht gerade ſeltſam erſcheinen, wenn weibliche Individuen in der bezeichneten

Digitized by Google

Lebensperiode ein Temperament ſich aneignen, welchem in vielfacher Beziehung das Prädicat des choleriſchen Temperaments vindicirt werden darf.

Kennzeichen des phlegmatiſchen Temperaments.

a. Phyſiſche Merkmale.

Wie eben erwähnt, findet ſich bei dieſem Temperament ein Ueberfluß von ſogenannt lymphatiſchen Säften, es mangelt an Blutroth und Faſerſtoff, dagegen werden mehr ſeröſe*) und Fett-Theile erzeugt, wodurch das Blut eine dünne, wäſſerige, kraftloſe Beſchaffenheit erhält. Aus demſelben Grunde haben die Muskeln ein dünnes ſchwammiges Gewebe, ſie ſind ſchlaff und beſitzen wenig Spannkraft.

Ueberhaupt hat der ganze Körper durch das Ueberwiegen der flüſſigen Theile über die feſten eine aufgelockerte Beſchaffenheit, und iſt gewöhnlich von größerem Umfange. Die Haut verräth durch ihre Bläſſe und Dünne, Blutarmuth, Schlaffheit und Mangel an Elaſticität, ſie iſt mitunter gedunſen oder durch Fettanhäufung übermäßig ausgedehnt, die Haare ſind meiſtens von lichterer Farbe und dünnem Wuchſe, die Stirne kurz, die Augen von heller Färbung und geringem Ausdruck, ohne Feuer, die Naſe grob geformt, Kinnbacken, Ohren, Lippen und Kinn ſehr entwickelt. Die Phyſiognomie läßt wenig zu errathen übrig, ſie bekundet einen geringen Geiſt, oder enthält viele Zeichen von Stupidität. So wie an dem Kopfe die unteren, den niederen Verrichtungen mehr zugewandten Theile im Vergleiche zu den obern eine größere Ausbildung erhalten haben, ſo ſtehen auch Bruſt und obere Extremitäten im Nachtheil zu Unterleib und untern Extremitäten. Der Bauch iſt größer, ausgedehnter, in ſeinen einzelnen Organen aufgeſchwemmter, während die Bruſt kleiner und enger iſt. Schenkel und Füße ſind kürzer und dicker als Arme und Hände. Die Verdauung iſt kräftig, unermüdlich, dagegen die Athmungsbewegungen langſam, die Stimme ſchwach, die Sprache langſam, oft unbeholfen, bisweilen ſtotternd.

Die Neigung des Bluts, eine mehr wäſſerige Beſchaffenheit anzunehmen, wie auch in faulige Verderbniß überzugehen, läßt die entſprechenden Krankheiten bei Perſonen dieſes Temperaments fürchten.

Eine Verbeſſerung der Grundlage dieſes Temperaments läßt ſich nur unter den körperlichen Umſtänden erwarten, wo das Uebermaß der lymphatiſchen Säfte noch für den Wachsthum verbraucht, und einer bleibenden Verwäſſerung durch diätetiſches Verhalten, kräftige Nahrung, und paſſende Leibesübung vorgebeugt werden kann.

---

*) Serum wird das Blutwaſſer genannt.

Digitized by Google

b. Psychische Merkmale.

In geistiger Beziehung kündigt sich das phlegmatische Temperament durch intellectuelle und moralische Unempfindlichkeit an. Die äusseren Sinne zeigen Schwäche und Mängel an Beweglichkeit, die innern verrathen geringes Wahrnehmungs- und Auffassungsvermögen, suchen das Aufgefaßte nicht sich anzueignen und zum selbstbewußten Gedanken zu erheben, sondern verdumpfen mehr in stillem, zwecklosem Hinbrüten. Wie der Phlegmatiker in physischer Beziehung häufig viel unbrauchbares Material in sich beherbergt, so ist in psychischer Hinsicht das Gedächtniß dasjenige Vermögen, durch welches dem Geiste vieler Ballast zugeführt wird, welcher wie ohne Auswahl aufgenommen, so nicht zweckmäßig verbraucht werden kann.

Obwohl der Phlegmatiker eine ausserordentliche Abneigung vor allen organischen Geschäften, welche einigen Kraftaufwand erheischen, besitzt, so zeigt er doch bezüglich der Thätigkeiten, welche zu seinem Lebensbestand unbedingt erforderlich sind, wie in seinen Berufsarbeiten, die in einem bestimmten Cyclus sich abrollen, Pünktlichkeit und Andauer; deshalb zeigt er bei leichten, vorschriftmäßigen Aufgaben auch Fleiß und Fertigkeit. Hieraus ist erklärlich, daß sich Phlegmatiker in Real- und Elementarwissenschaften durch Gründlichkeit auszeichnen können. In ihren philosophischen Ansichten sind sie zweifelnd, schlaff, indifferent.

In ihren Kunstbestrebungen beobachten sie strenge Wahrheit und Naturtreue (niederländische Schule).

Lanhoffek sagt, man findet öfters Plastiker als Maler von diesem Temperamente; öfters praktische Musiker aber nie Tonsetzer, so wie es nie Poeten unter den Phlegmatikern gegeben hat.

In seinem mündlichen Vortrag wie in seinem Schriftstyl, ist der Phlegmatiker mehr unbeholfen und gedehnt; als fein und gewandt; er holt zu weit aus, will alles objectiv machen und wird dadurch ermüdend. Doch fehlt es seinen Darstellungen, welche er überall gehörig zu entwickeln sucht, nicht an Deutlichkeit und Bestimmtheit.

In gemüthlicher Beziehung zeigt der Phlegmatiker eben so wohl Gefühllosigkeit als Kraftlosigkeit und Trägheit. Kant nannte daher deshalb dieses Temperament das affektlose. Selbst sein Vergnügen sucht er nur in Genüssen, welche er sich ohne Anstrengung bereiten kann. Unempfindlich und stumpf gegen die äussern Einflüsse, ist er weder für angenehme noch unangenehme Gefühle, weder für Freuden noch für Leiden zugänglich. Er ist gleichgültig bei fremdem Glück oder Unglück; Theilnahme und Mitleid dürfen nicht bei ihm einziehen. Weder Lob noch Tadel können ihn aufregen, er liebt zu sehr die Ruhe und den Frieden, um sich veranlaßt zu finden, seinen Thätigkeitskreis zu erweitern oder sich in irgend einen Streit einzulassen.

Digitized by Google

Von Affecten wird der Phlegmatiker nicht leicht berührt, er ist nicht leicht zu erzürnen, doch wird eine anhaltende feindliche Einwirkung auch seinen Haß erregen, und ihn zu den furchtbarsten Reactionen aufrufen können.

Leidenschaften ist er nur in so fern unterworfen, als er bestrebt ist, seinen Hang nach Ruhe vor aller Gefährdung sicher zu stellen; er ist deshalb ein großer Egoist, daher auch neidisch und geizig, ohne der Sucht nach Besitzthum durch selbstthätiges Mitwirken Vorschub leisten zu wollen.

Platners hektisches Temperament trifft eigentlich mit dem phlegmatischen zusammen, und bildet sich da, wo dem Phlegmatiker körperlicher Verfall droht, und nun eine vorwaltende Reizbarkeit begründet wird, wodurch in geistiger und gemüthlicher Beziehung der Charakter des Phlegmatikers noch eine traurige Steigerung erhält. Der Hektiker will organischen Bestand gewinnen, allein es fehlt ihm in physischer und psychischer Hinsicht die Kraft zur Bewegung, wie der innere Halt zur Ruhe; er findet sich daher zwischen den Extremen gejagt. Er findet an körperlichem Vergnügen keine Freude; seine geistigen und gemüthlichen Functionen geschehen mit Empfindlichkeit, Unwillen, Verdruß, Pedanterie, Eigensinn, Härte und Unbilligkeit. Er ist unduldsam und mißtrauisch, fühlt sich unglücklich und läßt niemanden Gerechtigkeit widerfahren, ist beständig unzufrieden, und dabei höchst schwankend in allen Entwürfen und Liebhabereien.

II. Sanguinisches Temperament.

Es findet sich da, wo die Reizempfänglichkeit erhöht, das Wirkungsvermögen leicht erregbar, aber nicht nachhaltig ist, das Blut in seiner reinsten, löblichsten Beschaffenheit sich zeigt.

Es wird auch das reizbare, leichtblütige, arteriöse, genannt.

Platner führt dieses Temperament unter seiner dritten Gattung, dem lydischen oder thierischen Temperament und zwar als die erste Art desselben auf.

Das sanguinische Temperament findet sich am meisten bei dem jugendlichen Alter und dem männlichen Geschlecht, kann später in das cholerische oder melancholische Temperament übergehen, bildet sich indessen gewöhnlich, wo es in dem Blüthenalter in seiner Reinheit aufgetreten war, am liebsten zum gemäßigten um.

Wo sich dieses Temperament aus dem phlegmatischen des kindlichen Alters entwickelt, wird es in der Art geschehen, daß die organischen Kräfte durch die gesteigerte Lungen- und Gefäßthätigkeit und den erhöhten Nervenimpuls die unbenutzten lymphatischen Säfte theils zur Ausscheidung bringen, theils zu einer brauchbaren Nahrungsflüssigkeit veredeln, in arterielles Blut verwandeln.

Digitized by Google

Das sanguinische Temperament wird in gemäßigten Himmelsstrichen am häufigsten angetroffen; unter den neueren Völkern wird es besonders den Franzosen, namentlich den Bewohnern von Paris zugeeignet.

Es darf nicht auffallen, daß dieses Temperament, womit das kräftige Alter und Geschlecht so häufig ausgestattet ist, zu langer Lebensdauer führen kann; denn nach den organischen Gesetzen verzehrt sich eine zu große Reizbarkeit allmälig, ohne Nachtheil für den Körper, und setzt sich somit nach und nach mit dem Wirkungsvermögen ins Gleichgewicht. Hiermit tritt dann das gemäßigte Temperament ein. Es versteht sich von selbst, daß diese erwünschte Umänderung nur dann eintreten kann, wenn in der höchst erregbaren Lebensperiode eben das Wirkungsvermögen möglichst geschont und vor Uebergriffen bewahrt wird.

Zu den hier empfehlenswerthen Verhaltungsregeln gehören leicht nährende nicht erhitzende Nahrungsweise, Abhaltung von aufregenden, ergreifenden Einflüssen und eine psychische Diät, welche mehr den Geist als das Gemüth in Anspruch zu nehmen im Stande ist.

Die Neigung des Bluts, eine vermehrte Arterialität zu erlangen, läßt bei Personen dieses Temperaments Entzündungskrankheiten, besonders der Brusteingeweide, Blutflüsse und dergleichen fürchten.

Die Kennzeichen des sanguinischen Temperaments sind im Allgemeinen folgende:

a. Physische Merkmale.

Der Sanguiniker ist meistens von zartem und schlankem Körperbau, und mittlerer Statur, seine Glieder sind fein und wohl proportionirt. Seine Haut ist weich und zart, sie besitzt eine Weiße, welche ein lebhaftes Roth leicht durchschimmern läßt. Die einzelnen Theile des Gesichts befinden sich in einem passenden Verhältniß zu einander und sind wohl geformt. Die Augen sind blau oder braun, von sanftem aber doch lebhaftem Blick. Die Stirne heiter; Mund, Nase und Ohr von kleinem, zartem Bau. Die Farbe des Gesichts blühend, sein Ausdruck gefällig, wohlthuend. Die Haare sind blond oder braun.

Da bei diesem Temperamente das Blut einen Reichthum an rothen, gerinnbaren, bildungsfähigen Bestandtheilen besitzt, das Muskelsystem sehr ausgebildet ist, und sich hiermit eine ausserordentliche Nervenreizbarkeit verbindet, so fehlt es nicht an ungemeiner Beweglichkeit. Durch die Raschheit aller organischen Verrichtungen ist indessen nicht der Lebensbestand in der Art gefährdet, wie bei dem schon angeführten hektischen Temperament, wo ein verdorbenes Blut auch ein schlechtes Material abgibt. Der Sanguiniker verdaut schnell und läßt in seiner Lungen- und Gefäßthätigkeit überall Behendigkeit durchblicken, bekundet in allen übrigen Lebensfunctionen eine gewisse

Digitized by Google

Raschheit, ja Uebereilung, wodurch nirgends Consolidirung eintreten kann, ist dadurch bald erschöpft und abgespannt, allein eine kurze Ruhe befähigt ihn zu neuen Thätigkeiten, denen er sich mit Hastigkeit unterzieht. Deshalb ist der Sanguiniker in seinen Bewegungen schnell entschlossen, rasch, aber leicht gestört, scheint unermüdlich und ist doch bald entkräftet, zeigt viele körperliche Geschicklichkeit, aber wenig Ausdauer, und nimmt die verschiedensten Uebungen vor, um den Anforderungen aller Organe wo möglich zugleich zu genügen.

6. Psychische Merkmale.

In geistiger Hinsicht zeichnet sich der Sanguiniker durch seine Empfänglichkeit für alle Gegenstände der Wissenschaften und Künste, durch seine Fähigkeit schnell und leicht aufzufassen und zu begreifen, wie auch durch eine ausserordentliche Gelehrigkeit aus. Hierbei kommen ihm auch seine äusseren Sinne sehr zu Statten, welche wohlentwickelt und fein sind. Auch hat er ein gutes Gedächtniß; allein es ist dem Sanguiniker nur um das erste Stadium der Geistesthätigkeit in Bezug auf äussere Gegenstände zu thun; hat er dieselben begriffen, so sucht er sie nicht zu behalten, er legt sie nicht bei sich nieder, um sie dann reproduciren zu können, eine solche Operation würde ihm um so schwerer ankommen, als es seiner Individualität mehr zusagt, sich mit neuen Objekten zu beschäftigen und an ihnen sich zu versuchen, als an bekannten sich wiederholt zu üben. Deßhalb fehlt dem Sanguiniker im Allem die Nachhaltigkeit; er will alles wissen und kennen, um es gleichsam absichtlich sogleich wieder zu vergessen, er will alles unternehmen, um die kaum begonnene Arbeit schon an Andern übergehen zu lassen, er will schnell zu Resultaten gelangen und ist sowohl weit angelegten Planen feind, als auch ernsteren Geistesbeschäftigungen abhold. Er ist in seinen Anschauungen überall flüchtig, in seinen Begriffen unklar, oberflächlich, daher auch in seinen Urtheilen und Schlüssen auf falsche Wege gerathend. Wo er Unterricht sucht, ist es ihm vorerst um Unterhaltung zu thun, und obgleich er durch seine feinen Sinne für Naturanschauungen sehr geeignet ist, so läßt er sich doch leicht Fiktionen aufbinden, wenn nur seine ausschweifende Einbildungskraft befriedigt wird. Man findet bei dem Sanguiniker mehr Witz und Scharfsinn als Klugheit und Geistesklarheit. Dagegen ist er mit Lebenslust reichlich ausgestattet, und er staffirt sich Alles mit einem rosafarbenen Gewande aus. Leichtsinnig und oberflächlich springt er vom Ernst zu Scherz über und umgekehrt kann er bei Angelegenheiten des Vergnügens unbegründete Ernsthaftigkeit äussern.

In wissenschaftlicher Beziehung sagt ihm aus begreiflichen Gründen die Belletristik sehr zu; auch pflegt er gerne die schönen Künste, seine Gebilde verrathen Anmuth und Lieblichkeit. (Französische Schule.)

Digitized by Google

Der Sanguiniker ist ein guter Gesellschafter und er wird alles aufbieten, um seine socialen Tugenden auszubilden. Gehoffter Beifall wird ihn zu steten und mannigfachen Bestrebungen aufmuntern, und seinen feinen Geschmack zu neuen Schöpfungen anregen. Diesem Temperamente ist daher das weite Bereich der vielfachen Genüsse, welche dem Zusammenleben Schmuck und Zierde zu verleihen im Stande sind, zu verdanken. Nur der Sanguiniker ist unermüdlich in Erfindungen von Spiel und Tanzweisen, Modesachen und Lustbarkeiten aller Art, in seinen Bestrebungen zur Ausbildung eines guten Geschmacks, in seinem Eifer, eine Gesammtheit für sich zu gewinnen, zu zerstreuen und zu unterhalten, in seiner Thätigkeit, für schön und edel erkannte Zwecke zu erreichen, u. s. w.

In seinem mündlichen Vortrage wie in seinem Schriftstyl ist er blendend, sprudelnd, wortreich, malerisch.

In seinen philosophischen Ansichten huldigt der Sanguiniker theoretisch dem Prinzip der Frömmigkeit und der Enthaltsamkeit, allein in der Praxis reißt ihn sein Reichthum an guten Lebenssäften hin, und er bekennt sich gerne zu den Lehren des Epikur.

In gemüthlicher Beziehung zeigt der Sanguiniker die beste Disposition, allein es fehlt ihm Halt und fester Wille. Er ist für alle sanften Gefühle zugänglich, wird auf das tiefste ergriffen, allein die Eindrücke streifen doch nur die Oberfläche, und die Beweglichkeit seines Karakters schmälert oder vernichtet die gehofften Resultate. Obgleich er die höchste Sucht nach Vergnügen empfindet, und desselben um so leichter theilhaftig wird, als er physisch dazu geeignet ist, und nur der Gegenwart lebt, so ist er doch auch so unbestimmt in seinen Bestrebungen, daß er aus Veränderlichkeit die Bahn zu dem halb erreichten Ziel wieder verläßt und von neuen Eindrücken oder Wünschen sich bestimmt findet. Demnach steter Wechsel in seinen Empfindungen und Neigungen, Unbeständigkeit und Leichtsinn, leicht auftauchende Karakterschwäche.

Der Sanguiniker ist eben so schnell exaltirt wie abgespannt, dem Enthusiasmus wie der Indolenz zugänglich, das heißt in Bezug auf denselben Gegenstand; denn ein anderer Reiz bringt auch eine neue Erregung hervor, welche ihre Phasen eben so rasch durchmacht.

Affekte können ihn so gewaltig ergreifen, daß sie ihn zu durchdringen scheinen, und zu augenblicklichen Handlungen antreiben; allein eine ganz kurze Frist bis zur Ausführung nimmt schon dem aufregenden Moment seine Schärfe, und der Strom tritt in sein gewöhnliches Bett zurück. So leicht der Sanguiniker zu erzürnen, zu beleidigen ist, so versöhnlich ist er, ja er ist selbst der erste, welcher seinen Gegner bei sich und andern zu entschuldigen sucht. Ueberhaupt läßt er sich von Leidenschaften nicht leicht erfassen, das Leben ist

Digitized by Google

ihm zu vielseitig, seine Regsamkeit, Beweglichkeit und Zerstreuungsluft zu sehr entwickelt, als daß er, statt denselben Vorschub zu leisten, einzelne vorübergehende Empfindungen in dauernde, oder nur länger und häufiger ihn beherrschende sich verwandeln ließe.

Platners böotisches Temperament ist die zweite Unterart seiner dritten Gattung des lydischen Temperaments, während, wie oben bemerkt, das sanguinische die erste bildet. Das böotische Temperament, welches auch das rohe, das athletische genannt wird, fällt mit dem sanguinischen hinsichtlich der guten Blutbeschaffenheit zusammen, unterscheidet sich aber von demselben, daß durch die vorherrschende Kultur des physischen Elements das psychische wenig oder gar nicht zur Entwicklung kommt oder niedergehalten wird. Deßhalb waltet bei Personen dieses Temperaments die Massenbildung vor, wovon die Athleten der alten Völker den Beweis lieferten.

Bei dem böotischen Temperamente findet sich die grobsinnliche Begehrlichkeit des Sanguinikers ohne dessen Befähigung für höhere ästhetische Genüsse.

Diejenigen Organe, welche rein körperlichen Zwecken zugewiesen sind, sind an Massenhaftigkeit und Ausbildung so sehr bevorzugt gegen diejenigen, welche höhere humane Funktionen erfüllen sollen, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn hier das Thier über den Menschen so leicht die Ueberhand gewinnen mag. Während der ganze Muskel- und Knochenbau des Rumpfes und der Extremitäten nach den größten Umrissen sich ausgeprägt haben, ist der Sitz des Sensoriums, der Kopf im Verhältnisse klein, und deutet somit die geringere Entwickelung der intellektuellen Kräfte an.

Personen dieses Temperaments haben daher fast nur Hang zu Beschäftigungen, welche ihre körperlichen Verhältnisse, also eine rohe physische Kraft ansprechen, wobei ihr Verstand sich abstumpft, und eine moralische Fühllosigkeit immer mehr eingeleitet wird.

Zu Reflexionen und tiefer dringenden Betrachtungen werden sie fast nur durch solche Einflüsse, welche das Bereich ihrer irdischen Genüsse schmälern, oder gar in Frage stellen, angeregt. Ihre Neigungen, Affekte und Leidenschaften tragen das entsprechende Gepräge. Sucht nach sinnlichen Freuden, gepaart mit Rohheit und unedeln Religionsbegriffen, erweckt Wünsche und Bestrebungen, welche von wahrer Humanität weit entfernt sind.

III. Cholerisches Temperament.

Es erscheint da, wo die Reizempfänglichkeit erhöht, das Wirkungsvermögen leicht erregbar und zugleich nachhaltig ist, das Blut eine große Menge von lebenskräftigen, bildsamen Bestandtheilen enthält.

Es wird auch das feurige, heftige genannt.

Digitized by Google

Platner führt dieſes Temperament unter ſeiner erſten Gattung, dem römiſchen oder heroiſchen Temperamente und zwar als die zweite Unterart deſſelben auf und nennt es das feurige, während ſeine erſte Unterart, das männliche Temperament mit dem übereinkommt, welches als das gemäßigte, normale, ſtarke aufgeführt wird.

Das choleriſche Temperament kommt bei weitem am häufigſten bei dem männlichen Geſchlechte vor, und iſt beſonders ein Attribut des kräftigen Mannesalters.

Obwohl es in ſeinen erſten Rudimenten ſtets angeboren, meiſtens angeerbt iſt, ſo hat es doch auch nicht ſelten ſeine latente Periode, welche wir in das kindliche Alter verlegen müſſen, wo auch es in den gemeinſamen Stamm des phlegmatiſchen Temperaments aufgenommen iſt. Letzteres iſt der Hüter der pflanzlichen Entwicklung der Organismus, und macht gar häufig erſt dann beſcheiden Platz, wenn mit einem faſerſtoffreichen Blute und einem erhöhteren Nervenleben ſich die Befähigung zu ausgedehnter und nachhaltiger Bildungs- und Willensthätigkeit eingeſtellt hat. So lange der Körper noch im Wachſen begriffen iſt, ligt die Kraft noch vielfach in materiellen Banden befangen, und das choleriſche Temperament, mehr oder minder in andere Temperamentsnüancen überſpielend, iſt noch nicht gehörig ausgeprägt. Erſt wenn die Kraft den Stoff gehörig bewältigt, ihm die vollendete Form aufgedrückt hat, alſo im jungen Mannsalter hat dieſes Temperament eine feſtere Operationsbaſis gewonnen und geht dann mit den ſpäteren Jahren, wenn der Organismus lange beſtehen ſoll, in das gemäßigte Temperament über.

Eine Umgeſtaltung des Cholerikers zum Melancholiker mag wohl bei normalem organiſchen Haushalt nicht ſtattfinden; allein die thatkräftige Wirkſamkeit, welche der Choleriker aus ſeinem organiſchen Material zieht, kann durch des Lebens Unbilden gar leicht bedrängt, ja gewaltig herabgeſetzt werden, und dann iſt der Melancholiker fertig.

Was den Uebergang des Cholerikers zum Phlegmatiker betrifft, ſo wird ein ſolcher wohl nie ſtattfinden; allein wo ein Auskommen des choleriſchen Temperaments aus dem phlegmatiſchen in früheren Jahren ſtattfand, dürfte ein ſolches Wiederausſchlagen der noch lebenskräftigen Wurzel nicht geläugnet werden können. Ja! es gibt Individuen, welche eine Kombination von beſagten beiden Temperamenten zu erkennen geben, und es iſt ſeltſam, daß man ein ſolches Vorkommen in Abrede geſtellt hat. Wohl ſind beide Temperamente in ihrer vollkommenen Ausbildung einander entgegengeſetzt und ſie können nicht gleichzeitig Platz greifen. Allein ſie können in einem und demſelben Individuum, wenn auch nur in verſchiedenen Momenten, hervortreten.

Wer kennt nicht die Widerſprüche, welche hierdurch ſo oft und in möglichſter Schnelle im täglichen Verkehr auftauchen?

Digitized by Google

Das choleriſche Temperament kommt in wärmeren Klima vor, und mochte, als die Völker ſich noch mehr abſchloſſen, bei den Römern und ihren Abkömmlingen vorwaltend geweſen ſein.

Die gewaltſamen Steigerungen der Lebensfunktionen bei Perſonen dieſes Temperaments, wodurch heftige Reizungen ſowohl als verderbliche Ergießungen veranlaßt werden können, führen Dispoſition zu Entzündungen, Blutflüſſen, Schlagflüſſen, Tobſucht und beſonders zu vielfachen Gallenkrankheiten herbei.

Soll ein hohes Lebensalter erreicht werden, ſo müſſen alle Einflüſſe reizender Art, wie insbeſondere erſchütternde Affekte und heftige Leidenſchaften möglichſt ferne gehalten werden. Auch dürfte es ſehr nützlich ſein, ein diätiſches Verhalten einzuleiten, welches der leicht excedirenden Lebensthätigkeit keinen übergroßen Vorſchub zu leiſten im Stande iſt.

Kennzeichen des choleriſchen Temperaments.

a. Phyſiſche Merkmale.

Der Choleriker iſt meiſtens von gedrängtem, derbem, aber doch feinem Bau, gewöhnlich von mittlerer Statur, er zeichnet ſich durch Neigung zur Magerkeit aus, trotz ſeiner ſtarken Knochen- und Muskelbildung, da der Fettpolſter überall fehlt.

Die Haut iſt feſt, hartanliegend, meiſtens von dunkler Färbung, das Zellgewebe dicht und ſtraff, die Muskeln von gedrängter Textur, die Knochen hart. Der Kopf iſt bei Individuen des choleriſchen Temperaments gut geformt, wenn auch etwas in die Breite gezogen, die Stirne iſt breit gewölbt, Mund, Naſe und Ohr ziemlich entwickelt, doch im Verhältniſſe mit den oberen Theilen des Geſichts. Die Haare ſind dunkel, braun oder ſchwarz, und von dichtem Wuchſe. Die Augen meiſtens dunkelbraun oder ſchwarz, von lebhaftem, feurigem, durchdringendem Blick. Die Farbe des Geſichts bräunlich, ſein Ausdruck geiſtvoll und kräftig.

Das Blut iſt reich an bildſamen Stoffen, mehr dunkel geröthet. Die Athmungsbewegungen, wie Herz- und Pulsſchlag gehen mit Stärke und Lebhaftigkeit vor ſich. In Haltung, Wendung, Gang und allen ſonſtigen Bewegungen zeigt der Choleriker Raſchheit mit Feſtigkeit und Ausdauer, und eine ungemeine Gewandtheit. Seine Verdauung iſt vorzüglich, er iſt in dieſer Beziehung den größten Aufgaben gewachſen. Ueberhaupt gehen alle organiſchen Verrichtungen mit voller Kraft von ſich, und ſind bei dem ſchnellen Erſatz des verbrauchten Materials eines ungemeinen Betriebs fähig. Der Choleriker hat bei der täglichen organiſchen Konſumtion in Gemäßheit ſeiner glücklichen Körperverhältniſſe die Geſetze einer weiſen Oekonomie am

Digitized by Google

wenigſten zu ſcheuen, er darf ihnen ſogar lange ungeſtraft Hohn ſprechen, verfällt erſt ſpät der Sühne und kann immer noch bedeutende Trümmer retten, wenn nicht gewaltſame Exzeſſe die Kette völlig ſprengten, welche jedem Lebensprozeſſe als Grenze angewieſen ſind. Welche Prärogative hat daher der Choleriker! und wie kläglich, wenn er ſich ihrer unwürdig macht! Welche herrliche Hoffnungen knüpfen ſich an ihn, wenn Erziehung und geſelliges Leben die wilde Kraft zu zähmen und für humane Zwecke zu verwenden im Stande ſind!

Die Stimme des Cholerikers iſt ſtark, männlich und wohltönend, ſeine Sprache raſch und lebhaft.

b. Pſychiſche Merkmale.

Der Choleriker faßt ſchnell und kräftig auf, hat eine andauernde, feſtgeſpannte Aufmerkſamkeit, und ein ſtarkes Gedächtniß. Mit ſeiner lebhaften, ſchaffenden Einbildungskraft, und der Reichhaltigkeit der durch ungetrübte ſinnliche Anſchauung gewonnenen Reſultate iſt er im Stande, ſich überall klare Begriffe zu verſchaffen; eben ſo beſtimmt als raſch ſich ein Urtheil zu bilden, und wird bei ſeiner kräftigen Willensthätigkeit zu entſprechendem, energiſchem Wirken alsbald bereit und entſchloſſen ſein. Der Choleriker ſucht ſtets Beſchäftigung, aber auch die Produkte derſelben. Praktiſche, unzweideutige Erfolge liebt er am meiſten. Meditationen, welche blos den Geiſt üben, ohne die Ausſicht für reellen Nutzen zu bieten, ſind ihm gehäſſig. Daher ſind ihm unter den Wiſſenſchaften beſonders diejenigen angenehm, welche die Geſammtheit in ihren wichtigſten Intereſſen umfaſſen, wie Staatsökonomie, Einführung von tief greifenden und großartigen Entdeckungen in dem lebendigen Verkehr, Geſetzgebung u. ſ. w.

In äſthetiſcher Beziehung drückt der Choleriker ſeinen Erzeugniſſen den Karakter der Lebendigkeit, der Naturwahrheit und techniſchen Vollendung auf. (Italieniſche Schule.)

Seine philoſophiſchen Anſichten ruhen in theoretiſcher und praktiſcher Beziehung auf dem Realismus.

In ſeinem mündlichen Vortrage wie in ſeinem Schriftſtyl iſt der Choleriker klar, beſtimmt, ſeinen Gegenſtand durchdringend und möglichſt erſchöpfend.

Was das choleriſche Temperament in gemüthlicher Beziehung betrifft, ſo erhellt, daß das ſtarke Wirkungsvermögen, welches der erhöhten Reizempfänglichkeit zu Schutz und Trutz zur Seite ſteht, gegen Verweichlichung und kleinliche Empfindlichkeit eine Abwehr bildet. Der Choleriker iſt ſeines thatkräftigen Willens ſtets eingedenk, und läßt ſich daher von Eindrücken ärmlicher und winziger Art nur oberflächlich berühren, während dieſelben ſehr

Digitized by Google

reizbare Naturen, welche des eigenen Halts ermangeln, tief aufregen können. Das harmonische Zusammenwirken aller organischen Funktionen, worüber auch bei gesteigerten Anforderungen der Choleriker stets verfügen kann, gibt ihm ein Selbstvertrauen, eine innere Sicherheit, wodurch er über alle Engherzigkeit, Pedanterie und Philisterei erhoben wird. Natürlich müssen dabei die Moralitätsverhältnisse gut sein; sonst kann ihn die Gewißheit seines Reichthums an physischen und psychischen Hülfsmitteln zu Stolz, Ruhmsucht, Herrschsucht und allen Ausgeburten eines schmählichen Egoismus führen. Der Hang zum Realismus läßt ihn überhaupt nicht von Affekten und Leidenschaften, welche seine Persönlichkeit verletzen und doch nur eine schwache, oder späte oder theilweise Gegenwirkung aufrufen, niedergedrückt oder gar unterjocht werden; vielmehr sucht er rasch und mit allen seinen Mitteln den Streit, ohne sich weiter vorzubereiten oder das reizende Moment nach Gebühr zu würdigen und führt den Kampf bis zur Entscheidung durch.

In seinen Gefühlen ist der Choleriker offen und ohne Hehl; was er empfindet, legt er dar und ist stets bereit, es durch Thaten zu erhärten.

Sein Enthusiasmus ist der größten Steigerung fähig und scheut keine Opfer, sowohl wenn es sich um Entsagung handelt, als auch wenn ein stetes mühsames Ringen und Kämpfen unter fast erdrückenden Umständen angesonnen wird.

Bei ungewöhnlichen, tief eingreifenden, bedeutenderen Einflüssen wird er leicht zu heftig aufgeregt, und bei seinen disponiblen, vielfachen, physischen und psychischen Mitteln läßt er sich zu Reaktionen hinreißen, welche bei seinen raschen Handlungen ihn zum furchtbarsten Widersacher machen. Es kann sich dann seine ganze Thätigkeit in Willenskraft kulminiren und eine rasche, geistige Zerrüttung die Folge sein, wovon die Raserei solcher Individuen den besten Beweis abgiebt.

Der Choleriker hat vielen Sinn für Parteiwesen, und große Neigung zu öffentlichen Verbindungen, welche ihn von den scheinbar untergeordneten häuslichen Verpflichtungen ohne Mühe loszureißen im Stande sind.

IV. Melancholisches Temperament.

Es findet da, wo die Reizempfänglichkeit groß, das Wirkungsvermögen schwer erregbar, aber nachhaltig ist, das Blut mehr der venösen als der arteriösen Natur sich nähernd, arm an lebenskräftigen, bildsamen Bestandtheilen sich darstellt.

Dieses Temperament wird auch das nervöse, venöse, schwerblütige genannt.

Digitized by Google

Platner trennt das nervöſe von dem melancholiſchen Temperamente, und führt beide als Unterarten ſeines attiſchen Temperaments auf.

Im Sinne Platner's bildet das eigentlich nervöſe, empfindliche oder auch geiſtige*) Temperament ſich da, wo bei der vorwaltenden Empfindlichkeit alle Funktionen noch mit der Kraft vor ſich gehen, um das zum Beſtand des Organismus erforderliche Wechſelſpiel zwiſchen Seele und Körper zu ſichern, während bei dem eigentlich melancholiſchen Temperamente eine ſolche Gefährdung allerdings eintritt, indem dem Blut die belebende Kraft immer mehr entgeht, und ein Heer von Krankheiten von einfacher Unterleibsaffektion bis zur entwickelten Seelenſtörung ſich ausbilden kann.

Es mag hinreichen, hier nur auf die Hypochondrie und Hyſterie mit ihren mannigfachen Geſtaltungen hinzuweiſen.

Dieſe beiden Temperamentsſchattirungen beweiſen indeſſen ihre gemeinſame Abkunft dadurch, daß ſie ſowohl in der Reihenfolge der einzelnen Lebensperioden in einander übergehen, wie auch als vorübergehende Schwankungen bei einem und demſelben Individuum ſich vorfinden können, und es ſollen daher in dieſer Abhandlung die nüancirenden Merkmale in die univerſelle Schilderung des melancholiſchen Temperaments aufgenommen werden.

Auch das melancholiſche Temperament kann aus dem phlegmatiſchen des kindlichen Alters hervortreten, wenn bei vorrückendem Entwicklungsprozeß (Evolutionsprozeß) der lymphatiſche Karakter des Bluts weniger zum arteriöſen als zum venöſen ſich umgeſtaltet, und dadurch der Nervenkraft die natürliche Baſis entgeht, die altersgemäßen Funktionen zu erfüllen. Dieſes Temperament kann ſich auch in ſpätern Jahren ausbilden, wenn in Folge ſtarker Säfteverluſte dem Blute die nahrhaften Theile entzogen oder durch ſchwere Gemüthsleiden die Nervenkraft bedeutend herabgeſetzt wird. In ſolchen Fällen erſcheint der Karakter der Blutmaſſe, wodurch dieſes Temperament die Bezeichnung „ſchwarzgallig“ erhalten hat, beſonders ausgeprägt.

Obwohl das melancholiſche Temperament ſchon im Blüthen- und jungen Mannsalter eintreten kann, ſo liebt es doch am meiſten die mittleren Jahre, wo nach den Naturgeſetzen ſchon die venöſe Beſchaffenheit des Bluts und das derſelben entſprechende Temperament eine Begünſtigung erhalten.

Mit den höheren Jahren beruhigt ſich auch gewöhnlich die überſchüſſige Nervenreizbarkeit, und der Frieden kehrt zur thieriſchen Oekonomie zurück, wo dann der Abend des Lebens in ungetrübter Ruhe verlebt werden kann. Hier hat das melancholiſche Temperament ſich zum gemäßigten umgewandelt unter deſſen wohlthätigem Schutze von weiteren ſtürmiſchen Aufregungen nichts mehr zu fürchten iſt.

---

*) Wenn zugleich die Geiſtesanlagen ausgezeichnet ſind.

Digitized by Google

Tritt indessen dieser erwünschte Uebergang nicht ein, dann erliegt der Organismus in seinem physischen oder psychischen Bestand durch die Verschlechterung seiner Lebensprinzipien. Es können nämlich die üblen Ausgänge zahlreicher Unterleibskrankheiten die Szene baldigst beschliessen; es kann die aufreibende Wirkung einer stets fortwährenden Nervenreizung eine Verzehrungskrankheit einleiten; es können aber auch Geistes- und Gemüthskrankheiten sich bilden, deren Bedeutung leicht erhellt, wenn auf die hier in Frage tretende Hypochondrie und Melancholie mit ihren Qualen und Martern hingewiesen wird.

Unter den Geschlechtern liebt das melancholische Temperament mehr das weibliche als das männliche, während es jedoch vorzugsweise im letzteren seine höchsten Steigerungen erhält.

Man will dieses Temperament unter den alten Nationen besonders den Indiern, unter den neuern den Engländern zuschreiben.

a. Physische Merkmale.

Der Melancholiker ist meistens von hagerer Statur und straffem aber unproportionirtem Körperbau, indem Muskeln und Knochen mehr der Länge nach ausgebildet sind, wodurch bei der vorherrschenden Magerkeit alle Abrundung sich verliert, und die natürlichen Ecken und Winkel sich deutlicher abprägen. Der Melancholiker hat lange, gestreckte Extremitäten und einen kürzeren Rumpf, besonders aber sind seine Schultern heraustretend, schmal und abgeplattet, wodurch die Form entsteht, welche man als schwindsüchtigen Körperbau (architectura phtysica) bezeichnet, während sich jedoch hieran keine nahe Besorgniß knüpft. Die Haut ist trocken, blutleer, ohne Elastizität, von düsterer, trüber Färbung, welche in verschiedenen Nüancen grau und gelblich erscheinen kann. Der Hals ist lang, der Kopf gestreckt, beigedrückt, die Stirne hoch. Nase, Mund und Ohren oft wohlgebildet, wodurch das Gesicht einen feinen, edlen Ausdruck gewinnt. Die Augen von gräulicher oder blauer Farbe, mattem Glanze, und verschlossenem, brütendem Blicke. Die Haare sind weich, häufig dunkelbraun.

Die Athmungsbewegungen wie auch der Herz- und Aderschlag sind träge und langsam; selbst eingewirkte Reizungen, welche das Nervensystem aufregen, erreichen nur spät oder gar nicht den Kreislauf, wodurch das merkwürdige Phänomen eintritt, daß Personen dieses Temperaments von manchen Einflüssen in ihrem inneren Nervenleben durchdrungen, ja durchwühlt sein können, ohne daß davon eine äussere Spur zu entdecken wäre. Das Blut, wie oben erwähnt, nähert sich mehr der venösen, als arteriösen Natur, es entbehrt vielfach des belebenden, befruchtenden Nervenimpulses, erhält dadurch weniger bildsame, weniger nährende Bestandtheile, und schleppt sich in den

Digitized by Google

Adern mühsam fort, wodurch leicht die hier so bedenklichen Stockungen im Unterleibe eintreten.

Die Stimme des Melancholikers ist matt und klanglos, seine Sprache gedehnt und eintönig, affektlos.

Der Muskel- und Knochenbau verstatten dem Melancholiker eine leichte, umfangreiche Beweglichkeit, allein die innere Kraft fehlt; er erhebt sich schwer, deshalb schont er sich und läßt sich nur mühsam zu körperlichen Anstrengungen bestimmen. Daher ist er in Haltung, Gang, Wendungen u. s. w. langsam, mehr oder weniger schleppend, bedächtig, abgemessen, kann sich jedoch durch wiederholte innere und äussere Anregung zusammennehmen und auf eine Zeit lang mit Anstand und würdevoller Festigkeit auftreten. Bald jedoch versinkt er wieder in sich selbst, wird träumerisch, nimmt häufig eine fast lächerliche Feierlichkeit an, und drückt in allen seinen Geberden die Lust nach äusserer Ruhe aus.

In seinem Verdauungsgeschäfte ist der Melancholiker sehr unregelmäßig, er ist darin nach seiner jedesmaligen Stimmung sehr wechselnd, und gehorcht keineswegs den wirklichen Anforderungen seines Körpers. Er ist in der Auswahl seiner Speisen nach Güte und Menge bald zu ängstlich, bald zu keck und verwegen. Die Verdauung selbst ist langsam und träge, und kann durch vielfache, aus Nervenreizen entsprungene Inkonvenienzen augenblickliche Gefährde erleiden.

b. Psychische Merkmale.

In geistiger Hinsicht bekundet der Melancholiker, unterstützt durch seine scharfen äusseren Sinne und ein gutes Gedächtniß, eine bedeutende Befähigung, intensiv starke und wahrheitsgetreue Anschauungen zu erhalten, seine Denkkraft an dieselben zu knüpfen, und zu klaren Begriffen zu gelangen. Allein die Kenntnißnahme der äusseren Objekte und deren Analysirung, um dem Geiste geziemende Nahrung zuzuführen, erfordert eine durch vielfache Ursachen Störungen erleidende Aufmerksamkeit und Anspannung, welche den Melancholiker ermüden und verstimmen, am wenigsten aber unterhalten. Er ist daher weit lieber mit Selbstbeschauungen, die theils aus seinem eigenen Ich entspringen, theils aus demselben abgeleitet sind, beschäftigt, und geräth dadurch leicht auf den Abweg, wie seine physische Persönlichkeit, so auch seine psychische für das Zenith der Schöpfung anzusehen. Je länger er sich solchen egoistischen Betrachtungen hingibt, um so schwerer fällt es, ihn von denselben loszureissen, und um so eindringlicher müssen die äusseren Reize sein, welche jenem kontemplativen Leben die Wage halten sollen. Die Unwilligkeit des Geistes, sich mit äusseren Gegenständen zu beschäftigen, kann sein Bedürfniß neue Anschauungen zu erhalten, nicht entbehrlich machen; es

Digitized by Google

wird jedoch der Phantasie gestattet willkürliche Gebäude aufzuführen, welche oft nicht das geringste Merkmal der objektiven Wahrheit an sich tragen, häufig auch nur Vorstellungen, welche aus der so trügerischen Gemüthsregion entnommen sind, enthalten. Er gewinnt durch diese Art von Geistesoperation eine Menge von falschen Ansichten, Voraussetzungen, Vorurtheilen, Einseitigkeiten und Irrthümern; er versäumt die Ausbeutung schon angebahnter Fundgruben, und trägt sich mit leeren Spekulationen und unnützen Grübeleien herum; er vernachlässigt seine eigenen wichtigsten Angelegenheiten und will die Welt reformiren, nicht etwa um alle Menschen glücklicher zu machen, sondern vielmehr um seinem philosophischen Enthusiasmus für Vollkommenheit zu genügen; er träumt von einem baldigst zu erringenden Dorado und vergißt, daß er mit den Füßen im Schlamme stecken kann.

Wenn indessen der Melancholiker in noch kraftvollem Lebensalter sich unter dem Einflusse solcher äusserer Umstände befindet, welche seine nervöse Reizbarkeit beschwichtigen, aber zugleich seine Thatkraft sanft und allmälig anregen und in geräuschloser Stille praktischen Zwecken dienstbar machen, dann gewinnen seine Abstraktionen realen Werth; er wird ein guter Mathematiker, ja er kann es bis zum ausgezeichneten Mechaniker und Techniker bringen, obwohl er stets eine Vorliebe für spekulative Wissenschaften, Metaphysik ꝛc. ꝛc. behalten wird.

Haben die Melancholiker ein Kunsttalent, so sollen ihre Produkte viel Ideales, Erhabenes bekunden. (Deutsche Schule.)

In seinen philosophischen Ansichten huldigt der Melancholiker dem Idealismus, der wahren und mystischen Frömmigkeit, der Aszetik, dem Stoizismus.

Der mündliche Vortrag wie der Schriftstyl des Melancholikers ist oft trocken und dunkel, jedoch reich an tiefsinnigen Meditationen, häufig wohlgeordnet, systematisch.

Das Gemüth des Melancholikers hat eine düstere, finstere, störrische Beschaffenheit; gleichgültig und untheilnehmend gegen die Außenwelt, so lange es auf seinen eigenen Willen ankommt, sich von derselben abzuschließen; aber unangenehme Einflüsse, welche sein Stillleben stören, können ihn sehr tief aufregen. Unter den Affekten und Leidenschaften sind es besonders die niederschlagenden, welchen der Melancholiker unterworfen ist: Traurigkeit und Furcht, Verzagtheit und Angst, Schrecken und Verzweiflung bemächtigen sich leicht des melancholischen Gemüths und jagen und drängen es bis zum höchst beklagenswerthen Entschlusse des Selbstmords. Dagegen ist der Melancholiker der Freude wenig zugänglich. Obwohl er empfindlich ist und leicht verletzt werden kann, so geräth er doch nicht in brennenden Zorn, vielmehr vergräbt er die erlittene Kränkung tief in sein Inneres und nährt einen stillen schwer

Digitized by Google

vertilgbaren Haß. Gegen Perſonen, welche er verachtet, trägt er ſeinen Widerwillen offen zur Schau; gegen Freunde und überhaupt gegen ſolche Menſchen, welche er für moraliſch gut hält, iſt er offenherzig und theilnehmend; doch kann ſein Vertrauen leicht verſcherzt werden, da er ſo ſchwer zu befriedigen iſt, und ſein geheimer Stolz, ſein egoiſtiſches Ueberheben ſeiner ſelbſt ſeine Anſprüche unmäßig ſteigert. Wie der Melancholiker leicht an ſich ſelbſt verzweifelt, ſo behandelt er ſeine Umgebung mit gleicher Münze; es kann daher ſeine Ungeſelligkeit bis zum wirklichen Menſchenhaß ausarten. Auch erklärt es ſich leicht aus der Eigenthümlichkeit des melancholiſchen Gemüths, daß ihm die Neigung zum Mißtrauen, zur Eiferſucht und zum Geize mit vollem Recht vindizirt wird.

Zum Schluſſe der Erläuterung der vier Hauptgattungen der Temperamente mag hier noch eine kurze Schilderung derjenigen Temperamentsmodifikation folgen, welche man dann anerkennen wollte, wenn Reizempfänglichkeit und Wirkungsvermögen auf altersgemäßer Höhe und in regelmäßigem Wechſelverhältniß eben ſo ſehr wie die löblichſte Beſchaffenheit der Blutmaſſe ſich vorfänden.

Dieſe Temperamentsmodifikation oder vielmehr Temperamentsausgleichung hat man genannt:

Normales, gemäßigtes Temperament.

Wenn man die Klaſſifikation von Platner durchgeht, ſo findet man in der Schilderung ſeines männlichen Temperaments, welches ſeine erſte Unterart des römiſchen Temperaments abgibt, faſt die ganze Karakteriſtik des gemäßigten Temperaments.

Perſonen, welche den Typus des gemäßigten Temperaments durch ihr ganzes Leben, wenn ſchon mit den durch die verſchiedenen Altersperioden geſtatteten und ihnen naturgemäß angepaßten Kombinationen der Grundthätigkeiten des Organismus ausdrücken, dürften wohl nur auſſerordentlich ſelten ſich finden. Dagegen mögen ſchon ziemlich häufig Individuen getroffen werden, welche in ihren Organiſationsverhältniſſen eine größere Annäherung zu dem angeführten Muſtertemperamente als zu den früher erläuterten bekannten vier Hauptgattungen darſtellen.

Daß auch von letzteren das reizbare, das melancholiſche und das choleriſche Temperament in ſpäteren Jahren und unter günſtigen Umſtänden in das gemäßigte oder normale übergehen können, wurde ſchon im Laufe dieſer Abhandlung aus einander geſetzt.

Digitized by Google

Kennzeichen des gemäßigten Temperaments.

a. Physische Merkmale.

Der Körper ist von mittlerer Größe, hat einen starken, kräftigen Knochenbau und volle, schöngeformte Muskeln. Alle seine Theile stehen in gehöriger Proportion, und überall läßt sich Vollkommenheit und Regelmäßigkeit erkennen. Die Farbe der Haare wird als zwischen den Polen (licht und dunkel) mitten inne stehend angegeben, doch soll es meistens braun sein, aus den Gesichtszügen spricht Annehmlichkeit mit geistigem Ausdruck gepaart. Es kann nicht auffallen, daß bei einem Individuum dieses Temperaments, als das Ideal seiner Gattung repräsentirend, alle Prozesse des physischen Organismus mit Kraft und Ausdauer, mit Geschicklichkeit und Gewandtheit, mit Behendigkeit und Lust erledigt werden. Auch werden Athmungsbewegung und Blutzirkulation, Verdauung und Ernährung ganz naturgemäß und ohne die mindeste Störung des organischen Gleichgewichts vollzogen. Die Gesundheit der Individuen dieses Temperaments ist dauerhaft; es wird ein hohes Alter erreichen. Wo in seltenen Fällen gewaltsame Ursachen Krankheiten herbeiführen, erweiset sich die Naturkraft so wirksam, daß sie allermeistens des Beistandes der Heilkunst entbehren darf.

b. Psychische Merkmale.

In geistiger Beziehung bemerkt man an Personen des gemäßigten Temperaments Schärfe in den äusseren Sinnen, gute Fassungskraft, klare Begriffe und gediegene Urtheile, nebst einem äusserst getreuen Gedächtnisse; dabei findet sich Lust zu schweren, anstrengenden Kopfarbeiten. Phantasieschöpfungen sind ihnen sehr gehässig, ebenso wie alle geistigen Beschäftigungen, welche bloß zur flüchtigen Unterhaltung dienen. In ästhetischer und moralischer Hinsicht sind sie nur so weit empfindlich, als ihr tiefwurzelnder Sinn für Vollkommenheit und das reine Sittengesetz sich angesprochen findet; eigentliche Kunstgegenstände, welche nur mit Feinheit und Geschmack beurtheilt werden dürfen, erlangen in ihren Augen nur soweit Werth, als sie zugleich einem praktischen Zwecke zu dienen im Stande sind. Ihre eigenen Erzeugnisse tragen stets das Gepräge von Solidität und allgemeiner Brauchbarkeit.

In gemüthlicher Beziehung sind Personen des gemäßigten Temperaments durch ihre glücklichen Anlagen mit allen Erfordernissen eines anhaltenden Seelenfriedens ausgestattet. Ist ihre Empfindsamkeit auch nicht so sehr entwickelt, um überall in schmelzenden Gefühlen zu zerfließen, sind sie wohl auch etwas zurückhaltend im Umgange, selbst kalt und verschlossen, so sind sie doch auf der anderen Seite auch gefällig und theilnehmend, helfend und schützend, wo ihr Sinn für Wahrheit und Tugend, für Recht und Gesetz

Digitized by Google

sich angesprochen findet. Von Affekten und Leidenschaften werden sie wenig berührt; die dadurch gesetzten Störungen des Gleichgewichts werden durch ihre glücklichen Konstitutionsverhältnisse sehr bald wieder ausgeglichen.

Wie das gemäßigte Temperament gegen körperliche Uebel Schutz und Sicherheit verleiht, eben so und in noch größerem Maße ist dieses in Bezug auf Geistes- und Gemüthskrankheiten der Fall.

Nachdem ich die vier Hauptgattungen der Temperamente nebst dem Ausgleichungs- oder neutralen Temperamente, welches als normales oder gemäßigtes aufgestellt worden ist, in allgemeinen Umrissen vorgeführt und die sie behandelnde Lehre wegen der Allseitigkeit der schöpfenden Naturkraft gegen den Vorwurf einer unzulänglichen Karakteristik sicher gestellt habe, so muß ich darauf aufmerksam machen, daß auch in den vielfachen Veränderungen, welche das Individuum durch Alter, Geschlecht, Klima, Lebensweise, Berufsart ꝛc. erleidet, der Grund zu weiteren Modifikationen geboten ist.

Ich kann nicht die einzelnen Momente, welche hier in Frage kommen, weitläufig behandeln, um so weniger, als schon in der Darstellung der Bedingungen der einzelnen Temperamente angedeutet ist, daß, wie bestimmte Ursachen zur Auftauchung eines bestimmten Temperaments erforderlich sind, ein Wechsel der kausalen Verhältnisse auch neue Nüancirungen desselben zu erzeugen im Stande ist. Indessen will ich darauf hinweisen, daß der Erziehung die Aufgabe gestellt ist, dem Temperament die für das individuelle Leben entsprießlichste Richtung zu geben, und ihm diejenige Modifikation zu verleihen, welche für seine besonderen Beziehungen die heilsamste ist.

Es ist also eben so sehr die Möglichkeit an Handen gegeben, dem unsichtbaren, geistigen Faktor des Temperaments durch passendes Vorschreiten näher zu treten, und sich wohl auch desselben zu bemächtigen, wie man durch Regulirung der physischen Verhältnisse, wovon die leibliche Basis des Temperaments abhängt, die Entwicklung und Befestigung desselben zu bestimmen im Stande ist.

Da die Bedingungen der Temperamente eine organische Basis haben, welche wohl in den meisten Fällen mit der ersten Zusammensetzung des einzelnen Menschen, also mit seiner Erzeugung oder doch mit seiner Geburt schon hergestellt sein dürfte, mithin die angeborne Modifikation der Grundthätigkeiten den wohlthätigen Einfluß der Erziehung und ähnlicher Potenzen sehr schmälern muß, so wird man sich gerne bescheiden, nicht immer die Herstellung der Karakterbildung auf Kosten des früher geherrschten Temperaments erfolgreich bewirken zu können. Es wird indessen stets eine würdige Aufgabe sein und bleiben, die Naturkräfte für rein humane Zwecke dienstbar zu

Digitized by Google

machen, und ſo wird auch die Ziviliſation durch Beſchränkung der Temperamentsmodifikationen der einzelnen Menſchen zum Vortheil der intellektuellen und moraliſchen, wie überhaupt der rein ſozialen Prinzipien einen ſtets erwünſchten, glorreichen Triumph feiern.

Es iſt klar, daß ein wohlthätiger Einfluß auf die Ausprägung der einzelnen Temperamente nur dann zu erringen iſt, wenn man die Grundthätigkeiten des Organismus gehörig zu behandeln vermag.

Es erhellt hieraus, daß hierbei eben ſowohl die Reizempfänglichkeit wie das Wirkungsvermögen in Frage tritt, und ich erlaube mir nur, darauf hinzuweiſen, daß man durch eine allgemeine Eintheilung der Temperamente in Temperamente des Gefühls und Temperamente der Thätigkeit ſchon die Bahn bezeichnet hat, wie man den Ausweichungen eines jeden derſelben wohl am erfolgreichſten zu begegnen und die ihm zu Grunde liegenden brauchbaren organiſchen Beſtrebungen in das Gebiet praktiſcher Nutzbarkeit zu leiten im Stande iſt.

Von ähnlicher Bedeutung für Theorie und Praxis iſt auch jene Karakteriſirung der Temperamente, nach welcher bei den Gefühlstemperamenten die Empfindungen, bei den Thätigkeitstemperamenten die Beſtrebungen zu handeln vorwaltend erklärt werden. Es ſollen nach dieſer Erklärung bei den ſanguiniſchen Temperamente die Neigungen, bei dem melancholiſchen die Abneigungen, bei dem choleriſchen die Triebe, bei dem phlegmatiſchen die rein praktiſchen Tendenzen ſich vorherrſchend zeigen.

Bezüglich der verſchiedenen Schwankungen der Temperamentsnüancen bei einem und demſelben Individuum nach den Jahres- und Tageszeiten, wie nach den Altersepochen hat man folgende Wahrnehmungen gemacht:

Wie die Nacht dem hingeſchwundenen Tage eben ſo angehört als dem kommenden, ſo iſt auch das phlegmatiſche Temperament durch ſein Hinübergreifen in das Greiſenalter ſowohl als das Alter der frühen Kindheit dasjenige, welches auf natürlichſte Weiſe mit ihnen zuſammenzuſtellen iſt. Die Nacht findet unter den Jahreszeiten im Winter ihr Analogon, und auch in dieſem macht ſich alſo das phlegmatiſche Temperament mit ſeinen Attributen geltend, wie dieſes von der Nacht und dem Alter der frühen Kindheit ſo eben prädicirt wurde.

Während die Nacht, der Winter und das Alter der frühen Kindheit mehr das ſtille Wirken der vorwaltend materiellen Thätigkeiten repräſentiren, ſehen wir in dem Morgen, dem Frühling und dem Knabenalter bis zur eintretenden Mannbarkeit die höheren Kräfte der individuellen und geſammten Natur ſich entwickeln und das Temperament ſich geltend machen, welches unter dem Namen des ſanguiniſchen verdeutlicht worden iſt.

Die erreichte Entwicklung wie die Feſtſtellung aller organiſchen Kräfte in

Digitized by Google

möglichſtem Umfange, welche uns der Mittag, der Sommer und das reife Mannesalter vorführen, finden wir durch das choleriſche Temperament ausgeprägt.

Zuletzt wird dann der Abend, der Herbſt und das ſpäte Mannesalter, wo die Thatkraft immer ſchwächer wird, um allmälig ganz zu erlöſchen, die noch beſtehende Reizempfänglichkeit indeſſen das höhere Geiſteswalten bekundet, welches in mannigfachen organiſchen Vorgängen ſeinen Lebenscyclus durchellt hat, das melancholiſche Temperament uns abſpiegeln.

Es ließe ſich auch noch manche Parallele ziehen zwiſchen den verſchiedenen Temperamenten, namentlich in Beziehung auf die Begründung und den Grad der Geiſtes- und Gemüthsbildung, eben wie auf das möglichſte Emporblühen der phyſiſchen Natur, in wie fern trotz der durch die Temperamente angedeuteten organiſchen Hinderungsmittel dennoch bei allen die ſchönſten Humanitätszwecke erzielt werden können; allein ich will davon Umgang nehmen, da eine ſolche anthropologiſche Betrachtung tiefer in den Gegenſtand meiner Abhandlung eingreifen müßte, und ich mir nur den Vorwurf ſtellen konnte, die intereſſante Lehre von den Temperamenten hiſtoriſch, wie verſchiedene Denker dieſelbe feſtzuſtellen geſucht, keineswegs aber kritiſch hier zu erörtern.

Fragen wir nun noch, welchen Werth hat das Studium der Temperamente für Philoſophie oder Medizin? ſo müſſen wir uns leider mit dem berühmten Platner die ſchmerzliche Antwort ertheilen, daß die Ausbeute äuſſerſt unbedeutend ſei. Es kann uns indeſſen nicht entgehen, daß die innige Verſchmelzung zwiſchen Körper und Geiſt und ihr ſtets wirkſames Wechſelverhältniß der philoſophiſchen Betrachtung des menſchlichen Organismus einen beſtimmten Haltpunkt verleihen muß. Ebenſo kann die Medizin nicht ohne Nutzen dabei ausgehen, wenn ihr diejenige Beſchaffenheit der phyſiſchen Natur, bei welcher die thieriſchen Verrichtungen am regelmäßigſten vor ſich gehen, klargeſtellt und ſomit auch der Weg bezeichnet wird, auf welchem ſie zur Wiederherſtellung der geſundheitsgemäßen Beziehungen vorzuſchreiten habe.

Erwägt man nun noch, daß ein richtiges Verſtändniß der Temperamente, wenn es je errungen werden kann, auch darüber Aufſchluß geben muß, ob Empfinden und Handeln nur die höchſten Blüthen der körperlichen Konſtruktion, alſo materiellen Urſprungs ſind, oder ob beide Seelenthätigkeiten als urſprüngliche Vermögen des geiſtigen Prinzips, welche ſich zu ihrer Erſcheinung eines körperlichen Vehikels bedienen, zu betrachten ſind, daß demnach auch unſere heiligſten Intereſſen, namentlich unſere Wünſche und Hoffnungen für einen ewigen, unabhängigen Beſtand unſerer Perſönlichkeit, alſo auch unſere religiöſen Anſichten und Ueberzeugungen von ſolchen Forſchungen berührt werden, ſo glaube ich mit Recht die Lehre von den Temperamenten als einen würdigen Gegenſtand aufmerkſamer Forſchung empfehlen zu dürfen.

Digitized by Google

Gebiet der Reisen.

13. Ausflug von Mainz nach Athen.

Mit praktischen Bemerkungen über den gesellschaftlichen, den Handels- und Gewerbthätigkeits-Zustand der Rhein- und Donau-Länder, der Türkei, Griechenlands, ꝛc.

Von J. Hoffmann, k. pr. Art. Lieut.

II. Von Regensburg bis Wien.

Den 18. Juni um 4 Uhr Morgens verließ ich meinen Gasthof und wanderte durch die bereits belebten Straßen, welche man zur Feier des Frohnleichnamsfestes schmückte, der Donau zu, um meine Reise mit dem Dampfschiff fortzusetzen. Der Preis beträgt bis Linz auf dem ersten Platz (große Kajüte) 14 fl. rh. und auf dem zweiten (Vorkajüte) 9 fl. 30 kr. Es war das erste Donau-Dampfschiff, welches ich sah, deshalb mochte dessen Erscheinung um so unvortheilhafter auf mich wirken, der ich an die Pracht der rheinischen Steamer gewöhnt war. Indeß würde man sich gern mit dem unansehnlichen Aeussern dieses Dampfbootes versöhnt haben, hätte nicht die innere Einrichtung dem Aeusseren völlig entsprochen. Gute „Therese" (dies war der Name des Schiffes), ehrt man deinen Namen in Baiern so wenig, daß man ihn auf so erbärmliche Kasten schreibt? Verdiente derselbe keine würdigere Ausstattung? Ich spreche nicht von der ärmlichen Einrichtung der Kajüten, nicht von der Kondukteurstube, durch deren Decke der Regen drang und deren Boden beständig in dem Wasser stand, welches die Räder hineinwarfen, weshalb der Bewohner seine Füße stets auf einen Schemel stellen mußte; ich spreche von der Maschine selbst, der elendesten, welche ich jemals sah. Nicht allein, daß man für sie keine besondere Sorgfalt zu hegen schien, da Balken, Stangen und Räderwerk schmutzig und verrostet waren, ihre ganze Konstruktion ist auch von der Art, daß sie ein rheinisches Dampfboot keinen Augenblick benutzt haben würde. Denn ihre Bewegung ist so unregelmäßig, ihr Stoß so heftig, daß niemand im Stande ist, auf dem Verdeck etwas Flüssiges zu sich zu nehmen. Ausserdem ist das Schiff so klein, daß bei einer größeren Anzahl Passagiere als der unsrigen (etwa 30) die Un-

Digitized by Google

bequemlichkeit in hohem Grade hätte steigen müssen. Mit einem Worte, es war als hätte man im voraus berechnet, daß eine lebhafte Bewegung der Reisenden auf der Donau nie statt finden könne.

Wir fuhren um 5 Uhr beim schönsten Wetter von Regensburg ab und ich begann schon, nachdem wir einige Stunden gefahren waren, über die Profezeihung der Marmorsäulen der Walhalla, welche am Tage vorher geschwitzt hatten, zu triumfiren, als dieselbe nur zu früh in Erfüllung ging. Weiße Wolken stiegen am Horizont auf, die sich immer mehr zusammenthürmend, bald den ganzen Himmel umzogen und sich in einem Regen entluden, der uns bis Linz begleitete. Alles mußte sich nun in die enge Kajüte flüchten, da die Kultur hier noch nicht so weit gestiegen war, daß man eine Bedachung des Verdecks für nützlich erachtet hätte. Nur ich hielt, in meinen Mantel gehüllt, stand, um mich von mehr zu überzeugen, als was ich bereits gesehen hatte und darauf durfte ich nicht lange warten. Schon vor Donaustauff mußte die Röhre das erstemal umgelegt werden, um durch die schlechte hölzerne Brücke zu kommen, die, durch einen Stoß des Dampfschiffes im vorigen Jahre zusammenstürzend, einer großen Anzahl Menschen das Leben kostete und welche bei der geringen Verbindung zwischen beiden Ufern, durch eine kleine Fähre hinlänglich ersetzt werden könnte, da sie ohne dies in einem Zustande sich befindet, daß der Fußgänger nur mit Zittern über sie schwankt, aus Furcht mit ihr zusammenzubrechen. Dabei stehen die Joche so nahe zusammen, daß es von Seiten des Steuermanns die äusserste Gewandtheit und größte Vorsicht erfordert, um glücklich das Schiff hindurch zu leiten.

Ich hoffte, daß sich ein so unnöthiges, leicht zu beseitigendes Hemmniß nicht mehr wiederholen würde, mußte aber leider eine halbe Stunde später ein viel lächerlicheres wahrnehmen, das sich gleich jenem bis Bogen, oberhalb Passau, noch mehrmals zeigte. Bei Irenghofen, wo wir gegen 6 Uhr vorbei kamen, mußte nämlich abermals die Röhre umgelegt werden, um unter einer Leine hindurch gleiten zu können, die von einem Ufer zum anderen gezogen, die Spitzen zweier Bäume verband und mit einem anderen Strick korrespondirte, dessen eines Ende mittelst einer Schlinge die genannte Leine, dessen anderes aber den Kahn oder die Fähre verband. Nur durch Exekution sollen die Fährenpächter dahin gebracht worden sein, die Leine wenigstens so weit hinauf zu ziehen, daß die Röhre nicht mehr fast horizontal umgelegt werden darf, was ausserordentliche Arbeit verursacht und leicht Gefahr bringen kann, obgleich sie noch immer beinahe unter einem Winkel von 23° geneigt werden muß. Nur von Passau bis Linz gelang es diese Einrichtung ganz abzuschaffen.

Es bleibt den ersten Augenblick unbegreiflich, daß die Regierung nicht so

viel Macht haben sollte, eigensinnige Schiffer zur Aufhebung eines veralteten Verfahrens zu vermögen, das die Schifffahrt hemmt und sie mit Erstattung der Kosten zu einer einfacheren oder wenigstens zweckmäßigeren Manipulation zu bewegen. Ich sage, es bleibt im ersten Augenblick unbegreiflich, bis wenn man sich freilich bald überzeugen muß, daß die Regierung selbst ihren edelsten Strom, wie ein Stiefkind behandelt, wonach man auf die Energie schließen kann, mit der man gegen jene Schiffer verfahren haben mag. Ich hatte Vieles über die Vernachläßigung dieses für Deutschland so wichtigen Stromes gelesen und ging mit sehr geringen Erwartungen an seine Ufer, aber das Bild, welches mir seine Erscheinung selbst zeigte, hatte sich meine Phantasie nicht geträumt, und ich bin überzeugt, daß es sich niemand so vorstellt, der es nicht selbst sah. Die oftmalige Wiederholung der schlechten Brücken und Fähren, wie die kümmerliche Einrichtung der drei kleinen Dampfboote, welche zwischen Regensburg und Linz hin und her gehen, und von denen nur eins, ich glaube die „Sophie", in Raum und Bau der Maschine, einige Vorzüge vor den beiden andern hat, sind unbedeutend gegen den Gesammteindruck, den der Anblick der Donau auf jeden Vaterlandsfreund macht, und ihn mit tiefster Trauer erfüllen muß, wenn er bedenkt, daß die Natur alles that, Deutschland glücklich und groß zu machen, daß aber der Mensch, diese Vortheile, diese Gunst nicht würdigend, die gut gemeinten Absichten der großen Mutter unbeachtet läßt.

Man hat in vielen Blättern von Regulirung des Strombettes der Donau gesprochen, wahrscheinlich weiß man aber nicht, daß in Baiern darunter nichts weiter verstanden wird, als hin und wieder einen kleinen Vorsprung in den Strom hinaus zu bauen, der bei jedem großen Wasser hinweggerissen wird, also viele Kosten macht, ohne die geringste Verbesserung zu bezwecken. Es sei mir erlaubt den Gegenstand etwas näher zu erörtern.

Die Donau gehört bekanntlich zu den am schnellsten fließenden Strömen der Erde, gleich dem Niger (Kuorra), dem Irtisch und der Malmistra in Zilizien. Bei einem jeden Strome hängt das Maß der Geschwindigkeit nicht allein vom Gefäll, sondern auch von der Schwere und Menge des Wassers ab. Nun nimmt die Donau, bei der ungeheuern Länge ihres Laufes, eine große Menge Bäche und Flüsse in sich auf (gegen 200), von denen 30 oder 31 beträchtlich sind. Die Wassermasse des Hauptstroms wird dadurch nicht allein bedeutend vermehrt, es wird ihr auch ein so oft wiederholter Druck mitgetheilt, daß dieser immer stärker wird, je länger er einwirken kann. Erwägt man nun noch, daß das schwarze Meer höher ligt als das Mittelmeer, so kann man sich leicht überzeugen, daß das Gefälle der Donau nicht so groß ist, als man gewöhnlich annimmt, und daß also auch dieses der Regulirung des Stromes nicht jene Schwierigkeiten entgegensetzt, welche man so oft darauf stützt.

Digitized by Google

Alle Schiffer behaupten, daß die Beschaffenheit des Bettes der Donau sich so oft ändert, indem sie hier Sandbänke wegnimmt, um sie da hinzuwerfen, wo gutes Fahrwasser war, auf welches also nie mit Zuverlässigkeit gebaut werden könne. Das ist sehr natürlich; denn die Nebenflüsse führen, je nach der Quantität ihrer Wassermasse, auch mehr oder weniger erdige Theile mit sich, deren Ablagerung von der Schnelligkeit ihrer Treibkraft und der Unbestimmtheit oder dem Wechsel ihres Stromlaufes bedingt wird. Würde man also nächst den Ufern der Donau, die sich oft in unzähligen Armen verlieren, auch die Hauptnebenflüsse reguliren, d. h. ihren Betten eine bestimmte Bahn vorzeichnen, so würde das verschiedene Ablagern der Sandbänke bald aufhören und für die gefährlichen Stellen, durch den Gewinn einer größeren, höheren Wassermasse, die Möglichkeit eintreten, durch Sprengen kleinerer Massen der Felsenriffe, als es unter den jetzigen Umständen nothwendig ist, diese Stellen für die Schifffahrt zugänglich zu machen. Von Drenkova bis Skela Kladova könnte, da dieser Theil unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzustellen scheint, eine Eisenbahn (zum Transport mit Pferden) längs des Ufers gezogen werden, um auf ihr alle Güter ohne Aufenthalt weiter schaffen zu können. Und warum sollte es nicht möglich sein mittelst Maschinen, die ausgeladenen Schiffe selbst auf die Bahn zu winden und sie auf ganz niedrig gebauten Blockwagen mit starken eisernen Achsen und Rädern, die sich in ihrer massiven Masse der Gestalt von Vollkugeln nähern müssen, die kurze Strecke zu Lande fortzuschaffen, um sie dann wieder in die Donau hinabzulassen?

Millionen würden freilich alle diese Vorrichtungen kosten, aber sind sie denn verschwendet? Kann man da von Opfern sprechen, wo es gilt, das dicke Blut der Pulsader eines Staates durch dünneres und frischeres zu ersetzen, wodurch dem ganzen Körper eine höhere Lebensthätigkeit mitgetheilt wird? Ich bin ein großer Verehrer der architektonischen Kunst, aber ich kann mich dabei von dem Gedanken nicht trennen, daß das Hauptprinzip eines jeden Staates sei, seine Zeit zu begreifen, ihrem Geiste gemäß zu handeln und alle Institutionen darnach zu modifiziren. Die Zeit bleibt in allen Lebensverhältnissen, wie im politischen und religiösen Verbande der Staaten, Gesetzgeberin und ihre Absichten mißdeuten ist eben so verderblich, als thöricht denselben nicht zu huldigen, wenn man sie einmal erkannt hat. Ob man nicht besser die zehn Millionen Gulden, welche die Wallhalla kostet, zur Regulirung der Donau, so weit sie durch Baiern strömt, hätte benutzen können (und was hätte sich nicht alles damit in Ausführung bringen lassen), darüber darf man wohl nicht erst einen staatsrechtlichen Beweis führen. Die Bildsäule, welche man nach beendigtem Werke als gekrönte Viktoria errichtet hätte, würde sie nicht dauernder gewesen sein als alle Bauten in München

Digitized by Google

und die Walhalla auf ihrem Felsenthron, die von dem großen Haufen unbegriffen angestaunt werden? Würde diese Statue nicht einen viel höheren Werth haben, als alle Marmorpaläste des neuen Athens, wie sich München nennt, wenn ihrem Idole einst die Nachwelt den Weihrauch der Dankbarkeit geopfert hätte? Würden nicht der Geist, die Idee, welche sie ins Dasein riefen, und welche der Gegenwart die Samenkörner für die Garben der Zukunft anvertrauten, selbst wenn ihre Form sich längst wieder mit dem Staube vermischt, ihre über Europa wehenden Banner auf den Pfeilern der spätesten Jahrhunderte, glorreich aufgepflanzt haben? Ob dagegen die meisten Bauten der Gegenwart in Baiern von der Dauer sein werden, welche man davon erhofft, das ist so lange zu bezweifeln, als sie nicht zugleich Eigenthum des Volkes sind, in dessen Mitte sie erstanden. Gewiß aber ist, daß die Buchstaben, welche König Ludwig, durch Belebung der Schifffahrt auf der Donau, in die Herzen dankbarer Enkel und Urenkel eingraben kann, keine Zeit verlöschen und die Walhalla, wie alle Wunderwerke Münchens überdauern werden. Denn das ist eben die wahre Unsterblichkeit, „welche unsichtbar in einer Nation fortlebt.“ Sie bedarf keiner Marmorblöcke sich zu verewigen; sie ist eine geistige, welche unberührt von den Stürmen und Wechselfällen der Zeit mit ewiger Jugendfrische von Jahrtausend zu Jahrtausend sich fortpflanzt.

Oestreich hat für die Donau manches gethan, was Anerkennung verdient; viel, sehr viel, bleibt aber noch zu thun übrig. In Baiern dagegen ist für die Verbesserung des Stromlaufes bisher wenig oder nichts geschehen. In zügelloser Freiheit rollt der Fluß uneingedämmt seine Schlangenbahn hinab, die an vielen Stellen, wie unterhalb Stauff, vermittelst eines, nur eine halbe Stunde langen Durchschnittes, um 4 Stunden abgekürzt werden könnte. Das alles zusammengenommen, macht es allein erklärlich, daß man im Monat Juni von Regensburg bis Linz fahren kann und auf dieser ganzen Strecke nur einem einzigen mit „Sand“ beladenen Schiffe begegnet.....

Im Herzen von Deutschland eine wüste, unbenutzte Handelsstraße! — Der Styx im Schattenreiche des Todes kann nicht trauriger und einsamer durch seine düstern Gefilde sich wälzen, als die Donau durch ihre ährenwogende Gasse. Sie, auf der alles Leben und Bewegung sein, die ihre schwer beladenen Schiffe nach deutschen Kolonien in Asien tragen müßte, wird weniger benutzt, als die Wolga in Rußland oder der Orinoko in Amerika. Der herrliche, große Strom, in dessen Hafenplätzen sich Hunderte von Schiffen schaukeln, wo Tausende von Zentnern aus- und eingeladen werden, auf dem alle europäischen Flaggen wehen könnten, auf diesem Flusse begegnet man während einer Tagreise einem einzigen mit Sand beladenen Schiffe!

Wie wird die Nachwelt einst über eine solche Gegenwart richten? Heißt

Digitized by Google

das Geist mit praktischem Leben verbinden? Heißt das seinem Jahrhundert den Stempel der Dauer aufdrücken, wenn man nicht, wie Adam Müller sagt, „die Allianz der Raum- und Zeitgenossen im Auge behält?“ Wenn man hier etwas Neues schafft und dort vermorschte Särge zusammenzimmern will, um (wie mit fortdauernder Errichtung neuer Klöster) längst gestorbene Gedanken wieder lebendig zu machen, welches Ergebniß kann sich da bieten?....

Von Regensburg hinweg beherrscht im allgemeinen (400 bis 500 Fuß hoch) das linke Ufer das rechte, welches letzte von weiten Ebenen begrenzt wird. Die Gegend verliert sehr an Reiz, wenn der rückwärts schauende Blick die Stadt der römischen Eroberer und des frühern Reichstages nicht mehr finden kann. Erst bei Bogen wird die Gegend etwas romantischer, da die Berge dicht an das Ufer treten und das Auge, nicht mehr auf den weiten Ebenen sich ermüdend, bei näheren Gegenständen zu verweilen im Stande ist. Die Kirche von Bogen ligt auf einem 500 bis 600 Fuß hohen Berge und wird von Wallfahrern häufig besucht, die hier eine wunderthätige, mit der Frucht ihres Leibes noch gesegnete, Mutter Gottes verehren. Erst seit einigen Jahren hat es die Polizei dahin gebracht, daß sie bekleidet wurde, allein man opfert auf Verlangen, d. h. für Geld noch jetzt die Scham der Neugierde und zeigt den hinter einem Glasfenster ruhenden Embryo.

Hinter Bogen treten die Berge vom Ufer etwas zurück, wodurch eine flächere Gegend Raum gewinnt, nachdem man vorher einen großen Bogen bei Straubing durchfahren hat, der, wie jener bei Wörth, vermittelst eines Durchschnittes leicht vermieden werden könnte.

Ob die Bauern, welche auf der großen Ebene von Regensburg bis Pleinting leben, und deren Boden man den Dunkelboden nennt, weil der frühere Moorgrund nach seiner Austrocknung, eine schwarze, fette Erde zurückließ, wirklich so stolz sind als man sie schildert, und Seide, Atlas, Gold- und Silberstoffe zu ihrer Kleidung wählen, konnte ich nicht untersuchen, da der Regen bereits angefangen hatte, und dieser ihren brabanter Spitzen wohl geschadet haben würde. Vielleicht war das der Grund, daß diese Gegend ganz verödet schien, als wir an ihr vorüber zogen.

Die Lage von Straubing wird besonders durch den pyramidalischen Bogenberg, der sich aus der Mitte eines Halbkreises von Bergen, der Stadt gegenüber, erhebt, sehr verschönert. Als karakteristisch muß angeführt werden, daß in dieser Stadt von 1393 bis 1540 kein Tischler wohnen durfte, weil in jenem ersten Jahre ganz Straubing ein Raub der Flammen wurde und bei einem Tischler das Feuer ausgebrochen war. Noch viele andere Schicksale haben es durchzogen, Krieg, Pest und ein abermaliger Brand im Jahr 1780; indeß hat es alle diese Plagen glücklich überstanden und erfreut sich jetzt eines gesegneten Wohlstandes. Bei Aimbrach steigt das Ufer 20 bis 25 Fuß

Digitized by Google

hoch und bleibt etwa 600 Schritt in dieser Höhe, worauf es bis zu 10 Fuß fällt, und nachdem es so 250 bis 300 Schritt sich fortgesetzt, bis zum Wasserspiegel herabsinkt, um dann plötzlich wieder 25 bis 30 Fuß hoch sich zu erheben.

Um halb 11 Uhr sahen wir Deggendorf, das von einem schönen Thale umgeben wird, aus dem sich Berge amfitheatralisch erheben und die Stadt umschliessen. Auch hier ist wieder eine jener eigenthümlichen Donaubrücken, die mit ihren 26 Jochen Gefahr läuft, durch den leisesten Stoß des Dampfschiffes zusammenzustürzen und dasselbe mit ihren Trümmern in den Fluten zu begraben. Sie scheint in ihrer Gebrechlichkeit eher zum Uebergang für Vögel als Menschen bestimmt.

Verfolgt man mit dem Auge den Lauf der Isar, wo sie in die Donau mündet, eine Strecke aufwärts, so erblickt man den Kirchthurm von Plattling, wo die von München nach Wien gehenden Flöße sich sammeln, bevor sie die Donau betreten. Viele Leute ziehen sie den Dampfschiffen vor, weil sie mehr Muße gewähren die Gegend zu betrachten und bei ausserordentlich billigen Preisen, auch Schutz gegen die Witterung gewähren, wenn auch nicht die Bequemlichkeit jener. Ich glaube, es würde sie noch mancher vorziehen, wüßte er, daß er früher oder später nach Wien kommend, seine Reise doch nicht ohne Aufenthalt fortsetzen kann, wenn ihn nicht der Zufall ausserordentlich begünstigt. Denn um die Worte, welche der Tarif der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft ausspricht, „daß man in 10 Tagen von Wien nach Konstantinopel fahre," verstehen zu lernen, muß man ein theures Lehrgeld bezahlen.

Bei Nieder-Altaich treten die Berge des Böhmerwaldes noch einmal bis ans Ufer, das dann in sanften Anhöhen sich fortsetzt und überhaupt, was die Naturschönheiten betrifft, schon von Regensburg hinweg dem rechten vorzuziehen ist. Nur wenig konnte ich von Osterhofen sehen, einer der ältesten Städte Baierns, mit den Spuren altrömischer Niederlassung; denn der Regen stürzte in Strömen herunter und verhinderte jede freie Fernsicht. Nur matt blickten die malerischen Ruinen des Schlosses Oberwinger durch die neblichte Atmosfähre und ließen um so mehr der Erinnerung Spielraum, welche sich hier an die berüchtigten Raubgrafen von Ortenburg knüpft, die lange ein Schrecken der reisenden Kaufleute waren. Nicht viel mehr als matte Umrisse waren von Kinzing, dem alten Castra quintana der Römer, und der romantisch gelegenen Ruine von Hildgartsburg zu sehen. Erst vor Vilshofen ließen die Regengüsse etwas nach, als solle uns der abermalige Anblick einer jener Kunstbrücken nicht entzogen werden, von denen bereits mehrmals gesprochen wurde, und die in ihrer Bauart wenig von einander abweichen.

Digitized by Google

Paſſau hat eine ſchöne anmuthige Lage und bildet mit ſeinen Umgebungen ein ſehr gefälliges Gemälde. Wenn man es aber das Koblenz der Donau nennt, ſo muß ich dagegen proteſtiren. Die Umgebungen von Paſſau ſind romantiſch, lieblich und lachend, während die von Koblenz den Karakter des grotesken, majeſtätiſchen und erhabenen tragen. Hierin ligt ungefähr der Hauptunterſchied. Ein zweites Koblenz, in Bezug der Lage, kann die ganze Donau nicht aufweiſen, gleichwie der Geſammtkarakter des Rheinthales an zuſammengedrängtem Reichthum wahrer Schönheit, wenigſtens von Mainz bis Bonn, das Thal der Donau bei weitem übertrifft, das nur zerſtreute Schönheiten aufzuweiſen hat, aber in dieſen allerdings oft höchſt eigenthümlich ſich zeigt. Bei alledem iſt die Donau nicht im Stande den Eindruck auf den Reiſenden zu machen, der bei einer Fahrt auf dem Rhein nie ausbleibt, weil jener das Leben und die Bewegung abgeht, die dieſen umwogen, weil nur ſpärlich ſich ein Schiff auf ihr ſehen läßt und nicht der Wechſel von Menſchen, Städten und Dörfern, wie am Rhein, das Auge feſſeln.

Von einzelnen Punkten, wie auf dem Thurm wo die Feuerwache gehalten wird, ſollen ſchöne Ausſichten über Paſſau und ſeine Umgebungen ſich öffnen; allein wer mit einem Donau-Dampfſchiff fährt, kann davon nichts genießen, im Fall er nicht urſprünglich nur bis dahin ſich hat einſchreiben laſſen, wo er auszuſteigen beabſichtigt (ſo weit nämlich die Strecke für ein Schiff reicht, alſo von Regensburg bis Linz, von Linz bis Wien ꝛc.) oder das bezahlte Geld für den Reſt der Fahrt einbüßen will. Denn von der Bequemlichkeit, welche die Dampfſchifffahrt dem Reiſenden auf dem Rhein gewährt, wo ſeine Karte für ein ganzes Jahr gilt und er überall, wo es ihm einfällt, ausſteigen kann, ohne einen Heller dabei zu verlieren, hat die Donaugeſellſchaft noch keine Idee, oder will vielleicht davon nichts wiſſen. Dieſer Einwurf trifft übrigens eben ſo wohl Oeſtreich als Baiern, in welchem erſten die Agenten meiſtens ſo unfreundlich ſich gegen die Fremden benehmen, daß es beinah ausſieht, als wären dieſe ihretwegen da und müßten es ſich zum größten Glück ſchätzen, mit nicht geringen Ausgaben ihre mangelhaften Einrichtungen und Umſtändlichkeiten benutzen zu können. Es iſt wirklich manchmal zu verzweifeln, wie viel Zeit ein öſtreichiſcher Beamter zur Aneinanderfügung von drei Worten zuweilen braucht. Roſſini würde während dem früher mit Leichtigkeit eine ganze Oper komponirt haben. Da wird gefragt, gegrübelt, ſauer geſehen, die Naſe gerümpft, dann wieder herablaſſend gelächelt, die Feder zehnmal eingetaucht und ebenſo oft wieder hinter die Ohren geſteckt, hin und her geſchritten, wieder geſetzt, der Reiſende nachdenkend betrachtet, ſich aufgebläht, als ſei der Staatsdienſt eines Schreibers, der oft nicht zwei Worte ortografiſch ſtyliſiren kann, wichtiger als der Poſten eines

Digitized by Google

Premier-Ministers, ꝛc. ꝛc., und das Alles oft nur der Frage wegen: „wohin man reisen wolle?“ was der gute Mann doch im Passe selbst lesen kann.

Bei der weiteren Fahrt unterhalb Passau, wo das rechte Ufer anfängt Oestreich anzugehören, erblickt man zuerst das Schloß Kremptenstein von Tannen und Fichten eingeschlossen, wo die früheren Bischöfe von Passau von den Vorübergehenden einen Zoll erhoben, und bald nachher am linken Ufer das reiche Hafnerzell, wo das zu den Schmelztiegeln zu verarbeitende Graftt und Reißblei, so wie Porzellanerde gegraben werden, welche letzte nach Wien und München in großer Menge versandt wird. Der Ort ist im steigenden Wohlstande begriffen und hat sich seit einigen Jahren sehr vergrößert.

Gegen 3 Uhr Nachmittags kamen wir nach Engelhartszell, wo zwar nicht wie früher die Sachen der Reisenden durchsucht werden, wo aber der Kondukteur sämmtliche Pässe abgeben muß, wonach zwei Veteranen der Grenzwache aufs Dampfschiff kommen und bis Linz auf demselben bleiben.

Unterhalb dem Schloß Marsbach fangen die sogenannten Schläge an, die sich bis dahin fortsetzen, wo der große und kleine Muhl in die Donau fließen. Man gewahrt hier auf dem Gipfel eines hohen Berges das Schloß Neuhaus. Weiterhin verlieren die Berge bedeutend an Höhe, ziehen sich vom Ufer um eine halbe Stunde zurück und verflächen sich da wo die Ruine von Schaumburg mit ihren altergrauen Trümmern nach der Donau sieht. Die Schläge sind übrigens unstreitig der schönste Theil der Donauufer von Regensburg bis Linz, ja sie können zu den malerischsten Partien gezählt werden, welche dieser Strom aufzuweisen hat. Das dunkle Kolorit, in welches diese 800 bis 1000 Fuß hohen Felsen getaucht sind, halb bekleidet mit Tannen und Fichten, deren bemoste Stämme, durch die dazwischen gestreuten weißen Lichter der Buchen, um so mehr hervorgehoben werden und über deren laubenartige Kronen einzelne verwitterte Quadersteine ihre nackten Scheitel strecken, verbreiten einen magischen Reiz über diese wilden Naturszenen. Beim Schloß Ottensheim treten die Höhen wieder auf beiden Seiten an die Ufer, und man kann das auf dem Gipfel eines zurückgezogenen Berges sehr romantisch gelegene Schloß Pöstlingberg vor der Ankunft in Linz noch bewundern.

Abends gegen 6 Uhr trafen wir in Linz ein, und sonderbar genug, die Natur, welche den ganzen Tag, gleich meiner Seele, geweint hatte, denn wer könnte gleichgültig einen so edeln Strom einsam grollend dahin fluten sehen, trocknete jetzt ihre Augen auf einige Minuten, als vergäße sie in dem östreichischen Dorado, wie Linz oft genannt wird, den Kummer über ihre stiefmütterlich von den Menschen behandelte Tochter Danubia. Unsere Sachen wurden sogleich nach dem nahe gelegenen Mauthamt gebracht, wo sie geöffnet werden mußten. Viele Anekdoten, über die Unverschämtheit der Mauthbeamten in Ausübung ihrer Amtsverrichtungen, hatten vor unsrer Ankunft in der

Digitized by Google

Gesellschaft die Runde gemacht. Die Wirklichkeit überraschte uns durch das absolute Gegentheil. Man öffnete 3 oder 4 Kleidungsstücke und legte sie wieder zusammen, womit gewöhnlich alles beendet war. Allerdings ist es wahr, daß die Passagiere welche nicht von Adel sind, oder einem Stande angehören, wie der Offizierstand, mit dem man in Oestreich von Haus den Adel verbindet, das Prädikat „Herr" nicht erhalten, wenn sie aufgerufen werden; allein ich fand in allem Uebrigen das Benehmen der Zollbeamten hier, wie später in Nusdorf, bei Wien, wo eine abermalige Revision statt findet, viel humaner und gebildeter, als das aller anderen Beamten, mit denen ich später zusammentraf, und deren Unwissenheit verrathende Brutalität oft alle Begriffe übersteigt.

Ich ging zu Linz in den „rothen Krebs", einem großen Gasthof an der Donau, in Nähe des Landungsplatzes der Dampfschiffe, wo man mit Bedienung, Speise und Preis sehr zufrieden sein kann, nachdem ein beschildetes Individuum, wie es schien für die Erlaubniß die Mauthstube verlassen zu dürfen, mir, gleich jedem der übrigen Reisenden, einen Zwanziger (beinah 7 Silbergroschen) abgefordert hatte. Für das Fortschaffen der Sachen mußte ich einen zweiten Schildknappen noch besonders bezahlen. Indeß versteht man sich willig zu dieser Steuer, deren es in Oestreich unzählige gibt und zwar unter allen möglichen Benennungen, wenn man dadurch den Plagen und Quälereien der früheren Revision überhoben ist. Doch wird dies mildere Verfahren nur bei den mit den Dampfschiffen ankommenden Reisenden beobachtet. Man lasse sich übrigens durch die vielen unnützen Fragen nicht einschüchtern, wenn man durch die Gasse lang behaarter Grünkragen ein- und austritt, und mancher durch einige zudringliche Worte, sich die Miene geben will, als könnte er etwas bei der Sache thun, oder als wäre er überhaupt etwas. Die Leute sind lange nicht so schlimm, als sie aussehen. Beobachtet man sie etwas aufmerksamer, so findet man, daß sie mit einem Auge den Bramarbas spielen, mit dem andern aber und einer ¾ Neigung des ganzen Körpers, lüstern nach der Tasche des Reisenden schielen. Ein paar kalte, trockene Worte machen sie plötzlich steif wie Loths Salzsäule, dagegen ein in die Hand gedrückter Zwanziger geschmeidig wie Ohrwürmer. Dasselbe gilt nicht weniger bei einem großen Theil der Unterbeamten aller k. k. Erbstaaten. Ich habe es leider nur zu oft bestätigt gefunden, daß Artigkeit stets mit Kälte und ungenügender Erklärung erwiedert, oder gar nicht erwiedert wird, weil die „Herrn" es oft nicht der Mühe werth halten, zu antworten. Der Grund ligt vielleicht darin, weil sie in einem artigen, oder nach den Begriffen anderer wahrhaft gebildeten Menschen, einen der niedern Klasse angehörigen erkennen wollen, indem sie von ihren „Kavaliren" nur zu sehr an einen anderen Ton gewöhnt sind. Wie sonderbar es daher auch klingen mag,

Digitized by Google

ist es dennoch wahr, daß man durch Geltendmachung einer gewissen Art Anmaßlichkeit weit besser mit ihnen fertig wird, als mit einem gefälligen mehr bittenden Benehmen, dem fast immer die auserlesenste Grobheit entgegen gesetzt wird. Es ist in dieser Behauptung nichts übertriebenes, und alle meine Mitreisenden, unter denen sehr einsichtsvolle Männer waren, die ihre Erfahrungen in drei Welttheilen gesammelt hatten, sprachen sich über diesen Gegenstand ungefähr eben so aus.

Linz ist gut gebaut und hat meistens massive Häuser. Besonders schön ist der Marktplatz mit der Dreifaltigkeits-Säule, dessen Gebäude fast sämmtlich in einem einfach edeln Geschmack aufgeführt sind, der dem italienischen, mit den flachen Dächern, gleichkommen würde, fehlten nicht überall die Altane. Da der Platz höher ist, als die am Ufer gelegenen Gebäude, so hat man schon oft versucht, ein Nivellement herzustellen, was jedoch, der dabei interessirten Häuser wegen, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist. Seit drei Jahren hat sich die Stadt sehr vergrößert. Nach dem Spitzfeld zu, am Ufer der Donau*), sind gegen 200 Häuser entstanden. Zu den 30 Thürmen auf dem Pöstlingberg und seiner Umgebung sind noch 4 hinzugekommen. Sie sind unter den Horizont versenkt, mit einem Graben umgeben und auf einer Seite mit einem Glacis versehen. Von ihren drei Stockwerken ist das unterste zur Aufbewahrung des Pulvers oder anderer Kriegsvorräthe, das mittlere für die Besatzung, das obere zur Aufstellung der Geschütze bestimmt. Ein jeder Thurm soll eine Besatzung von 300 Mann in sich aufnehmen können, was mir jedoch, mit Beurtheilung des Raums, etwas zu viel scheint. Auf dem Freienberg ist der Probe-Maximilianthurm seit 2 Jahren beendet.

Das Fabrikwesen hat in Linz seit einigen Jahren große Fortschritte, in Bezug auf seine Ausdehnung, gemacht. Die kaiserliche Teppich-Fabrik an der Donau hat ihr Geschäft sehr erweitert. Ausserhalb der Stadt sind mehre Fabriken für wollene und kattunene Zeuge entstanden. Die Hafferlfabrik für wollene Zeuge, die türkischroth Garnfabrik von Tirzers sel. Erben und die Redlersche für Leinenzeuge, gehören zu den bedeutendsten und ligen ausserhalb der Stadt.

Die Eisenbahn, die über die Linzerbrücke und Gmünden nach Budweis geht, ist sehr belebt. Gegen 30 Frachtwagen waren einige Stunden vor unserer Ankunft, mit Gütern beladen, auf ihr angekommen, was man nur als eine gewöhnliche, oft sich wiederholende Erscheinung angab. Gegenwärtig

*) Der mittlere Wasserstand der Donau bei Linz beträgt 4′ 9″ (wir hatten mittleren), der niedrigste geht auf 0, der höchste 10 bis 11′, bis zu welcher Höhe jedoch das Wasser nur selten steigt.

Digitized by Google

wird sie hauptsächlich zum Transport von Bauholz und Kohlen benutzt, die aus Böhmen kommend bis Pesth gehen, wo beides zum Bau der neuen Kettenbrücke benutzt wird.

Manche historische Erinnerungen knüpfen sich an Linz. Das Schloß, früher Zitadelle, war in den ältesten Zeiten Wohnsitz der Erzherzoge und soll einst Richard Löwenherz, bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft, beherbergt haben. In der Kapuzinerkirche ist das Grabmal des in der Kriegsgeschichte bekannten Generals Montecuculi, der bei seinen Manövern die Soldaten oft scharf aufeinander schießen ließ, um ihnen ein möglichst getreues Bild von einem wirklichen Treffen zu geben.

Die Lage der Stadt ist in jeder Beziehung reizend und überraschend für jeden, der das erste mal den Anblick derselben genießt. Allerdings darf dabei nicht verkannt werden, daß der spätere Anbau zur Verschönerung viel beigetragen hat. Die vielen Landhäuser, Meiereien und kleinen Gehöfte, die von allen Bergen in ihrer weißen Hülle, wie die Flaggen von den Masten der Schiffe, herunter winken, tragen wesentlich zum Reichthum und zu der Heiterkeit dieses herrlichen Gemäldes bei.

Hätte ich geahnet, welcher Aufenthalt mich später erwarten würde, gewiß würde ich da nicht unterlassen haben, einige Tage hier zu verweilen. Allein mein Ziel lag noch zu fern, meine Zeit war zu beschränkt und meine Kasse zu leicht zu übersehen. Der Mensch bleibt immer der Sklave seiner Verhältnisse, selbst wenn er die Schätze eines Beafmenschen aus der Familie Krösus hat. Ungern lehnte ich daher einen Ausflug nach Magdalena und zum Jägermeier ab, wo sich die schöne Welt an heiteren Tagen versammelt, die in Linz nicht bloß dem Namen nach schön sein soll. Wenigstens ist diese Stadt an der ganzen Donau dafür bekannt, daß die Natur das weibliche Geschlecht hier mit besonderer Vorliebe begünstigt und sie mit vielen Reizen ausgestattet, die schon manchen Fremden fesselten, nachdem er den Himmel mit den zwei Sternen gefunden den seine Sehnsucht lange vergebens gesucht hatte. Denn es muß bemerkt werden, daß mit dem wohlgebildeten Aeußeren der Mädchen und Frauen, eben so sehr ihr einfaches, prunkloses Benehmen, als ihr ungetrübtes, heiteres Gemüth harmoniren soll. Auch mußte ich dem Genuß entsagen, den Garten des Wechselherrn Blank, auf dem Schloßberge, zu besuchen, der dem Publikum offen steht, und von dem aus man eine herrliche Aussicht genießt. So mußte ich also Linz ein für mich zu frühes Lebewohl sagen, und wünsche nur, es recht bald wieder begrüßen zu können.

Den folgenden Tag bestieg ich den „Nador“ von 40 Pferdekraft, das erste Schiff der östreichischen Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft. Es machte seine zweite Fahrt und wurde vom Kapitän Rau, einem gebornen Mainzer,

Digitized by Google

befehligt, der sich große Verdienste um die Donauschifffahrt in Oestreich erworben hat, weil er eigentlich erst das langsame Fortschreiten in schnelleren Gang brachte. Es geschieht fast nichts ohne daß man ihn vorher zu Rath gezogen. Aber es würde noch viel besser gehen, wenn man auch immer seinen Rath befolgte. Er fährt gegenwärtig zwischen Linz und Wien, welcher Theil der Donau wenigstens in so weit regulirt ist, daß, wo eine Verkürzung des Stromes möglich war (d. h. da, wo die Ufer zugleich dem Versanden sehr ausgesetzt sind), diese ausgeführt wurde. Indeß ist auch hier, und weiter abwärts noch vieles fürs Einengen des Stromes durch Dämme zu thun. Durch die vielen Arme, in welche sich der Strom theilt, zersplittert sich eine große Wassermasse, und der Hauptfluß verliert seine bestimmte Richtung, was besonders unterhalb Wien bis nach Pesth und weiter abwärts wahrzunehmen ist. Auf der Strecke von Linz bis Wien läßt sich diese Vernachlässigung besonders bei Tulln nachweisen, wo unnützerweise viel Wasser verloren geht.

Es bestehen in Oestreich zwei Dampfschifffahrtsgesellschaften: eine für die Donau von Linz bis Konstantinopel, Smyrna, Syra und Aegypten, und eine andere, in Triest, für die Verbindung zwischen Syra, Griechenland, den jonischen Inseln und Triest. Jene zählt gegenwärtig 17 Schiffe, von denen der „Eroes“ (auf ungarisch der Starke) Schleppschiff und nur zum Transport schwerer Lasten bestimmt ist. Er ist auf 140 Pferdekraft berechnet und kann 25,000 Zentner am Schlepptau nach sich ziehen. Außerdem wird auch der „Zrinyi“ zuweilen benutzt, einige Lastschiffe fortzuschaffen. Es bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung, daß diese Anzahl Schiffe viel zu gering für die ungeheure Strecke ist, die sie zu befahren haben. Daher das häufige Stocken in der Verbindung, wenn einmal ein Schiff unerwartet schadhaft wird, und dadurch Vernachlässigung der Passagiere, um die eingegangenen Verpflichtungen wegen dem Fortschaffen der Kaufmannsgüter erfüllen zu können. Niedrigere Preise und öfteres Abgehen von Schiffen nach bestimmten Zielen, das sind die beiden Punkte, denen die Gesellschaft erst die nöthige Aufmerksamkeit schenken muß, wenn sie eine lebhaftere Benutzung erwarten will. Möchte sie sich doch an die Erfahrungen anschließen, die man in dieser Beziehung auf dem Rheine schon gemacht hat.

Der „Nador“, gleich allen übrigen östreichischen Dampfschiffen, die ich sah, steht weit über den baierischen, nicht allein hinsichtlich der Bauart, der Zierlichkeit und Größe des Schiffes, sondern auch der Brauchbarkeit der Maschinen. Die des Nador geht sogar ruhiger als viele der rheinischen Dampfschiffe; man bemerkt bei ihr fast kein Schwanken und noch weniger ein Stoßen. Dabei ist das Innere der Fahrzeuge sehr bequem eingerichtet, und wo sich in den rheinischen der Pavillon befindet, ist hier ein besonderes

Digitized by Google

Zimmer für die Damen, worin in einem Halbkreise Kissen liegen, die breit genug sind, um sie zum Schlaflager benutzen zu können.

Um 6 Uhr Morgens stießen wir vom Ufer ab, bei welcher Gelegenheit der Hausknecht eines der größten Gasthöfe von Linz wider Willen über eine Stunde mitfahren mußte, da er versäumt hatte sich früh genug ans Land zu begeben. Er hatte sämtliche Schlüssel bei sich, so daß Wirth und Gäste während seiner Abwesenheit in keiner geringen Verlegenheit gewesen sein mögen. Von der Stelle, wo er ausgesetzt wurde, hatte er noch 3 Stunden zu Wagen bis Linz.

Die Lage des Städtchens Steyereck, das nächste unterhalb Linz, kann jetzt auf der Donau nur noch durch die Trümmer seines Schlosses versinnlicht werden. Eine Insel hat sich dahin gelegt, wo früher der Strom hart am Orte selbst vorbeifloß, weshalb dessen Wohlstand, da die Schiffe nicht mehr den versandeten Kanal befahren können, sehr gelitten hat. Schon in großer Ferne erblickt man den viereckigen Thurm der Feste Spielberg, der der einen schönen Vorgrund zu den mehr zurückgelegenen steyermärkschen Alpen bildet. Die Ruine steht auf der nahe am rechten Ufer gelegenen Insel Wallsee, dem Grafen Wickenburg gehörig, und hat eine sehr romantische Lage auf dem Gipfel einer Anhöhe, die ganz nahe ans Ufer tritt, als wolle sie dem Vorüberziehenden nur ihren Kopfputz zeigen und sich dann bald wieder den Blicken entziehen. Sehr malerische Farben und Gestaltungen nehmen, eine halbe Stunde später, die von der Donau etwas entfernt ligenden Hügel an, die aus tiefem Hintergrunde das Schloß Greinburg überragt und eine überaus schöne Perspektive in das Gemälde bringt, welches sanft in das stille, heitere Blau der fernen Berge übergeht.

Das Städtchen Grein, am linken Ufer, sahen wir gegen halb 9 Uhr und mit ihm einen von Bergen eingeschlossenen Thalgrund, dessen linke Seite von hohen Felsenmassen begrenzt wird, die jedoch auch hier nicht die Vegetation ganz ausschließen. Darin möchte ich überhaupt einen Vorzug der Donauufer vor denen des Rheins finden, daß jene, wie hoch sie sich auch erheben mögen, doch nie von den belebenden Farben des Grüns ihrer Laub- und Nadelhölzer ganz entblößt sind. Die höchsten Felsenscheitel sind noch immer mit Fichten und Tannen dünn behaart, gleich den kolossalen Steinpartien des Tschernethals von Mehadia, und den nicht weniger grotesken des finsteren Geländes, das hinter dem Papagayfelsen anfängt, von dem später gesprochen werden wird, während die Rheinufer an vielen Stellen durch das Steife und Einförmige ihrer Weingärten und terrassenförmigen Mauern leicht das Auge ermüden.

Ohne Gefahr wurden wir hinter Wörth schnell über den sogenannten Strudel getragen, wo der Fall des Wassers 3 Fuß auf eine Strecke von

Digitized by Google

480 Fuß beträgt. Die größte Geschwindigkeit und mit ihr auch die Gefahr, ist nur bei niederem Wasserstande, weil alsdann die Flut sehr eingeengt ist, während sie sich im entgegengesetzten Falle mehr ausbreiten kann. Der Strom grollt und tobt allerdings, wenn er sich über die verborgenen Klippen stürzt, indem er vorher wie ein Roß, das sich sträubt über einen Graben zu setzen, sich bäumt und schäumt und in Wirbeln sich herumdreht. Die schauerlichen und romanhaften Bilder jedoch, die einige Reisebeschreibungen darüber entwerfen, erklärte selbst der Kapitän, dem jede Stelle von Linz bis Wien genau bekannt ist, als Produkte einer überspannten Fantasie. Ebenso sind die Erzählungen von unergründlicher Tiefe, von Zermalmen tausendjähriger Baumstämme, die in die Wirbel gerathen; von Sieden und Kochen, Hineinfallen und himmelhohem Herausschleudern, nichts als müßige Mährchen. Möge die Fantasie in ihrem Bereiche immerhin Luftschlösser, Zaubergärten oder Schreckgebilde schaffen; wo es aber gilt eine treue, ungeschmückte Schilderung des Gesehenen wiederzugeben, sind alle überspannten Bilder, welche die Wahrheit mit so vielen bunten Lappen umhängen, daß man sie nicht mehr wieder erkennen kann, nur verwerflich. Der poetisch fühlende Reisende wird natürlich auch poetischere Eindrücke in sich aufnehmen, als der kalte prosaische Mensch; wenn aber jener so weit geht, daß er das Gesehene zu einer poetischen Dichtung umschmilzt, dann ziehe ich die nüchternste, aber der Wahrheit mehr entsprechende Erzählung jedesmal vor.

Nachdem wir bei einigen Ruinen vorbeigesegelt waren, erblickten wir auf dem Stutz eines Felsen das Schloß Persenbeug, den Lieblingsaufenthalt des verstorbenen Kaisers Franz. Es öffnet sich hier die Gegend auf der rechten Seite, indem die linke nach kurzer Unterbrechung ihre Berge wieder ans Ufer sendet. Am Fuße des eben erwähnten Schlosses ligt das Dörfchen gleiches Namens, in welchem eine kleine Mühle ihr bemoostes Rad von einem kleinen Bache treiben läßt, über das einige Kastanienbäume ihren dunkeln Schatten werfen. In dem engen Stübchen dieser Mühle, dem harmlosen Sitze der Zufriedenheit, ließ sich der biedere Monarch, durch das trauliche Geklapper des Räderwerks eingewiegt, oft in süße Träume versenken, nachdem er mit dem Müller, dessen Gevatter er war, zuweilen stundenlang sich unterhalten hatte. Auch der Müller hat ihn in seiner kaiserlichen Burg in Wien oft besucht. Saßen beide jedoch in der Mühle beisammen, so durfte das Wort Kaiser oder was daran erinnern konnte, nie erwähnt werden. Hier, fern dem Geräusche der Residenz, fern dem Zwange der Etikette und der Last einer kaiserlichen Krone, wollte Franz I. nur als Mensch fühlen und nur der Freund des Müllers sein. Der Kaiser in seinem Palaste soll den Müller dagegen oft von dem Glanz der Krone unterhalten und ihm sogar den Vorschlag gemacht haben, ein schöneres Haus in Wien zu beziehen,

Digitized by Google

aber niemals hat dies den einfachen Mann in der Würdigung seines genügsamen und deshalb ungetrübten Glückes, irre gemacht. Der Kaiser, bei dem er mehrmals zu Mittag speisete, hat ihn nie länger als einige Stunden in Wien festhalten können, obgleich er während diesem Besuche alles belästigende, Bedienten und Hofleute aus seiner Nähe entfernte. Des Müllers Sehnsucht zog ihn immer wieder nach seiner kleinen Mühle, wo er dann seufzend den Seinigen erklärte, der Kaiser sei doch ein armer Herr, im Vergleich mit ihm.

Rückwärts des Dorfes Marbach, auf einem die vorligenden Anhöhen beherrschenden Berge, erblickt man eine Kirche; dies ist Maria Taferl, der berühmte Wallfahrtsort, zu dem noch immer viele Tausende aus den entferntesten Gegenden hinwandern, um für lahme Glieder grade, für Kummer Trost, für Wohlhabenheit aber oft auch Armuth einzutauschen. Denn viele suchen, mit dem Opfer ihres ganzen Vermögens, hier sich Seligkeit zu erkaufen, unbekümmert um das Elend, in welches die zurückgelassene Familie dadurch versetzt wird. Die Einkünfte dieser Kirche sind deshalb ungeheuer. Die Benennung Taferl soll, beiläufig bemerkt, daher kommen, daß seit uralten Zeiten auf dem Gipfel des Berges ein Eichbaum stand, in dessen Hölung ein Kruzifix befestigt war, zu dem sich die Bewohner der Umgegend am Ostermontag begaben, um an einer steinernen Tafel zu essen und zu trinken, nachdem sie Gott um eine gesegnete Erndte gebeten hatten.

Ungefähr eine Stunde später erblickt man das auf einem Berge höchst romantisch gelegene Benediktinerkloster Mölk, mit dem Dorfe gleiches Namens an seinem Fuße. Das Kloster hat sehr ausgedehnte Besitzungen, die von Klostergeistlichen verwaltet werden. Bei der Erziehung der jungen Leute wird keinem Zwang angelegt, hinsichtlich der Wahl seiner künftigen Bestimmung. Wozu Talent und Neigung ihn berechtigen, dazu wird er erzogen. Wessen Drang nach der einsamen Klosterzelle geht, den sucht man für diese Abgeschiedenheit vorzübereiten; wessen Temperament hingegen für eine geräuschvollere Laufbahn bestimmt zu sein scheint, der wird dem Weltleben wiedergegeben. Der Unterricht wird von guten Professoren geleitet und tüchtige Männer sind aus den Mauern dieses Klosters bereits hervorgegangen. Vor seiner Trennung von der Kaiserin Josefina führte Napoleon hier ein Zwiegespräch mit dem Prälaten, welches die Erforschung der Meinung des letzten über diesen Gegenstand zum Zweck hatte, indeß soll er mit dem Resultat desselben eben nicht zufrieden gewesen sein. Die Lage des Klosters hat noch das Eigenthümliche, daß der Geistliche vom Altar den Spiegel der Donau erblicken kann, die hier in breiter Ausdehnung vorbeiströmt.

Ob Luzifer, da wo das Schloß Schönbühel, welches man bald nach Mölk, gleichsam wie mit der steilen Granitwand, auf der es steht, verschmolzen erblickt, hier sein Sommerlogis ehemals gehabt, oder ob er nur

Digitized by Google

während einigen Stunden am Tage und in der Nacht, von seinen Dienstverrichtungen ermüdet, hier ausgeruht, darüber mögen die Schriftgelehrten disputiren, wenn sie dazu Lust bekommen oder nichts anders zu thun haben. Die Sage von etwas ähnlichem scheint noch immer in der Gegend fortzuleben, und einer unserer Reisegefährten aus dieser Gegend nahm es gar nicht gut auf, als ich seiner Erzählung über diesen Gegenstand, die er mit der Miene der größten Glaubwürdigkeit vortrug, lächelnd einige Zweifel entgegenstellte. Er raunte deshalb auch seinem Nebenmanne ins Ohr, daß ich gewiß ein „Ketzer“ sei, was dieser, zufällig selbst Protestant, mir später hinterbrachte.

Unterhalb Schwallenbach fährt man längs einer Masse steiler Felsen, die man die Teufelsmauer nennt. Es wurde eine Kanone abgeschossen, um Fräulein Echo aus ihrem Schlummer zu wecken, das hier, wie ein Reisender mit sicherm Tone beschreibt, mit „tausendfachem Donner“ antworten soll. Ob es aber vielleicht noch im schlaftrunkenen Zustande geweckt, ungünstiger gegen uns gestimmt war, oder ob die Ohren sämmtlicher Reisenden weniger empfindlich waren, als die jenes Reisenden, muß dahin gestellt bleiben; genug, wir waren mit dem Zählen bald fertig.

Eine halbe Stunde vor den auf einer dunkeln Felsenmasse ruhenden Ruinen des Schlosses Spitz beginnen die Weinberge ihr helles Grün in die Schattirungen des linken Ufers zu mischen, jedoch müssen sie bald nachher auf kurze Zeit einem finstern Felsenthale Platz machen, dessen verwitterte Gipfel in zerrissenen Zacken sich endigend, durch keine Laubmütze den stechenden Eindrücken der Sonne sich entziehen. Verläßt man diese einsame Steinkammer, deren Wände das herunterträufelnde Wasser theilweis schwarz gefärbt hat, so öffnet sich eine neue Naturszene, worin die Ruine des Schlosses Dürrenstein, in welchem Richard Löwenherz gefangen saß, auf der Platte eines hohen Felsen gelagert, mit ihrer nächsten Umgebung den schönsten Punkt bezeichnet. Bei ihrem Anblick tritt die ganze romantische Ritterzeit aus dem Schatten der Vorzeit noch einmal in den Spiegel der Gegenwart. Aber gebrochen wie sie, sind Dürrensteins Mauern, und wie aus den zerrissenen schwarzen Fensterwölbungen seiner mit Gras bedeckten, vom Efeu umschlungenen Trümmer, kein Harfenton mehr klagend oder jubelnd hallt, so sind die Töne jener Ritterzeit bis auf matte Nachklänge verstummt. Und gut, daß es so gekommen ist; wir wollen sie nicht wieder herauf beschwören. Möge Dürrenstein immerhin als ehrwürdige Reliquie noch ferne Jahrhunderte an jene Vergangenheit erinnern, möge es noch manchen Barden zu stolzem Gesange begeistern; aber möge aus seinem Schutt die Zeit nie wieder erstehen, in der es einst glänzte und seine starken Zinnen über dem gefesselten Löwen sich erhoben. In der neuern Geschichte ist Dürrenstein dadurch bekannt, daß hinter seinen Engpässen die Franzosen unter Mortier, gegen die Russen und

Digitized by Google

Oeſtreicher unter Doktorow und Schmidt ein Treffen lieferten und den Sieg davon trugen. General Schmidt verlor dabei ſein Leben.

Beim Städtchen Stein iſt noch eine jener die Schifffahrt hemmenden Brücken, bei deren Durchfahrt wieder große Vorbereitungen getroffen werden mußten. Bei Krems, das durch ſeinen Senf eine bedeutende Einnahme (gegen 45,000 fl. jährlich) hat, verlaufen ſich die Berge ganz in die Ebene.

Tulln iſt eine der älteſten Städte Niederöſtreichs, und war vor Wien Hauptſtadt des Landes. Man hat auf ſeinen Feldern, wo man beſonders viel Safran zieht, eine Menge Silbermünzen aus der römiſchen Kaiſerzeit gefunden. Karl der Große ſoll hier eine Brücke über die Donau geſchlagen haben. Die Stadt iſt oft der Schauplatz durchziehender wilder Horden geweſen und mehrmals verheert worden. 1683 war ſie Verſammlungsort für das zum Entſatz des von Kara Muſtapha belagerten Wiens herbeigeeilte Heer unter Sobiesky. Auch ſoll der Etzel des Niebelungenliedes mit der ſchönen Krimhilde hier zuſammengetroffen ſein. Das Geniekorps hat in Tulln eine Pionirſchule. Die Donau gewährt hier einen ſchönen Anblick, in dem weiten lachenden Thale, umkränzt von einem Halbkreis von Bergen, über die ſich die ſteyermärkſchen Alpen erheben. Nicht weit hinter dem Ort befindet ſich eine gefährliche Stelle für die Schifffahrt, die man jedoch durch einen quer in den Strom gelegten ſtarken Damm, ſehr verbeſſert hat; doch ſchon bei Tulln, wo viel Waſſer verloren geht, könnte man den Strom noch bedeutend einengen.

Nachdem man nun bei einem der älteſten Schlöſſer Oeſtreichs, bei dem auf einem Felſen ligenden Greifenſtein vorübergekommen iſt, bietet die Gegend bis Nusdorf, wo man zuerſt den langen, gewirbelten Hals des Stefansthurmes erblickt, wenig Intereſſantes.

In Nusdorf ſetzt das Dampfſchiff die Reiſenden aus, die von da zu Lande bis Wien fahren. Mauthbeamte ſind die erſten, von denen man in Empfang genommen wird. Am einfachſten iſt es, wenn man ſeine Sachen gleich hier durchſuchen und nicht, wie es andere thun, erſt in die Stadt bringen läßt, was Aufenthalt und doppelte Koſten verurſacht. Hat man nicht zu viel Gepäck, ſo bleibt gewöhnlich in den Wagen, welche die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft zum Transport der Reiſenden nach Wien aufgeſtellt hat, ſo viel Raum übrig, um es gleich mit ſich zu nehmen, widrigenfalls man es der Mauthwache in Nusdorf übergibt, welche an jedes einzelne Stück eine Nummer heftet und übereinſtimmende dem Eigenthümer zuſtellt, der nach Vorweiſung dieſer Nummern auf dem Hauptzollamt in Wien, einige Stunden ſpäter ſeine Sachen in Empfang nehmen kann.

Hierbei mache ich diejenigen aufmerkſam, welche nicht etwa die großen Herrn ſpielen wollen oder es der Bequemlichkeit oder Familienrückſichten wegen

Digitized by Google

vorziehen, die Gesellschaftswagen nicht zu benutzen, sich durch die Anerbietungen, die hier in Bezug der Annahme eines Wagens gemacht werden, nicht täuschen zu lassen, und zu glauben, daß der Fiaker ebenfalls von der Dampfschifffahrts-Gesellschaft bedungen sei. Mehre junge Leute von unserm Schiffe waren mit diesen Verhältnissen unbekannt, setzten sich statt in den Dampfschifffahrts-Wagen in den des Fiakers und mußten, im Gasthof angekommen, 5 fl. Konventionsmünze (6 fl. rh. oder 3 Thlr. 13 sgr.) bezahlen, weil sie nicht vorher akkordirt hatten. Denn von einem dortigen Beamten darf man nie erwarten, daß dieser den Reisenden auf dergleichen aufmerksam mache, wie sehr dies auch im Interesse gemeinschaftlicher Unternehmungen ligt.

Zugleich wird der Paß in Nusdorf abgenommen, wofür man einen sogenannten Linienzettel erhält, mit dem man in Wien auf's Polizei-Büreau gehen muß, um sich für Geld, gute Worte und barsche Antworten dagegen eine Aufenthaltskarte einzutauschen, die bei einem Aufenthalt von etwa acht Tagen 1 fl. Konv.-Münze (1 fl. 12 kr. rh. oder 20 sgr. 7 d.), bei längerm aber 2 fl. kostet. Man braucht übrigens damit nicht so ängstlich zu sein, und wenn man grade andere Geschäfte hat, seine Zeit nicht zu verschwenden, um eine solche Karte zu erhalten, denn in Wien frägt niemand danach. Auch ich erhielt sie erst einen Tag vor meiner Abreise, nachdem ich mich bereits dreimal vergebens deshalb nach dem Polizeibureau begeben hatte. Das erstemal hatte ich die Linienkarte nicht bei mir, das zweitemal kam ich nach der Polizeiuhr zu früh, und das drittemal eine halbe Minute zu spät. Denn man muß wissen, daß dieses Bureau, in welchem sich eine so große Anzahl Reisender täglich zusammendrängen (wen die Reihe nicht mehr trifft, muß häufig seinen Aufenthalt verlängern) nur einige Stunden des Tages offen ist. Ich bemerkte freilich, daß ich, wenige Stunden vor meiner Abreise einer Aufenthaltsbewilligung nicht mehr bedürfe — wobei ich, unter uns gesagt, auf die Ersparung des Kaiserguldens spekulirte — da kam ich aber übel weg.

„Schauns," erwiederte der mit einem Pied de nez gesegnete Beamte, nachdem er eine Viertelstunde nach meinem Namen gesucht, „das ist ahns, 's können's nehmen oder nit nehmen, bezoahlt mnß sie hoalt werden." In diesem Falle, sagte ich, geben Sie nur her, ich habe dann wenigstens für den Gulden ein Stück Papier. Schmunzelnd überreichte mir der Mann dasselbe, nicht ohne mich vorher aufmerksam gemacht zu haben, daß, wenn ich etwa länger bleiben sollte, ich diese Aufenthaltskarte verlängern und noch einen Gulden darauf legen müßte.

Nachdem meine Sachen auch in Nusdorf nur sehr oberflächlich revidirt worden, packte ich sie in einen der Gesellschaftswagen, der mit zwei langen sich gegenüber befindlichen Sitzen versehen war, setzte mich einer fast eben so langen Person en face und rollte der alten Kaiserstadt zu. An der Linie

Digitized by Google

ſteckte noch einmal ein Grünkraziger den Kopf in den Wagen, fragend ob etwas zu verſteuern ſei? und nun gings dem alten 700 jährigen Stefansthurm raſch entgegen, der mit ſeinem vom Kranz bis in die äuſſerſte Spitze etagenförmig gebauten Gerüſte, immer deutlicher hervortrat. Seine lange Mütze fing ihn endlich an zu drücken; er hatte ſchon ſo viele Kopfbedeckungen zu ſeinen Füßen herumwandeln ſehen, unter denen hohle Wände ſich bargen, warum ſollte er auf ſeinem ſchweren Kopfe nicht auch einmal etwas neues haben? Seit lange hatte er durch zeitweiſes Schütteln ſeinen Wunſch auszudrücken geſucht und drohte endlich, da man ihn nicht verſtehen wollte, ſeine Mütze ganz abzuwerfen; es blieb alſo nichts übrig als ihn zufrieden zu ſtellen und mit der Anfertigung einer neuen zu beginnen.

Für einen Zwanziger Trinkgeld brachte mich der Kutſcher bis in den Gaſthof, welche Verpflichtung er ſonſt nicht hat. Wind und Staub hatten mich durch die lange Vorſtadt begleitet, Wind und Staub begleitete mich bis ins „weiße Roß“ in der Leopoldsſtadt, welchen Gaſthof ich mir zum Aſyl für die Dauer meines Aufenthaltes in Wien gewählt hatte. Man bezahlt hier für ein Zimmer im dritten Stock, wenn es nach hinten geht, täglich 30 Kr. Konv. Münze (36 kr. rh. oder 10 ſgr. 4 D.). Der dritte Stock und hinten heraus wird allerdings manchem unangenehm in die Ohren klingen, mich genirte dies aber nicht. Im Gegentheil war mir das letzte ſogar angenehm, da ich des Nachts von dem Lärm auf der Straße nichts hörte und den Tag über zu ſehr außerhalb beſchäftigt war, als daß ich mir hätte Zeit nehmen können die Vorübergehenden aus meinem Fenſter zu bekritteln. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß jeder beſſer thut zu Hauſe zu bleiben, der nicht ohne Mißbehagen von den gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Alltagslebens manches auf Reiſen miſſen kann. Keine größere Reiſe kann ohne Entbehrungen gemacht werden, und eben ſie erhöhen den Genuß der Rückerinnerung.

Ein Dezennium war vergangen, ſeit ich Berlin, nach einem zweijährigen Aufenthalte, verlaſſen hatte, und noch ſchwebte mir die Königsſtraße mit ihrem Menſchengedränge, von dem ich mich gern von Zeit zu Zeit fortreißen ließ, wenn mir die Studierſtube zu enge wurde, lebhaft vor. Aber auch die Wilhelmsſtraße, mit ihrer Todtenſtille und ihren großen, einſamen Paläſten, an den Canal grande Venedigs erinnernd, deren Mauern die ſeltenen Fußtritte auf dem Pflaſter weithin wiederhallen ließen, war noch in meinem Gedächtniß, und es gewährte mir oft einen angenehmen Genuß, wenn ich mich aus dem Gewühl der Königsſtraße herauswindend, in die ſtille Wilhelmsſtraße flüchten konnte. Eben dieſer Kontraſt erhöhte mir den Werth einer jeden für ſich genommen.

In Wien dagegen mag man ſich hinflüchten, wohin man will, immer

Digitized by Google

läuft man Gefahr von Menschen erdrückt, von Wagen überfahren zu werden. Die größten Kaffehäuser Berlins kann man in gewissen Stunden des Tages leer finden; in Wien wird man von den größten an bis zu den mittelmäßigsten hinab etwas ähnliches vergebens suchen. Man mag sich begeben, wohin man will, immer wird man auf müßige Pflastertreter stoßen, denen man es an den Augen ansehen kann, daß sie nicht wissen, was sie mit den Pausen zwischen Essen und Trinken anfangen sollen. In dieser Beziehung ist es das deutsche nur beweglichere Konstantinopel. Wenn in Berlin Wissenschaft und Kunst die fysischen Genüsse dominiren, und zwar verhältnißmäßig bis in die untersten Volksklassen, so ist es in Wien umgekehrt, die fysischen Genüsse überwiegen bei weitem alles andere.

Ich habe die Berliner oft bei ihren Vergnügungen beobachtet. Sie überlassen sich denselben mit aller Hingebung und Ausgelassenheit ihres heitern Gemüthes; bei den Wienern suchte ich dies in gleicher Art vergebens. Sie überlassen sich den Vergnügungen zu oft und zu anhaltend, als daß sie ihnen nicht alltäglich werden sollten. Daagegen können sie sich zu einer weiseren Mäßigung und Einschränkung nicht entschließen, weil sie eine solche Lebensweise, wie die vorangedeutete, nun einmal für ihr Bestehen unumgänglich nothwendig halten. „Ich muß täglich in fünf Wirthshäuser gehen, um meine 14 Seidel Bier abzutrinken," sagte ein wiener Handwerker, dem ich in einem Gesellschafts-Wagen gegenüber saß, und der in allem übrigen ganz verständig räsonnirte; „denn das erfordert halt meine Gesundheit, und ich würde krank werden, thät ich's nicht mehr." Dieser Zug karakterisirt ganz das Leben der untern Volksklasse in Oestreichs Hauptstadt.

Der Wiener reiset, außer in seinen Geschäften, wenig, und wenn er es einmal thut, so ist sein Ziel da, wo „Kalbsschnitzel und Rostbraten" aufhören, darüber hinaus bringen ihn zehn Pferde nicht. Kalbsschnitzel und Rostbraten sind seine Herkulessäulen, jenseit denen für ihn ein gallertartiges Meer sich ausbreitet, wo ein Mensch wie er nicht leben kann, und worin das Barbarenland der magern Gemüsefesser schwimmt. Mit einem Kalbsschnitzel oder mit Milchstrudeln an der Angelruthe könnte man ihn wieder aus dem Himmel locken, wenn ihm beides dort nicht aufgetischt wird. Fragte ich nach einer Garküche, wo ein gutes „Kalbernes oder Paprikahaneri," nach einem Kaffehause, wo die beste „Melange", nach einem Konditor, wo das wohlschmeckendste Eis zu haben sei, so wurde mir jedesmal Bescheid; fragte ich aber nach einer Buchhandlung, nach einem Antiquar, nach einer Kunstsammlung oder gar nach der Wohnung eines berühmten Gelehrten, so wurde mir stets: „o zes i was nit!" geantwortet. Daß in Berlin im Verhältniß viel mehr gelesen wird, beweiset ein einziger Blick in die Leihbibliotheken beider Städte. Entweder machen sie in Wien bankerot, wie erst kürz-

Digitized by Google

lich wieder eine bedeutende, oder sie sind in übelm Zustande. Die Bücherantiquare treiben, weil sie sonst nicht bestehen können, stets ein kleines Buchhändlergeschäft nebenbei oder verkaufen Siegellack, Schwefelhölzchen u. dgl. m. Die größte Buchhandlung ist die von Gerold, aber wie diese hat Berlin viele.

So lassen sich noch hundert kleine Züge andeuten, die es alle bestätigen würden, daß der fyssische Lebensgenuß in Wien mit den geistigen Bedürfnissen in ungleichem Verhältniß steht. Und eben hierin, in dieser großen Konsumtion, in diesem ungeheuern Bedarf der Lebensmittel ligt vielleicht der Grund der Theurung in dieser Stadt. Denn von ihrer gepriesenen Wohlfeilheit habe ich nicht das mindeste bemerkt. Es mag wohl sein, daß man als Einheimischer, bekannt mit den Oertlichkeiten, billiger leben kann als der Fremde; allein das ist hier wie überall der Fall. Meine Beurtheilung des Grades der Wohlfeilheit geht vom Standpunkt des Fremden aus, und da behaupteten viele Reisende, mit denen ich darüber sprach, daß man selbst in London nicht theurer lebe, wenn man, wie das gewöhnlich geschieht, in ein Privatquartier mit Kost sich einmiethet. In Wien wird in allen Gasthäusern nach der Karte gegessen. Ich war in denen erster Klasse und in denen quasi dritter Klasse. In jenen kam ich bei einigen Gerichten und einem Seidel Wein, unter einem Kronthaler nicht weg, in diesen mit einem Seidel Bier, nie unter 48 kr. bis 1 fl. und hier aßen Leute, die in Berlin in die Garküchen gehen, in denen sie dasselbe Essen für 4 sgr. oder 14 kr. bekommen. Man hört zuweilen und oft nicht mit Unrecht über die theuern Gasthöfe am Rhein klagen, wenn man aber ein Diner an der Table d'hôte im holländischen oder rheinischen Hofe in Mainz, oder im Schwan und im Weidenbusch in Frankfurt am Main, im Riesen oder im weißen Roß in Koblenz und Ehrenbreitstein, nach der „Karte" in Wien verzehren wollte, so müßte man wenigstens das Sechsfache als dort dafür bezahlen. In der „Stadt Frankfurt", keineswegs der erste Gasthof in Wien, mußte ein Rheinländer, der mit seiner jungen Frau mir gegenüber Platz genommen, und sich von der Art des Essens in seiner Heimat wahrscheinlich noch nicht entwöhnt hatte, 7½ fl. Konv. Münze (9 fl. rhein. oder 5 Thlr. 14¼ sgr.) für ein Mittagessen bezahlen, wie es in Mainz, in den Gasthöfen zweiter Klasse, für 30, höchstens 48 kr. rhein. gegeben wird. Er äußerte sein Erstaunen darüber und bemerkte mir, daß man unter solchen Umständen hier seinem Magen die Zügel gewaltig kurz halten, oder seinen Gaumen wenigstens an ganz andere Kost gewöhnen müsse; indeß trage er freilich selbst die Schuld, weil er die Speisekarte nicht besser studirt habe. — „Allerdings," erwiederte ich, „ist es nicht hinlänglich sie bloß zu durchsehen, man muß sie studiren, und es würde dem Fremden eine große Erleichterung verschaffen, wenn man für sie ein besonderes Wörterbuch verfassen und auf jedrn Tisch ein Exemplar davon

Digitized by Google

legen wollte. Welche arithmetischen Progressionen nun aber auch der Kellner (Aufwärter) mit dem Bleistift auf seinem Papier entwirft, und worin er sich gewiß nie zu seinem Nachtheil irren wird, muß man bei alledem gute Miene zur übertriebenen Rechnung machen und so thun als hätte man halb gratis gespeist, denn wenn man nicht dem Kellner ebenfalls ein paar Groschen nach jedesmaliger Bezahlung zustößt, kann man sich darauf verlassen, daß man das nächste mal eine halbe Stunde warten muß, bevor man bedient wird. Uebrigens muß es anderseit als eine Annehmlichkeit bemerkt werden, daß man in keiner Beziehung verbunden ist in dem Gasthofe, in welchem man wohnt auch zu essen. Niemand bekümmert sich darum und der Wirth kennt selten seine Gäste; jeder Kellner aber hat sein besonderes Departement.

Den Tag nach meiner Ankunft machte ich zuvörderst einen weiten Spaziergang nach der Rennweg-Kaserne in der Vorstadt Landstraße, einen jungen Mann aufzusuchen, an den ich sehr angelegentlich empfohlen war, und der meinen Aufenthalt mit mir möglichst angenehm zu machen berufen war. Ich bedauerte im voraus den Armen; denn es bleibt immer eine große Aufopferung für jeden, wenn man einen anderen, den man persönlich erst kennen lernen muß, sogleich wie einen erprobten Freund aufnehmen und behandeln; wenn er das oft Gesehene mit Zeitverlust noch einmal mit ansehen und gegen seinen Zweck und sein Interesse an den Wanderungen durch die Stadt theilnehmen soll. Auf der andern Seite ist es auch für den Empfohlenen etwas sehr mißliches, wenn er den ihm Fremden zu Verpflichtungen drängen soll, die, wie er im voraus wissen kann, nur aus besonderen Rücksichten für andere erfüllt werden. Ich gestehe es daher offen, daß ich von den meisten Empfehlungen wenig halte, und lieber dem Zuruf gemäß handle: „Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selber.“

Vor der Hand kam mein unbekannter wiener Schutzpatron gut weg. Ich traf ihn nicht zu Hause und gab daher den Brief dem Bedienten, wendete mich nach der Stadt zurück und durchkreuzte einige Haupt- und Querstraßen der Kaiserstadt. Welche Menschenfluth wälzte sich da über die rothe Thurmstraße, den Stefansplatz und den Graben! Hundert Glieder am Arme und tausend im Leibe, würden hier nicht überflüssig sein, sich ohne Stöße hindurchzuwinden. Der Taube aber, der nicht hinten und vorn Augen hat, darf sich nimmer hierher wagen, wenn er nicht Gefahr laufen will, auf die beste Manier gerädert zu werden; denn nicht zehn Schritte geht man ohne das langgezogene „ho!“ den Ruf aus dem Wege zu gehen, hinter sich zu hören, da man wegen dem beständigen Ausweichen auf den Bürgersteigen aller Augenblicke in den Fahrweg gedrängt wird. Wie vielen mochte ich hier begegnen, welche die wenigen dem Menschen vergönnten Lebenstropfen ohne wahren Lebensgenuß verschlingen? Wie wenigen, welche den Werth eines

Digitized by Google

geräuſchloſeren Daſeins, fern dem Qualm der Städte, wie Schiller ſagt, jemals gefühlt haben? O, ich ſehnte mich nie mehr nach einer Stunde Einſamkeit, als hier in Mitte dieſes bunten Durcheinanders; denn grade im Getümmel des Weltlebens lächelt ſie am ſehnſuchtsvollſten unſerm Herzen zu und umrauſcht uns mit ihren ſanften Akkorden, wenn unſere inneren Gefühle von jenen noch nicht zerſtört, verſtimmt oder vernichtet worden ſind. Das Gefühl kann aber auch drückend werden, wenn man ſich entwöhnt hat, durch dicht gefüllte Straßen allein und unbekannt zu wandeln, unter 30,000 bis 40,000 Menſchen kein bekanntes Geſicht zu ſehen. Das ſind Stunden, in denen man den unſichtbaren Werth der Freundſchaft erſt ganz erkennt und würdigen lernt.

Mit ſolchen Betrachtungen ſchlenderte ich aus einer Straße in die andere und warf dabei mechaniſch von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Schilder, als es mir endlich auffiel ſo oft das Wort „bürgerlich“ wiederholt zu ſehen. Was bedeutet dieſes Prädikat, dachte ich, gibt es denn auch adelige Stiefelputzer hier? Doch eine Firma dieſer Art war nirgend zu finden. Immer las ich nur: „kaiſerlich-bürgerl. Bürſtenbinder; k. k. bürgerl. ungariſche Glaſſermeiſterin;“ einmal ſogar „k. k. bürgerl. ungar. Seidenmanufaktur-Brandel-Verkaufshandlung!“

Es hängt damit folgendermaßen zuſammen. Ein großer Unterſchied iſt nämlich obwaltend zwiſchen einem Handwerker der das Bürgerrecht erkauft hat und einem andern, der es nicht beſitzt; ein Unterſchied, der den „bürgerlichen“ Handwerker faſt eben ſo ſtolz auf den bürgerlich „unbürgerlichen“ blicken läßt, als ein adelich Geborner auf einen Neugeadelten, oder einen Edeln von Rachenzahn ꝛc. blicken würde. Eben ſo iſt es eigenthümlich, daß man wie in Schleſien z. B. Federn verſchleißt, d. h. Federn zum Gebrauch für die Betten geeignet macht, hier Papier, Zucker, Bleiſtifte ꝛc. verſchleißt. Man lieſet alſo auf den Schildern „Papier-Verſchleiß, Materialien-Verſchleiß“ und andere zu verſchleißenden Verſchleißereien, Bezeichnung, womit kleinere Kaufleute den Verkauf ihrer Waare ankündigen. Hat man ſich nun lange vergebens nach einem Schilde umgeſehen, auf welchem ein geiſtreicher Einfall zu leſen wäre, ſo findet man doch wenigſtens ein ſolches mit einem ſüßen, nämlich ein Gaſthaus genannt zum „ſüßen Einfall“, wobei man nicht verſäumt hat, denen das Tiefe des Sinnes zu verbildlichen, welche über die Bedeutung in Zweifel ſein könnten, indem man auf das Schild ein Honigfaß gepinſelt hat, in welches ein Subjekt mit furchtbaren Grimaſſen aus einer beſtimmten Höhe hineinfällt. Nicht weniger komiſche Benennungen führen oft die Straßen, von denen ich nur eine der Vorſtädte anführen will, die ſich „Stoß im Himmel“ nennt.

Schon war ich des Herumziehens müde und im Begriff mich nach Hauſe

Digitized by Google

zu begeben, als ich zu meiner Freude einen meiner Reisegefährten von Regensburg bis Wien wiederfand, den ich im Wirrwarr beim Landen in Nusdorf verloren und seitdem nicht wieder gesehen hatte. In ihm erhielt ich einen gebildeten und geistreichen Gesellschafter, der in Wien schon mehrmals gewesen war und mir in vieler Beziehung behilflich sein konnte. Einige Tage vor meiner Abreise, mit den Vorbereitungen zu derselben schon eifrig beschäftigt, machte ich dann auch die Bekanntschaft des vorhin besprochenen jungen Mannes, und diese Vorbereitungen bezogen sich hauptsächlich auf meinen Paß. Diesen für das Antreten einer größeren Reise in Ordnung zu bringen, braucht man beinah acht Tage, wenn man nicht täglich ein paar Gulden Botenlohn bezahlen will. Hier wurde gefrühstückt, dort zu Mittag gegessen; hier hielt man Mittagsruhe, dort hatte Se. Exzellenz Besuch, da war der Hofrath nicht zu Hause, an einem andern Orte hatte man den Paß verlegt. So mußte ich meine Geduld von einer Folterkammer auf die andere tragen, und dabei fällt es niemanden ein, in solchem Verfahren etwas ungewöhnliches zu finden, von einem Entschuldigen gar nicht zu sprechen. „Kommen Sie nur um die und die Zeit wieder," sagt irgend ein Mensch in beschmutzter Küchenschürze mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt, eine Antwort, womit man einstweilen expedirt ist und seine Zeit umsonst zersplittern muß. Ich rathe deshalb jedem, sich vorher genau in Kenntniß zu setzen, wann die verschiedenen Bureaux offen sind, denn selbst das der Dampfschifffahrts-Expedition gibt, gegen das positive Interesse der Gesellschaft, nur wenige Stunden des Tages Audienz. Auf dem Polizeibüreau verirre man sich nicht etwa in die Stube zweiter Klasse, wenn man zum Eintritt in No. 6, wo die Fremden erster Klasse expedirt werden, berechtigt ist. Zur zweiten Klasse zählt man nämlich alle Leute, die nicht von Stande sind, als: Handelsleute, Ackerleute, Handwerker ꝛc. Ein gedruckter Anschlagzettel an der äusseren Thüre, den ich aber gleich vielen übersah, weshalb ich mich in die Stube der zweiten Klasse verlief, nennt diese Unglücklichen ausdrücklich, als was ich sie nach der Behandlung, wovon ich Zeuge war, betrachten muß.

Jakob Specht wird aufgerufen, überhört aber unter der Menge von Fremden seinen Namen. Man ruft abermals: „Jakob Specht; wo steckt er denn?" Ein wohlgekleideter Landmann drängt sich, nach gegebener Antwort, vor. „Kann er nicht hören?" schreit man ihn an; „glaubt er, daß man bloß *seinen* Namen *allein* hier zu nennen hat? Wie heißt er Jakob Specht?" — Antwort: Jakob Specht. — „Was will er hier J. S.; warum ist er hierher gekommen; hat er auch Geld hier zu leben J. S.; von was nährt er sich zu Hause? — So drängten sich Fragen auf Fragen, die der Befragte mit Erzählung seiner Familienverhältnisse zu beantworten begann; daß er nämlich ein unverschuldetes Bauerngut habe ꝛc. Allein so war

Digitized by Google

es nicht gemeint; jetzt sollte erst noch einmal jede Frage einzeln für sich beantwortet werden, weshalb sie insbesondere wiederholt an ihn gerichtet wurde. Der Arme wollte aber die Sache nach seiner Art kürzer machen und sprang über die Fragen hinaus; das kam ihm jedoch theuer zu stehen. „Schweig er," fuhr man ihn an, „und antworte er nur das, um was er gefragt wird; glaubt er, daß man seine Zeit nur für ihn hat? Jetzt antworte er, ꝛc. Nun wurde das Fragenverhör fortgesetzt.

Mir kochte es dabei in den Adern, und da ich beinah eine halbe Stunde, ohne daß Jemand von mir Notiz genommen, gewartet hatte, so riß ich die Barriere auf, welche die Reisenden von den Beamten trennt und forderte ungestüm meinen Paß. Mit großer Seelenruhe beschied man mich jedoch wieder hinauszugehen und zu warten, bis die Reihe an mich kommen würde. Mein Blut war zu sehr in Wallung, als daß es sogleich hätte beruhigt werden können. „Nicht von der Stelle gehe ich, bis in meinen Händen der Paß ist," rief ich dem Federkorstabler zu. Das war zu viel. Alle Augen richteten sich auf mich und alle Brillen wurden Brenngläser, mit denen man mich in Brand zu stecken drohte. Ich betrachtete alle Fysionomien der Reihe nach, und in allen fand ich das höchste Erstaunen ausgedrückt. „Der Fall ist ausserordentlich," schien man zu sich zu sagen. „Keine Kronik liefert von einem Zweikläßler ein Beispiel solcher Verwegenheit. Das ist entweder ein Wahnsinniger oder ein Kavalier. Aber wie käme der letzte hierher?" Nachdem man sich endlich von dem allgemeinen Schrecken etwas erholt und das mich umringende Volk schon vor Beifall in die Tatzen Miene machte zu klatschen, wackelte ein graues Aktengesicht auf mich zu und fragte mich mit heiserer Stimme und vertrockneten Lippen nach Vornamen, Zunamen und endlich auch nach dem Stand. Ein anderer schrieb meine Antworten nieder; denn er hielt plötzlich die Feder an, als ich den letzten nannte.

„Nu schaunse," rief der Fragende wie erfreut, weil man sich vielleicht eine Kriminalklage gegen mich ersparte, „i hob mirs gleich gedacht, Sie sein irr; Sie gehören zur No. 6." Ich fragte nach deren Eingang von No. 6, den man mir bereitwillig wies, froh mich mit guter Manier los geworden zu sein. Das Volk aber blickte mir traurig nach, weil für dieses der Werth meines Benehmens, den man auf dasselbe vielleicht legen mochte, verloren ging.

In No. 6 hat man wenigstens eine Behandlung zu erwarten, wie sie in den meisten europäischen Staaten jeder anständige Mann im 19. Jahrhundert zu fordern berechtigt ist, obgleich mein reicher Reisegefährte selbst hier durch Fragen, die man in einem andern Lande nicht billigen würde, veranlaßt wurde, seinen vollen Geldbeutel vorzuzeigen, um zu beweisen, daß er in Wien wohl ehrlich leben könne. Erlauben sich die Unterbeamten Un-

Digitized by Google

artigkeiten (denn daran, daß alle thun, als arbeiteten sie ihre paar Stunden um Gotteswillen, ist man bald gewöhnt), so ist es am besten ihnen entweder derb oder gar nicht zu antworten, sondern nach dem Büreau des Departementschefs zu fragen, und diesen um die nöthige Erklärung zu bitten, die dann entweder artig oder stolz und herablassend, je nach Maßgabe des Ranges des vor ihm stehenden, aber doch meistens verständlich gegeben wird.

Als ich in der bezeichneten Stube erschien, nahm man anfangs ebenfalls keine Notiz von mir, doch fand ich hier Unterhaltung, indem ich das ganze Büreau im lebhaftesten Streit über das Wort „Punschbowl“ begriffen fand. Zehn Köpfe, zehn verschiedene Meinungen. Jeder wollte es am richtigsten wissen und doch war kein einziger seiner Sache gewiß. Man schielte mich anfangs mit fragenden Blicken an, ob ich von diesem gelehrten filologischen Disput wohl etwas begreifen könne; allein ich riß den Mund weit auf und starrte mit den Augen so nichtssagend, oder vielmehr bewundernd die streitenden Parteien an, daß man sich meinetwegen nicht weiter störte, sondern den gelehrten Streit fortsetzte. Der eine leitete das Wort aus dem englischen, der andere aus dem italienischen, dieser aus dem französischen, jener aus dem polnischen ab. Ich glaube es meldeten sich auch einige Wlachen darunter. Ein jeder bedauerte, der fraglichen Sprache nicht ganz mächtig zu sein, obgleich er davon Kenntniß genug besäße.

Wer mit dem Dampfschiff von Wien aus nach Konstantinopel fahren will, der erkundige sich genau bei dem Direktor der Dampfschifffahrts-Gesellschaft (nicht bei den Büreau-Beamten, die gewöhnlich nichts wissen und ihre Unwissenheit durch mürrische und ungenügende Erklärungen zu bemänteln suchen), welche Verbindung mit dem von Pesth nach Drenkova, von Skela Kladova nach Galacz und von da bis Konstantinopel gehenden Dampfschiffen stattfindet; ist man dann auch immer noch nicht gesichert unterweges ligen bleiben zu müssen, so hat man sich dann doch wenigstens keinen Vorwurf eigener Selbstverschuldung später zu machen.

Was die Umsetzung oder den Eintausch des Geldes betrifft, so nimmt man auf allen Dampfschiffen bis Konstantinopel die Banknoten sehr gern an. Da man aber nicht ununterbrochen die Reise fortsetzen kann, sondern zum Aussteigen oft genöthigt wird, auch vielleicht im unglücklichen Falle wochenlang an einem Orte ligen bleiben muß, so ist eine gewisse Quantität Zwanziger nicht zu vergessen, denn diese allein kennt man an beiden Ufern der Donau. Papier scheint den Halbwilden in der Wlachei etwas gefährliches. Für Konstantinopel sind die Zwanzigpiasterstücke in Gold, die man für 2 fl. conv. M. das Stück, beim Geldwechsler Zinner, auf dem Stefansplatze, einwechseln kann, die beste Geldsorte, wobei zu bemerken ist, daß die alten unter Sultan Mahmud geprägten, in Konstantinopel um 3 Piaster

Digitized by Google

höher ſtehen, als die der jetzigen Regierung, welche letzten man daran erkennt, daß ſie weniger Schrift als jene haben. Oeſtreichiſche Banknoten kann man gegen jede beliebige oſtreichiſche Geldſorte in Silber, ohne das geringſte Agio, auf der Nationalbank umſetzen, die auf der Herrenſtraße, in der Nähe der Freiung, zu finden iſt und jeden Tag in der Woche, von Morgens 9 Uhr bis Mittag 3 Uhr offen iſt. Auſſer den genannten Geldſorten ſind für die Türkei und Griechenland ſpaniſche Thaler und holländiſche Dukaten, für das letzte auch öſtreichiſche Zwanziger, diejenigen, bei denen man den wenigſten Verluſt zu befürchten hat.

Will man Kunſtſammlungen und andere innere Sehenswürdigkeiten zu Wien in Augenſchein nehmen, ſo iſt zu beachten, daß dieſelben nur an beſtimmten Tagen dem Publikum geöffnet ſind, und nur Herrſchaften (ein Wort, von dem man hier eben ſo verfolgt wird, wie Heine bei ſeinem Aufenthalt in Berlin von dem Liede: Wir winden dir den Jungfernkranz) erlangen zuweilen auch auſſer dieſer Zeit Zutritt. Es iſt daher gut ſich den neu herausgekommenen „Stadtkalender“ zu verſchaffen, worin die für jeden Tag der Woche geöffneten Sehenswürdigkeiten angegeben ſein ſollen. Man glaube jedoch nicht, daß man dabei ſo ganz gratis wegkommt. Geld iſt unter allen Umſtänden hier die Loſung. Kommt man mit dem Regenſchirm, ſo wird dieſer abgenommen. Iſt das Wetter ſchön, ſo hat man vielleicht einen Stock. Hat man auch dieſen nicht, ſo gibt der Hut noch immer das letzte Rettungsmittel, woran ſich der trinkgelddurſtige Thürhüter feſtklammert.

Die Ausflüge über Land kann man ſehr billig machen, wenn man ſich erkundigt, wo die nach den verſchiedenen Orten fahrenden Geſellſchafts-Wagen ſtehen, und zu welcher Zeit ſie abfahren, was gewöhnlich mehrmals des Tages geſchieht. Möchte man in den größeren Gaſthöfen darauf bezügliche Anzeigen anſchlagen, ſo würde dem Fremden vieles erleichtert und der Aufenthalt angenehmer gemacht werden. Die Fiaker, welche man auf allen Plätzen und in allen großen Straßen in Menge halten ſieht, haben zwar ſämmtlich ſehr elegante Wagen und meiſt gute Pferde, weshalb die berliner Lohnkutſcher hierin ganz in den Hintergrund treten müſſen; aber ſie ſind auch bei weitem theuerer. Wer weiter keine Rückſichten zu nehmen hat, dem würde ich rathen einige mal mit den Geſellſchafts-Wagen zu fahren, denn darin findet man die beſte Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten des wiener Bürgers kennen zu lernen, beſonders wenn man dazu den Sonntag wählt, an welchem Tage man oft das bunteſte Quodlibet von Menſchen vereinigt ſieht.

Ich muß es geſtehen, daß ich das Verbrechen mehrmals begangen habe dergleichen Wagen zu benutzen; dafür aber habe ich auch manches kennen gelernt, was mir ſonſt entgangen wäre. Anfangs fiel es mir auf, daß ich bei ſolchen Exkurſionen mit nichts als adeligen Perſonen zuſammentraf, von denen

Digitized by Google

viele doch nur das Ansehn schlichter Handwerker zu haben schienen; indeß wurde mir die Sache bald klar. Da der Adel in Oestreich noch große Vorrechte besitzt, und jeder Nichtadelige beim mindesten Versehen gewärtig sein muß, die Donnerworte: „ante portas“ zu hören, so haben die Wiener, um halt doch auch einen Spaß zu haben, stillschweigend gegenseitig sich selbst geadelt und sich, wenn auch ohne Privilegium und Urkunde, doch den süßen Genuß verschafft, sich gegenseitig mit Herr Von anzureden. „Herr von O*) hörte ich z. B. fragen, gehen Sie heute in den silbernen Eiszapfen? Frau von Pu, sehen wir uns Morgen im blauen Strauß?“ Aus demselben Grunde schlürft der wiener Bürger im Wirthshause sein Seidel Bier mit doppeltem Wohlbehagen als zu Hause, weil es ihm dort mit „Eur Gnaden“ gewürzt wird. Daß dies der wirkliche Adel in Wien stillschweigend duldet, ist ein Beweis von der ausserordentlichen Liberalität seiner Gesinnungen und — fast bedenklich!...?...!...

Mit der wiener Sittlichkeit ist es zwar noch nicht so weit gediehen, wie mit der in Paris; aber der Weg dazu ist schon gebahnt. Obgleich um 10 Uhr Abends jeder Bürger sein Haus zuschließt und es dann seine Pflicht ist, niemand, ausser den Hausbewohnern, mehr hinein zu lassen, so wird diese polizeiliche Maßregel dennoch mit allen möglichen Variationen umgangen. Es ist nichts leichter als in Wien ein Stelldichein zu bekommen. Im Theater, in den öffentlichen Gärten, ja auf offener Straße selbst; überall bietet sich dazu Gelegenheit. Ich selbst habe zwar — dies offene Bekenntniß kann ich ablegen — mir keine Beweise hierin zu verschaffen gesucht, bin aber bei den ungewöhnlichsten Erscheinungen dieser Art ein aufmerksamer Beoachter gewesen. Verstohlene Winke, Briefchen beim Herausziehen des Schnupftuches unter den Tisch fallen zu lassen und, wenn das nicht bemerkt wurde, durch einen Karambölschnitt der Füße dies Begehen deutlicher zu machen, ja sogar geschriebene Antworten auf alle nur denkbaren Liebesfragen, zum Austausch in Bereitschaft zu halten; in dem allem besitzen die schönen Wienerinnen eine unglaubliche Gewandtheit. Will ich eine solche Beschuldigung auch nicht auf die Damen der höheren Stände anwendbar machen, so ist doch auch da die Koketterie in einem Grade eingerissen, daß man fast nirgend mehr eine Spur jener Götterweihe, des wahren Seelenadels, jener Anmuth und schüchternen Verschämtheit, womit die Natur das weibliche Wesen urſprünglich geschmückt, wieder findet.

Im Sommer gibt es keinen Abend in der Woche, den man nicht, bei einer gewöhnlich gut besetzten Musik, in einem öffentlichen Garten zubringen könnte, jedoch sind noch immer der Sperl und die Biran die beiden be-

*) Der Name des Mannes bestand wirklich nur aus dem einen Buchstaben O.

Digitized by Google

suchtesten Orte, in denen gewöhnlich zuerst im Garten, später im Saal für den Tanz, die Musik, in jenem permanent von Strauß, in diesem von Lanner, dirigirt wird. Hier kann man die Wienerinnen der mittlern Volksklasse, in die sich oft auch Angehörige der höhern Stände mischen, in ihrer ganzen Leidenschaft des Tanzes betrachten, wobei man gewiß sehr selten eine schlechte Tänzerin bemerken wird; denn die Tanzkunst scheint ihnen angeboren zu sein. Mit der Schnelligkeit, in der sich das engverschlungene Paar im engen Kreise, ohne Jemand zu berühren, herumdreht, scheint es oft zu einem Guß verschmolzen. Sich ganz ihrem wollüstigen Vergnügen hingebend, legt Terpsichores weiblicher Zögling das kleine Köpfchen, mit halb verschlossenen Augen, an die Brust oder an die bärtige Wange, nach Verhältniß der gegenseitigen Größe des Auserwählten und schmiegt die runden Arme so innig um die seinigen, wie ein schmeichelndes Kätzchen ihren Schwanz um die Beine des Hausherrn, wofür ihr, die häufig nackte Faust, des ungehobelten Adonis, mit allen fünf Fingern das Stempel seiner Genugthuung auf die Hüften drückt und er der Kleinen weißes Kleidchen oft für immer verdirbt. Aber eine Wienerin sein und nicht tanzen, das wäre eben so viel, als mit trockener Zunge bis an den Hals im Wasser stecken und nicht trinken. Ja schon eine solche würde man für keine ächte Wienerin halten, die vor Mitternacht ihre Leidenschaft befriedigt hätte.

Der gesellschaftliche Ton in den höhern und höchsten Zirkeln, ist noch immer derselbe, wie er schon oft geschildert worden, d. h. die Stände sind auf das strengste geschieden. Der höhere Adel hat mit dem niederen wenig Gemeinschaft und noch weniger gilt der neugeschaffene, wenn nicht etwa ein bedeutendes Vermögen den Mangel hoher Geburt aufwiegt. Im Anfang des Juni begibt sich der größte Theil des reichen Adels auf seine Landgüter, während der zurückbleibende Theil sich mit den Vergnügungen beschäftigt, wie sie überall sich bieten, wo Würden keine Geschäftsthätigkeit bedingen, oder der innere Beruf nicht zur Lösung einer höheren Lebensaufgabe auffordert. Man steht spät auf, macht eine kleine Spazierfahrt, ißt um 5 Uhr zu Mittag und fährt endlich ins Theater oder in Gesellschaft. Allein wie keine Regel ohne Ausnahme, so gibt es auch hier einzelne Zirkel, wo die Kunst im Verein mit den Musen ihren Blumenthron aufgeschlagen hat, und wo beiden aus wahrer Zuneigung gehuldigt wird. Zu diesen geselligen Kreisen zählt man besonders den des k. preuß. Gesandten Herrn Grafen von Malzahn, der fast immer von geistreichen Männern und Frauen gebildet ist. Hier wird man jene steife Etikette und jenen kalten, herzlosen Egoismus des Adelstolzes nicht finden, der die Würde der Menschheit so empfindlich verletzt, indem er über das verächtlich hinwegsieht, was den denkenden Menschen allein ehren und adeln kann.

Digitized by Google

Man glaube übrigens nicht, daß die wiener Bürger für alles, was dem, aus dem Westen kommenden, Fremden in Wien auffällt, vollkommen blind seien. Ich habe viele derselben über manche veraltete Einrichtungen ungebunden und vorurtheilsfrei sprechen hören. Sie sind keineswegs mit dem stehen geblieben, in dessen Mitte sie aufwuchsen. So sind z. B. die Jesuiten der eigentlichen Bevölkerung von Wien aufs höchste verhaßt, und ich habe mehr als einen Jünger Loyolas, mit den thatsächlichsten Zeichen der volksthümlichen Abneigung verunziert, heimkehren sehen. War von ihnen die Rede, so vergaß man nie, den guten Kaiser Josef als den Glanzpunkt des östreichischen Thrones anzuführen, unter dem ihr Reich so schnell zu Ende ging und der, wie man meinte, ihr Streben wohl zu würdigen wußte.

Wenige werden Wien besuchen, ohne das Josephinum gesehen zu haben. Sei der Aufenthalt auch für noch so kurze Zeit bestimmt, so verdient diese mit Recht berühmte anatomische Kunstsammlung, die leider nur ein mal in der Woche und zwar des Sonnabends dem Publikum geöffnet ist, nächst den Gemälde-Galerien im Belvedere und im fürstl. lichtensteinschen Palaste, (jene sind Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 12 Uhr Morgens und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr, diese Freitags zu denselben Stunden offen) nicht übergangen zu werden. Nur um das werthvollste der beiden zuletzt angeführten Kunstsammlungen anzudeuten, bemerke ich, daß man in der lichtensteinschen allein 42 Gemälde von Franceschini findet, ferner 36 von Rubens, 28 von van Dyk, 16 von Guido Reni, 5 von Domenichino, 8 von Wouvermans, 16 von Teniers, 4 von Giordano, 2 sehr gelungene Porträte von Schalken und eine Madona von Raphael. Fast von jedem der genannten Meister sind einige aus deren bester Zeit vorhanden. Im Belvedere befindet sich eine große Anzahl Tintoretto und Rubens und drei Raphaele, die allein schon dem Kunstkenner eine Reise nach Wien belohnen. Sehr reich ist die altdeutsche Schule, die, gleich der älteren und neueren niederländischen, durch ganz ausgezeichnete Gemälde repräsentirt wird. Die besten in jener fand ich von Martin Schön, Christ. Anberger, Dürer*), Lukas Cranach. Aber auch Barthol. Böhm († 1540), Heinr. Aldegar, dessen Adam und Eva ich für ein großes Meisterwerk halte, Nicolaus Wurmser, dessen Kristus sehr schätzenswerth ist (blühte 1357), werden hier durch einige ihrer schönsten Denkmäler verewigt. Ausserdem befinden sich in dieser Galerie noch Gemälde von Hieronimus Bos (blühte 1500), Joh. van Eyk († 1445), Gerhard von Harlem (blühte um 1400), Quintin Missis († 1529),

*) Von ihm ist unter anderen die große Verklärung Christi, 1511 gemalt, die Kaiser Maximilian aus Venedig, wo dies Gemälde stand, auf den Schultern seiner Soldaten nach Deutschland tragen ließ, damit es ja nicht beschädigt würde.

Digitized by Google

Joh. Meſſis (blühte 1560), Lukas von Leyden († 1532). Unter den vielen ausgezeichneten Gemälden der älteren und neueren niederländiſchen Schule fiel mir beſonders ein ſehr ausgeführtes und gelungenes von Joh. van der Straet, genannt Stradanus († 1605) auf, nahe einem anderu von Franz Frank.

Auch die neueren Maler haben einige ſchöne Werke in dieſe vorzügliche Sammlung geliefert, wie Füger*), Krafft, Lenz, N. Schiavone, Manſer, Schnorr, Göbel, Lampe. Die Mondlandſchaft von Wutky, der Waſſerfall von Schödtberger, die nackte weibliche Figur von Schrotzberg, ꝛc. würden nicht weniger jeder Kunſtſammlung Ehre machen. Auch vergeſſe man ja nicht, wem es irgend die Zeit erlaubt, das Antikenkabinet und die Mineralien-Sammlung zu beſuchen, wie wohl man, was die erſte betrifft, es ſehr beklagen muß, daß das vorzüglichſte, die Sammlung hetruriſcher Vaſen, dem Publikum nicht gezeigt wird. Der Grund davon ligt darin, daß der Raum für deren Aufſtellung zu beſchränkt iſt, was leicht ein Anſtoßen befürchten läßt. Indeß kann ſich der Kunſtfreund ſehr leicht auch in dies Kabinet Zutritt verſchaffen, wenn er an einem anderen, als dem für das große Publikum beſtimmten Tage, ſich an den Direktor des Antiken-Kabinets wendet, und dieſem äußerſt gebildeten und gefälligen Mann ſeine Bitte vorträgt, die gewiß nie abgeſchlagen wird.

Von dem berühmten Denkmal der Erzherzogin Kriſtine, das bekanntlich in der Auguſtinerkirche zu ſehen iſt, halte ich die Fleiſchtheile des geflügelten Genius für das gelungenſte was Canova je geleiſtet. Denn es iſt darin eine auſſerordentliche Wahrheit, in Ausdruck und Weichheit der Formen, wie in der Lebensfülle der Jugend ausgeſprochen, wie ich ſie in keinem anderen der vielen, mir bekannten Werke deſſelben Meiſters in gleicher Art geſehen zu haben mich erinnern kann. Dagegen ſchien mir das rechte Bein der Glückſeligkeit, welche das Bildniß der Fürſtin hält, zu ſtark verkürzt und der obere Theil des Schenkels zu ſchnell ſchwindend. In den Geſichtszügen des Greiſes, der die Wohlthätigkeit am Arm führt, fand ich den Schmerz zu grämlich und finſter ausgedrückt; der Eindruck würde wohlthuender ſein, wenn der Schmerz der Trauer mit dem Gepräge der Dankbarkeit, in harmoniſchen Einklang gebracht wäre. Sonſt bleibt es in jedem Falle eines der vorzüglichſten Denkmäler, die Canova ſich ſelbſt geſetzt hat, und das zugleich an ſein eigenes in der Kirche Eufraria in Venedig erinnert, deſſen Kompoſition er für Titian entwarf, die dann aber für ihn ſelbſt ausgeführt wurde, als er plötzlich ſtarb.

*) Von ihm iſt die Apotheoſe des Kaiſer Franz; von Scheffer der Tod der heil. Cäcilia.

Digitized by Google

In der Kapuzinerkirche war die Kaisergruft nicht zugänglich, weil man in derselben baute. Die Peterskirche, welche nach dem Muster der Karlskirche in Rom, nach Fischers von Erlach Plane aufgeführt worden, halte ich, ihrem Innern und Aeußeren nach, für eine der schönsten Kirchen Wiens; denn das Ganze ist in einem reinen, einfachen Styl, verbunden mit architektonischer Schönheit, die sich in der Kuppel, in den Säulen und Ornamenten ausspricht. Es ist nur zu bedauern, daß auch hier wie bei vielen der schönsten Kirchen an andern Orten, der Nachtheil der Umbauung mit Häusern statt findet. Man findet nirgend einen Punkt, von dem aus man die Aussenseite vollkommen übersehen könnte.

Da es sich erwarten läßt, daß man das Innere des St. Stephans Domes — wo der herrliche Marmor-Sarkofag Friedrichs III von Nikol Lerch und sehr schöne Glasmalereien die Aufmerksamkeit besonders fesseln — nicht ungesehen lassen wird, so rathe ich bei dieser Gelegenheit den Thurm zu besteigen, um die vollkommenste Uebersicht von Wien und seinen Umgebungen zu erhalten, indem es dabei vielleicht manchen interessirt, die aus eroberten türkischen Kanonen gegossene 402 Zentner schwere Glocke zu sehen. Man läßt sich zu dem Ende von dem in der Nähe wohnenden Küster eine Karte gegen ein Honorar geben, worauf die Zahl der Personen bemerkt ist, die an der Ersteigung theil nehmen, und gibt sie rechts am Eingang des Thurmes ab.

Die Gemächer der Kaiserburg zu sehen, rathe ich nur dann, wenn man nicht mehr weiß, wie man seine Zeit besser anwenden soll. Was darin gezeigt wird, kann nur für die ein besonderes Interesse haben, welche noch wenig gereist sind, und denen so etwas neu ist. Am sehenswerthesten sind der Kaisersaal und der Bibliothekssaal. In dem letzten sieht man einige merkwürdige Handschriften; auch hat die Bauart des Saales selbst manches schöne. Unten kann man dann zugleich die kaiserliche Wagenremise in Augenschein nehmen, worin die meisten Kutschen wohl nur deshalb aufbewahrt werden, weil sie entweder bei Krönungen oder Kongressen ꝛc. gebraucht worden, oder gekrönte und berühmte Häupter sich in ihnen geschaukelt haben.

Weitmehr ist besonders denen ein Besuch der k. k. Schatzkammer zu empfehlen, die das grüne Gewölbe in Dresden nicht gesehen haben, und selbst wenn man es kennt, wird die eiserne Krone, welche man hier aufbewahrt, stets ein eigenthümliches historisches Interesse bieten. Das kaiserl. Zeughaus und das technologische Museum, jenes nach dem in Dresden, wohl das reichste in Deutschland, das viele Seltenheiten und Reliquien aus dem dreißigjährigen Kriege (wie z. B. das lederne Wamms Gustav Adolfs, mit dem Loch durch welches die verhängnißvolle Kugel ging) und den türkischen Feldzügen enthält, zugleich aber auch der kunstvollen Zusammenstellung der Waffenstücke wegen sehenswerth ist, werden die Erwartungen eines jeden befriedigen.

Digitized by Google

Von den Marktplätzen mache ich nur den kleinen Josefsplatz namhaft, wegen der darauf stehenden Reiterstatue Josefs II, von Zauner. Nicht so kann ich die Blinden-Anstalt übergehen, da sie meine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte. Wer Genuß und Trost darin findet, der leidenden Menschheit die hilfreiche Hand väterlicher Vorsorge gereicht zu sehen, der versäume nicht ein Institut zu besuchen, dessen musterhafte Einrichtung Bewunderung erregt. Auch das kälteste Herz muß hier von einem Strome Lebenswärme durchdrungen werden und der ausgetrocknetste Weltmann wird, diesen unglücklichen des Augenlichtes beraubten Brüdern und Schwestern gegenüber, die er sonst gewohnt war, wie Geschöpfe aus einer andern Werkstatt hervorgegangen zu betrachten, einige Augenblicke fühlen, und den Werth eines Glückes empfinden, das er im Rausche schwelgerischer Vergnügungen bisher nie beachtete; er wird eine Stunde Mensch sein.

Die Blindenanstalt in Wien ist eine der ältesten in Europa, und ihr Direktor, Herr Klein, hat sich nicht allein um diese Anstalt unsterbliche Verdienste erworben, da er es war, der sie ins Leben rief und mehre Jahre auf seine Kosten unterhielt, sondern um die ganze Menschheit, weil sich erst nach dem Muster der wiener, ähnliche Institute im übrigen Deutschland, wie in England und Frankreich, gebildet haben. Nach der Bestimmung soll kein Individuum vor dem 7. und nach dem 12. Jahre angenommen werden, obgleich in besondern Fällen auch Ausnahmen statt finden. Bis zum 17. Jahre bleiben die Zöglinge in dem Lokale, wo der theoretische Unterricht ertheilt wird, dann kehren sie entweder in das elterliche Haus zurück, oder treten in die Welt, wenn sie sich mit Musik oder irgend etwas anderm, worin sie in der Anstalt nach ihrem Talent ausgebildet wurden, ernähren können. Einige bleiben für immer in der Anstalt und treiben hier ihr erlerntes oder noch zu erlernendes Handwerk, dessen Erzeugnisse sie beim Besuch von Fremden diesen zum Kauf anbieten. Jedes Handwerk wird in einem besondern Saale betrieben; die Korbmacher allein, als die zahlreichsten, haben deren mehre in Besitz.

Die Erwachsenen, sind von den Kindern bis zum 17. Jahre getrennt, und die weiblichen Individuen wieder von den männlichen. In einer kleinen, hübsch gebauten, innerhalb des Hofraums gelegenen Kapelle, wird des Sonntags Gottesdienst gehalten. Auch gehört zur Anstalt ein Garten, den die Schüler in ihren Mußestunden benutzen. Zur geistigen Unterhaltung haben sie verschiedene Bücher mit erhabenen Buchstaben, nämlich ein Evangelium, Andachtsbücher und andere gute Schriften. Es mußten in meiner Gegenwart einige Schüler in denselben lesen, was in der That mit erstaunenswürdiger Fertigkeit geschah. Besonders aber ist das Talent des Kopfrechnens vorherrschend und der Sinn des Gehörs im Allgemeinen schärfer als der des

Digitized by Google

Gefühls. Aus einer Schüssel mit allen möglichen Geldsorten angefüllt fanden die Kinder jedes Stück durch Betasten heraus, waren sie aber in Ungewißheit, so ließen sie es auf den Tisch fallen, und gewannen dadurch ihre Ueberzeugung. Angenommen werden weit lieber Blindgeborne, oder solche, die völlig blind geworden sind, als die, welche noch einen Schimmer des Lichtes gewahren, weil diese stets zerstreuter sind, auch schwerer lernen. Die später Blindgewordenen verfallen häufig in Melancholie. Beides findet bei den Blindgebornen oder denen, welche das Augenlicht in frühester Jugend verloren haben, niemals statt. In der Musik werden die meisten ausgebildet, und verdienen damit ihr Brod. Sehr schön soll der Gesang der erwachsenen Mädchen sein; allein diesen durfte nur eine gräfliche Familie anhören, uns anderen, die wir in geringer Zahl gegenwärtig waren, wurde die Bemerkung gemacht, nachdem wir ein kleines musikalisches Konzert angehört, die Sache sei nun zu Ende und der Herr Graf wolle sich noch die Zimmer des Direktors ansehen. Ich fragte, ob darin vielleicht besondere Merkwürdigkeiten aufbewahrt würden, erhielt aber bloß zur Antwort: „Ich empfehle mich Ihnen.“

Endlich bemerke ich noch, was Wien selbst betrifft, daß auch hier viele Neubauten entstanden sind und noch immer entstehen. So ist die Häuserreihe am josefsstädter Glacis ganz neu. Eben so ist die neue Witen erst seit 1830 entstanden, desgleichen die schöne Front von der Ferdinandsbrücke rechts, längs der Donau (etwa 10 große Häuser), auch die Gasse, welche von da einwärts geht (10 bis 12 Häuser). Die Häuser alle zu zählen, welche ganz neuerdings in den verschiedenen Straßen gebaut worden, würde zu weit führen. Ich gab mir die Mühe einige fünfzig zu bemerken, die noch im Bau begriffen waren.

Von den Theatern spreche ich nichts weiter, als daß ich die Schaubühne in der Leopoldstadt, für die, einer Residenz wie Wien unwürdigste, halte, wozu bei mir noch das Unglück kam, daß ich zwei schlechte Stücke sehr schlecht aufführen sah. Eben so wird man wohl mit einverstanden sein, daß das Theater an der Wien das schönste von allen ist. Die italienische Oper fand ich nicht so ausgezeichnet besetzt, als man behauptet, trotz dem wurde jeder nur leidliche Ton leidenschaftlich beklatscht, was mir den Genuß des Ganzen so verleidete, daß ich noch vor Anfang des dritten Aktes meinen Hut ergriff und mich nie wieder in einem Theater sehen ließ, wo jeder Schustergeselle seinen Kunstsinn durch wüthendes Klatschen, Poltern und zehnmaliges Herausrufen zu erkennen zu geben sucht. Eine Signora X. wurde in einer Szene dreimal gerufen, bloß, weil sie in den Fisteltönen nicht übergeschnappt hatte. Ich habe nirgend einen solchen falschen, die Kunst entwürdigenden Enthusias-

Digitized by Google

mus gefunden, als bei dem hier versammelten Publikum, wobei freilich das Paradies den Haupton angab, und alle Lorbeerkränze ausstreute.

Anständiger benahm sich das Publikum des Burgtheaters, in welchem ich eine der besten Vorstellungen seit des alten Devrients Tode sah. Es war Deinhardsteins „Garrick in Bristol", worin Thomas Hild durch Rott und David Garrick durch Löwe repräsentirt wurden. Beide leisteten in ihren Rollen Meisterhaftes und bewiesen, welchen mächtigen Eindruck das wahrhaft Gediegene der Schauspielkunst auf das Publikum ausübt.

Zuletzt noch einiges über die Erkurstonen ausserhalb Wien, von denen ich nur wenige anführe, weil, wollte man dies Kapitel erschöpfen, man ein ganzes Buch darüber schreiben müßte, Zu den nahe gelegenen Lustorten gehören vorzüglich Schönbrunn und Meidlingen, Grinzingen, Heiligenstadt und Nusdorf, von welchen letzten drei Dörfern der Leopoldsberg und der Kahlenberg bestiegen werden. Auch besucht man sehr häufig die „Kaiser-Ferdinands-Nordbahn". Unmittelbar zu Wien gehörig sind der Augarten und der Prater. Dieser letzte bleibt eine der größten Zierden der Kaiserstadt und eine der unschätzbarsten Annehmlichkeiten für die Wiener, die ihn vielleicht noch nicht nach seinem ganzen Werthe anerkennen. Dieser prächtige, weit ausgedehnte Wald, mit uralten Eichen, Linden und andern Laubhölzern, von den üppigsten Wiesen durchzogen, auf welchen ganze Heerden von Hirschen und Rehen sich tummeln, wonach sie im Schatten der Bäume lagernd sich ausruhen und mit ihren vielästigen Geweihen einen zweiten kleinern Wald bilden, den man eben so ruhig durchschreiten kann als den ersten, das ist etwas, was hart an einer so großen Stadt, alle Kunstgenüsse des Innern derselben überbietet.

Nach der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn kann man alle halbe Stunden für wenige Kreuzer fahren; jedoch darf man sich ohne Paß nicht weiter als zwei Stunden vom Bahnhofe, bis Genferndorf, entfernen. Von den für die Bahn entworfenen Bestimmungen und Gesetzen ist besonders das auffallend, welches jede Sicherstellung des Eigenthums der Reisenden ausschließt, indem es heißt: „daß nur dann dem Reisenden ein Verlust seiner Effekten gesichert wird, wenn es zu erweisen, daß sie durch die Schuld der Beamten verloren gingen, und zwar in diesem Falle ein Koffer mit 25 fl., ein Pack mit 5 fl." Da es nun dem Fremden immer schwer fallen möchte den Beweis gegen die Beamten zu führen, weil er sich gewöhnlich von seinen Sachen trennen muß.

Nach Schönbrunn und Meidlingen kann man mit Gesellschafts-Wagen ebenfalls wenigstens jede Stunde einmal fahren und wird dort fast immer Spaziergänger finden. Meinerseit muß ich es aufrichtig gestehen, daß der kaiserliche Garten meinen Erwartungen nicht ganz entsprach. Es war mir be-

Digitized by Google

sonders auffallend, daß ich darin die Pflege und Sorgfalt vermißte, welche man gewohnt ist in allem dem Gebieter eines großen und mächtigen Reiches Gehörigen zu erblicken. Von dem höchsten Punkte dieses Gartens genießt man eine herrliche Aussicht über ganz Wien, die allein schon einen Ausflug verdient. Bei dieser Gelegenheit kann man auch den botanischen Garten durchstreifen, worin man manches seltene Gewächs findet. Nächstdem gibt es, in dem Bereich von Schönbrunn und Meidlingen, des Sonntags vieles unter den sich drängenden Massen des wiener Volkes zu beobachten, worin sich das eigenthümlich karakteristische desselben treu abspiegelt.

Endlich habe ich zu den nahen Lustpartien noch die auf den Leopold- und Kahlenberg gezählt, welche von den vorgenannten Dörfern bestiegen werden können, zu denen man in den Gesellschafts-Wagen für 14 oder 16 kr. binnen einer Stunde gelangt. Will man zuerst den Leopoldsberg besuchen und von diesem über den Kahlenberg zurückkehren, so ist es am besten, zuerst nach Heiligenstadt, oder wenn man will nach Nusdorf zu fahren, und umgekehrt nach Grinzingen. Vom Leopoldsberg öffnet sich die Aussicht mehr links das Donauthal aufwärts, vom Kahlenberg dagegen hat man einen freiern Blick über die nach Süden zu gelegene Gebirgsmasse. Auf beiden Bergen aber zeigt sich Wien mit seinen Umgebungen am schönsten. Nichts hemmt den Blick über die ganze gewaltige Häusermasse, die sich im Mittelpunkt eines Rundgemäldes zusammendrängt, worin der graue St. Stephansthurm wie der Schwan eine Schaar junger Entchen mit seinem langen Riesenhalse überragt. Man erblickt die Donau mit ihren vielen Windungen, die Insel Lobau und ihren sie umtanzenden Archipel; den Prater, der zu einem kleinen Gehölz sich verzwergt; Schönbrunn und seine Umgebungen und drüber hinaus eine Gebirgs-Perspektive, wie sie die Fantasie eines Malers schwerlich schöner hervorrufen könnte. Aus dem tiefsten Schwarz der zunächst ligenden Berge verschmelzen sich die Farben dieses Felsenmeeres bis ins reinste, heiterste Blau des die letzten Wellenlinien begrenzenden Himmels. Hier war Wien ein einziger großer Körper mit einer verborgenen Seele; ehrwürdig durch die feierliche Stille, welche über ihm lagerte, majestätisch durch seine Größe und den ihn umgebenden Schmuck; während es im Innern ein Labyrinth von Krämerbuden, Straßenkanälen und Wagenplätzen, ein aufgeschnittenes Ungeheuer mit unzähligen, unübersehbaren Gliedern ist.

„Nach dem Brühl, nach dem Brühl!“ so hört man den Ruf auf den Plätzen erschallen, von wo die Wagen dahin abfahren, und in der That, es lohnt sich diesem Rufe zu folgen, um den nach Schweizerart kunstvoll angelegten Garten, mit der Sammlung antiker Waffen ꝛc., zu sehen. Doch gehört dieser Ausflug schon zu denen, welche sich in einem halben Tage nicht leicht abmachen lassen.

Digitized by Google

Eine noch weitere Exkursion ist die nach Baden, zu der man wenigstens einen Tag verwenden muß. Die Gesellschaftswagen fahren jeden Morgen um 6 Uhr und 7 Uhr und Nachmittags um 2 Uhr, vom Gasthaus zum „wilden Mann“ dahin ab, wonach sie um 4 und 5 Uhr Abends, oft auch später von Baden nach Wien wieder zurückkehren. Die Fahrt selbst dauert gewöhnlich drei Stunden und kostet jedes mal 40 Kreuzer Konv. M. Am besten ist es, wenn man Nachmittags von Wien abfährt, um den ganzen folgenden Tag für Baden zu verwenden. Der Erzherzog Karl hat hier seinen einfachen, aber im schönsten Geschmack gebauten Sommerpalast, am Eingange des Helenenthales, durch welches ein Spaziergang selbst dann noch Genuß gewährt, wenn man schon die reizenden Thäler der eigentlichen und der sächsischen Schweiz, Tyrols und Salzburgs gesehen hat. Einen Führer braucht man nicht, da man zu beiden Seiten des Thales geebnete Wege findet, denen man nur nachgehen darf, um jedes gewünschte Ziel zu erreichen, und wo darüber Ungewißheit eintreten könnte, ist man durch Wegweiser derselben zuvorgekommen.

Der Karakter des Thales ist lieblich und anmuthig; er würde vielleicht bis zum Weichlichen herabgesunken sein, hätte nicht die Natur, durch einige kräftige Pinselstriche, womit sie einige sehr malerische Felsengruppen hineinzeichnete (die jedoch nur so hoch sind, daß sie mit dem Ganzen harmoniren), wie immer, so auch hier, für alles gesorgt. Ich übergehe die Angabe der einzelnen Punkte, von denen der Maler mit Vortheil seine Skizzensammlung bereichern kann. Die Fußwege führen von selbst dahin. Viel gewinnen wird Baden, wenn die Eisenbahn von Wien bis zu diesem Ort befahren werden kann. Man hofft bis zum Herbst dieses Jahres sie zu vollenden. Nach den Arbeiten zu schließen, die ich auszuführen sah, möchte wohl der Mai des nächsten Jahres herankommen, bevor das Lokomotiv, mit einem angehangenen langen Wagenschweife, sich in Bewegung setzen dürfte.

Mein Paß war in Ordnung, und zwar nach vielen vergeblichen Mühen. Das Billet zur Reise nach Pesth war gelöst. Meine Sachen wurden einen Tag vor meiner Abreise in den Hof des Dampfschifffahrts-Büreaus gebracht. Mit einem andern Billet hatte ich mir die Erlaubniß erkauft, mich um halb 3 Uhr Morgens auf dem Judenplatz einzufinden, und von da durch den Prater nach dem Abfahrtsplatze des Schiffes fahren zu können.

Man entnimmt daraus, daß es beinah noch mehr Umstände macht, die kaiserliche Residenz verlassen als sie betreten zu dürfen, obgleich man wenig genug thut, um den Fremden für einen längeren Aufenthalt zu gewinnen. Der Verkehr vermittelst der Dampfschifffahrt würde unendlich erleichtert werden, wenn die Dampfschiffe bis an die Stadt gelangen könnten, und dahin

Digitized by Google

müßte es längſt gebracht ſein, wenn man das Räumen des bezüglichen Kanals mit mehr Eifer betreiben und, was beſonders wichtig, das Kaiſerwaſſer zudämmen laſſen wollte, welches die Hauptmaſſe des Waſſers verſchluckt.*)

*) Fahrt mit dem Dampfſchiff „Thereſe“ von 70 Pferdekraft. Abfahrt von Regensburg den 18. Juni Morgens 5 Uhr. — Gabelweis, 5 Uhr 12 Minuten. (Waſſertiefe etwa 18 Fuß.) — Tegernheim, 5. 25. — Donauſtauff, 5. 32. (Das Schiff ging 4 Fuß tief; mittlere Waſſertiefe 6 Fuß.) — Demmlingen, 5. 42. — Bach, 6 Uhr. — Trenghofen, 6. 3. — Tiefenholz, 6. 15. — Münd, 7 Uhr. — Bonndorf, 7. 19. — Seidelsdorf, 7. 55. — Straubing, 8. 20. — Reibersdorf, 8. 42. — Ober-Altaich, 8. 50. — Bogen, 8. 57. — Einbrach (rechtes Ufer), 9. 27. — Jelbach, 9. 42. — Deggendorf, 10. 26. — Nieder-Altaich, 10. 56. — Pleinting, 12 Uhr. — Vilshofen, 12. 16. — Windorf, 12. 26. (5 Fuß Waſſer, das Schiff geht 3' tief.) — Paſſau, 1. 15. — Engelhardzell, 2. 55. — Aſchach, 4. 55. — Hottensheim, 5. 40. — Linz, 6. 10.

Abfahrt von Linz, den 19. Juni Morgens 6 Uhr, mit dem Dampfſchiff „Nador“, von 40 Pferdekraft. Mauthauſen, 7 Uhr. — Wallſee, 7. 5. — Grein, 8. 28. — Perſenberg, 9. 15. — Säuſenſtein, 9. 31. — Gr. Pöchlarn, 9. 55. — Mölk, 10. 18. — Aggsbach, 10. 55. — Spitz, 11. 11. — Weiskirchen, 11. 28. — Roſſach, 11. 35. — Dürrenſtein, 11. 40. — Stein, 11. 55. — Hollenburg, 12. 30. — Tulln, 2 Uhr. — Langenlebern (oder wie es die Leute aus der Gegend nannten: Langerlebingen), 2. 10. — Greifenſtein, 2. 37. — Kloſterneuburg, 3. 5. — Kaltenberg, 3. 15. — Nusdorf, 4 Uhr Nachmittags.

Digitized by Google

Leben und Wirken der Völker in ſeinen eigenthümlichen Formen.

4. Politiſcher und ſittlicher Zuſtand der Bevölkerung von Portugal zu Ende 1839.

Derſelbe Marquis von Londonderry, von dem wir vor zwei Jahren „Skizzen über Petersburg und die hohen geſellſchaftlichen Kreiſe in Rußland mitgetheilt *), welche ſich durch ihre toryſtiſche Eigenthümlichkeit und durch die Originalität der An- oder Einſichten auszeichneten, hat ganz neuerdings einen Auszug aus ſeinem Reiſe-Tagebuche, betreffend einen „Ausflug durch Portugal," im Herbſt des Jahres 1839, veröffentlicht.

Es ſind davon jedoch nur ſehr wenige Exemplare, für die vertrauten Freunde und nächſten Bekannten Seiner Herrlichkeit beſtimmt, gedruckt worden, und nicht ein einziges davon iſt im Buchhandel zu haben. Wir glauben deshalb, daß es nicht ungeeignet ſein dürfte, auch von dieſem literariſchen Erzeugniß des „edeln Lords" einen möglichſt gedrängten und karakteriſtiſchen Auszug zu geben.

„Entſchloſſen den Süden Europas zu bereiſen," erzählt er, „und für die rauhe Jahreszeit des Winters ein günſtigeres Klima für meine Geſundheit zu ſuchen, die etwas ſehr koſtbares iſt, wenigſtens für den kleinen mich umſchließenden Kreis, verſtändigte ich mich ſo gut als möglich mit der Geſellſchaft der Packetboote nach der Halbinſel, und ſchiffte mich nebſt meiner Familie auf dem Dampfboote der „Braganzier" ein.

„Vor allem hatte ich mich mit einigen Freunden berathen. Aber einige meinten, ich ſolle zu meiner Ueberfahrt ein paar Jachten wählen; andere riethen, ein Schiff für ein Vierteljahr zu miethen, damit ich mit den meinigen allein ſein könne und nicht nöthig habe, mit den übrigen Reiſenden in Berührung zu kommen; noch andere mißbilligten geradezu den Gedanken, mit einer ſo jungen Familie, als die meinige, zur See zu gehen, — dergeſtalt, daß nicht zwei Perſonen einer und derſelben Meinung waren und jeder feſt auf der ſeinigen beſtand, wie es gewöhnlich geſchieht, weshalb ich nach langem

*) Vergl. mit dem Aufſatz: „Die nordiſchen Monarchen" im Jahrgang 1838 der Bibl. d. n. Weltk.

Schwanken mich endlich genöthigt sah, die Verantwortlichkeit meiner Entscheidung selbst zu übernehmen.

„Eine Jacht wäre freilich nicht besonders theuer zu stehen gekommen. Man befand sich in der übeln Jahreszeit und wenige von unsern künstlerischen Gentlemen — wirklicher Auswandererstamm, der sich gewöhnlich auf den Jachten rekrutirt — wären geneigt gewesen, einen oder ein paar Windstöße in der Bucht von Biskaja zu suchen. Unsere Jachten sind überdem sehr schöne Fahrzeuge, hübsch gedeckt und vor allem mit auserlesenen Speisen versehen.

„Leicht, wie der Vogel in der Luft, verlassen sie ihre Ankerstätte bei Cowes und entführen die Damen, die sich durch eine reizende Schifffahrt haben anziehen lassen. Einmal auf offener See und Takelwerk, Segel, Masten, Steuerruder, Richtung des Schiffes, Beobachtungen, Seeuhr, Messung der zurückgelegten Strecke, alles wird ein Gegenstand unermüdlicher Fragen, womit man denjenigen bestürmt, der, mit der speziellen Beauftragung zu antworten, sich an Bord befindet. Dies Individuum ist gewöhnlich irgend ein Marine-Offizier auf halbem Sold, oder ein Bootsmeister, oder sonst ein Seekundiger im Solde des Liebhabers *).

„Erhebt sich ein Sturm, oder wehet der Wind nur etwas heftiger als gewöhnlich, so erfährt man bald, daß jene hübschen Barken sich in die Rheden von Torbay, Plymouth oder Falmouth geflüchtet, wo sie so lange bleiben, bis der Wind wieder günstig wird. Ich hatte ein Beispiel davon vor Augen. Eine Jacht, die drei Wochen vor unsrer Abreise nach Lissabon und der spanischen Küste unter Segel gegangen war, sah sich zweimal genöthigt wieder umzukehren, und wir waren schon lange in Lissabon, bevor sie ankam.

„Hätte ich ein Dampfschiff für mich allein miethen wollen, so würde es mich 800 bis 1000 Pfund Sterling (9600 bis 12,000 fl. rh.) monatlich gekostet haben, und demungeachtet würde es wenig befriedigend mit Mannschaft und Lebensmitteln versehen worden sein. Ich zog es also vor 300 Pfund (3600 fl.) für mein ganzes Haus, (Familie und Dienerschaft) zu geben, und ohne Aufenthalt von Blackwall nach Lissabon zu gelangen.

Die Dampfschiffe der Gesellschaft von Falmouth, deren sich die Regierung zur Beförderung der Briefe nach dem südlichen Europa bedient, sind sehr schön. Die vier größten sind der „Tago" von tausend Tonnenlast, der „Braganzier", der „Royal Tar" und der „Liverpool", jedes von 800 Tonnenlast. Leider sind die Kajüten und die darin angebrachten Betten viel zu eng. Man hat augenscheinlich mit dem Raum gegeizt, um die Vortheile

*) Soll wahrscheinlich heissen: des Eigenthümers der Jacht.

Digitized by Google

der Gesellschaft auf Kosten der Reisenden zu vermehren, welche letzten gleich eigentlichen Waarenballen dicht neben einander geschichtet sind.

„Der kommandirende Marineoffizier, Kapitän***, zu Falmouth ließ uns in seiner Schaluppe an Bord bringen, und der Einnehmer der Schifffahrts-Gebühren, wie viele andere Beamten, waren bei unserer Einschiffung gegenwärtig. Den 17. und 18. hatten wir starke Südwestwinde, begleitet von Regenschauern, Blitz und Donner. Es war gerade zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, und unglücklicherweise für uns hatten wir die wohlbekannten Wirkungen derselben auf die empfindlichste Weise zu erdulden. Obgleich unser Schiff nur langsam vorwärts kam, bot es dennoch dem Winde Trotz und zeigte sich in jeder Beziehung als ein vortreffliches Dampfboot.

„Indeß wäre es unmöglich gewesen für Reisende eine schlechtere Jahreszeit zu wählen*), als die worin wir uns befanden. Wie dem auch sei, schmeichelten wir uns doch, am 19. die übelste Zeit unserer Schifffahrt hinter uns zu haben. Aber wie eitel und zerbrechlich sind die Hoffnungen derjenigen, welche sich auf den weiten Ozean wagen. Ich begab mich zum Kapitän aufs Verdeck, um ihn zu fragen, ob die Küste am Vorgebirg Finisterra und bei Vigo nicht steil und gefährlich sei? und da es mir schien, daß er sich bei Umschiffung des Kaps zu nahe am Lande hielt, machte ich ihm bemerklich, daß die Nacht sehr finster scheine, weshalb es vielleicht besser sein würde, wenn wir uns mehr in der offenen See hielten.

„Er entgegnete, daß sich zwar einige zerstreute Klippen in einer Entfernung von etwa 3½ Meilen (nicht ganz eine deutsche Meile) von der Küste befänden, er jedoch ihre Lage so genau kenne, daß nicht die mindeste Gefahr für uns sei. Ich bin kein Fatalist, demungeachtet hatte ich eine dunkele Ahnung, daß uns irgend ein Unglück zustoßen werde, weshalb ich so lange als möglich auf dem Verdeck blieb. Die Nacht war übrigens sehr finster und der Himmel schien von den schwersten Regenwolken verhüllt.

„Es mochte etwa Mitternacht sein, als ich höchst ermüdet mich in meine Kammer begab. So viel mir bewußt, hatte sich noch keiner der Reisenden dem Schlaf überlassen, die Frauen besonders schwebten in großer Besorgniß. Ich schlief bald ein, doch war mein Schlummer sehr unruhig und häufig unterbrochen. Plötzlich erweckte mich das furchtbarste Krachen, das ich je in meinem Leben gehört.

„„Großer Gott, was gibt es,“ rief ich und sprang mit gleichen Füßen von meinem Lager, fast ganz nackt der Leiter zueilend. Ich hörte die Matrosen oben rufen: „„Das Schiff ist aufgefahren, wir sind gescheitert!“ Darauf

*) Warum wählte sie Lord Londonderry, der doch vollkommen Herr seiner Zeit war?

Digitized by Google

rief eine andere befehlende Stimme: „„Alle nach dem Steuerruder und rechts gewendet.“

„In weniger als einer Minute befand sich alles, was auf dem Schiffe war, auf dem Verdeck versammelt und der Kapitän, ebenfalls nur in Strümpfen, bemühete sich vergebens Ordnung und Ruhe unter der aufgeregten Menge wieder herzustellen. Alles schrie überlaut: „„Wir sind aufgefahren, wir beginnen zu sinken. Es ist alles verloren und keine Rettung mehr,“ kurz alle erwarteten mit Zittern und Zagen ihr letztes Stündchen.

„Ich meinerseit, dachte nur an meine liebsten Schätze, meine Kinder nämlich, in deren Kammer ich mich begab, um sie zu beruhigen, indem ich zu ihnen sagte, unbesorgt zu sein, weil das Schiff nur mit dem Vordertheil aufgestoßen und man also nichts zu befürchten habe. In Wirklichkeit war diese Versicherung etwas gewagt, weil niemand wußte, was sich zugetragen oder was noch geschehen konnte. Kurz die Maschine bewegte sich nicht mehr. Jedenfalls, und durch eine besonders glückliche Fügung der göttlichen Vorsehung, stockte sie nur einen Augenblick und arbeitete sodann nach wie vor.

„Der Kapitän versicherte, daß irgend ein Wrack oder ein schwimmender Baum gegen unser Fahrzeug gestoßen und den allgemeinen Schreck veranlaßt habe. Er hoffte Vigo am nächsten Morgen zu erreichen und betheuerte, daß wir weiter nichts zu besorgen hätten. Durch sein Versprechen beruhigt begaben wir uns in unsere respektiven Betten und einige Stunden nachher waren wir wirklich auf der Rhede von Vigo, um eine etwaige Verletzung auszubessern.

„Unsere Damen waren eben so sehr von ihrer Furcht als vom übeln Wetter angegriffen, und wünschten lebhaft, sich ein wenig ans Land begeben zu dürfen. Aber das Wetter war immer noch so ungünstig, daß ich alles aufbot, um sie von ihrem Vorhaben zurückzuhalten, während ich mit einigen andern Personen den armseligen Hafen besuchte.

„Ich kenne nichts Zerfalleneres, Schmutzigeres und Traurigeres als diesen Ort, wo nicht seine halbverhungerte Bevölkerung Der britische Konsul ist ein Spanier, Namens Menendez. Ich begab mich nach seiner Kanzlei, wo er, wie ein von seinen Sklaven umringter Pascha, thronte. Die ganze Stadt schien seiner alleinigen Macht unterthan. Um gerecht zu sein, muß ich jedoch hinzufügen, daß er gegen mich sehr höflich war, uns einige Fässer frisches Wasser anbot und für unsere Damen einen Korb voll Früchte aus seinem Garten schickte.

„In der Nacht vom Freitag dem 20. sprang der Wind nach Nordwest um, das Wetter wurde hell und den 21. fuhren wir, an einem herrlichen Nachmittag, in den Tago ein. Ich erkannte hier meine alten Lagerplätze von der Montegobucht bis zum Schlosse Belem. Fünfunddreißig bis sechs-

Digitized by Google

unddreißig Jahre meines Lebens waren seit der Zeit verflossen, wo ich im Kriege auf der Halbinsel hier verweilt. Mein Gedächtniß versetzte mich mit einem Sprunge in jene Epoche, und es läßt sich nicht beschreiben, mit welcher Schnelligkeit die Aufeinanderfolge bereits verjährter Ereignisse in meiner Erinnerung wieder auftauchte.

„Ich hatte 1813 dies damals von einer thätigen Bevölkerung bewohnte Land verlassen. Ich hatte hier eine glänzende Okkupations-Armee, zahlreiche Kriegs- und Transportschiffe, manövrirende Bataillone, das Leben in seiner ganzen Fülle, in seiner ganzen Entwickelung auf allen Punkten des Bildes gesehen. Ich kehrte 1839 zurück und fand überall nichts als Schweigen. Der Handel schien, wo nicht gänzlich, doch beinah todt. Der Tago war von Schiffen beinah ganz leer. Drei englische Linienschiffe und eine französische Fregatte, nebst einem Kriegssloop, zeigten sich allein im Flusse. Der Verlust Brasiliens und der andern Kolonien rechtfertigt freilich die Abwesenheit der Barken und der zahlreichen Fahrzeuge, welche früher den Strom bedeckten; aber nur ein vollständiger Verfall kann eine Veränderung erklären wie die, wovon mein Auge, an den Gestaden von Alentejo, und in der Umgebung von Lissabon, betroffen wurde.

„Wir kamen an den kleinen Festungen Cascaes, San Julian und Bugio vorüber. Das erste ist jetzt nichts als eine unförmliche Trümmermasse, ohne Besatzung, mit Kanonen ohne Lafseten und mit eingestürzten Schießscharten. Obgleich in einem etwas besseren Zustande, ist es mit San Julian doch auch sehr übel bestellt. Das Land, so weit der Blick reichte, schien verödet, und obgleich unser Fahrzeug erst mit einbrechender Nacht zu Belem eintraf, konnte ich mir doch schon einen ziemlich genauen Begriff von dem Schauspiel machen, das mir ein für mich früher so reizendes und angenehmes Land bieten würde.

„Ich sollte die mir so wohl bekannten Quartiere im Schlosse Marialva zu Belem wiedersehen. Ich befehligte 1809 auf dieser Stelle vier Kavallerie-Schwadronen vom 18. Regiment und 4 leichte Schwadronen von der deutschen Legion des Königs, welche die Vorhut dieses Theiles der Armee unter Sir J. Moore bildeten, die gegen Madrid marschirte und sich in Estremadura sammeln sollte. Jetzt war das Schloß kaum mehr als eine Ruine. Ich erfuhr jedoch, daß es seit kurzem dem Marquis von Lule gehöre, der einige Tage nachher zu mir sagte, daß er es bald ausbessern lassen wolle.

„Unmittelbar nach unserer Ankunft an der Ankerstelle, dem schwarzen Roßplatze gegenüber, stellte ich ernstliche Nachforschungen wegen der Ausschiffung meiner Familie an. Denn der folgende Tag war ein Sonntag und es stand zu besorgen, daß die Zollbeamten nicht zugänglich sein würden, aber der mit den Depeschen der Regierung beauftragte Lieutenant, welcher

Digitized by Google

ſich bei uns an Bord befand, hinterbrachte uns, daß man nach Sonnenuntergang niemand ans Land zu kommen erlaube.

„In meiner Verzweiflung ſchrieb ich ſogleich an Lord Howard von Walden. Man benachrichtigte mich aber, daß er ſich zu Cintra befinde, in einer Entfernung von 10 Meilen, wo er gewöhnlich reſidirte. Seine Attachirten waren bei ihm und im Geſandtſchaftshotel war kein einziger Schreiber anzutreffen.

„Wir verwendeten den ganzen Sonntag allein nur damit, daß wir Stück für Stück unſer Gepäck den Klauen der Mauth entriſſen, die ihre Nachſuchungen mit großer Strenge, wenn auch mit Höflichkeit, vornahm. Man hinterbrachte mir, daß ich für die Ausſchiffung meiner kleinſten Kutſche, einem Pritſchwagen, einen Eingangszoll von hundert Pfd. Sterling (1200 fl.) zahlen müſſe und daß ſelbſt, wenn ich einige Tage nachher ſie wieder einſchiffe, man mir nicht einen Maravedi von meinem Gelde zurückerſtatten werde. Darum hütete ich mich wohl, meine Kutſchen ausſchiffen zu laſſen, und ſchickte ſie nach Gibraltar. Bei allem dem konnte ich nicht umhin mich ſehr zu verwundern, wie eine ſo wenig zuvorkommende Maßregel gegen mich, der ich mit einer „Miſſion der engliſchen Regierung“ beauftragt war, in Anwendung gebracht werden konnte.

„Es iſt immer ſehr ſchwer, für eine kurze Zeit eine bequeme Wohnung zu finden. Der Gaſthof der Madame Belem gab uns davon den Beweis. Nächſt einer unmittelbar unter unſerm Schlafzimmer befindlichen Kaffeewirthſchaft, welche die ganze Nacht hindurch offen blieb, hatten wir auf der einen Seite einen Hühnerſtall, worin die Hähne im auffallenden Gegenſatze zu den meiſten ihrer Brüder, die nur des Morgens zu krähen pflegen, ihre ſchreienden Noten buchſtäblich von der Morgen- bis zur Abend-Dämmerung erſchallen ließen, während ſich auf der andern Seite ein großer Taubenſchlag befand, deſſen Bewohner unaufhörlich girrten. Dieſes immerwährenden Lärms und aller dieſer Mißbeſtände ungeachtet fanden wir nach getroffener Nachforſchung, daß wir nirgend beſſer ſein könnten, weshalb wir beſchloſſen, uns die Unannehmlichkeiten eines Umzuges zu erſparen.

„Der Admiral Ommaney ſtattete uns am Sonntag einen Beſuch ab, ließ uns mehrmals ſeine Dienſte, nebſt dem Gebrauch ſeiner Fahrzeuge anbieten und ich muß ſagen, daß wir ihm für ſeine „ehrfurchtsvolle und höfliche Aufmerkſamkeit“ erkenntlich ſind.

„Ich hatte für mehre in Liſſabon wohnende Perſonen Briefe mitgebracht, welche ich ziemlich unbedacht, alle dem Herzog von Terceira, an den ich beſonders gewieſen war, überſandte. Der Herzog präſentirte ſich Montags den 23., aber weit entfernt mir meine Uebereilung bemerkbar zu machen, darf ich wohl ſagen, daß ich in ihm nichts als Aufmerkſamkeit, höfliches

Digitized by Google

Benehmen und zuvorkommendes Weſen fand. Er ſtellte Kutſche und Pferde zu unſerer Verfügung, und da am andern Morgen ein feierliches Todtenamt in der Sankt-Vinzenskirche gehalten werden ſollte, dem der König und die Königin beizuwohnen gedachten, übernahm er es, bequeme Plätze uns zu verſchaffen. Mit einem Worte, er that alles, was in ſeiner Macht ſtand, um uns angenehm zu ſein. Der Herzog war der alleinige portugieſiſche Adelige, der bis dahin zu uns gekommen. Einige von denen, für die ich Briefe mitgebracht, begnügten ſich, ihren Namen bei meiner Thüre abzugeben, ohne daß ich jemand von ihnen zu Geſicht bekam.

„Noch an demſelben Tage hielt ich mich verpflichtet dem Herzog meine Geſinnungen für ſein Benehmen durch einen Beſuch zu beurkunden, der auſſerordentlichen Mißbeſtände ungeachtet, die ſich dadurch bei dieſer Gelegenheit für mich ergeben ſollten. Der Herzog war nicht zu Hauſe; aber ich nahm keinen Anſtand mich der Herzogin vorzuſtellen, eine der ſchönſten Frauen in Portugal und vor allem eine Frau von der höchſten Tugend, was etwas ſehr bemerkenswerthes in einem Lande iſt, wo die Dame vom höchſten Rang und dem größten Vermögen es nicht unter ihrer Würde findet, im vertrauteſten Umgang mit ihrem Kutſcher zu leben, und wo überhaupt eine ſo allgemeine und ſo ſchamloſe Sittenverderbniß an der Tagesordnung iſt.

„Den 24. kam die Kutſche des Herzogs von Terceira um 11 Uhr Morgens, um uns nach der Kirche zum Hochamt und der obengedachten Todtenfeier zu bringen. Der ganze Hof, ſowie alle hohe Staatsbeamte und Stabsoffiziere der Armee hatten ſich hier eingefunden. Unſere Plätze waren hinter dem Hochaltar, dem König und der Königin, die wir ſehr gut ſehen konnten, gerade gegenüber. Die übrige Verſammlung, die ſehr zahlreich war, füllte das Schiff der Kirche. Ihre Majeſtäten ſaßen nahe bei einander in einer Loge oder einem Kirchſtuhl in Mitte der einen Seite des Chors.

„Die Kirche iſt groß und alt; aber welch ein Bild verſchwundenen Glanzes zeigte ſich uns. Alte Teppiche, verſchoſſene Malereien, mehrhundertjährige Vergoldungen, wurmſtichige Holzſchnitzereien, halb abgefallene Stukaturverzierungen, das war das ſich uns bietende Schauſpiel, ganz geeignet das Ende aller Dinge auf unſerer Erde zu verſinnlichen. Es war darin nichts Königliches, nichts der Feierlichkeit Würdiges, nur die Muſik war ſchön und das Amt dauerte zwei Stunden; doch fand ich es den Zeremonien der griechiſchen Kirche im nördlichen Europa weit untergeordnet.

„Schlecht gekleidete Lakaien befanden ſich im Gefolge des königlichen Paares, und der Zuſtand der Kutſchen hätte lächerlich genannt werden können, wäre er nicht gar zu elend geweſen. Ich erinnere mich, daß in früheren Zeiten die Equipagen der portugiſiſchen Adligen wenn auch unbequem, doch vergoldet, reinlich, gut unterhalten waren und von Maulthieren gezogen

Digitized by Google

wurden, wovon die geringsten einen Werth von 300 Moidoren (4857 fl. rhein.) das Stück *) hatten. Jetzt scheinen dergleichen Thiere gar nicht mehr vorhanden, und die Armuth, das befremdende Ansehen der Kutschen, läßt sich nur mit dem traurigen Zustand der davor gespannten Pferde vergleichen. Ich erfuhr, daß der Herzog von Terceira als Oberstallmeister des Königs sich viele Mühe gebe, die Stallungen seines Gebieters wieder in guten Stand zu setzen. Wirklich bedürfen sie der Verbesserungen sehr und seiner Thatkraft, wie seiner Umsicht wird es mit der Zeit wohl gelingen wesentliche Verbesserungen einzuführen.

„Von ihrem ersten Gemahl, dem Herzog von Leuchtenberg, hat die Königin keine Kinder. Mit ihrem zweiten, dem Prinzen Ferdinand von Koburg, hat sie bereits zwei Knaben, was ihrem Gemahl das Recht gibt, sich „König von Portugal“ zu nennen. Er ist außerordentlich jung, erst 21 Jahre alt, wogegen die Königin kaum 20 alt ist.

Der Prinz von Koburg ist wohl gewachsen, von gutem Ansehen und soll, wie man versichert, keinerlei Laster haben. Er scheint fest entschlossen, sich nicht in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen. Man hat ihm einen sehr unterrichteten und aufgeklärten Deutschen, Namens Deily (?), beigesellt, der mit ihm nach Portugal gekommen und dessen Rath er in allem befolgt, eben so wie den eines Franzosen in seinem Gefolge, des Herrn von Saint-Léger, der mit einer Portugisin verheirathet ist.

„Es ist etwas ganz natürliches, daß dies junge, unerfahrne Königspaar sich von geschickten und kompetenten Rathgebern leiten läßt. Jedenfalls muß man sehr bedauern, daß es von fremdem verderblichem Einflusse umschlungen und beherrscht wird, daß die revolutionären Septembermänner des Ministeriums ungestraft die Elemente, nicht etwa einer freisinnigen, sondern einer anarchischen Regierung feststellen können, wodurch sie in Portugal den Absolutismus zu ersetzen sich bemühen, der dies Land so lange beherrscht.

„Aber kommen wir wieder auf Dona Maria zurück. Die kleine und interessante Person, die so oft von Georg IV und Wilhelm IV liebkoset wurde, ist eine sehr stark beleibte Frau geworden und ich glaube, daß man selten eine dickere Person von ihrem Alter sehen wird. Sie hat etwas zu scharf hervorspringende Züge, ihr Haar ist licht, fällt nach beiden Seiten in Locken und ist ohne alle Verzierung auf dem Hinterkopfe in einen Knoten geschlungen. Sie war ganz schwarz gekleidet. Dem Gerüchte nach ist sie von sanftem, wohlwollendem Karakter, ohne böse Neigungen und durchaus

*) Die Moeda douro ist gleich 15 fl. 52 kr. rhein. Wahrscheinlich kostete nicht ein Maulthier so viel, wie oben angegeben ist, sondern der ganze Zug.

Digitized by Google

unparteiſch, und nichts bildet einen auffallenderen Gegenſatz, als wenn ſie von ihrem jungen hagern Gemahl am Arm geführt wird.

„Die auf's Aeußerſte geſteigerte Noth, worin das königliche Haus ſich befindet, kann nicht beſſer gewürdigt werden, als durch den Umſtand, daß die Regierung es für gut erachtet die Ausgaben deſſelben zu beſtreiten, ſtatt eine gewiſſe Summe dafür feſtzuſtellen. Folge davon iſt, daß die Gehalte ſelten oder nie regelmäßig bezahlt werden und daß die regierenden Perſonen ſo ganz entblößt von Geld ſind, daß ſie daſſelbe nur mit ungeheuern Zinſen von Juden oder anderen Wucherern ſich verſchaffen können. Die Palaſtausgaben ſind Punkt für Punkt vorausbeſtimmt, weshalb der König und die Königin niemand zu Tiſche ziehen können. Beide ſpeiſen faſt immer zuſammen, obgleich der erſte manchmal ſein Frühſtück, vorzüglich ſein Gabelfrühſtück, allein auf ſeinem Zimmer genießt.

„Außerdem gibt es keine andere Tafel im Schloſſe, und der ausgezeichnete Fremde muß ſich mit der Ehre einer kalten Vorſtellung begnügen. Was auf der königlichen Tafel übrig bleibt, wird unmittelbar unter die Armen vertheilt. Die Hofleute und die Dienerſchaft erhalten Tiſchgelder. Nur mit vieler Mühe kann man im Schloſſe zu einer Audienz gelangen und in dieſem Falle öffnet die Königin kaum die Lippen, wie ſie überhaupt alle und jede Beziehung, mit wem es auch ſei, vermeidet. Die Prieſter allein haben einen unbeſchränkten Einfluß auf Ihre Majeſtäten.

„Nach Beendigung des Todtenamtes begab ſich der Hof, mit dem Königspaar an der Spitze, in Prozeſſion nach der Halle, wo alle Herrſcher Portugals beerdigt ſind, um dem Sarge und dem Körper Don Pedros ſeine Ehrfurcht zu beweiſen. Der erſte war mit prachtvollen Kronen bedeckt, der von Portugal und der von Braſilien, obgleich man die eine füglicherweiſe wohl hätte weglaſſen können. Nachdem jeder ſeiner Pflicht Genüge geleiſtet, erreichte die kirchliche Zeremonie ihr Ende, der Zug kehrte nach dem Palaſt Neceſſidades zurück und die Menge zerſtreute ſich.

„Das große gleichnamige Kloſter iſt in neueſter Zeit ausgebeſſert und mit dem Schloſſe vereinigt worden, zur größeren Bequemlichkeit der Beherrſcher von Portugal, da der Palaſt Ajudos nur noch bei beſonders feierlichen Gelegenheiten gebraucht wird.

„Bei meiner Ankunft in Portugal war in dieſem Lande eine große politiſche Gährung bemerklich und zwar der ſtrengen Maßregeln wegen, welche die britiſche Geſetzgebung in ihrer Sitzung von 1839 gegen den von portugieſiſchen Kaufleuten immer noch getriebenen Sklavenhandel getroffen. Das Miniſterium und die September-Männer, welche in Liſſabon die Gewalt in Händen hatten, verbreiteten ein heftiges Manifeſt gegen England, verſtärkt

Digitized by Google

durch die vertrauten Depeschen dieses letzten, wodurch die allgemeine Entrüstung in der Hauptstadt nicht wenig vermehrt wurde.

„Die Partei der Königlichgesinnten oder vielmehr der Miguelisten ist nicht allein sehr stark, sie besteht auch aus dem höchsten Adel und fast allen großen Grundeigenthümern, die, wenn sie auch nicht mehr die Rückkehr Don Miguels erhoffen können, dennoch dem gegenwärtigen Zustand der Dinge entschieden abgeneigt sind. Meines Erachtens wünschen die denkenden Leute dieser Partei die Wiederherstellung der alten portugisischen Verfassung. Sie glauben, daß eine nähere Verständigung und Eintracht zwischen den Parteien nicht allein die blutenden Wunden ihres Landes heilen, sondern dasselbe auch vor einer vollkommenen Auflösung bewahren dürfte.

„Uebrigens hat diese Klasse die Handhabung der öffentlichen Macht nie ganz in Händen gehabt. Der Herzog von Cadaval und der Bischof von Vizeu, welche man als die Hauptvertreter dieser Meinung betrachten kann, sind nie im Stande gewesen die zahllosen Hindernisse zu beseitigen, welche die Exaltados (Schwindler) ihnen in den Weg gelegt. Gerade der Macht und des großen Einflusses der ultraroyalistischen Partei wegen, ist es den Gemäßigten in ihrer Mitte nie gelungen eine dauernde Organisation zu begründen. Wie dem auch sei, glaube ich doch, daß sie jetzt aus allen Kräften darauf hinarbeiten sich zu verständigen um zu irgend einer übereinstimmenden Lösung zu gelangen.

„Die chartistische Partei ist die am wenigsten beliebte in Portugal. Auf jeden Fall ist sie bei weitem schwächer als die der Royalisten. Sie besteht größtentheils aus Leuten, die eine persönliche Abneigung gegen Don Miguel haben, oder die allein ihrem Privatinteresse gehorchend, gegen ihn sich erklären; endlich solchen, die jeder vorherrschenden Klicke um Geld feil sind. Obgleich nun diese Partei einen Saldanha, einen Palmella und einen Terceira an ihrer Spitze hat, gebricht es ihr dennoch an jeder Gleichstimmung in der großen Volksmasse, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie beim ersten Anstoß über den Haufen geworfen würde.

„Mehre ausgezeichnete Personen haben sich aus Widerwillen gegen die alte Regierung, oder aus Mangel an Vertrauen gegen Don Miguel, an dessen Wiederkehr sie verzweifeln, den September-Männern beigesellt. Die Partei derselben besteht meistentheils aus Fabrikanten, Butiken-Männern, wie den Arbeitern in Lissabon und Oporto. Ihre Häuptlinge haben einiges literarisches Verdienst und sind von Grund aus revolutionär.

„Am auffallendsten aber ist die in die Augen springende Aehnlichkeit der Parteien in England und der in Portugal. Gleichwie die Tories sich mehr den Radikalen als den Whigs zuneigen, eben so sind die portugisischen Royalisten weniger den September-Männern als den Chartisten abgeneigt, um so

Digitized by Google

mehr, da sie weniger von jenen als von diesen verfolgt worden, und in einigen entscheidenden Punkten mit ihnen sogar übereinstimmend sind.

„Denn in der That behaupten die September-Männer, daß, da Don Pedro seine Rechte auf die Krone verloren, die von ihm herrührende Staatsurkunde ungesetzlich sei. Sie verabscheuen die koburgische Verbindung und bestreiten eben so sehr, als die Royalisten, die Rechte der Königin, welche sich auf die Usurpation ihres Vaters begründen. Anderseit will die royalistische oder miguelistische Partei nicht mehr die Wiederherstellung des Absolutismus in Portugal. Sie verlangt die alte Verfassung, und Don Miguel bestärkt sie durch seine Vertrauten in ihrer Hoffnung.

„Nichts kläglicheres als der Finanzzustand des Landes. Ein allgemeiner Bankerot, versichert man, könne hier allein als Hilfsmittel dienen, und man hat sich bereits gewöhnt, ihn als unvermeidlich zu betrachten. Die Menge der von der Regierung unter den verschiedenen Bezeichnungen Decretos, Alvaras, Posturas und Avisos erlassenen Gesetze, beläuft sich auf nicht weniger als 14,000 und besteht größtentheils nur aus Kopien französischer Gesetze, die nicht allein mit den portugisischen Sitten und Gebräuchen, sondern auch meistentheils mit den Umständen, welche sie veranlaßt, in direktem Widerspruch stehen und nächstdem noch so dunkel und verworren sind, daß sie nicht selten sich geradezu widersprechen. Daher rührt denn auch die allgemeine Verwirrung im Lande, und nur zu Lissabon und Oporto und in einigen andern bedeutenden Städten herrscht anscheinende Ruhe, während alle übrigen Theile des Königreichs einer anarchischen und wilden Barbarei überlassen sind.

„Am dritten Tage nach unsrer Ankunft besuchten wir die Straßen und Plätze Lissabons. Obgleich man seit 30 Jahren wenig Fortschritte in Betreff des Luxus oder auch nur der Nützlichkeit gemacht, eben so wenig als in Reinlichkeit, und die vorherrschende Armuth mir vielmehr noch greller und zurückstoßender als früher zu sein schien, kann ich doch eine wesentliche Verbesserung nicht mit Stillschweigen übergehen, nämlich die einer Art Bürgersteiges für die Fußgänger.

„Mehre Portugisen versicherten mich mit hohem Ernst, daß jetzt die größte Reinlichkeit in ihrer Hauptstadt herrsche. Als Beweis dafür gaben sie an, daß die Erlaubniß zu jeder Zeit alles in die Straße zu werfen und zu gießen, welche früher bestand, jetzt allein auf die Zeit zwischen 10 Uhr Abends und 5 Uhr Morgens beschränkt worden, was freilich für die Hausfrauen sehr unangenehm sei und immer noch viel Murren errege. Wer den abscheulichen Schmutz in den engen Straßen von Lissabon gesehen, dem brauche ich ihn nicht erst zu beschreiben und andere können sich unmöglich einen Be-

Digitized by Google

griff davon machen; denn selbst Lord Byron bleibt in seiner Beschreibung weit unter der Wirklichkeit.

„Der Glanz der Goldschmied- und Juwelenhändlerladen hatte sich sehr vermindert und von den schönen Topasen, die früher in so großer Menge vorhanden waren, sah man keine Spur mehr; überhaupt waren alle zum Verkauf ausgestellte Waaren sehr mittelmäßig.

„Die englische Kapelle ist ein sehr schönes Gebäude und der dabei befindliche Kirchhof verdient besonders gesehen zu werden, um so mehr, da es wenig Merkwürdigkeiten in der Hauptstadt Portugals gibt und die großen Trümmerhaufen neben den mehr oder weniger zerfallenen Gebäuden, welche man überall sieht, nur einen traurigen Anblick gewähren. Der Stadtrath läßt zwar hier und da ein wenig aufräumen und einige Verschönerungen vornehmen; aber alles geht mit ausserordentlicher Langsamkeit von Statten. Nächst den Bürgersteigen, die sich auch hier immer weiter ausdehnen, werden die Gebäude auf dem schwarzen Roßplatze, welche vor etwa 13 Jahren von den Flammen verheert worden, wieder ausgebaut und die neuen Spaziergänge am Ende der Stadt werden mit steinernen Säulen und Eisengittern versehen.

„Mit der Sicherheits-Polizei ist es sehr übel bestellt; denn zur Zeit meines kurzen Aufenthalts wurden eine Menge Mordthaten, Einbrüche und Diebstähle verübt, wovon einige ganz in Nähe des von mir bewohnten Gasthofes. So wurde unter andern das Haus eines englischen Arztes, Namens O'Neil, während seiner Abwesenheit überfallen. Die Räuber erdolchten seine Frau und seine Tochter, plünderten das Haus im ausgedehntesten Sinne des Wortes und ließen, nebst den nackten Wänden, nur die blutigen Leichen darin. Nach seiner Rückkehr war der unglückliche Mann der erste, der dies Verbrechen entdeckte. Die Polizei ihrerseit nahm keine besondere Notiz davon.

„Aehnliche Ereignisse wiederholen sich unaufhörlich und Niemand darf es wagen in der Nacht auszugehen, insofern er sich nicht der Gefahr aussetzen will, beraubt und mißhandelt zu werden. Demungeachtet thut man nichts, um der Verbrecher habhaft zu werden und sie zu bestrafen. Die Thätigkeit der Gesetze ist so langsam und schwach, daß selbst, wenn ein überwiesener Mörder gefänglich eingebracht wird, man ihn nach einigen Monaten wieder frei läßt.

„Ich konnte nicht begreifen, wie das möglich sei; man sagte mir aber, daß die von Don Pedro gegebene Verfassung alle bisherigen Gesetze beseitigt habe, es mithin an Mitteln fehle die Verbrecher zu überzeugen und zu bestrafen. Wie dem auch sei, glaube ich doch, daß die von dem gewesenen Kaiser von Brasilien vorgenommenen Aenderungen dem Lande nichts weniger

Digitized by Google

als zum Vortheil gereichen. Die Beseitigung der alten Gebräuche und Sitten, woran man seit langem gewöhnt war, und die man genau kannte, die Verschließung der Klöster, die Beraubung des Adels, das alles waren Maßregeln, welche Portugal den Anschein eines tief herabgekommenen Staates geben mußten. Die allein ihm noch übrig bleibenden Vortheile sind sein Klima, seine Orangenhaine und seine Weinberge, welche selbst die ungeeignetste Gesetzgebung ihm nicht zu rauben vermag.

„Am Montag, den 30., befanden wir uns zu Cintra. Es wäre überflüssig, hier das Chaos von Felsen, Bergen, Thälern und Schluchten zu beschreiben, die auf allen Seiten mit Kork- und Tannenbäumen, mit Reben, Geranien und wildem Gestrüpp bedeckt sind. Die drei großen Felspyramiden, welche diese malerische Gegend überragen, sind durch drei alte Gebäude gekrönt, die ehemals Klöster waren.

„Das erste und merkwürdigste ist ganz von Korkholz erbaut. Es wurde bis in die neueste Zeit von 18 oder 20 Mönchen bewohnt, welche erst Don Pedros Gesetze daraus verbannten. Nicht ohne Mühe erklimmt man den Gipfel dieser Höhe, aber oben angelangt, wird man durch eine wahrhaft erhabene Aussicht belohnt, obgleich die Korkgebäude längst zerfallen sind.

„Das Kloster auf dem Berge Penar, welches sich im Mittelpunkte befindet, ligt noch höher als das Korkkloster und seine Aussicht ist nicht allein ausgedehnter, sondern auch viel wilder. Der König läßt die seit mehren Jahren verlassenen Gebäude wiederherstellen und beabsichtigt hier seine Sommer-Residenz zu nehmen. Das dritte Kloster ist wenig bedeutend und man kann sich die Mühe ersparen es zu besuchen.

„Während dem Aufenthalt der britischen Armee in Portugal gehörte das vornehmste Wirthshaus von Cintra einem gewissen Carey, bei dem mehr als ein kranker oder verwundeter Offizier seine Gesundheit wieder erlangte und wo es an Ereignissen nicht fehlte, die jedem das Leben lieb machten. Jetzt ist dies Haus, wie alles übrige, nur noch ein trauriger Schatten dessen, was es früher war. Ein zweiter Gasthof gehört der Madame Belem und ein dritter einem Italiener. Diese drei Anstalten sind die alleinigen, welche von den ziemlich häufig nach Cintra kommenden Fremden besucht werden.

„Am besten kann man diese Gegend bereisen, wenn man seine Maulthiere am frühen Morgen nimmt und sich gegen Montferrat wendet, dieses von dem Verfasser des „Vatheck", Herrn Beckfort, erbaute sonderbare Haus, das mit allen Regeln der Baukunst im Widerspruch steht und dessen Eigenthümer kein größeres Vergnügen kannte, als Bauwunder zu schaffen und sie wieder zu vernichten. Der Palast von Montserrat, wie die Abtei Font-Hill, ist jetzt gänzlich verlassen. Jener ist von beträchtlicher Größe und bietet überall Spuren eines alten Luxus.

Digitized by Google

„Man setzt von da seinen Ausflug nach dem Korkkloster und nach Penar fort, schlägt sodann den Weg hinter dem Berge ein und gelangt endlich nach dem Palast Marialva, dem einzigen Denkmal, welches dieses Namens noch würdig ist, das Schloß der Königin selbst nicht ausgenommen.

„Wir besuchten dies letzte den 1. Oktober. Die königliche Residenz befindet sich in einem höchst kläglichen Zustande. Sie besteht aus einer großen Menge kleiner Gemächer, wovon man nicht begreift, zu welchem Gebrauch sie gedient und worin es an den allernothwendigsten Möbeln gebricht. Im obern Theile des Schlosses ist ein großer Billardsaal, dessen Wände mit blauen Ziegeln bedeckt sind, worauf mehre Züge aus der alten Geschichte des Landes in bildlicher Darstellung sich zeigen. Die Fabrik, worin diese Art Porzellan verfertigt wird, schreibt sich noch aus den Zeiten der Mauren her. Der Speisesaal und das daneben befindliche Badkabinet im ersten Stock, sind ebenfalls mit solchen blauen Ziegeln bekleidet. Das letzte kann man durch Oeffnung eines Hahns in wenigen Minuten unter Wasser setzen. Man glaubt einen starken Regenguß zu sehen, was einen sonderbaren Eindruck macht. Im Schlosse Marialva ist der Saal, worin der Vergleich von Cintra unterzeichnet wurde. Dies schöne Gebäude zerfällt seit 1809 immer mehr.

„Am andern Morgen begaben wir uns nach Mafra, nachdem wir uns im voraus mit Maulthieren versehen, deren wir uns bedienen wollten, wenn die Wege für unsere Kutschen zu schlecht wären. Wirklich fanden wir sie in einem so entsetzlichen Zustande, daß man nicht begreift, wie es bei einer gesitteten Nation solche Höllenwege, und zwar in Nähe der Hauptstadt, geben könne. Es ist das ein Beweis mehr von der Unthätigkeit und dem Verfall der öffentlichen Verwaltung. Wie übel auch der Weg nach Cintra sein mochte, ist der nach der Stadt Mafra noch viel erbärmlicher.

„Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß einige Engländer der Regierung das Anerbieten gemacht, die ganze Strecke bis Cintra für 600 Pf. Sterling (7200 fl.) zu macadamisiren und daß die Regierung diesen Vorschlag mit Unwillen verworfen, weil sie die Forderung übertrieben fand. Seitdem hat man sich bemüht, wo nicht die ganze Strecke, doch einen Theil derselben wiederherzustellen. Man hat dafür bereits über 30,000 Pfund Sterling (360,000 fl.) ausgegeben und die Straße ist immer noch so schlecht, als sie es je gewesen.

„Der Herzog von Terceira hatte den Haushofmeister des Schlosses zu Mafra benachrichtigen lassen, sich bereit zu halten, um uns zu empfangen und uns trockene Zimmer zu geben. Man findet eben so wenig in diesem Schlosse, als in einem der andern, worin der König und die Königin von Zeit zu Zeit sich aufzuhalten pflegen, weder Möbel noch Betten noch Vorhänge, noch sonst irgend eine Bequemlichkeit. Daher rührt es denn auch,

Digitized by Google

daß man theils auf Wagen theils auf Maulthieren alles, was man braucht, herbeischaffen muß, selbst wenn der Aufenthalt nur einige Tage dauern soll.

„Es ist eben so unbegreiflich, als im höchsten Grade lächerlich, wenn man den Intendanten, mit einem ungeheuern Schlüsselbund in der Hand, eine Thüre nach der andern öffnen und sie so sorgsam wieder verschließen sieht, wie wenn unermeßliche Schätze darin enthalten wären, obgleich man nicht einmal einen Stuhl oder auch nur einen Schemel darin findet, auf den man sich setzen könnte, um während der langen ermüdenden Promenade einige Minuten auszuruhen. Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir mehr als einmal der Gedanke einkam, die prächtigen Paläste in Portugal seien nicht für Menschen, sondern für Ratten, Wanzen und Spinnen gebaut, denn allein diese drei Thiergattungen sind darin in Ueberfluß vorhanden.

„Die Engländer kennen das Schloß von Mafra ziemlich genau. Während dem letzten Kriege diente es als Spital für die portugiesische Reserve und beherbergte gewöhnlich 7000 bis 8000 Kranke, obgleich es mit Bequemlichkeit 40,000 in sich aufnehmen könnte. Es ist, so viel ich weiß, das größte Gebäude auf der ganzen Erde und wurde infolge eines Gelübdes von Johann I. gegründet. Es handelte sich um einen Streit, sagt man, zwischen den Mönchen von Mafra, wo bereits ein Kloster war, und den Einwohnern von Lissabon. Die ersten verlangten einen Palast, die letzten wollten einen Steindamm längs dem Tago. Die Mönche trugen den Sieg davon und das ungeheure Gebäude wurde in einem wilden beinah unzugänglichen Orte aufgeführt, wo man es zu keinem irgend nützlichen Zwecke verwenden kann.

„Das mehre Jahrhunderte hindurch von zahllosen Mönchen bevölkerte Kloster steht jetzt vollkommen leer und zerfällt in Trümmer. Die große prachtvolle Kirche, die beinah ganz aus Marmor erbaut ist und jeder Stadt zur Zierde gereichen würde, hätte wohl ein besseres Schicksal verdient, als binnen einigen Jahren ein unförmlicher Schutthaufen zu werden. Schon stürzt das Dach zusammen und das Gewölbe hat nicht mehr den erforderlichen Schutz.

„Demungeachtet denkt man noch nicht daran, eine Bibliothek von 29,000 Bänden, welche die kostbarsten Werke enthält, zu sichern, und ich glaube nicht, daß es nur deshalb geschieht, damit nach wie vor Mafra neben der Merkwürdigkeit, welche sein Riesenbau gewährt, auch noch einen andern Gegenstand bewahre, welcher, aller Mühseligkeiten des Weges ungeachtet, die Reisenden anzuziehen im Stande sei.“

Digitized by Google

Gebiet der Reisen.

Malerische Dampfreise auf dem Rhein, mit empfindsamen Abstechern zur Rechten und Linken.

VIII. Mannheim, Wörms und der Rhein bis Mainz *).

Bei einem Haar hätte man mich im „Pfälzerhof“ mit einer reisenden Schauspielerin in einem und demselben Zimmer einquartirt, in der Voraussetzung, daß wir zusammen gehörten. Die Ursach dieses Mißverständnisses war, daß nicht nur unsere Sachen von dem gleichen Schubkarren abgeladen wurden, sondern auch, daß die Dame sich mit vieler Gleichgiltigkeit gegen mich benahm, was Wirth und Aufwärter in der Voraussetzung bestärkte, wir seien Mann und Frau.

Nicht ohne Stöhnen hatten wir den Rigikulm des ersten Gasthofes von Mannheim, auf drei oder vier hohen Treppen, erklimmt. Man öffnete uns hier ein mit zwei Betten, einem Tisch und zwei Stühlen möblirtes Dachstübchen, das einer Sennhütte würdig war. Der Boden war mit zerrupften Pferdshaaren und Stroh bedeckt. Eine Menge Schuh- und Kleiderbürsten, Ausklopfstöcke, Flaschen, Gläser, Schüsseln und Teller, mit Resten von Speisen und Getränken, zeigten sich bunt durch einander gemischt. Man versprach das alles während dem Nachtessen, das in dem Saale auf ebener Erde bereit stand, aufzuräumen.

Während ich dies sonderbare Durcheinander mit eben nicht erfreutem Auge musterte, hatte die fahrende Muse der Redekunst oder des Gesanges nichts eiligeres zu thun, als ihre Bündel und Hutschachteln auf das hintere Bett zu werfen, wonach sie, mit einer kurzen, entlassenden Kopfbewegung, gegen mich sich wendend, sagte:

„Ich hoffe, mein Herr, Sie werden sich um ein anderes Zimmer bemühen.“

— Wir haben nur noch dies eine Zimmer frei, bemerkte der Oberkellner.

„Gut,“ entgegnete sie, „ich behalte es für mich.“

*) Vergl. mit den frühern Artikeln im ersten und zweiten Bande für 1840 der Bibl. d. n. Welt.

Digitized by Google

— Aber es sind zwei Betten hier und das Haus ist überfüllt, sagte der Aufwärter.

Nach einigen herben Gegenbemerkungen, die ich unbeachtet ließ, wie ich überhaupt während der ganzen Szene mich durchaus passiv benommen und gegen die Treppe zurückgezogen hatte, befahl die Schauspielerin mit dem Tone einer Semiramis, ihre Siebensachen wieder aufzupacken und nach dem Hôtel de Russie auf den Strohmarkt zu befördern. Wirth und Diener schienen darüber gleich erfreut. Der erste fragte mich höflich: ob ich, mit Berücksichtigung der Umstände, mein Zimmer nicht mit einem Kaufmann aus Köln theilen wolle, der mehrmals bei ihm gewohnt und den er als einen rechtlichen Mann kenne? Wie unangenehm das Zusammenwohnen mit einem ganz Fremden auch sein mag, muß man auf Reisen aus Noth doch oft eine Tugend machen. Ueberhaupt blieb mir keine andere Wahl, als den mir gemachten Vorschlag zu billigen oder der Theater-Prinzessin nachzuwandern, was für mich noch viel unangenehmer gewesen sein würde. Herr H. blieb nur über Nacht. Ich durfte also hoffen, am nächsten Tage im alleinigen Besitz des Zimmers zu bleiben. Wir verständigten uns bald und begaben uns, nach vorläufiger Absonderung unserer Sachen, zum Abendessen.

Man speiste in dem mittelmäßigen großen Saale, wie gewöhnlich in allen Gasthöfen ersten und zweiten Ranges, Abends nach der Karte, mithin viel unbefriedigender nach einer entbehrenden Tagreise und besonders viel theurer, als an der gewöhnlichen Wirthstafel. Eine etwa vierundzwanzigjährige, mit ihrem rabenschwarzen Haar, ihren Fischaugen, ihren schwellenden Lippen und ihrem Doppelkinn von Ueppigkeit strotzende Jüdin, rechts und links von zwei Schöngeistern, ebenfalls von semitischem Stamme, flankirt, spielte hier die erste und auffallendste Rolle. Sie zierte sich, wie die Lydia, in „Unser Verkehr“, sie sprach so laut und mit einer so komischen straßburger Betonung, sie blinzelte mit ihren ungewissen Augen so herausfordernd, bald gegen den Nachbar zur Linken, bald gegen den zur Rechten, bald über beide hinweg nach allem, was männlich im ganzen Saale war und was sie mit mehr als „christlicher Liebe“ umschlingen zu wollen schien, daß die allgemeine Aufmerksamkeit unwillkührlich auf dieser Person sich konzentrirte und man sich neugierig fragte, wer sie sei und was sie treibe?

Niemand wußte es. Der Oberkellner sagte, sie sei im Fremdenbuch als Gattin des einen ihrer Nachbarn, der sich für einen Künstler ausgebe, eingeschrieben. Diese Erklärung war für die meisten genügend, unter andern auch für meinen Stubengefährten und für mich. Wir waren zu müde, um Vergnügen daran zu finden, das Spiel dieser drei Marionetten noch länger zu beobachten.

Am andern Morgen, als Hr. H. sich schon nach dem Dampfschiffe be-

Digitized by Google

geben, und ich meine Reiſebemerkungen ein wenig in Ordnung brachte, klopfte es an meine Thür, und herein trat, im verführeriſchſten Negligee, die Nachkömmlingin der Melchiſedek und der Heſekiel.

„Verſaihen Sie, wenn ich Sie ſtöre,“ ſagte ſie zirpend; „ich komme doch, um Sie zu frage, ob Sie nich brauche ſchöne Hoſeträger oder Winſorſeife oder... Telo te Colonne (kölniſch Waſſer)?“

Ich kaufte eine Kleinigkeit, um die Sirene ſchnell wieder los zu werden. Gleich nachher hörte ich ſie am Nebenzimmer klopfen, deſſen Bewohner wahrſcheinlich noch nicht aufgeſtanden war, weil es ziemlich lange dauerte, bis er antwortete. Sie blieb jedenfalls nach Oeffnung der Thüre, nicht lange unentſchloſſen, über was ſie thun oder laſſen ſollte, und als ich nach einer Viertelſtunde mein Zimmer verließ, ſchien ſie nebenan noch in lebhaftem Handel begriffen. Ihre Begleiter waren, wie ich ſpäter erfuhr, k. franzöſ. priviligirte Hühneraugen-Ausſchneider.

Mannheim iſt, nach dem Urtheil der meiſten Reiſenden, welche dieſe ehemalige Reſidenz der Kurfürſten von der Pfalz genauer kennen, die regelmäßig langweiligſte Stadt im ganzen Europa. Das auf den Trümmern der Friedrichsburg erbaute Schloß, welches zur Hälfte ſelbſt eine Ruine iſt, beherrſcht durch ſeine Ausdehnung faſt die ganze Länge der Stadt, und zeigt ſich vom Rheinthor bis zum Heidelbergerthor durch alle Querſtraßen rechts, was endlich ermüdend wird, weil der Blick in dieſer Richtung vergebens nach einem andern Gegenſtande ſpähet. Die gerühmte Schönheit der Stadt ſoll wahrſcheinlich in ihren 110 gleichförmigen Vierecken beſtehen, welche durch faſt überall gleich breite, rechtwinkelige Straßen gebildet werden.

Für meinen Geſchmack, der vielleicht in ſolcher Beziehung nicht der beſte ſein mag, iſt nichts widerlicher, als gerade dieſe Einförmigkeit, dieſe gleich hohen Häuſer, dieſe gleich breiten und langen Straßen. Ich muß geſtehen, wie ſonderbar es auch klingen mag, daß ich, allein dieſer auſſerordentlichen Regelmäßigkeit wegen, ein paarmal in Mannheim mich verirrt, und nur durch das in der Entfernung ſich zeigende Schloß mich wieder zurecht gefunden habe. Dazu kommt noch, daß mit Ausnahme von zwei oder drei Straßen, alle übrigen keinen Namen haben und man ſich nach den Quadraten orientiren muß, die den Fremden mehr verwirren, als ihn zurechtweiſen.

Der Spaziergang, die Planken genannt, welcher ſich beinah im Mittelpunkt der Stadt befindet, hat nichts angenehmes, und der Schloßgarten ſelbſt, in den Winkel zwiſchen dem Rhein und dem Schloſſe gedrängt, trägt, einiger hübſchen Partien ungeachtet, ſo ſehr den Stempel der Langeweile, daß man darin, nach einem kurzen Aufenthalt, wie von einem Fieberſchauer befallen wird. Von einer ziemlich hohen Terraſſe hat man zwar die Ausſicht auf den benachbarten Strom; aber auch ſein Anblick iſt nicht geeignet,

Digitized by Google

viel zur Zerſtreuung beizutragen. Die über ihn nach der baieriſchen Rheinſchanze führende 440 Schritte lange Schiffbrücke iſt ſo wenig belebt, das jenſeitige Ufer iſt ſo nackt und todt, daß man ſich bald mißmuthig abwendet und lieber in die ſchattigen Gänge ſich verſenkt, als auf der freien Stelle von der Sonnenglut ſich verzehren läßt.

Selbſt die Erſteigung der Sternwarte beim Schloſſe, von deren Galerie man die Stadt und ihre Umgebung überſieht, iſt nicht ſo lohnend, als man vorausſetzen möchte. Der gelehrte Vorſteher derſelben war leider nicht anweſend, weshalb ich mich mit den Erklärungen und Reminiszenzen eines Aufſehers begnügen mußte, die eben nichts ſonderlich befriedigendes boten. Die Inſtrumente ſcheinen unzulänglich und die Lage des Thurmes ſelbſt iſt nicht die geeignetſte. Von da begab ich mich in die Gemälde-Ausſtellung, die mit Nummern überladen, an wirklich ausgezeichneten Bildern jedoch nicht beſonders reich zu ſein ſchien.

Mannheim war früher bedeutender, hinſichtlich ſeiner Bevölkerung, als es gegenwärtig iſt. Im Jahre 1606 gegründet, wurde es im 30jährigen Kriege zerſtört, nach demſelben wieder aufgebaut und 1689, auf Befehl Ludwigs XIV, nebſt faſt allen übrigen bedeutenden Rheinſtädten von Bingen bis Hagenau, zum zweitenmale in einen Aſchenhaufen verwandelt. Demungeachtet hob ſich der Flor dieſer Stadt bald wieder ſo ſchnell, daß ſie 1779 ſchon über 29,000 Einwohner hatte. Durch die franzöſiſche Belagerung von 1795 kam ſie jedoch ſehr herunter, wozu noch der Umſtand ſich geſellte, daß ſie aufhörte eine Reſidenz zu ſein.

Erſt in neueſter Zeit, namentlich ſeit dem Beitritte Badens zum deutſchen Zollverein und ſeit Errichtung eines Freihafens, ſcheint Mannheim ſich wieder erholen zu wollen. Seine Bevölkerung beläuft ſich jetzt auf 24,000 Seelen, und das Streben ſeiner Einwohner, mehr und mehr dem Rhein ſich zu nähern, von dem die eigenthümliche Stadt beinah eine Viertelſtunde entfernt iſt, wird nicht wenig dazu beitragen, ihr die Bewegung und den Verkehr zu verleihen, woran es ihr noch ſehr zu gebrechen ſcheint.

Weſentlich hindernd wird ihm freilich immer der baieriſche Freihafen der Rheinſchanze bleiben, deſſen Handelsbewegung beinah eben ſo hoch in Anſchlag gebracht wird, als die jenes zu Mannheim, obgleich der letzte größere Bequemlichkeiten und Vortheile zu bieten vermag. Die Schuld dieſes Mißbeſtandes ligt, wie man verſichert, an Mannheim ſelbſt, das die Rheinſchanze ſeiner Zeit um eine ſehr geringe Summe hätte kaufen können, die günſtige Gelegenheit aber entgehen ließ, weil es die rivale Wichtigkeit des Punktes nicht hinlänglich würdigte.

Der Neckar, an den die Stadt auf der Nordoſtſeite ſich lehnt, und über den ebenfalls eine Schiffbrücke führt, iſt viel belebter als der Rhein. Er

Digitized by Google

mündet nicht unmittelbar bei derselben in den Rhein, sondern erst in einer Entfernung von einer halben Stunde, unterhalb der Mühlau; durch den neuen Hafen steht er jedoch schon bei Mannheim mit dem Rhein in Verbindung. Das heutige Neckarbett ist nicht das natürliche dieses Flusses, sondern ein künstlich gegrabenes. Dieser Fluß wendete sich nämlich in den ältesten Zeiten nahe unter dem Punkte, wo jetzt das Städtchen Ladenburg steht, gegen Nordost und Nord, zog sich längs der heutigen Bergstraße, unter Weinheim, Heppenheim und Bensheim gegen Großgerau und Trebur und mündete unfern dem letzten, bei dem Dorfe Ginsheim, anderthalb Stunden oberhalb Mainz, in den Rhein. Er floß also, auf einer Strecke von 14 bis 15 Stunden parallel mit dem Rhein, beinah wie im Elsaß die Ill von Kolmar bis zu ihrem Ende. Die letzte ist sogar noch jetzt an einigen Stellen dem Rhein näher, als es ihm ehemals der Neckar war.

Die von diesem Flusse früher durchströmte Gegend trägt noch jetzt vollkommen den Karakter eines Thalweges, der von Weinheim bis Bensheim gegenwärtig von dem Doppelkanal der alten und neuen Weschnitz und dem Landgraben ausgefüllt wird. Auch weiter unten ist er zum Theil noch mit Wasser versehen, das ihm sowohl aus dem Sandbach, als aus dem Landgraben, dem Darmbach und dem Schwarzbach zugeführt wird, während die aus dem Odenwald kommende Modau ihn quer durchschneidet. Bemerkenswerth ist auch noch, daß zu jener Zeit der Main zwischen Raunheim und Flörsheim direkt gegen Süd sich wendete und an der Stelle, wo jetzt das Dorf Bauscheim ligt, mit dem Neckar sich vereinigte, wonach beide Flüsse, eine halbe Stunde weiter unten, in den Rhein mündeten. Später verließ der Neckar seine nördliche Richtung, brach sich in entgegengesetzter ein neues Bett, und ergoß sich, Altrip gegenüber, in den Rhein, dessen Gewässer dadurch zurückgedrängt, gegen West einen Durchbruch bewerkstelligte, der noch jetzt auf eine Strecke von 5 bis 6 Stunden sichtbar ist, und unter dem Namen der alte Rhein bezeichnet wird. Kaiser Valentinian soll zu dieser unnatürlichen Richtung und deren verhängnißvollen Folgen nicht wenig durch einen Kanal beigetragen haben, den er gegen Neckarau graben ließ. Erst nach langjährigen Ueberschwemmungen und verheerenden Durchbrüchen ward dem Flusse seine jetzige Richtung gegeben.

Mannheim scheint durch seine Lage zwischen zwei Strömen ganz berufen eine bedeutende Festung, einer der Hauptschlüssel Deutschlands zu sein. Es war es auch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, hatte aber dadurch so schwere Schicksale zu erleiden, daß man es zu seiner Erhaltung für gut hielt, die zum Theil gesprengten Festungswerke nicht wieder herzustellen. Seit 1806 wurde die Schleifung derselben unabläßig betrieben und, mit wenigen Ausnahmen, sind sie jetzt bis auf die letzte Spur verschwunden.

Digitized by Google

Sie haben ſich zum Theil in Gärten und Spaziergänge verwandelt, zum Theil ſind ſie noch unbebaut.

Im Ganzen genommen und als Stadt hat Mannheim einen viel großartigeren Anſtrich als Karlsruhe, deſſen kleine Häuschen, vorzüglich in der langen Straße, zufällig aus irgend einem armſeligen Dörfchen in die größte und vorzüglichſte Straße der erſten Haupt- und Reſidenzſtadt des Großherzogthums verſetzt ſcheinen. Demungeachtet, und obgleich man mit der größten Bequemlichkeit das Dach der meiſten dieſer Häuſer mit nur etwas erhobener Hand berühren kann, wiederholt doch ein Reiſebeſchreiber, ein Geograf nach dem andern, „daß Karlsruhe eine der ſchönſten Städte auf der Erde ſei.“ Es iſt daſſelbe auch in Betreff der Regelmäßigkeit von Mannheim, deſſen Straßen zum Theil noch ungepflaſtert oder doch ſehr übel gepflaſtert ſind.

In Karlsruhe beſteht alſo dieſe angenommene Schönheit einzig und allein in der Fächerform der Straßen, wie in Mannheim in den neben einander gruppirten gleichförmigen Vierecken, die keinerlei Abwechſelung zulaſſen und hier und da, wo ſie unbebaut geblieben, eben ſo regelmäßige als öde Plätze bilden. Es ſoll 14 oder 15 ſolcher Plätze in Mannheim geben; ich habe ſie nicht gezählt, vielleicht nicht einmal alle geſehen, obgleich ich während zwei Tagen die Stadt mehrmals in allen Richtungen durchſtreift und mir nur wenige Ruhepauſen, bald in der Harmonie, bald in Müllers Anſtalt auf dem Planken, oder im Schloßgarten, gegönnt habe.

Der größte aller dieſer Plätze, der beim Schloſſe, wird durch Bauſchutt und Steine von dem eingeſchoſſenen Flügel des Schloſſes verunziert, und dient nebenbei der in Mannheim in Beſatzung ligenden Schwadron Dragoner zu ihren militäriſchen Uebungen, wobei das Benehmen der Exerziermeiſter und Offiziere gegen ihre Rekruten eben nicht gerühmt zu werden verdient. Der Paradeplatz zeichnet ſich nur durch ſeinen waſſerloſen Bronzebrunnen aus, der, von Crepello gegoſſen, als ein Meiſterſtück in ſeiner Art (wahrſcheinlich weil er kein Waſſer gibt) betrachtet wird.

Anſprechender für mich war die ſinnbildliche Gruppe von Branden auf dem Markt, welche auf die Lage der Stadt am Rhein und Neckar deutet. Auch der Theaterplatz ſchien mir beachtungswerth, wegen der ihn umgebenden ſchönen Gebäude, namentlich der ehemaligen Jeſuitenkirche. In dem dazu gehörigen langen Gebäude, worin ſich früher das Kollegium der Geſellſchaft Loyolas befand, iſt jetzt ein Lyzeum. Die Bibliothek ſoll verſchiedene typografiſche Merkwürdigkeiten, unter andern mehre alte Ausgaben klaſſiſcher Schriftſteller enthalten; es gebrach mir leider an Zeit, ſie zu beſuchen. Eben ſo ging es mir mit der Gemälde-Galerie, dem Antikenſaal und dem Naturalien-Kabinet im Schloſſe, die ich alle ungeſehen laſſen mußte.

Meinem Hauptzweck gemäß beſichtigte ich in Mannheim, wie in Karls-

Digitized by Google

ruhe, eine Menge Wohnungen, konnte jedoch weder hier noch dort sogleich eine solche finden, die den nothwendigsten Bedürfnissen einer wohlhabenden Familie hätte entsprechen können. Nächstdem schien mir auch die geforderte Miethe verhältnißmäßig zu hoch, nämlich 360 bis 400 fl. rhein. (196 bis 218½ Thlr. pr.) für ein aus 4 bis 5 Zimmern und Zugehörungen bestehendes Logis. Man kann ein ähnliches wohl um 100 fl. (57 Thlr.) billiger in Karlsruhe haben, und selbst in dem übrigens so theuern Straßburg gibt es für 800 bis 900 Franken (213 — 240 Thlr. oder 373 bis 420 fl.) schöne Wohnungen in den angenehmsten Theilen der Stadt. Man schreibt die Vertheuerung derselben in Mannheim dem immer häufigern Hierherziehen britischer Familien zu, die oft jahrelang in dieser Stadt verweilen.

Der mich begleitende Lohnbediente machte sich zwar anheischig, mir ein sehr zierliches, wohlgelegenes Appartement zu einem mäßigen Preise zu verschaffen, da er jedoch begehrte, ich solle es gewissermaßen über Hals und Kopf miethen, ohne vorher nähere Erkundigung eingezogen zu haben, schöpfte ich natürlich Verdacht und weigerte mich, es auch nur in Augenschein zu nehmen. Ich erfuhr bald, daß mein Mißtrauen mich richtig geleitet, und daß ich, gewisser Gründe wegen, die sich nicht näher angeben lassen, sehr wohl gethan, das verfängliche Anerbieten absolut von der Hand zu weisen.

Im Theater war ich nicht und weiß nicht einmal, ob darin gespielt wurde, was, der Messe wegen, jedoch sehr wahrscheinlich ist. Der Saal soll ziemlich groß und gut eingerichtet sein. Das Gebäude ist auf der Aussenseite gar nicht übel. Das Rathhaus ist im altfränkischen Styl; hübscher ist das Kaufhaus mit seinem Thurm und das Zeughaus. Ausser der ehemaligen Jesuitenkirche sind alle übrigen Gotteshäuser unbedeutend, eben so das Spital, das Zuchthaus und andere öffentliche Gebäude. Das im Quadrat Lit. D. 2., worin die aus 372 Mitgliedern bestehende Harmonie-Gesellschaft ihren Sitz hatte, sollte unverweilt abgebrochen, und an die Stelle desselben ein großes, schönes Gebäude aufgeführt werden.

Diese Gesellschaft hält sehr viele (größtentheils deutsche, doch wohl auch ein Dutzend französische) Zeitungen und Zeitschriften. Sie ist hinsichtlich der Zahl derselben sogar noch reicher, als die in solcher Beziehung schon so opulente des Museums in Karlsruhe. Dagegen schien mir ihr geselliges Reglement weniger umfassend und nicht so wohlverstanden, als jenes des eben bezeichneten Vereins.

Die Maimesse war von keiner besondern Wichtigkeit; alles drehte sich um Klein- und Detail-Handel; größere Geschäfte sollen selten oder nie vorkommen. Die Buden der Kaufleute und Krämer bedeckten kaum den ganzen Paradeplatz, doch wurden auch die Laden im Kaufhause von ihnen eingenommen. Der Wochenmarkt war ziemlich belebt. Drei Karusselspiele, ein

Digitized by Google

Wachsfiguren-Kabinet, ein olympischer Zirkus, ein Puppenspiel und mehre andere Zerstreuungs-Gegenstände trugen dazu das ihrige bei; demungeachtet bewahrte alles einen auffallend einförmigen, beinah traurigen Anstrich. Nirgend eine Spur von Gedräng, nicht einmal in den schmalen Gängen des Kaufhauses.

Die Gasthöfe in Mannheim, namentlich der „Pfälzerhof", der „Rheinhof" und das „Hôtel de Russie" sind größer, schöner und besser eingerichtet, als die in Karlsruhe, dagegen aber auch etwas theurer. Im Durchschnitt zahlte ich für Nachtessen, Zimmer und Frühstück im „Storchen" in Basel (ausgezeichnet gut) 1 fl. 52 kr.; im „rothen Hause" in Straßburg 2 fl. 35 kr.; im „Zähringerhof" in Karlsruhe 2 fl. 32 kr., und im „Pfälzerhof" in Mannheim 2 fl. 48 kr. Das Mittagsessen an der Wirthstafel in Basel wird (eine Flasche Wein mit inbegriffen) zu 1 fl. 20 kr. berechnet; in Straßburg um 1 Uhr zu 1 fl. 24 kr., und um 5 Uhr zu 2 fl. 20 kr.; in Karlsruhe (mit ½ Flasche Wein) zu 1 fl. und in Mannheim eben so. Empfehlungswerth in dem letzten ist auch der Gasthof zum „Weinberg". Der zum „Bär" soll ebenfalls nicht übel sein; dagegen warnt man vor dem „silbernen Schlüssel", der, wie man versichert, die böse Gewohnheit hat, zu tief in die Kasse der Reisenden einzudringen und nächstdem noch ihren Magen unbefriedigt zu lassen *).

Gern hätte ich einen Spaziergang durch die Neckar-Gärten und nach dem Schlößchen auf der Mühlau, dieser künstlichen Insel unterhalb der Stadt, oder nach der Kaisershütte und dem Lindenhof gemacht; aber die Zeit war mir so kurz zugemessen und die Hitze so drückend, daß ich darauf verzichten mußte, um so mehr also auf den beabsichtigten Ausflug nach Schwetzingen und Heidelberg.

Um halb 6 Uhr am andern Morgen begab ich mich nach dem Rhein, wo ich mich auf dem Dampfboote „die Stadt Mainz" einschiffte. Wir fuhren ab um 6 Uhr, liessen 22 Minuten nachher das Dorf Sandhofen rechts, gelangten 5 Minuten später an die Mündung des Kanals von Frankenthal und an den gegen Mannheim sich ziehenden Rheindurchschnitt **), flogen an dem Dorfe Mörsch und einer großen Meierei, beide am linken Ufer, vorüber, und umschifften um 7 Uhr die dünne, weit vorspringende Landspitze beim obern und mittlern Busch, unfern Lampertheim, die sich mit um so größerer Leichtigkeit durchstechen lassen würde, weil sie

*) Der neuerdings dem Freihafen gegenüber eröffnete Gasthof soll sehr gut eingerichtet sein. Auf jeden Fall ist er den spät Abends mit den Dampfschiffen Ankommenden der nächste und mithin der gelegenste.

**) Er wurde im Frühling 1840 eröffnet, soll jedoch gar nicht entsprechend sein.

Digitized by Google

sehr niedrig ist, und das Land zu beiden Seiten des Stroms zu Hessen-Darmstadt gehört.

Dieser für den aufmerksamen Reisenden schon in topographischer Hinsicht merkwürdige Punkt, um dessen scharf auslaufende Spitze die Schiffe plötzlich von Morgen gegen Abend sich wenden, erlangt ein noch höheres Interesse durch die in der Nähe befindliche Rheininsel Rosengarten, auf welcher, einer alten weit verbreiteten Sage zufolge, Ritter Sigurd, der Held des Nibelungenliedes, gewöhnlich der „hörnene oder gehörnte Siegfried“ genannt, den furchtbaren und weithin das Land verheerenden Lindwurm oder Drachen erschlug.

Der eben genannte Held soll um das Jahr 538 des König Theodorich Haushofmeister gewesen und mit seiner Gemahlin Krimhilde in Worms gewohnt haben, wo man in der Jäzillienkirche, zwischen zwei Kapellen, sein angebliches Grab gewiesen, das 46 Fuß lang und mit übereinandergeworfenen Steinen zugedeckt war. Es wurde auf Befehl Kaiser Maximillans I oder Friedrichs IV geöffnet, doch nichts als Wasser unter den Steinen gefunden.

Nach einer Viertelstunde legten wir an bei dem am linken Ufer mit seinen vielen Thürmen sich ausdehnenden alten Worms, dieser im Mittelalter so wichtigen und berühmten Stadt, die jetzt kaum noch ein Schatten ihrer frühern Größe und ihres alten Glanzes ist. Im 15. Jahrhundert hatte sie eine Bevölkerung von wenigstens 60,000 Seelen; jetzt zählt sie deren nicht viel über 9000, und zwar nachdem sie in neuester Zeit sich wieder bedeutend gehoben. Schon stark mitgenommen im 30jährigen Kriege, wurde sie am dritten Pfingst-Feiertage, den 31. Mai 1689, gleichzeitig mit zwanzig andern Rheinstädten, von den Franzosen gänzlich verwüstet *).

Ueberall sieht man noch Spuren von dieser barbarischen Verheerung, und der unbebauten Plätze, wo ehedem ganze Stadtviertel standen, sind noch viele. Das heutige Worms ligt nicht hart am Rhein, sondern 8 bis 10 Minuten davon entfernt, an dem von Karl dem Großen durch die Stadt geleiteten Eisbach, der in den Giessen oder Leiningerbach mündet, welcher letzte Worms vom Rheine scheidet. Im 13. und 14. Jahrhundert soll sich dieses bis zum Rhein erstreckt haben, und selbst zu Ende des 30jährigen Krieges, wo es noch über 30,000 Einwohner hatte, dehnte es sich mehr gegen Nord und Nordost aus. Man gewahrt noch ziemlich deutlich den

*) Merkwürdig genug brach hundert Jahre (Tag um Tag) nach dieser Mordbrenner-Verrichtung die französische Staatsumwälzung aus, welche die Dynastie Ludwigs XIV entthronte und das ruchlose Verfahren des gekrönten Herostrat an seinem schuldlosen Urenkel rächte.

Digitized by Google

Raum, den es um dieſe Zeit eingenommen. Ohne die vorerwähnte gänzliche Einäſcherung im orleaniſchen Kriege von 1689, würde es jetzt gewiß eine bedeutende Stadt ſein und mit Mainz, wo nicht mit Köln, um den Vorrang ſtreiten.

Die Beſchreibung, welche ein alter Kronikenſchreiber, im „rheiniſchen Antiquarius“ von dieſem traurigen Ereigniß gibt, iſt zu merkwürdig, als daß ich nicht einen gedrängten Auszug davon mittheilen ſollte.

„Anno 16 8,“ heißt es, „bei dem damaligen franzöſiſchen unvermutheten Einfall auf den churpfälziſchen Grund und Boden, kamen dieſe unverhofften Feinde (die Franzoſen) den 22. Sept. alten Kalenders, unter Anführung des Marquis von Bouffleur vor dieſe Stadt, und weil ſie damals von aller Hülfe entblöſſet war, ſo nahm ſie und ihre Nachbarin, die Stadt Speyer, Franzöſiſche Beſatzung ein. Welche, nachdem ſie der Burgerſchafft tauſenderley Drangſal zugefüget, auch bis auf's Blut ausgeſogen hatte, im folgenden 1689 Jahr im Februario anfing, alle Vertheidigungs- und Feſtungs-Werke der äuſern und innern Wälle, ſammt den Mauern, Thürmen und Thoren, rings um die Stadt gänzlich zu ſprengen, zu ſchleifen und niederzureiſſen. Der Ingenieur du Fort nahm alles, was von Holz, Eiſen, Zinn und Bley und anderm Metall nach der Raſtrung, noch zu gebrauchen war, für ſich hinweg und lies es nach Homburg (an der Höhe) führen. Gleichergeſtalt wurde auch das im Zeug-Haus befindliche Geſchütz nebſt aller Munition aus der Stadt hinaus geſchafft und theils nach Landau, der Ueberreſt aber nach Maynz gebracht.

„Hierauf nahm man alle Ketten von den Brunnen ab, auch das Waſſer, ſo durch die Stadt flieſſet, wurde abgeſtochen und das Bley von dem Dom abgehoben. An allen Stadt-Thoren und Thürnen wurden Minen gebohret und die gröſten Mauren durch Heb-Geſchirr gar aus ihrem Grund geriſſen. Sonderlich war der viereckigte Rhein-Thurn zu bedauren, der als ein Meiſter-Stück an der Spitze des Rhein-Ufers auf einem Felſen mit noch vier ſteinernen Neben-Thürnen auferbauet geweſen; ſeine Mauren waren mehr als 10 Schuh dick; inwendig aber war er mit einer Brücke, einem Brunnen und doppelt verdeckter Bruſtwehr verſehen. Er hielt über 30 Minen unbeweglich aus, bis endlich ſeine Stärke der groſſen Macht der raſenden Feinde und der Gewalt des Pulvers weichen und zuſammen fallen muſte.

„Zuletzt aber brach das härteſte Weh über die arme Stadt aus, indem der Intendant den 12. Mai dem Magiſtrat anzeigte, wie es dermahlen ſeines Königes unumgänglicher Vortheil erfordere, die Stadt abzubrennen. Dieſemnach habe der König 6 Tage Friſt gegeben, ſich und das Ihrige in Sicherheit zu ſetzen ꝛc. Es fehlete allhier eben ſo wenig als zu Speyer an den kläglichſten und allerbetrübteſten Vorſtellungen, welche auch die Schul-Kinder

Digitized by Google

fußfällig und mit heissen Thränen bei dem Intendanten thaten, aber alles ohne Frucht und Linderung. Worauf dann den Pfingst-Dienstag als den 31. Mai des Jahrs 1689 von den Französischen Granadirern, nach vorhero geschehener unbarmherziger Heraustreibung der übrigen Einwohner, Nachmittags um 4 Uhr, erstlich das Rath-Haus, hernach alle Creutz-Gassen zugleich mit Feuer-Fackeln und Pech-Cräntzen angesteckt wurden. Hierzu wurffen sie noch aller Orten viel Holtz und Stroh, daß also in etliche wenig Stunden die gantze Stadt, gleich wie zu Speyer geschehen in einen Stein- und Aschen-Hauffen verkehret war. Von diesen barbarischen Feindseeligkeiten hat man damals die Kennzeichen in die 10 Meilen weit am Himmel gesehen.

„Nach solchem Brand durffte sich kein Burger wieder zu seinem Stein-Hauffen wagen, indem diese Barbarn weder Mauer noch Keller ungesprengt liessen, sondern alles muste der Erden gleich gemacht werden. Die Fässer wurden durchbohret und viel tausend Fuder der herrlichsten Weine ohne Unterschied lauffen gelassen, daß man Knies tieff in demselben herum waden konte. Die Kirchen wurden geplündert, auch so gar der Todten unter der Erde nicht verschonet, allermassen die Begräbnisse und Gewölber verschiedener Fürstlicher, Gräfflicher auch anderer Stands-Personen eröffnet, die Leichname herausgeworffen, mit Füssen getreten, und ihrer Zierath und Särge beraubt wurden. Bloß die Mauren von dem abgebrandten Bischöfl. Dom oder Münster-Kirche blieben allein stehen, weil die Sprengung zu schwer und die Zeit wegen Annäherung der Deutschen Armee zu kurtz fallen wolte.“

Vor dieser schrecklichen Verheerung war Worms durch seinen soliden Wohlstand und durch die Annehmlichkeit seiner Lage berühmt. Seine Umgegend wurde das Wonnegau genannt, und die Bewohner desselben hießen Wonnegäuer, woraus die Römer Vangiones machten. Es soll früher nicht selten geschehen sein, daß an den Wochenmärkten Leute aus mehr als 200 benachbarten Orten in Worms sich einfanden, die vor Sonnenuntergang mit Bequemlichkeit wieder zu Haus sein konnten. Damals war ein so großer Ueberfluß von Getreide, Wein, Wildpret, Fischen und allen übrigen Nahrungsmitteln, daß man äußerst billig leben konnte und jemand, der 200 Gulden jährlich ausgab, für einen großen Verschwender gehalten wurde. Unter den vorzüglichsten bei der Stadt erzeugten Weinen steht die Liebfrauenmilch obenan; doch sind auch der Kattenlocher*) und der Luginsländer nicht zu verachten.

Worms ist eine sehr alte Stadt, und wenn sie auch nicht, wie man behauptet, schon zu Abrahams Zeiten gestanden hat, soll sich doch ihr

*) Nicht Kater- oder Katterlocher, wie man gewöhnlich schreibt, sondern Kattenlocher.

Digitized by Google

Ursprung vom Jahr 1500 vor Christi Geburt herschreiben. Als Gewährsmänner dieser Angabe führen die wormser Kronikenschreiber, nicht nur den Kaspar Bruschius und andere alte Skribenten, sondern auch den Ptolemäus an. Sie soll ehedem Wormitzmagen oder Vormitomagus geheißen haben; die Römer nannten sie Augusta Vangionum.

Das einzige aus früheren Zeiten in Worms noch vorhandene Gebäude ist der Dom, der zwar ebenfalls ausgebrannt wurde, dessen Mauern aber unversehrt blieben, wozu Kaiser Heinrich im Jahr 1111 den Grundstein gelegt *). Er ist jetzt möglichst ausgebessert und wird zum katholischen Gottesdienst gebraucht.

In der Martinskirche befand sich ehedessen, beim Eingang über einem Altar, ein sonderbares Gemälde, das von den Feinden der Transsubstantiation ersonnen worden. Es zeigte eine Windmühle, worin sich die Jungfrau Maria befand, welche das Jesuskind bei den Füßen hielt und es, den Kopf voran, in den Mahltrichter versenkte. Die 12 Apostel drehten das Mühlrad aus allen Kräften herum, der Pabst lag auf den Knien und empfing die unten heraus kommenden Hostien, welche in einen goldenen Kelch fielen, den er einem Bischof und dieser einem Priester übergab, wonach der letzte die Hostien unter das Volk vertheilte **).

Die lutherische Dreifaltigkeitskirche, 1709 gegründet, soll, wo nicht unmittelbar auf dem Orte wo Luther sein öffentliches Glaubensbekenntniß abgelegt, doch ganz in Nähe desselben sich erheben. Es befindet sich darin ein Freskogemälde von Seekaz, welches diese merkwürdige geschichtliche Szene darstellt.

Architektonische Bruchstücke, aber leider nichts als das, sind noch in ziemlicher Menge, besonders an den Kirchen in Worms zerstreut. Einige nicht unwichtige römische Alterthümer sind im Hofe des Stadthauses zu sehen. An dem sogenannten Bürgerhause, wo Luther zuerst vor dem Kaiser erschien, soll noch die Bank vorhanden sein, worauf er gesessen und wo das Glas mit dem ihm gebotenen Willkommen- oder Labetrunke, von dem darin enthaltenen Gifte zersprang. Bei dem nahen Dorfe Pfiffligheim wird auch noch die Ulme gezeigt, in deren Schatten der Reformator kurz vor seinem Einzuge in Worms geruhet.

Seit einigen Jahren, vorzüglich seit der größern Entwickelung der Dampfschifffahrt auf dem Rhein, haben sich Handel und Verkehr von Worms

*) Andere behaupten, der Dom sei schon im 8. Jahrhundert gegründet worden.

**) Vergl. P. L. Berckenmeyer, vermehrter Antiquar, erster Band, S. 439 und Rheinischer Antiquarius von 1739, S. 362.

Digitized by Google

wieder neu belebt, wozu einerseit die hier in ziemlicher Anzahl ansässigen Israeliten nicht wenig beigetragen, auf der andern Seite aber auch einen kleinlichen Krämergeist erzeugt haben, der größern Aufschwung verhindern zu wollen scheint. Auf jeden Fall hat das nahe Frankenthal, mit einer Bevölkerung von kaum 5600 Seelen und einer bei weitem weniger glücklichen Lage als Worms (indem es eine starke Stunde vom Rhein entfernt ist und nur durch einen Kanal mit diesem Strom in Verbindung steht), in den letzten Jahren einen verhältnißmäßig größern Aufschwung genommen als die benachbarte Rheinstadt. Wenn diese nur einige Tabacks-, Schmierseife- und Pottasche-Fabriken nebst einer Bleizuckerfabrik aufzuweisen hat, wimmelt es gewissermaßen in Frankenthal von Tuch-, Seiden-, Baumwollen-, Leder- und andern Fabriken, einer bedeutenden Glockengießerei nicht zu gedenken. Deutsche und französische Handlungsreisende versichern, daß sie in Frankenthal dreimal mehr Geschäfte machen, als in Mannheim und zehnmal mehr als in Worms. Auch Frankenthal und das nahegelegene Oggersheim, wurden 1689 von dem Erbfeinde Deutschlands der Erde gleich gemacht. Das seitwärts gelegene Marxdorf ist erst vor einigen Jahren entstanden und blühet eben so rasch als schön empor.

Bei Worms geht eine fliegende Brücke über den Rhein, von dessen rechtem Ufer sich ein Fahrweg über Bürstadt und durch den Lorscherwald nach dem Städtchen Lorsch zieht, wo sich die merkwürdigste Abtei befindet, welche Deutschland aufzuweisen hat, weil von ihr nicht allein die Urbarmachung, sondern auch die Gesittung des Odenwaldes, wie der ganzen Gegend zwischen demselben und dem Rhein ausging.

Nach einem Verweilen von 6 Minuten, während dem Reisende und Waaren bei Worms aus- und eingeschifft wurden, setzte sich das Dampfschiff wieder in Bewegung. Zwanzig Minuten nachher waren wir bei der Rheindürkheimer Fahrt gegen Nordheim, nachdem wir an der Spanwörth- und an der Maulbeer-Insel vorbeigekommen, und 5 Minuten später befanden wir uns bei dem auf dem linken Ufer gelegenen Flecken Rheindürkheim, wo man am besten das fruchtbare Becken zwischen diesem Orte und Worms, mit den großen Ortschaften Osthofen, Westhofen, Dalsheim, Monsheim, Pfeddersheim ꝛc. übersehen kann.

Der Rhein verläßt von hier aus seine nördliche Richtung und wendet sich gegen Nordost. Man sieht die von zahlreichen Mennoniten bewohnten Ibersheimer Höfe, (die bald ein Dorf bilden werden, welches in 40 hübschen Häusern schon über 700 Einwohner hat), wo sich 22 Branntewein-Brennereien befinden; die große Insel Mennonitenwörth, den Flecken Groß-Rohrheim rechts und das Dorf Hamm links, das man nach 22 Minuten begrüßt, wonach man, 13 Minuten später, bei Gerns-

heim anlegt. Diese kleine Stadt am rechten Ufer war früher ebenfalls stark befestigt, wurde aber 1689 von den Franzosen geschleift und eingeäschert; sie ist seit ihrem Wiederaufbau vollkommen offen, hat 3500 Einwohner, treibt einigen Handel und ist der Geburtsort Peter Schöffers, des Erfinders der beweglichen Gußbuchstaben. Die vor einigen Jahren zum Andenken desselben errichtete Bildsäule ist auf dem Markt, vor dem Schulhause, aufgestellt.

Schlag 9 Uhr begegneten wir dem von Mainz nach Mannheim gehenden Dampfboot „Konkordia“, im Rheindurchschnitt, am Geyer, zwischen Guntersblum und Erfelden, sahen sodann die Stadt Oppenheim vor uns, gelangten aber erst eine Viertelstunde später nach der Ueberfahrt beim gelben Haus, wo die Station für Nierstein und Oppenheim ist. Guntersblum ist ein bedeutender Flecken von 2800 Einwohnern mit einem leiningschen Schlosse und dem schönen dazu gehörigen Garten. Gustav Adolf überfiel hier 1631 die Spanier und schlug sie beim sogenannten Schweden-Kirchhofe *).

Auf der Ebene zwischen Oppenheim und Mainz, die man ihrer ganzen Länge nach vor sich sieht, wurde 1024 Konrad II zum deutschen Kaiser gewählt, wozu sich die Vertreter aller deutschen Völkerstämme eingefunden. Die rheinischen Franken, nebst den Ober- und Niederlothringern lagerten auf dem linken Ufer des Rheins, die Sachsen, Thüringer, Ostfranken, Slaven, Baiern und Schwaben dagegen auf dem rechten Ufer, jeder Volksstamm unter dem Banner seines Herzogs. Der Gewählte wurde auf den Königsstuhl bei Lörzweiler, fast in der Mitte zwischen Oppenheim und Mainz, gehoben und daselbst zum Kaiser ausgerufen.

Bei Erfelden, an dem jetzt abgeschnittenen großen Ellenbogen des

*) Nahe bei dieser Stelle, unfern dem Dorfe Dienheim, bemerkt man den sogenannten Steinerstock, eine Pyramide, die nach jeder der vier Weltgegenden mit einer Inschrift versehen ist. Auf der Mitternachtseite lieset man: „Mich sahen die Ruprecht, Ludwig und Klodowig 1300, 1500; die Spinola und Melac 1620 und 1689. Mordflammen verwüsteten Tempel, Schlösser, Häuser, Thürme: ich blieb stehen.“ — Die Morgenseite bietet die Worte: „Mich sah Gustav Adolph, der große Schwedenkönig, als er am 7. Dezember 1631 über den Rhein setzte und Oppenheim mit Sturm eroberte.“ — Auf der Seite gegen Mittag steht: „Die Karl, Philipp, Karl Theodor und die große Zeit mit ihren Verheerungen gingen an mir vorüber; Alles veränderte sich, ich blieb unverändert.“ — Die Abendseite hat die Inschrift: „Mich sieht erneuert unter der Regierung Ludwigs X, Großherzogs von Hessen und bei Rhein das Weingesegnete Jahr 1819.“ — Ganz in der Nähe ligt das erst seit 1822 entstandene Dorf Ludwigshöhe, wohin die Häuser des tiefer in der Niederung gelegenen von den Ueberschwemmungen des Rheins oft hart mitgenommenen Ortes Rudesheim versetzt worden.

631459 A

Digitized by Google

Rheins, steht die Schwedensäule auf dem Punkte, wo König Gustav Adolf den 5. Dezember 1631 auf einem Scheuerthor über den Rhein geschwommen *). Man glaubt jedoch, daß dieses Thor ein gewöhnlicher Rheinnachen gewesen. Die Säule ist etwa 55 Fuß hoch, ruhet auf vier Kugeln, und wird durch einen mit Helm und Krone bedeckten sitzenden Löwen beendet, der ein bloßes Schwert in der rechten Klaue hält.

Das früher größere Oppenheim ist gegen die Höhe angebaut, welche die Trümmer der alten Feste Landskron tragen. Zurückkehrende Kreuzfahrer behaupteten, es bestehe einige Aehnlichkeit zwischen der örtlichen Lage dieser Stadt und der von Jerusalem, was seitdem millionenmale wiederholt worden, und jetzt als ein unangreifbarer Thatbestand betrachtet wird. Wo aber ist bei der alten Hauptstadt der Israeliten ein Strom wie der Rhein, wo im Norden, Osten und Süden eine Ebene, wie die gegen den Taunus, den Odenwald und das Harzgebirg?

Oppenheim soll vom Julius Käsar oder vom Drusus gegründet worden sein und zu den Zeiten der Römer Bancona, Bauconica oder Ruffiana geheißen haben. So viel ist gewiß, daß es im 13. Jahrhundert eine nicht unansehnliche Reichsstadt und Mitglied des rheinischen Städtebundes war. Seine heutige Bevölkerung übersteigt nicht 2700 Seelen. Früher bestand darin eine der ersten Buchdruckereien, als Filial deren in Mainz.

Die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt beschränken sich auf eine halbzerschossene Kirche im schönsten gothischen Styl (hinter welcher sich zwei Gewölbe befinden, die mit den Ueberresten der bei Erstürmung der Stadt gefallenen Schweden angefüllt sind), auf die uralte Sebastianskirche und auf die Ueberreste der Festung Landskron. Oppenheim hatte im orleanischen Kriege dasselbe Schicksal zu erleiden, wie Worms, Mannheim, Speier u. s. w.; das heißt, es wurde bis auf die Grundmauern zerstört. Unfern dem Landungsplatze erhebt sich eine Dampfmühle. Mit Hilfe der fliegenden Brücke gelangt man ans rechte Ufer, von wo eine Landstraße über Groß-Gerau nach Darmstadt führt.

Nach einem Aufenthalt von 2 Minuten, fuhren wir um halb zehn Uhr wieder ab, begrüßten gleich nachher den Flecken Nierstein (dessen Wartthum 585 rhein. Fuß ü. M. ligt), mit dem jetzt in einen Gasthof verwandelten Sironabade, dessen Heilquelle in neuester Zeit nur einer kurzen Berühmtheit sich erfreute, obgleich sie schon von den Römern benutzt worden. Vielleicht ist ihr Schwefelwasser nicht hinlänglich gesichert vor fremden Zuströmungen, und deshalb schwächer, als es früher gewesen; wenigstens scheint

*) Sein Heer setzte den 6. und 7. Dezember über den Strom.

Digitized by Google

ein dem Apoll und der Sirona gewidmeter Altar, den man in der Nähe ausgegraben und der nun bei der Quelle aufgestellt ist, zu beweisen, daß sie im Alterthum in hohem Ansehen stand. Bei Nierstein (das 2600 Einwohner hat), wie auch weiter unten gegen Mainz, bis jenseit Laubenheim, wächst ein vortrefflicher Rheinwein, dem von vielen sogar der Vorzug vor den Rheingauer-Weinen zugesprochen wird. Nierstein ist sehr alt und hatte in früheren Zeiten einen königlichen Palast.

Nach einer Viertelstunde ließen wir das Dorf Nackenheim links, zwischen dem und Nierstein das auf der Höhe gelegene Lörzweiler die Mitte bezeichnet. Zur Rechten, in der Entfernung von etwa einer Stunde vom Rhein, ligt das alte Trebur, am Schwarzbach, der im ehemaligen Neckarbette fließt, in einer feuchten, wenig angenehmen Gegend. Früher eine nicht unwichtige Stadt, ist es jetzt ein armseliger Flecken mit 1400 Einwohnern. Von dem hier gestandenen prächtigen Residenzschlosse ist keine Spur mehr, eben so wenig als von den Gebäuden, worin die beiden großen Kirchen-Versammlungen und die glänzenden Reichstage von 820, 887, 1033 und 1056 stattgefunden. Die sogenannte Hofstadt, ein mit einem mehr als zur Hälfte ausgefüllten Graben umschlossener Platz, soll die Stelle andeuten, wo früher die kaiserliche Burg gestanden. Auch deutet man die Orte an, wo sich vier Kirchen erhoben, und die Abtstraße versinnlicht die Richtung, in welcher sich eine Abtei befunden.

Acht Minuten unter Nackenheim sieht man das weinreiche Dorf Bodenheim links und Astheim rechts; dann schwimmt man nach 10 Minuten zwischen den Dörfern Ginsheim und Laubenheim, neben vielen Schiffsmühlen an der Insel Langau dahin, und rückt dem seit fast einer Stunde mit seinen vielen Thürmen und ausgedehnten Festungswerken immer großartiger sich erhebenden Mainz mit jeder Räderwendung näher. Es vergehen noch zehn Minuten und man hat das langgedehnte städtischgebaute Weißenau zu seiner Linken, die Dörfer Main-Bischofsheim und Kostheim zur Rechten und den Platz, wo im 17. Jahrhundert die Festung Gustavsburg stand, vor sich*).

Bald gewahrt man nun die Mündung des Mains in den Rhein, durchschneidet die Schiffbrücke zwischen Mainz und Kastel, beschreibt einen großen Bogen um die unterhalb derselben schwimmenden 17 Schiffmühlen, die an den Pfeilern der alten steinernen Römerbrücke befestigt sind, und legt an in

*) Das Nähere über Gustavsburg sehe man in dem Aufsatze: „Die Hauptstraße des britisch-ostindischen Handels führt fortan mitten durch Deutschland;“ fünfte Beweisgabe, im zweiten Band für 1840, S. 297 u. f. der Bibl. d. neuen Weltkunde.

Digitized by Google

Mitte einiger rauchenden Dampfboote und mehr als 200 anderer Rheinschiffe von jeder Größe *).

Der Anblick ist herrlich, und das Gemälde außerordentlich belebt. Das alte kurfürstliche Schloß zur Rechten, selbst in seinem halb zerfallenen und verlassenen Zustande noch imposant; das deutsche Haus oder der großherzogliche Palast, welcher bisher dem Gouverneur von Mainz zur Residenz gedient, nun aber für die landesherrliche Familie eingerichtet werden soll; dabei daneben befindliche Zeughaus, mit jenem durch eine Galerie verbunden und eine Reihe großer Gasthöfe oder Privatgebäude bilden den Rahmen, welcher das Treiben und die Bewegung des Landungsplatzes umschließt.

Auf der andern Seite das Städtchen Kastel mit seiner weißen, zugleich als Brückenkopf dienenden Kaserne, seinen hohen Pappel-Alleen, und drüber hinaus die Thürme von Kostheim, Hochheim, Nordenstadt, Erbenheim ꝛc.; rheinabwärts Biebrich und sein herzogliches Schloß; endlich im Hintergrunde das Rheingau-Gebirg, mit dem Jagdschloß auf der 1500 Fuß hohen Platte, der Taunus, mit dem bis auf 2600 Fuß ü. M. sich erhebenden Feldberg und dem 200 Fuß niedrigern Altkönig, über den sich der alte römische Pfahlgraben zieht: das ist ein so reizendes landschaftliches Bild, daß schnell das

*) Das Dampfschiff „Stadt Mainz“ fährt

	Zu Berg. St.	Min.	Zu Thal. St.	Min.	Unterschied. St.	Min.
von Mainz bis Oppenheim in .	1	53	1	1	—	52
von Oppenheim bis Gernsheim in	2	2	1	1	1	1
von Gernsheim bis Worms in .	1	56	1	—	—	56
von Worms bis Mannheim in .	2	23	1	13	1	10
Im Ganzen in .	8	14	4	15	3	59

Die neuesten Schiffe der kölnischen Gesellschaft „John Cockerill,“ „Königin Viktoria“ und „Stadt Koblenz“ gehen etwas schneller all die ältern. Sie legen, den Aufenthalt an den Zwischenstationen mit inbegriffen (der jedoch im Ganzen nie über 10 Minuten beträgt), die Strecke zwischen Mannheim und Mainz stromabwärts in höchstens vier und stromaufwärts binnen 7¼ Stunden zurück,

Die Person zahlte im Mai 1839 von Mannheim bis Worms in der großen Kajüte 1 fl. 14 kr. und in der kleinen 49 kr.; von Worms bis Gernsheim in jener 38 kr. und in dieser 28 kr.; von Gernsheim bis Oppenheim dort 28 kr. und hier 17 kr.; von Oppenheim bis Mainz in der ersten 46 kr. und in der letzten 32 kr.; für die ganze Strecke von Mannheim bis Mainz aber 3 fl. 6 kr. in der großen und 2 fl. 6 kr. in der kleinen Kajüte. — Seitdem sind die Preise etwas herabgesetzt worden, so daß man von Mannheim bis Mainz nur 2 fl. 38 kr. in der Hinter- und 1 fl. 45 kr. in der Vorkajüte, für die Hin- und Rückreise aber, wenn man sie voraus bedingt, 3 fl. 37 kr. in der ersten und 2 fl. 38 kr. in der letzten zahlt. Von Mainz bis Straßburg-Kehl beträgt der Preis in jener 10 fl. 33 kr. und in dieser 7 fl. 11 kr., hin und zurück aber 16 fl. 4 kr. oder 11 fl. 1 kr.

Digitized by Google

Auge von einem Gegenstande zum andern überspringt und doch immer wieder zu dem früheren zurückkehrt, weil sich ihm zu viel auf einmal bietet und es gern alles genießen möchte, ohne doch die einzelnen Schönheiten zu verlieren. Die Gegend, dem Laufe des Stromes nach, wo er geheimnißvoll hinter der Ingelheimerau, einer ziemlich großen Rheininsel, verschwindet, hat viel Aehnlichkeit mit einem gewissen Standpunkte am Vierwaldstättersee bei Luzern, gegen Horb und Winkel, nur daß die Plastik des Bodens dort erhabener und die Formen imponirender gezeichnet, aber nicht milder und lockender sind.

Ich nahm mein Absteigequartier im „Hof von Holland", einem schönen zweckmäßig eingerichteten Gebäude, mit einer entzückenden Aussicht über den Rhein. Es war Himmelfahrtstag und herrliches Wetter, deshalb sah ich denn auch den größten Theil der Bevölkerung, im Frühlingsputz durch die Straßen und längs dem Rhein spazirend, von seiner freundlichsten Seite. Ich ahmte das mir in einem so großen Maßstabe gegebene Beispiel nach, und ging ohne Lohnbedienten auf Entdeckung aus.

Hätte ich die Richtung am „rheinischen Hof" vorüber gegen das Fischthor eingeschlagen, so würde das Innere der Stadt gleich von vorn herein, durch den malerischen Anblick des ehrwürdigen Doms, der sich hier wahrhaft ergreifend darstellt, einen sehr befriedigenden Eindruck auf mein Gemüth gemacht haben; so aber wendete ich mich von meinem Gasthofe links durch die Gasse, wo ehemals das rothe Thor stand, gegen den kleinen Karmeliterplatz, und verstrickte mich, unfern dem „Hof zum Gutenberg", in ein Labyrinth krummer Winkelgassen, das kein Ende nehmen wollte, und wodurch ich endlich ganz unerwartet wieder an den Rhein gelangte.

Um nicht abermals die unangenehme Inspektion einer Zone vornehmen zu müssen, die nicht allein mir nicht den mindesten erfreulichen Gegenstand gezeigt, sondern auch noch andere Elemente zu umschließen schien, welche den falschen Verdacht einer nicht besonders delikaten Ausbeutung auf meine Odyssee hätten werfen können, beschloß ich der großen Spaziergänger-Prozession mich beizugesellen und ihrer allgemeinen Richtung zu folgen.

Richtig führte sie mich an der Schiffbrücke und der Landungsstelle der Dampfboote vorüber, nach der großen Bleiche, der fast zehn Minuten langen Hauptstraße der Stadt, die sich in grader Richtung vom Freihafen bis zum Platz am Münsterthor erstreckt, und die ich aus früherer Erinnerung leicht wieder erkannte. Dann bog ich links in die Thiermarktstraße, und gelangte über den Thiermarkt, wie durch die neue oder Ludwigsstraße, auf den Gutenbergsplatz, in dessen Mitte die Bildsäule des Erfinders der Buchdruckerkunst steht, und wo sich, von schönen Häusern umschlossen, das großartige mit seinem Rundbau nach vorn gewendete Schauspielhaus befindet. Sehr zu bedauern ist es jedoch, daß der Platz auf der entgegengesetzten Seite noch

Digitized by Google

nicht besser umbauet ist, und man hier Häuser gewahrt, die ihn nicht nur verunzieren, sondern auch den Gesammteindruck, welchen er sonst gewiß machen würde, ganz verderben.

Ich besuchte den Dom und erstieg seinen Hauptthurm, von dessen offener, beinah gefährlicher Galerie, die ohne besondere Kosten mit einem Eisengeländer versehen werden könnte, man eine schöne Aussicht über die Stadt und deren Umgebung hat. Leider wird der Eindruck dadurch gestört, daß der Fremde bemerkt, um wie viel günstiger der graue achteckige Stefansthurm zu einem Schaudichum gelegen ist, weil man von da auch das Land rückwärts von dem Hügel, gegen den Mainz angebaut ist, übersieht; weshalb man, weil man jene Gegend sich schöner denkt, als sie ist, auf dem Domthurm unbefriedigt bleibt.

Nachmittags befolgte ich abermals das mit Glück angenommene Verfahren, und ließ mich von dem Menschenstrom nach der neuen Anlage ziehen. Es ist dies ein sehr reizender Spaziergang, in Form eines englischen Gartens, vor dem Neuthor, neben der Straße nach Oppenheim. Er befindet sich auf der Stelle, wo vor der französischen Revolution ein Karthäuserkloster und das kurfürstliche Lustschloß, Favorite, gestanden. Sehr umsichtsvoll und geschickt hat der Zeichner dieser Anlage, der Kunstgärtner Peter Wolf, die einzelnen Zufälligkeiten des Bodens benutzt und denselben eine idyllische Parkschöpfung angelegt, welche nach meinem Geschmack die Idee des berühmten Lenôtre weit übertrifft.

Auf der Terrasse vor der Speise- und Kaffeewirthschaft, welche beinah genau auf der Stelle des Favorite-Schlosses erbaut worden, erblickt das Auge zuerst die gegenüber befindliche Mündung des Mains, sodann zur Linken den äusserst malerischen mittlern Durchschnitt von Mainz und zur Rechten, über eine weite Ebene hinweg, das Gebirg des Odenwaldes, worin sich besonders der Melibokus, mit dem weissen Thurm auf seinem Gipfel, auszeichnet. In dieser Richtung gewahrt man mehre Dörfer und Städte, namentlich Ginsheim, Bauschheim, Astheim, Trebur, Königsstätten, Neuheim, Groß-Geran und, am Saume des Gesichtskreises, Darmstadt, nebst den seitwärts auf der Höhe thronenden Ruinen des Schlosses Falkenstein.

Dem Main entgegen unterscheidet man Kostheim, Hochheim, Bischofsheim, Rüsselsheim, Flörsheim und Raunheim, mehr gegen den Taunus, dessen drei Hauptgipfel (der große und kleine Feldberg und der Altkönig) sich in sehr bestimmten Umrissen zeichnen, steht man Wickert, Massenheim, Diedenbergen, Delkenheim, Wallau, Breckenheim, Nordenstadt, Igstadt, Medenbach, Wildsachsen, Bärstadt und Erbenheim, mit seiner hohen Warte.

Ueber Kastel und das Fort Montebello hinweg zeigt sich, durch das von der Eisenbahn durchschnittene Thälchen, die Hauptstadt des Herzogthums

Digitized by Google

Naſſau, Wiesbaden; darüber die Platte, mit dem weiſſen Würfel des fürſtlichen Jagdſchloſſes und dem daneben befindlichen Jägerhauſe, mit den Gipfeln des Rheingau-Gebirges, Eichkopf, Kanzel und Trompeter gegen Nordoſt, wie Eichel, Rentmauer und hohe Wurzel gegen Südweſt. Biebrich-Mosbach und die Petersau leiten auf dieſer Seite den Blick nach Mainz zurück.

In der neuen Anlage traf ich, nach mehrjähriger Trennung, einen alten, biedern Freund, den k. pr. Oberſt ꝛc. D. Freiherrn von Schlichten, der im Lobe von Mainz und ſeiner Bewohner unerſchöpflich war. Er bot alles auf mich zu überreden, ſein Beiſpiel zu befolgen, und in dieſer Stadt mich häuslich niederzulaſſen.

Am Abend führte er mich durch den obern Theil der Anlage, über den Sternplatz, wo Schinderhannes und ſeine 20 oder 22 Mitſchuldigen guillotinirt worden (weshalb man hier eben ſo viele Pappelbäume gepflanzt, zwiſchen welchen die verſchiedenartigſten Fernſichten ſich bieten), nach dem Gauthor. Wir durchſchnitten auf dieſem Wege einen großen Theil des Raumes, den ehemals die römiſche Militärſtadt bedeckte, und der jetzt zum Theil von den Auſſenwerken der Bundesfeſtung, zum Theil von der Zitadelle und dem oberſten ſüdweſtlichen Raum des heutigen Mainz eingenommen wird.

Etwa auf der Hälfte des Weges ſah ich, rechts in der Druſus-Baſtei der Zitadelle, den Eichelſtein, ein thurmähnliches rundes Mauerwerk, von den römiſchen Kriegern zum Andenken ihres zu früh geſtorbenen Feldherrn erbaut. Laut Appians Angabe ſoll es hundert Fuß hoch geweſen ſein, und an ſeiner Baſis 132 Fuß im Umfang gehabt haben. Von den Barbaren ſeiner äuſſern Bekleidung von behauenen Steinen beraubt, zeigt es jetzt nur die innere Gußmauer, durch die man eine Wendeltreppe gebrochen. Der Eichel- oder Adlerſtein*) iſt auf 25 bis 30 Fuß im neuern Wallaufwurf verborgen und erhebt ſich noch 44 rhein. Fuß über demſelben. Etwa 40 Fuß von ſeiner urſprünglichen Höhe ſcheinen alſo abgeworfen. Er dient jetzt als Belvedere, weshalb ſeine obere Fläche mit einem Geländer umſchloſſen iſt.

*) Sein Name wird wirklich von Aquila abgeleitet.

Digitized by Google

Preßfreiheit.

1. Geschichte, Tendenz und gegenwärtiger Zustand der periodischen Presse in Frankreich, Großbritannien, den deutschen Bundesstaaten und andern Ländern.

II. Die Presse in England.

Obgleich die Preßfreiheit eine der Hauptgrundlagen des Verfassungsgebäudes in Großbritannien ist, darf man doch den Satz aufstellen, daß beinah in keinem andern zivilisirten Lande die Presse in so großer Sklaverei schmachtet als in den drei vereinigten Königreichen. Infolge einer sonderbaren Verschlingung scheinbar sich widerstrebender Umstände, die wir in nähere Erörterung zu stellen haben, ist die britische Preßfreiheit eine glänzende Täuschung geworden, die dem großen Haufen der Bevölkerung nicht nur keinen positiven Vortheil gewährt, sondern sogar in mehrfacher Beziehung für ihn verderblich wird.

Das Monopol, welches sich vor ungefähr zehn Jahren einige Zeitungen von London angemaßt, schien damals verderblich und wurde streng gerügt. Man glaubte, es dadurch zu beseitigen, daß man die Stempeltaxe herabsetzte, in der Voraussetzung, daß nun mehre andere Zeitungen entstehen würden. Aber man täuschte sich in dieser Voraussetzung. Das Monopol besteht immer noch und die Organe der Oeffentlichkeit, die früher ihren Einfluß auf das Publikum ausgeübt, machen ihn auch jetzt noch geltend. Sie haben sich nämlich unter einander verständigt, um das Streben unabhängiger Publizisten, die mit ihnen konkurriren möchten, im Keime zu ersticken.

Sagen wir zuerst ein Wort über die Verbündung oder vielmehr über die Verschwörung der Morgenzeitungen. Lieset man die Vorwürfe oder Beschimpfungen, welche ein Zeitungsschreiber in seinem Blatte gegen einen andern ausspeit, so geräth man unwillkürlich in Versuchung Partei für oder wider zu nehmen. Man ist gutmüthig genug zu glauben, daß es um einen wirklichen Zwist zu thun ist, und daß die Beschuldigungen des einen gegen den andern auf einer festen Basis beruhen. Man glaubt an ihren Haß,

Digitized by Google

interessirt sich wohl gar für ihre gegenseitigen Beschuldigungen und ist so beschränkt, den Werth ihrer Anklagen in die Wagschale seiner eigenen Rechtlichkeit zu legen.

Wie sehr täuscht man sich. Dieselben Leute, die sich am Morgen als Heuchler, Betrüger und Schurken dargestellt, stoßen am Abend als die besten Freunde ihre Gläser zusammen. Man kann im Allgemeinen annehmen, daß Beschimpfung gegen Beschimpfung nur bei vollem Uebereinverständniß ertheilt wird. Je mehr man über einander loszieht, um so bekannter wird man, weil zwischen den Schimpf auch mitunter Lobeserhebungen eingewebt werden, und man den angeblichen guten Eigenschaften des Gegners, wie man sagt, „Gerechtigkeit" widerfahren läßt.

Ließen sich die innigsten Gedanken der bekanntesten Tagblattschreiber in London in die gewöhnliche Sprache übersetzen, so würde ihre gegenseitige geheime Aufforderung folgendermaßen lauten:

„Erzeigen Sie mir den Freundschaftsdienst drucken zu lassen, daß meine Zeitung an diese oder jene Partei verkauft ist; haben Sie die Gewogenheit mich so oft als möglich einen feilen, hinterlistigen, unehrlichen Menschen zu nennen, der nie denkt, was er schreibt und der heute für eine Sache, wie morgen gegen dieselbe zu sprechen im Stande ist; den größten Gefallen aber würden Sie mir erweisen, wenn Sie behaupteten ich sei ein Subjekt, dem es an Geist, Talent, Umsicht und Welterfahrung gebricht, weil ich dann alle diese Eigenschaften, die ich in einem hohen Grade besitze, auf eine recht auffallende Weise geltend machen könnte."

Während dem erbittertsten Kriege, den zwei Zeitungen dieses Schlages mit einander zu führen scheinen, benutzen die Eigenthümer, wenn ihre Anstalten nicht gar zu weit von einander entfernt sind, zur Verminderung ihrer Kosten einen und denselben Stenografen, dessen Handschrift nach einigen willkürlichen Veränderungen von beiden abgedruckt wird. So kann man den „Courier" als ein Toryjournal betrachten und die „Post" als ein radikales. Jede dieser Zeitungen hat wohl ihren eigenen Reporter (Stenografen). Aber der des „Courier" übernimmt zum Beispiel die Plaids communs und jener der „Post" wählt einen andern Gerichtshof, etwa den der Königin Bank. Die Berichte beider werden von beiden Journalen benutzt, in der Art, daß das eine die Berichte des einen gegen die des andern austauscht. Statt zwei Stenografen bezahlt also jede Zeitungs-Unternehmung nur einen, statt vier nur zwei u. s. f. Es ist ganz dasselbe auch für die Theater, die Klubbs, die Versammlungen, die öffentlichen Lehrvorträge und die Sitzungen des Parlaments, obgleich man in allem übrigen zu den entgegengesetztesten Meinungen sich bekennt.

Am häufigsten und mit dem größten Erfolg, wie im größten Maßstabe,

Digitized by Google

wird dies Verfahren in Betreff der Neuigkeiten aus der Fremde in Anwendung gebracht. Es ist ein festgestellter Satz, daß alle Zeitungen zu dieser Ausgabe gemeinschaftlich beitragen. Jeden Abend überbringt derselbe in Dover eintreffende Kurier die Korrespondenz aus Paris für die Times, den den Morning Chronicle, den Morning Post, den Advertiser und den Globe. Die dafür zu entrichtende Summe, müßte sie fünfmal bezahlt werden, würde unerschwinglich sein, dagegen wird sie, in fünf Theile geschieden, wie der Fall wirklich eintritt, nur sehr mittelmäßig.

Man beobachtet das gleiche Verfahren auf allen übrigen Punkten. Während im verflossenen Jahre der Chartisten-Aufstand alle Gemüther in den drei vereinigten Königreichen beschäftigte und mit Unruhe erfüllte, schickte eine und dieselbe Person von Newport und Monmouth eine Beschreibung der Ereignisse ein, welche sodann übereinstimmend abgedruckt, wenn auch verschiedenartig kommentirt wurden. Irrte sich nun der Einsender in seinen Ansichten, so täuschten gleichzeitig alle Zeitungen das Publikum, und die öffentliche Meinung wurde durch ihr Uebereinverständniß irre geleitet. War ein Umstand oder ein Ereigniß infolge einer einseitigen Privatansicht falsch dargestellt, so fand sich keine Zeitung, die es hätte berichtigen können.

Man ersieht daraus, daß, ungeachtet der so hoch gerühmten Verbreitung des Lichts und der Aufklärung in unserer Zeit, unbeschadet der fast an das Wunderbare grenzenden Thätigkeit der Presse, der Eisenbahnen und der Dampfkraft gewissermaßen zum Trotz, die Wahrheit sogar in England Mühe hat, sich geltend zu machen. Die älteren Zeitungen sind in dieser Hinsicht viel glaubwürdiger als die in der Gegenwart erscheinenden.

Vorausgesetzt, daß der Korrespondent, welcher die die Berichte für alle Zeitungen in London besorgt, einmal auf den Gedanken gerathe, dieselben hinters Licht zu führen, und ein wichtiges Ereigniß auf eine ganz entgegengesetzte Weise darzustellen, würde er in diesem Fall nicht allein England, sondern auch ganz Europa anführen. Vernichtete der in Dover von Paris eintreffende Kurrier die ihm anvertrauten Zeitungs-Depeschen, und ersetzte er dieselben durch die unglaublichsten Abgeschmacktheiten, so würde man Tags darauf in allen Londoner Zeitungen lesen, „daß der Papst sich verheirathet und dem Kirchenstaat eine freisinnige Verfassung gegeben habe; daß der König von Hannover die sieben göttinger Professoren zurückberufen und aus denselben sein Ministerium gebildet; daß Thiers und Ludwig Filipp sich duellirt, daß der letzte auf dem Platze geblieben und der erste sich selbst zum Diktator von Frankreich ausgerufen habe; daß Rußland und England das türkische Reich in Europa, Asien und Afrika unter sich getheilt und daß die Schinesen Kalkutta mit Sturm genommen."

Eine ökonomische Einrichtung, wie die gegenwärtig zwischen den vor-

Digitized by Google

züglichsten britischen Zeitungen bestehende, verhindert nächstdem noch jede Konkurrenz. Es kann sich neben den schon bestehenden kein neues Journal mehr erheben. Um sich die Nachrichten zu verschaffen, woran das Publikum gewöhnt ist und worauf es große Wichtigkeit legt, müßte eine selbstständige Zeitung jährlich wenigstens 1600 Pfund Sterling (19,200 fl.) ausgeben, während dieselben Artikel dem **Times** oder dem **Morning Chronicle** nur 320 Pfund (3840 fl.) kosten.

Die Ausgaben-Verminderung, welche sich aus der Verbündung der bestehenden Zeitungen ergibt, ist so groß, daß wenn die meisten londoner Journale sich verständigten, um eins oder zwei aus ihrer Reihe zu entfernen, sie es mit der größten Leichtigkeit dadurch thun könnten, daß sie die hauptsächlichsten Neuigkeiten ihm vorenthielten.

Unmittelbar nach Herabsetzung der Stempelgebühr entstand eine neue Morgenzeitung unter dem Titel „**Constitutionel.**“ Sie konnte sich nur ein halbes Jahr halten und ihre Unternehmer erlitten einen reinen Verlust von 16,000 Pfund Sterling (192,000 fl.). Ein anderes Journal, die „Morgen-Zeitung“, bestand gar nur 8 Tage. Es war dasselbe mit dem „**Sun**“ (Sonne), die sich aus einer Abend- in eine Morgensonne verwandeln wollte, ein Verfahren, das den übrigen Verbündeten mißfiel, weshalb sie den Neuerungssüchtigen von sich ausschlossen, der nun genöthigt war, die Nachrichten, welche die übrigen Zeitungen am Abend gegeben, am folgenden Morgen zu wiederholen, wonach sie niemand mehr lesen mochte.

Bildet ein solcher Mißbrauch nicht ein wirkliches Monopol? Es gibt nur ein Mittel, es zu beseitigen, und man begreift nicht, warum man es nicht schon in Anwendung gebracht. Die französische Briefpost trifft in London um 7 Uhr Morgens ein. Sie könnte aber schon Abends vorher um 11 Uhr eintreffen, wenn man sie nicht eine lange Pause in Dover machen ließe. Jedermann müßte dabei gewinnen, namentlich die Kaufleute, deren Briefwechsel um einen Tag abgekürzt würde. Die Briefe von Paris nach Hamburg sind jetzt 5 Tage unterwegs. Nach der neuen Posteinrichtung würden sie über England nur noch 4 Tage brauchen, der übrigen Vortheile nicht zu gedenken, welche eine solche Beschleunigung auch der Tagespresse gewähren müßte.

Wie diese **jetzt** besteht, verbirgt sich ihre Knechtschaft unter anscheinender Freiheit, weil sie übereinstimmend genöthigt ist, ihre Nachrichten aus einer und derselben Quelle zu entnehmen. Daher kommt es denn auch, daß man, mit Ausnahme der Erläuterung und der Nutzanwendung der eingegangenen Neuigkeiten, in den englischen Blättern nicht die Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten bemerkt, wie in den französischen und in einigen deutschen Zeitungen.

Digitized by Google

Es gibt noch ein anderes, viel eindringlicheres Mittel, deſſen die Zeitungs-Koalition in London ſich bedient, um kein rivales Unternehmen aufkommen zu laſſen, nämlich die Anzeigen, deren ſie ſich bemächtigt, und wodurch die Hauptjournale allein zu beſtehen vermögen. Natürlich will jeder, der eine Anzeige zu machen hat, dieſelbe in den am meiſten geleſenen und am weiteſten verbreiteten Blättern ſehen. Daher kommt es denn auch, daß man die Menge derſelben in den vorangedeuteten Zeitungen kaum zu zählen vermag, während die Journale, welche nicht zu jener Klicke gehören, unvermeidlich, aus Mangel der von den Anzeigen herrührenden Subſidien, zu Grunde gehen müſſen.

Die Regierung ſelbſt befördert dieſen Mißbrauch dadurch, daß ſie regelmäßig veröffentlicht, wie viele Blätter jedes Zeitungsunternehmen ſtempeln läßt, obgleich ſie wiſſen könnte, daß die zur Verbündung gehörigen Unternehmen einige tauſend Blätter mehr ſtempeln laſſen, als ſie wirklich abſetzen. Ihre Spekulation geht ſo weit, daß ſie gern die geringere Mehrausgabe für den Stempel tragen, wenn ſie dadurch nur eine um ſo größere Maſſe von Anzeigen gewinnen.

Als das Miniſterium 1831 die Nothwendigkeit der Annahme des Reformbills recht eindringlich machen wollte, gewann es einige der beſten Zeitungen für ſeinen Zweck. Die beiden Organe des Toryismus, der „Standard“ und die „Morning Post“, wurden noch nicht von den geſchickten Händen redigirt, denen ſie jetzt anvertraut ſind. Man las vorzüglich die Times, den Herald und den Courier, damals ſehr freiſinnige Zeitungen, die ſeitdem eine andere Schattirung angenommen haben. Die zu jener Zeit von dem Parlament in Anwendung gebrachte Inquiſition, der die meiſten Tageblätter mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit ſich zu entziehen wußten, war eben nicht beſonders verfaſſungsmäßig. Man kaufte eine Menge geſtempelter Blätter zu London und ließ ſie in den Provinzen drucken, um dadurch eine mittelmäßige Oeffentlichkeit hervorzurufen, die natürlicherweiſe nicht großen Anklang finden konnte. Alles, was man dadurch erzielen wollte, war, die Unzulänglichkeit der angenommenen Maßregel in ein recht helles Licht zu ſtellen. Die Regierung ſah das auch ein und verordnete, daß künftighin jede Zeitung ihren beſonderen Stempel, und denſelben von eigenthümlicher Farbe, haben ſolle. Der frühere Unterſchleif wurde dadurch zwar beſeitigt, zugleich aber wurde auch über alle neuen Unternehmungen das Todesurtheil ausgeſprochen und die älteren nahmen eine noch feſtere Stellung ein, als ſie je vorher gehabt.

Die beiden nachſtehenden Ueberſichten können einen Begriff von der Bewegung der Preſſe in England geben. Die erſte verſinnlicht den Stand der Zeitungen vor Einführung der unterſcheidenden Farbe des Stempels (di-

Digitized by Google

stinctive die); die zweite nach dieser Einführung. Die mit einem Stern bezeichneten oder durch eine Klammer vereinigten Journale, gehören demselben Eigenthümer.

Erste Uebersicht.

Zustand der englischen Presse von 1830 bis 1832.

Titel der Zeitungen.		Menge der gestempelten Blätter.	Abgabe für die Anzeigen. Pf. St.	Schl.	P.
* Times und Evening Mail					
	1830	3,499,986	15,449	3	6
	1831	4,328,025	16,506	17	6
	1832	3,836,987	17,351	1	6
* Morning Herald und English Chronicle					
	1830	2,310,500	7,226	12	6
	1831	2,606,000	7,446	1	6
	1832	2,598,491	7,743	4	6
* Morning Chronicle, Observator, Bells Life of London und the Englishman					
	1830	2,131,799	4,673	7	6
	1831	2,269,850	4,450	12	0
	1832	1,886,124	3,794	17	6
Morning Advertiser					
	1830	1,157,785	5,603	6	6
	1831	1,140,000	5,591	1	6
	1832	1,131,500	5,404	17	6
Morning Post					
	1830	585,050	5,586	0	0
	1831	684,500	5,400	6	6
	1832	692,500	4,899	9	6
* Public Ledger, British Traveller und Weekly Times					
	1830	574,000	4,779	19	0
	1831	452,318	3,746	11	6
	1832	302,718	3,739	4	6
Courier					
	1830	976,500	2,751	9	6
	1831	1,037,000	2,877	10	6
	1832	954,250	2,083	0	6

Digitized by Google

Titel der Zeitungen.		Menge der gestempelten Blätter.	Abgabe für die Anzeigen. Pf. St.	Schl.	P.
Globe					
	1830	957,000	1,839	8	6
	1831	1,047,125	1,803	7	6
	1832	1,102,500	1,784	6	0
Sun					
	1830	747,000	952	7	0
	1831	957,000	996	12	6
	1832	748,500	816	18	0
* Standard, Chronik von Sankt James, Depeschen von London, Londoner Wochenschrift von Baldwin					
	1830	1,281,900	2,066	15	0
	1831	1,372,600	1,716	18	6
	1832	1,545,500	1,603	0	0
John Bull					
	1830	249,742	1,104	15	6
	1831	307,600	988	1	0
	1832	305,000	834	15	0
Bells Wochenbote					
	1830	608,000	581	14	0
	1831	489,000	533	1	0
	1832	487,000	544	12	0
Weekly Dispatch					
	1830	1,327,103	544	15	6
	1831	1,732.391	635	12	0
	1832	1,555,947	621	1	6
Novellist					
	1830	220,000	333	18	0
	1831	197,000	278	8	6
	1832	142,000	224	14	0
Sonntagstimes, Merkur von Esser und Kent					
	1830	491,000	1,034	19	0
	1831	508,000	965	13	0
	1832	439,500	897	8	0
Examiner					
	1830	198,543	445	17	0
	1831	229,331	384	6	0
	1832	216,050	360	17	0

Digitized by Google

Titel der Zeitungen.		Menge der gestempelten Blätter.	Abgabe für die Anzeigen. Pf. St. Schl. P.
Atlas			
	1830	277,200	812 14 0
	1831	234,500	670 12 0
	1832	183,000	576 9 0
Age			
	1830	318,525	927 9 6
	1831	287,000	878 13 6
	1832	266,000	720 16 6

Zweite Uebersicht.

Zustand der englischen Presse von 1836 bis 1839, nach Einführung des farbigen unterscheidenden Stempels.

Titel der Zeitungen.		Menge der gestempelten Blätter.	Abgabe für die Anzeigen. Pf. St.
*1. Times und			
	1836	2,795,291	8,817
	1837	3,355,000	9,600
	1838	3,650,000	11,238
Erstes Halbjahr von	1839	2,140,000	
*2. Evening Mail			
	1836	inbegriffen im Times	121
	1837	390,000	91
	1838	275,000	57
Erste Hälfte von	1839	210,000	
*1. Morning Herald und			
	1836	2,132,098	5,217
	1837	2,078,000	4,236
	1838	1,925,000	4,796
E. H. von	1839	910,000	
*2. English Chronicle			
	1836	inbegriffen im Herald	33
	1837	132,000	44
	1838	126,000	39
E. H. von	1839	60,000	
*1. Morning Chronicle und			
	1836	2,033,562	4,047
	1837	2,200,000	4,079
	1838	2,075,000	4,619
E. H. von	1839	1,039,000	

Digitized by Google

Titel der Zeitungen.		Menge der gestempelten Blätter.	Abgabe für die Anzeigen. Pf. St.
*2. Evening Chronicle			
	1836	inbegr. im Morn. Chr.	75
	1837	240,000	54
	1838	236,000	64
	E. H. von 1839	118,500	
Morning Advertiser			
	1836	1,402,317	3,373
	1837	1,525,000	3,376
	1838	1,565,225	3,848
	E. H. von 1839	765,000	
Morning Post			
	1836	682,288	2,880
	1837	797,000	2,713
	1838	875,500	3,191
	E. H. von 1839	496,000	
Courier			
	1836	442,026	1,153
	1837	455,500	941
	1838	398,000	908
	E. H. von 1839	185,000	
Globe			
	1836	862,968	1,201
	2837	936,000	1,088
	1838	920,000	1,163
	E. H. von 1839	450,000	
Sun			
	1836	750,500	731
	1837	896,000	406
	1838	1,344,000	949
	E. H. von 1839	627,000	
*1. Standard			
	1836	1,724,138	1,286
	1837	1,111,500	1,173
	1838	1,075,000	1,221
	E. H. von 1839	527,500	
*2. St. James Chronicle			
	1836	inbegr. im Standard	381
	1837	705,000	368
	1838	707,500	366
	E. H. von 1839	341,000	

Digitized by Google

Titel der Zeitungen.		Menge der gestempelten Blätter.	Abgabe für die Anzeigen. Pf. Gr.
*3. London Dispatch			
	1836	inbegr. im Standard	4
	1837	id.	1
	1838	eingegangen	
Seezeitung			
	1836	104,180	202
	1837	262,130	163
	1838	316,976	679
E. H. von	1839	172,000	
*1. Very Sun und			
	1836	621,865	655
	1837	398,000	381
	1838	eingegangen	
*2. Very Sun Wochenblatt			
	1836	inbegr. im V. S.	300
	1837	484,551	64
	1838	329,500	245
E. H. von	1839	107,800	
*1. Observer und			
	1836	995,604	384
	1837	369,000	369
	1838	275,000	364
E. H. von	1839	eingegangen	
*2. Bells Life of London			
	1836	inbegr. im Obs.	157
	1837	896,000	151
	1838	1,040,000	190
E. H. von	1839	563,000	
Sonntagstimes			
	1836	217,600	337
	1837	535,000	291
	1838	695,000	439
E. H. von	1839	320,000	
Examiner			
	1836	181,180	193
	1837	228,625	201
	1838	267,965	310
E. H. von	1839	146,825	

Digitized by Google

Titel der Zeitungen.		Menge der gestempelten Blätter.	Abgabe für die Anzeigen. Pf. St.
Atlas			
	1836	117,500	247
	1837	110,000	221
	1838	140,000	241
	E. H. von 1839	65,000	
Age			
	1836	220,169	347
	1837	146,530	288
	1838	120,500	280
	E. H. von 1839	55,500	
Spectator			
	1836	142,000	238
	1837	147,000	211
	1838	158,000	233
	E. H. von 1839	46,000	
John Bull			
	1836	215,743	428
	1837	219,000	434
	1838	226,000	442
	E. H. von 1839	117,000	
Bells Wochenbote			
	1836	688,238	311
	1837	876,000	288
	1838	898,250	304
	E. H. von 1839	451,000	
Weekly Dispatch			
	1836	1,670,540	454
	1837	2,656,000	495
	1838	2,691,000	528
	E. H. von 1839	1,250,000	
Expres of Marklane			
	1836	103,685	99
	1837	168,500	88
	1838	180,750	176
	E. H. von 1839	118,000	
Weekly Chronicle			
	1836	214,300	—
	1837	2,916,000	229
	1838	1,681,000	356
	E. H. von 1839	588,500	

Digitized by Google

Titel der Zeitungen.		Menge der gestempelten Blätter.	Abgabe für die Anzeigen. Pf. Gr.
Satirist			
	1836	192,600	279
	1837	278,200	247
	1838	154,500	331
E. H. von	1839	71,500	
Erinnerung			
	1836	267,432	508
	1837	300,600	558
	1838	302,500	543
E. H. von	1839	160,500	
Planet			
	1837	55,000	—
	1838	246,000	29
E. H. von	1839	81,000	
Patriot			
	1836	174,250	210
	1837	249,500	220
	1838	238,500	264
E. H. von	1839	137,500	
Magnet			
	1837	233,500	10
	1838	224,500	37
E. H. von	1839	108,000	
Metropolitan Conservative Journal			
	1836	26,500	21
	1837	80,150	147
	1838	113,500	136
E. H. von	1839	36,500	
London Mercury			
	1836	68,500	9
	1837	208,000	18
	1838	—	17
E. H. von	1839	eingegangen	
Jurisconsult			
	1937	108,600	12
	1838	108,000	47
E. H. von	1339	37,500	—
Kolonialzeitung			
	1838	12,500	—
E. H. von	1839	22,000	—

Digitized by Google

Titel der Zeitungen.		Menge der gestempelten Blätter.	Abgabe für die Anzeigen. Pf. Sr.
Charte	E. H. von 1839	63,750	—
Chartist	E. H. von 1839	81,250	—
Epoche	1838	127,000	36
	E. H. von 1839	88,000	—

Als karakteristischen Nachtrag fügen wir nachstehende „Ansichten“ einer Zeitung der vereinigten Staaten Nordamerikas, über die Preßfreiheit, bei. Wir ändern nicht das mindeste, weder im Ausdruck noch in der Form, und lehnen im voraus jede Verantwortlichkeit von uns ab. Der Aufsatz lautet wie folgt:

„Die Preßfreiheit ist die Bedingung freien Lebens und ohne sie ist jede Demokratie undenkbar. Sie ist das Element des menschlichen Geistes, in dem er sich bewegt, wie der Vogel in den blauen Lüften, die ihn tragen. Ein Land und Volk mit Zensur ist gleich einem Käfig, worin einem Vogel nach der Drehorgel gelehrt wird zu pfeifen, und wo er er genöthigt wird, seine Naturweise zu vergessen. Mein ehrlicher Vater konnte solche Unnatur, zu welcher man die Vögel abrichtete, schon nicht leiden, und sagte ganz richtig: es sei ein Frevel an der Schöpfung, eine Verhunzung der Natur. Das war mir als Knabe schon einleuchtend und ich haßte die Besitzer von Kanarienvögeln und Dompfaffen, welche den alten Dessauer, blühe, liebes Veilchen u. s. w. pfeifen ließen.

„Wie ich Jüngling wurde, dachte ich immer noch an meines Vaters Wort, und wandte das auf die Freiheit der Menschen an. Das brachte mir Noth und dem Vater Herzeleid. Als er nun tod war, nahm ich den Stab und zog dahin, wo es keine Zensur gibt. Denke noch oft an Vaters Wort von den Vögeln und der Drehorgel, was schuld ist, daß ich hier bin und bisweilen nach meiner Naturweise singe. Es sind viele andere Genossen auch mit herüber gekommen ins Land, wo man stolz ist ob der freien Presse.

„Aber oft haben wir uns auch hier über die Presse geärgert, darüber nämlich, daß sie nicht frei ist. Sie steht nämlich hier größtentheils unter Zensur des Broderwerbs. Die Besitzer der freien Presse haben verteufelte Furcht vor den titulis debitis Herrn Reverenden und hüten sich wohlweislich Niesewurz in ihr Blatt zu streuen, denn es würde den nachtheiligsten Einfluß haben, wenn es den nächsten Sonntag den heiligen Herrn auf der Kanzel in der Nase noch kitzelte, und er würde das Niesen nicht unterdrücken

Digitized by Google

können, worüber die freie Presse sehr in Angst gerathen müßte, und zwar des Brodes halber, denn die unausbleibliche Folge wäre der Verlust aller Subskribenten, welche den heiligen Mann als ihren Hirten betrachten, der sie weidet auf grüner Aue.

„Die freie Presse wird aber auch ferner so häufig unfrei, indem sie sich als blindes Werkzeug der Parteien brauchen läßt, und nun die Pflicht übernommen hat für Bezahlung zu schimpfen, lächerlich zu machen, mit einem Worte, keinen guten Fleck an der Gegenpartei zu lassen, sie zu lästern. Hieraus entsteht eine Klopffechterei, die oft so eckelhaft wird, daß ein gebildeter Mann solche Artikel stets nur überschlagen kann. Den gegenseitigen Wahlkandidaten wird alle Schande angethan, die nur zu erdenken ist. Er wäre, den Beschuldigungen nach, werth, zehnmal gehangen zu werden, und so im wahren Sinne des Wortes ein Galgenstrick. Weil man nun weiß, daß ein großer Theil der Bürger im Lesen und Verstehen schlecht beschlagen ist, erfinnt man noch sinnlichere Argumente, wie z. B. bei der letzten Präsidentenwahl, wo in einer Zeitung ein Galgen abgebildet war, an dem, mit Bezug auf den einen Kandidaten, zwei arme Sünder hingen. Bei der letzten Gouverneurswahl von Pennsylvanien veröffentlichte man solche Skandalosa, deren Grundlosigkeit jedem einleuchtend sein mußte, der gesunden Sinn hat, und man mußte erröthen ob der gänzlichen Entartung eines größeren Theils der Bürger.

„In welchem Lichte muß Amerika dem gebildeten Europa erscheinen! Auf diese Weise trägt die Presse bei, das Volk zu demoralisiren, das Gefühl für Schickliches, das honestum et decorum, mit Füßen zu treten, und das ohnehin rohe Volk noch roher zu machen. Zu diesem allem ist sie aber verpflichtet, denn sie muß die Partei, welcher sie schreibt, unterstützen, und sorgen, daß das persönliche Interesse Einzelner bewahrt werde, die ein Amt behalten oder bekommen, oder ihre Wette gewinnen wollen, die sie bei Wahlen eingingen, da der Amerikaner natürlich auch so etwas nicht vorübergehen läßt, um unter politischer Firma zu spekuliren, wobei er überdies noch gewinnt, daß man ihn für einen guten Parteimann hält, je halsbrechender er wettet.

„Liest ein mit den amerikanischen Verhältnissen nicht Bekannter, die hier gegebene Schilderung, so hält er sie für gehässig, und meint, man habe eine einzelne Ausnahme hervorgehoben, während es eine Ausnahme nur ist, wenn die hier gegebene Darstellung auf Zeitungen nicht anzuwenden ist. Mit Selbstgefühl können wir es aber sagen, daß wir mehre deutsche Zeitungen besitzen, die hierin eine rühmliche Ausnahme machen, und dadurch die englische Presse beschämen, daß sie wacker gegen Pfaffenthum ankämpfen, als dem Todfeinde republikanischen Lebens, was ein englisches Blatt nicht leicht wagt."

Digitized by Google

Länder- und Völkerkunde.

13. Geografische Berichtigung der russisch-asiatischen Küstenstrecke längs dem nördlichen Eismeer.

Zweiter Artikel.

Ausser Nischney-Kolümskoi ligen noch zwei andere Städte (in so fern man diesen Namen ihnen geben darf) an der Kolüma, doch sind beide kleiner, als die eben genannte; sie heißen Werchne Kolümskoi und Srednе Kolümskoi. Die letzte erfreut sich zwar eines etwas milderen Klimas und dient deßhalb den meisten Beamten dieser Gegend zum Aufenthaltsort, demungeachtet besteht sie nur aus einer Kirche und 13 Häusern. Werchne Kolümskoi, die südlichste von den drei Städten, wo es der erhöheten Lage des Ortes wegen sehr kalt ist, hat auch nur 15 Häuser. Jedes Haus wird von 10 bis 12 Personen bewohnt.

In dieser ganzen Gegend vermag man nur in der Umgebung von Srednе Kolümskoi etwas Viehzucht zu treiben; tritt jedoch ein früher Winter ein oder ist die Heuärnte mager ausgefallen, so sehen sich die Eigenthümer genöthigt den größten Theil ihres Viehes zu schlachten, damit es nicht vor Hunger sterbe. Die ausserordentliche Strenge des Klimas von Nischney-Kolümskoi muß sowohl seiner ungünstigen Lage, als seiner hohen Breite zugeschrieben werden.

Auf seiner Abendseite dehnt sich nämlich eine unübersehbare Steppe oder Tundra aus und auf der Nordseite befindet sich das mit ewigem Eis bedeckte Polarmeer. Da nun die Winde meistentheils von diesen beiden Seiten wehen, und der Ort auf keine Weise dagegen geschützt ist, kann man sich denken, wie kalt es hier ist. Die strenge Jahreszeit beginnt schon in Mitte August mit anhaltendem Frost und dauert ununterbrochen bis in Mitte des Mai. In der russischen Niederlassung Ust Janskoi, an der Janamündung, ist der Frost noch um 3 bis 4 Grad stärker als zu Nischney Kolümskoi.

Eines der merkwürdigsten Natur-Fänomene, welches man während dem Winter in Sibirien bemerkt, ist der Teplot-Weter, oder der warme Wind. Er wehet aus Ostsüdost oder Südost ¼ Süd und treibt das Queckſilber im Thermometer wie durch einen Zauberschlag in die Höhe, nämlich von 35 Grad

Digitized by Google

unterm Gefrierpunkt, bis auf 1 oder 2 Grad darüber. Dieser Wind dauert selten länger als 24 Stunden. Allein wie schnell er auch wieder fallen mag, bringt er doch immer eine auffallend erheiternde Wirkung auf die Landes-Einwohner hervor, obgleich er den Mißbestand hat, daß er ihre Eisfenster in Wasser auflöset. Der Teplot-Weter ist sehr häufig am Ufer des Aniuy, dagegen viel seltener westlich von der Kolüma.

Wie rauh aber auch das Klima dieses Landes sein mag, scheint es dennoch keinen nachtheiligen Einfluß auf den Gesundheitszustand der Einwohner auszuüben. Manchmal herrscht zwar der Skorbut in einigen Theilen Syriens, was jedoch mehr ein Ergebniß der Lebensweise der Einwohner, als des Klimas zu sein scheint. Längs der Kolüma ist diese Krankheit gänzlich unbekannt, während sie alljährlich an der Lena herrscht. Wahrscheinlich rührt das davon her, daß die Bewohner der letzten nichts als Pöckelfleisch essen, während die an der Kolüma sich nie des Salzes bedienen, und ihr Fleisch wie ihre Fische getrocknet oder gefroren verzehren. Selbst im hohen Sommer braucht man das Fleisch nur zwei oder drei Fuß tief in den Boden zu vergraben, damit es hart gefriere, wonach es sich während einem halben Jahre oder länger frisch aufbewahren läßt.

Der gänzliche Mangel an Nahrung aus dem Pflanzenreich verschlimmert auch noch gewisse Krankheiten, die unter andern Umständen sehr unbedeutend gewesen sein würden. Eine der allgemeinsten in Sibirien, vorzüglich bei dem weiblichen Geschlecht, besteht in Nervenzufällen, die Mirak genannt werden, und von hysterischer Beschaffenheit zu sein scheinen, der Aberglaube schreibt sie jedoch einer Hexe, Namens Agrafena-Schiganskaja zu, die, obgleich schon sie schon vor mehren hundert Jahren gestorben ist, dennoch fortwährend ihren nachtheiligen Einfluß auf die Kranken ausübt.

Seit Sibirien dem russischen Zepter gehorcht, hat sich, wenigstens im östlichen und südöstlichen Theil dieses Landes, die Bevölkerung fortwährend vermindert. Die Omoken sind nicht das einzige Volk, das vollkommen ausgestorben ist, auch die Schelaren, die Aninyilen und mehre andere Stämme, die zur Zeit des ersten Eindringens der Kosacken sehr zahlreich gewesen sein sollen, sind gänzlich verschwunden und nur noch dem Namen nach bekannt.

Im Sommer 1821 durchstreiften der Doktor Kyber und Matuschkin, beide Reisegefährten des Lieutenants Wrangel, die Gegend am Aniuy, wo sie von einem jukagirischen Häuptling sehr freundschaftlich aufgenommen wurden.

„Wir haben", sagt Matuschkin in seinem Bericht, „auf einer wenig ausgedehnten Landstrecke 8 bis 10 Völkerstämme gefunden, die sowohl durch ihre Sprache als durch ihre Sitten, ja selbst durch ihren Körperbau ganz

Digitized by Google

von einander verschieden sind. Einige dieser Stämme bestehen nur noch aus wenigen Familien, die jedoch die nationalen Eigenthümlichkeiten ihrer Vorfahren bewahrt haben. Wahrscheinlich sind es die Ueberreste früherer starker Horden, oder in einzelnen Fällen vielleicht die Nachkommen von Individuen, welche zufällig in diese Gegend gekommen, und die hier geblieben sind, ohne mit den eigentlichen Einwohnern sich zu vermischen.

„Die nomadischen Stämme, denen es vorzüglich darum zu thun war, ihre gewohnte Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren, haben sich immer mehr nach Osten zurückgezogen, je weiter die Eroberer gegen sie heranbrangen. Dergleichen Auswanderungen, verbunden mit Bürgerkriegen, verheerenden Krankheiten und der Vermischung mit andern Stämmen oder mit den Russen, haben einige dieser Rassen gänzlich aufgerieben oder neue daraus gebildet.

„So wurden die Ufer der Kolüma nach der Volkssage früher von einer mächtigen Nation, den Omoken bevölkert, wovon man keine Spur mehr zu finden vermag. Dagegen erblickt man an ihrer Stelle hin und wieder zerstreute Horden von Jukagiren, Lamuten, Tungusen, Tschuwaschen, Korjäken, Jakuten ꝛc. Unser ehrwürdiger Wirth versicherte uns, daß er von den Omoken abstamme *) und fügte mit sichtbarem Stolz hinzu, „daß die Sprache seines Volkes sich noch rein und lauter in seiner Familie erhalten habe.“ Diese Familie lebte vorzüglich von Fischfang und Jagd, doch soll der Ertrag von beiden früher viel stärker gewesen sein als jetzt.

„Der Greis erzählte uns vieles von seinen Vorfahren, wie von den blutigen Schlachten zwischen denselben und andern Nationen. Die Omoken waren kein wildes Volk, denn schon vor der Ankunft der Russen kannten sie den Gebrauch des Eisens. Aber je mehr die Eroberungen jener sich ausdehnten, unterstützt von ansteckenden Krankheiten, um so dringender erschien den Omoken die Nothwendigkeit, ihr bisheriges Vaterland am Ufer der Kolüma zu verlassen, und jenseit der Eisfelder des Polarmeeres sich einen andern Aufenthaltsort zu suchen. Die meisten Angehörigen dieses Volkes sammelten sich zu solchem Zweck an der Mündung der Kolüma, und brachen von da in zwei großen Abtheilungen auf, alle ihre Reichthümer, die vorzüglich in Rennthierheerden bestanden, mit sich nehmend.“

Ob sie nun ein anderes Land gefunden, oder ob sie auf dem Eise umgekommen, darüber wußte Matuschkins Wirth nichts näheres. Uebrigens ist es sehr wahrscheinlich, daß sie nicht, wie dieser behauptete, nach Norden,

*) Wenn Matuschkins Wirth wirklich von dem Volke der Omoken abstammte, war also nicht, wie oben gesagt wird, „von demselben jede Spur verschwunden“, sie bestand vielmehr noch in seiner Familie und in der Sprache derselben.

Digitized by Google

sondern vielmehr nach Westen sich gewendet. Denn man sieht am Ufer der Indigirka eine Menge verlassener Hütten, deren Bewohner niemand gekannt, die aber noch jetzt Omoskoje-Jurtowischtsche, oder das Jurtendorf Omoki, genannt werden.

Das von den Omoken verlassene Gebiet wurde nach und nach von verschiedenen Stämmen in Besitz genommen, wovon die Jukagiren, die Tungusen und die Tschuwaschen die zahlreichsten sind. Die letzten waren Flüchtlinge, welche die kriegerischen Tschuktschen von den Ufern des Anadür vertrieben. Solches war der Zustand der Dinge, als 1750 der Woiwode von Jakutsk, Paulutski, mit den Jukagiren und Tschuwaschen zur Bekriegung der Tschuktschen sich verbündete. Der Feldzug fiel jedoch nicht so aus, als man vorausgesetzt hatte. Er war vorzüglich verderblich für die Tschuwaschen, die damals noch ein zahlreiches Volk bildeten, und die bis auf 1400 bis 1500 theils unter dem Schwerte ihrer Feinde, theils unter den Krankheiten erlagen, welche ihre europäischen Bundesgenossen ihnen mitgetheilt. Die Kinderblattern stellten zweimal große Verheerungen an, und bösartige Fieber verminderten, übereinstimmend mit jenen, die Bevölkerung um die Hälfte.

Im gegenwärtigen Augenblicke werden die letzten Ueberreste dieser Rasse von der verderblichsten aller Ansteckungen aufgerieben, die der Strenge des Klimas und des Mangels an leichter Nahrung wegen beinah in allen Fällen tödlich wird. Nur wenige jukagirische Familien, die ihren ganzen früheren Wohlstand, hauptsächlich in Rennthieren bestehend, verloren haben, führen jetzt ein herumirrendes Leben am Aniuy und den benachbarten Strömen. Sie haben sich alle taufen lassen; ihre nationalen Sitten sind allmälig verschwunden und die meisten bedienen sich schon der russischen Sprache.

Die Jukagiren sind leidenschaftliche Musikliebhaber; ihre Weiber haben eine metallreiche angenehme Stimme. Der eigenthümliche Karakter ihrer Gesänge ist sehr unregelmäßig und von einer Wildheit, die den Fremden in Erstaunen setzt, woran er sich jedoch bald gewöhnt. Worte und Sangweisen sind gewöhnlich aus dem Stegreif; der Gegenstand betrifft fast immer die Abwesenheit eines geliebten Gegenstandes, und die an den Zefir oder an irgend einen Vogel gerichtete Bitte, demselben den Ausdruck des Schmerzes der verlassenen Geliebten zu überbringen. Die Nachtigall mit dem braunen Gefieder, die bläuliche Taube, das vergitterte Fenster der langgedehnten Wohnung und noch viele andere Gegenstände, welche diese Leute nie gesehen und nur durch russische Gedichte kennen gelernt haben, sind die Lieblingsgegenstände ihrer Komposition.

„Ich richtete die Frage an sie," sagt Matuschkin, „warum sie nicht lieber ihre eigenen Jagdabenteuer oder eine ihrer alten Volkssagen in Rede stellten? Sie entgegneten darauf, daß dergleichen Gegenstände für sie zu

Digitized by Google

entfernt seien oder keinen besondern Reiz für sie hätten, und daß sie deshalb andere vorzögen, womit ihre Einbildungskraft ausschließend sich beschäftigen könne."

Der Ertrag der Rennthierjagd am Aniuy entscheidet, ob man im Frühling Hunger zu leiden habe, oder im Ueberfluß schwelgen könne. Die Zeit, wo die Rennthiere von der See in ihre Wälder zurückkehren, ist also für die Bewohner dieser Gegend von eben so großer Wichtigkeit, als die Ernte oder die Weinlese in südlicheren Gegenden in Europa. Gegen Ende Mai verlassen die wilden Rennthiere die Wälder, welche sie im Winter gegen den schneidenden Frost geschirmt, und wo sie im Sommer der häufigen Insekten wegen nicht bleiben können, wäre auch das dort wachsende Moos eben so zart und wohlschmeckend als auf der Tundra.

Es ist ihnen im Frühling nicht so leicht beizukommen als im Herbst, weil sie alsdann noch über das Eis der Flüsse hinweg können, und nicht dieselben an den einzelnen seichten Stellen durchwaten müssen, wo die Jäger sie erwarten; zudem sind sie auch sehr mager und mit Geschwüren bedeckt, die von den Stichen der giftigen Fliegen in den Wäldern herrühren. Nur wenn ihn der Hunger gar zu sehr plagt, entschließt sich der Jukagire, ein solches Thier im Frühling zu schießen, und selbst in diesem Fall wirft er das meiste davon seinen Hunden als Nahrung vor.

Die eigentliche Jagdzeit ist im August und September, wo die Rennthiere in ihre Wälder zurückkehren. Sie sind alsdann wohlgenährt und ihr Fell ist sehr schön. Der letzte Umstand ist von um so größerer Wichtigkeit, weil die Haut des im Frühling geschossenen Thieres kaum anderthalb Rubel (42 kr. rh.) werth ist, während man die des im Herbst getödteten um 5 bis 6 Rubel (2 fl. 20 kr. — 2 fl. 48 kr.) verkaufen kann.

Auf ihrer Rückkehr dehnen sich die Rennthiere oft über einen Raum von 50 bis 100 Werste (7 bis 14 deutsche Meilen) in der Breite aus. Sie sind alsdann in mehre Heerden, jede von 2000 bis 3000 Köpfe, geschieden, die unter Leitung des größten und stärksten Thieres sich befinden. Dieser Führer ist immer ein Weibchen, das langsam voranschreitet, um die Oertlichkeit zu erkennen und mögliche Gefahren zu wittern. Stürzt es sich ins Wasser, so befolgt die ganze Heerde schnell sein Beispiel, und binnen einigen Minuten ist der Fluß mit schwimmenden Rennthieren bedeckt.

In demselben Augenblick erscheinen aber auch die Jäger, welche sich bis dahin unter dem Winde verborgen gehalten. Sie befinden sich in leichten Kähnen, und bemühen sich, den Rennthieren sowohl die Landung an dem einen, als die Rückkehr nach dem andern Ufer abzuschneiden, sie überhaupt so lange als möglich im Wasser zu halten. Während dem dringen andere Jäger, ebenfalls in leichten Nachen, mitten in den Haufen und tödten mit ihren kurzen aber scharfen Spießen (Pokolinga) eine ausserordentliche Menge

Digitized by Google

Thiere, welche sie mit Schnelligkeit gegen das Land ziehen, wo die bloß verwundeten, die das Ufer erreichen, von den daselbst harrenden Weibern und Kindern todgeschlagen werden.

Diese Jagd ist nicht ohne Gefahr, weil die Rennthiere, sobald sie sich angegriffen sehen, die Jäger selbst überfallen und diese mit ihren starken Geweihen oder Zähnen nicht selten verletzen, indem sie zugleich sich bemühen, die Kähne umzuwerfen. Gelingt das, so bleibt den Jägern nichts übrig, als die stärksten Thiere an den Hinterbeinen zu erfassen und sich von denselben fortziehen zu lassen, auf welche Weise sie endlich ans Ufer gelangen.

Die Jukagiren haben in dieser Jagd jedoch eine so große Geschicklichkeit erlangt, daß jeder einzelne oft hundert Rennthiere in einer halben Stunde tödtet. Wittern die Rennthiere aber eine drohende Gefahr, so geschieht es nicht selten, daß sie, statt an der gewohnten Stelle über den Strom zu schwimmen, wieder umkehren, mit großer Schnelligkeit die unübersehbare Steppe durcheilen und an einem andern Orte sich eine Furth suchen, wo sie sich in größerer Sicherheit befinden. Ein solcher Fall ereignete sich während Wrangels Anwesenheit zu Lobasnoi, in Folge dessselben die armen Jakuten, Tschuwaschen, Tungusen und Lamuten, welche sich in großer Menge am Aniuy eingefunden, in Verzweiflung geriethen, weil sie einen Winter vor sich sahen, während dem es ihnen an den nothwendigsten Lebensmitteln gebrechen würde.

Die Lage der Völkerschaften an der Kolüma ist weniger traurig, weil der Fluß sehr fischreich ist, und sie wenigstens immer mit einem bedeutenden Vorrath von Fischen sich versorgen können. Darum berechnet man auch die erforderliche tägliche Nahrung eines Menschen nur nach Fischen, und selbst wenn er Rennthierfleisch oder Unschlitt oder andere Gegenstände verzehrt, sagt man, er hat so und so viele Häringe gegessen. Auch die andern Fischgattungen, wie groß oder klein sie sein mögen, werden im Verhältniß nach der Größe der Häringe berechnet, und obgleich man an der Kolüma deren jährlich nur etwa eine Million fängt, werden auf solche Weise dennoch drei Millionen verzehrt.

Nach seiner Ankunft in Nischney Kolümskoi überzeugte sich Wrangel auf den ersten Blick, daß man wenig oder keine Vorbereitungen zu seiner Reise getroffen. Wie viele Mühe er sich nun auch gab, die benöthigten Schlitten und Vorräthe aufzutreiben, wollte es ihm doch nicht gelingen, weshalb er sich gezwungen sah, für diesen Winter auf sein weiteres Vordringen gegen Osten Verzicht zu leisten. Um jedoch die Zeit nicht ganz zu verlieren, beschloß er einen Ausflug längs der Küste zu machen, und wo möglich bis zum Vorgebirg Tschelagskoi vorzudringen, bis wohin die Umrisse der ersten nur unvollständig bekannt waren.

Digitized by Google

Es wurden dazu 9 Schlitten gerüstet, wovon 3 für die Reisenden und 6 zum Transport der Nahrungsmittel für Menschen und Hunde bestimmt waren. Man befand sich im Februar, und während der ganzen Reise durfte man nicht hoffen, ein einzigesmal in einer Hütte übernachten zu können. Der Schutz, den ein Eisberg gegen den ungestümen Nordwind zu gewähren vermochte, war im günstigsten Falle alles, worauf man sich Hoffnung machen durfte. Die Reisenden mußten selbst darauf gefaßt sein, nicht überall an einem Feuer sich wärmen zu können, weil es sich voraussehen ließ, daß es ihnen dazu nicht selten an Holz gebrechen würde.

Die nothwendigsten Gegenstände, welche sie mit sich nahmen, waren folgende: ein zugespitztes Zelt von Rennthierhaut, zwei Aexte, eine Taschenlaterne, einige Wachslichter, eine eiserne Platte, um darauf das Feuer anzuzünden, ein eiserner Dreifuß, ein Kessel, ein eiserner Kochtopf, einige Hemden für jeden, eine Bärenhaut als Matraze und eine doppelte Rennthierhaut als Deckbett für je zwei Personen. Die erforderlichen Instrumente bestanden in 2 Seeuhren, einer Sekundenuhr, einem mit einem Queckfilber-Horizont versehenen Sextanten, einem Weingeist-Thermometer, 3 Gestirn-Kompassen, wovon der eine mit einem Lichtspalter versehen war, 2 Teleskopen, einer Meßkette von Band und einigen andern Kleinigkeiten.

Die Vorräthe für 5 Mann für einen Monat waren berechnet auf 100 Pfund Haferzwieback, 60 Pfd. Fleisch, 12 Pfd. Fleischbrühtafeln, 2 Pfd. Thee, 4 Pfd. Kandiszucker, 8 Pfd. Grütze, 3 Pfd. Salz, 39 Portionen geistige Getränke, 12 Pfd. Tabak und 200 Stück geräuchertem Fisch. Die Last eines jeden Schlittens belief sich auf ungefähr 1000 Pfd. Sie war so fest zusammengeschnürt, daß der Schlitten umwerfen konnte, ohne Besorgniß, das mindeste zu verlieren.

Auf diesem hohen schmalen Schlitten saß der Lenker desselben, die Füße gegen den Vordertheil angestemmt und immer bereit, bei der ersten Gelegenheit abzuspringen. Hinter dem letzten Lenker saßen Wrangel und Kosmin ganz auf dieselbe Weise, ebenfalls beständig auf ihrer Hut, um nicht umgeworfen und fortgeschleift zu werden.

Ungeachtet der bedeutenden Last, womit die Schlitten beladen waren, gleiteten sie doch mit so großer Leichtigkeit auf dem hartgefrornen Schnee dahin, daß ein einziger Mensch ohne Mühe sie mit einer Hand fortstoßen konnte. War der Weg nur irgend gut, so legte man 10 bis 12 Werste (1½ bis 1¾ deutsche Meilen) in einer Zeitstunde zurück.

Die größte Schwierigkeit des Reisens in dieser Gegend besteht in der Fortschaffung des erforderlichen Futters für die Hunde. Wrangel erleichterte sich dadurch in etwas diesen Mißbestand, daß er von Zeit zu Zeit eine gewisse Menge Vorräthe unter dem Schnee vergrub, um sie auf der Rückkehr

Digitized by Google

wieder zu finden, was ihm vergönnte, die leeren Schlitten zurückzuschicken und auf solche Weise doppelt zu ersparen. Leider wurden die meisten Verstecke dieser Art von den Bären aufgespürt, weshalb die Reisenden auf ihrer Rückreise nebst ihren Hunden mit sehr kleinen Rationen sich begnügen mußten. Später fanden sie Mittel, ihre Vorräthe gegen die Bären zu sichern, und konnten alsdann in Ueberfluß leben.

Der durchdringende Frost nöthigte sie, in den Pelzen, womit sie gewöhnlich bekleidet waren, zu schlafen. Demungeachtet, und selbst wenn sie genug Feuer hatten um sich zu wärmen, mußten sie mehrmals während der Nacht aufstehen, um durch starke Bewegung ausserhalb dem Zelte das Blut vor Erstarrung zu bewahren. Wrangel vernachlässigte nie, jeden Abend andere Strümpfe anzuziehen, und Kosmin, der das nicht gethan, hatte bald angefrorne Füße. Er vernachlässigte diese Vorsicht nur während zwei Nächten, und als er sich endlich seiner Strümpfe entledigen wollte, waren sie an den Füßen fest gefroren. Nur mit der größten Vorsicht konnte man sie davon ablösen. Glücklicherweise waren die Füße noch nicht ganz erstarrt, weshalb es gelang, durch immerwährendes Reiben mit Branntwein, den Blutlauf in denselben wieder herzustellen. Die vielen Pelze, womit die Reisenden sich zu bedecken genöthigt waren, verhinderten eine vollkommene Ausdünstung, die sodann während der Nacht an den Füßen gefror, wenn man nicht die Vorsicht gehabt, andere Strümpfe anzuziehen.

Die Seeuhren nutzten den Reisenden wenig oder nichts. Aller von Wrangel getroffenen Vorsicht ungeachtet, konnte der Oeltropfen, wenn der Thermometer bis auf 40 Grad unter Null gesunken war, einer solchen Temperatur nicht widerstehen.

Vergebens bemühete sich der Schiffslieutenant während den beiden folgenden Wintern, gegen Norden vorzudringen, um das Polarfestland zu entdecken, dessen Vorhandensein immer noch auf bloßen Muthmaßungen beruhet, welche auch durch seine Expedition noch nicht aufgeklärt worden. In geringer Entfernung von der Küste war, selbst während der strengsten Kälte, das Eis so dünn, daß es die Schlitten nicht zu tragen vermochte, und jenseit dieser nicht besonders breiten Zone war, so weit der Blick vorzudringen vermochte, die See beständig offen. Freilich war der Gesichtskreis nicht besonders groß, weil sich beständig ein dicker Dunst von der Polinya (unter welchem Namen man in Sibirien diesen offenen Theil des Eismeers bezeichnet) erhob.

Im kältesten Winter erstreckt sich das Eis nie über 25 Werste (3½ Meilen) nördlich von der Insel Neu-Sibirien; man darf also daraus folgern, daß die Nachforschungen auf dem nördlichen Polarmeere weder durch Schiffe noch durch Schlitten besonders wichtige Ergebnisse bieten werden. Wrangel

Digitized by Google

versichert sogar, daß er die Ueberzeugung habe, „es werde niemand weiter vordringen können, als er gewesen."

War die Reise längs der Küste schon mit großen Beschwerden verknüpft, so gesellten sich dazu gegen Norden noch wirkliche Gefahren. Vor allem mußte man die Hoffnung aufgeben, Flößholz zu finden, und da man nicht genug Brennmaterial auf den Schlitten mitnehmen konnte, mußte man sich darauf gefaßt machen, während der ganzen Reise, wo nicht ohne Feuer zu bleiben, doch daran sich zu wärmen. Denn das wenige Holz, welches man mitnahm, konnte nur dazu dienen, mit Hülfe desselben Thee oder Suppe zuzubereiten. War das geschehen, so wurde es sogleich ausgelöscht, und die noch nicht verbrannten Stückchen Holz wurden sorgfältig wieder auf den Schlitten geladen.

Ein Kosak war ausschließend mit diesem Theil des Dienstes beauftragt. Er wurde nicht allein für jede verlorene Kohle, sondern sogar für die einzelnen Splitter verantwortlich gemacht, die beim Holzspalten verloren gegangen waren. Auch mußte er darüber wachen, daß nicht mehr als das unumgänglich nothwendige Holz verbrannt wurde.

Diese Holznoth war jedoch nicht das einzige Uebel, womit die Reisenden zu kämpfen hatten. Die von der blendenden Schneefläche zurückprallenden Sonnenstrahlen verursachen eine sehr schmerzliche Augen-Entzündung. Wrangel und seine Freunde verschafften sich dadurch allein einige Linderung, daß sie sich die leidenden Theile mit Branntewein rieben und schwarze Schleier trugen. Die Schlitten-Lenker gebrauchten ein noch heftigeres Mittel, indem sie sich Schnupftaback in die Augen warfen. Sie hatten die Nacht hindurch die größten Schmerzen zu leiden, aber am nächsten Morgen waren sie beinah geheilt. Um diesen Mißbestand so viel als möglich zu vermeiden, entschloß sich Wrangel, nur bei Nacht zu reisen, und den größten Theil des Tages zu ruhen.

Der Ostertag wird in der ganzen Christenheit feierlich begangen; aber nirgends mit so großem Pomp als in Rußland. Die Reisenden wollten ihn ebenfalls feiern. Sie verwandelten einen großen Eisblock in einen Altar, stellten darauf das Bild des heiligen Nikolaus des Wunderthäters und zündeten ihr einziges noch übrig gebliebenes Licht an. Bereschnoi übernahm die Stelle des Priesters und die Kosaken bildeten die Chorsänger. Nach dem Gottesdienst hielt man eine Mahlzeit, die vorzüglich aus Rennthierzungen bestand, welche man für diese Gelegenheit aufgespart, und die mit einer doppelten Ration Branntewein befeuchtet wurden. Die größte Verschwendung aber bestand darin, daß man das Feuer den ganzen Tag brennen ließ, um sich daran einmal recht zu wärmen. Es war freilich nicht groß, doch hinlänglich, um es mit unbedecktem Gesicht betrachten zu können. Man unter-

Digitized by Google

hielt ſich von den überſtandenen Gefahren, und tröſtete ſich über die noch zu erwartenden mit der Hoffnung einer glücklichen Rückkehr.

Den vierten Winter verwendete Wrangel zu ſeiner letzten und größten Reiſe auf dem Eismeer. Er gelangte auf demſelben bis zur Inſel Koliutskin, und knüpfte bei dieſer Gelegenheit freundſchaftliche Beziehungen mit den Tſchuktſchen an, von denen einer ihn auf den meiſten ſeiner Ausflüge, in einem mit Rennthieren beſpannten Schlitten, begleitete.

Die Tſchuktſchen ſind einſtimmig in ihrer Behauptung, daß es in nördlicher Richtung, jenſeit dem Eismeere, ein großes Feſtland gebe, und ein alter Vorſteher verſicherte den Reiſenden aufs feierlichſte, „daß er an ganz hellen Tagen im Sommer oftmals ziemlich hohe Schneeberge in dieſer Richtung bemerkt. Um ſie zu ſehen mußte man, ihm zufolge, die Felſen weſtlich von dem Kap beſteigen, welches Kook das nördliche Vorgebirg genannt.

„Im Winter," fügte der Mann hinzu, „vermag das Auge nicht ſo weit zu dringen, und man unterſcheidet alsdann nichts mehr. Ehemals kamen große Rennthierheerden von Zeit zu Zeit aus dieſem Lande; aber von den Tſchuktſchen und von den Wölfen verfolgt, kehrten ſie dahin zurück und zeigten ſich ſeitdem nicht mehr. Ich ſelbſt habe noch einige dieſer Heerden geſehen, die im April in nördlicher Richtung vordrangen. Ich verfolgte ſie eine ganze Tagreiſe weit in meinem Schlitten, aber endlich wurde das Eis ſo ungleich, daß ich nicht mehr darüber hin konnte und umkehren mußte. Ich habe indeß die Ueberzeugung, daß die langgedehnten Bergketten, welche ich geſehen, nicht zu einer Inſel, ſondern zu einem ſo großen Lande, wie das der Tſchuktſchen, gehören. Mein Vater erzählte mir mehrmals, daß einige von ſeinen Vorfahren in ledernen Nachen nach dieſem Lande aufgebrochen ſeien. Man habe ſpäter nichts mehr von ihnen gehört und wiſſe nicht, ob ſie je wieder zurückgekommen."

Derſelbe Greis machte auch noch mehre Gründe geltend, um zu beweiſen, daß dies Polarfeſtland von Menſchen bewohnt ſein müſſe. Um den Reiſenden ſeine Beſchreibung recht verſtändlich zu machen, nahm er ein Stück Kohle und zeichnete die Umriſſe der wahrſcheinlichen Küſte dieſer Gegend, von Baranicka bis zum Kap-Nord, nebſt allen ihren Buchten, Vorgebirgen und Inſeln.

Die Tſchuktſchen ſind von ſo heiterer Gemüthsſtimmung, daß ſie von den Ruſſen in Sibirien unter dem Namen der Tundra-Franzoſen bezeichnet werden.

Auf ſeiner letzten Reiſe bot Wrangel alles auf, um ſo weit als möglich gegen den Nordpol vorzudringen. Allein dieſelben Hinderniſſe, welche ſich ihm ſchon früher entgegengeſtellt, verhinderten ihn auch diesmal, ſein Vor-

Digitized by Google

haben in Ausführung zu bringen. Nach langem Zögern sah er sich endlich genöthigt, darauf zu verzichten. Bevor er aber die Küste erreichte, hatte er noch mit einem heftigen Sturme zu kämpfen, der das Eis zerbrach, und die Reisenden auf einer Scholle von kaum 50 Klaftern im Durchmesser ließ. Sie verbrachten darauf eine sehr peinliche Nacht, von den Fluten des Ozeans hin und her geworfen, und in der beständigen Besorgniß, ihre kleine Insel von den ungeheuren Toroffen oder Eisbergen, welche sie auf allen Seiten umringten, zermalmt zu sehen.

Am nächsten Morgen legte sich der Sturm, und die Eisfelder froren zusammen, worauf man, statt nach dem Lande zurückzukehren, abermals in nördlicher Richtung weiter wanderte. Einige Tage nachher erhob sich ein zweiter, noch stärkerer Sturm, wobei sich dieselben Zufälligkeiten, wie beim ersten erneuerten, nur daß man diesmal auf einer viel größeren Eisscholle sich befand, auf der sich einige nicht unbeträchtliche Eisberge erhoben.

Der Versuch, nach dem Polar-Festlande zu gelangen, wurde auch noch zum drittenmale wiederholt, weil Wrangel sich selbst das Zeugniß geben wollte, daß er nichts versäumt, um den ihm gewordenen Auftrag zu erfüllen. Bis zum 23. März Mittags war das Wetter schön und der Wind unbedeutend gewesen. Aber plötzlich häuften sich Wolken über Wolken, und von Nordwest wie von Nordost erhob sich ein blauer Dunst, das sichere Zeichen eines offenen Meeres unter diesem Himmelsstrich.

Demungeachtet wollten die Reisenden dies letzte mit eigenen Augen sehen, und erreichten es in einer Entfernung von 9 Werste (1¼ Meile). Es zeigte sich in Gestalt eines großen Flusses, der auf den schmalsten Stellen 150 Klafter breit sein mochte und jenseit demselben sich abermals Eisberge ausdehnten. Das Wasser floß durch diese Oeffnung mit der Schnelligkeit von anderthalb Faden in einer Stunde. Wrangel erklimmte mit einigen seiner Gefährten einen Eisberg, nahe am Ufer dieses Meerstroms, und erblickten jenseit der schmalen Eiszunge, welche sein rechtes Gestade bildete, einen unübersehbaren Ozean; ein eben so prachtvolles als schrecklich-trauriges Bild.

Ungeheure Eisberge tanzten wie Federspulen auf den schäumenden Wellen, unter denen sie bald verschwanden, bald wieder in die Höhe gehoben, mit Schnelligkeit sich durchkreuzten, oder an der festen Ufermasse des Eises zersplitterten. Das Aneinanderstoßen sowohl der schwimmenden Eisberge, als ihr Scheitern in der Brandung, verursachten ein so betäubendes Geräusch, daß man kaum sein eigenes Wort hören konnte. Es war augenscheinlich, daß der schmale Eisdamm, welcher den Meerstrom noch von dem offenen Ozean schied, bald zertrümmert sein würde. Es wäre deshalb ein eben so unfruchtbares als tollkühnes Unternehmen gewesen, auf einigen Eisschollen den Fluß zu durchschwimmen, um einen Boden zu betreten, der sich unter

Digitized by Google

den Füßen zerstückelt haben würde. Selbst auf der Seite, wo man sich befand, begann das Eis schon zu bersten, und es entstanden mehre heftige Strömungen, welche das Eis darniederdrückten.

Wrangel prüfte lange diesen Zustand der Dinge, und rief endlich mit voller Ueberzeugung: „Es ist unmöglich weiter zu gehen; wir müssen umkehren.“

Seiner Berechnung zufolge ist der äusserste Punkt, bis zu welchem er auf dieser Seite vorgedrungen, unter 70° 41′ nördl. Breite, wie unter 175° 27′ östl. Länge von Greenwich (193° östl. von Ferro). Die Entfernung desselben vom Festlande beträgt 105 Werste oder 15 deutsche Meilen, und die Meerestiefe 22½ Klafter auf Thongrund.

Praktisch-wissenschaftliche Bemerkungen.

11. Uebersicht von den mineralischen Erzeugnissen in Großbritannien, während dem Jahr 1838.

Gold in sehr unbedeutender Menge und höchstens als Muster dienend, wurde in Kornwallis, Schottland und Wicklow gewonnen. Vor ungefähr 40 Jahren belief sich der alljährliche Ertrag in der alleinigen Grafschaft Wicklow noch auf den Werth von 4000 bis 5000 Pfd. Sterl. (48,000 bis 60,000 fl.).

Etwa 10,000 Pfund Silber, von dem Werthe von 30,000 Pfd. Sterl. (360,000 fl.), hat Kornwallis, Yorkshire, Kumberland, die Insel Man und Irland gegeben. Man hofft, daß der Silberertrag durch die Anwendbarmachung des Verfahrens des Chemikers Bothson bedeutend vermehrt werden dürfte.

Ungefähr 13,000 Tonnen Kupfer, deren Werth auf 1,200,000 Pfd. Sterl. (14,400,000 fl.) berechnet wird, hat man in Kornwallis, Nord-Wales, Anglesea, Lancashire, ꝛc. gewonnen.

Der Zinnertrag in Kornwallis und Devonshire hat sich auf 4000 Tonnen, vom Werth von 320,000 Pfd. Sterl. (3,840,000 fl.), belaufen.

Blei wird auf sehr vielen Punkten in allen drei Königreichen gefunden. Sein Betrag beläuft sich auf 46,000 Tonnen und sein Werth kann auf 920,000 Pfd. St. (11,040,000 fl.) berechnet werden.

Digitized by Google

Obgleich Zink in großer Menge vorhanden ist, namentlich in Somersetshire, Derbyshire, Yorkshire, ꝛc., wird es bis jetzt doch nur in einem sehr kleinen Maßstabe ausgebeutet, weshalb sein Betrag und sein Werth noch sehr geringfügig sind und sich kaum berechnen lassen.

Es ist dasselbe auch mit dem Braunstein, den man hier und da in Kornwallis und Devonshire, jedoch nur in sehr kleinen Quantitäten, findet.

Kobald zeigt sich in Kornwallis, aber so selten, daß Ertrag und Werth desselben sich nicht wohl berechnen lassen.

Dagegen gräbt man Eisen an sehr vielen Orten. Sein Ertrag wird auf 900,000 Tonnen und deren Werth auf 7,500,000 Pfd. Sterl. (90 Millionen fl.) berechnet.

Steinkohlen sind beinah immer an denselben Oertlichkeiten vorhanden, wo man Eisen findet. Der jährliche Ertrag dieses Brennmaterials ist nicht unter 25 Mill. Tonnen, deren Werth, beim Ausgang aus den Gruben, auf 8,500,000 Pfd. Sterl. (102 Mill. fl.) angeschlagen wird. Der Ertrag dieses Produkts in England ist viermal größer, als der vom ganzen übrigen Europa, und eilfmal größer als der von Frankreich.

Holzessig findet sich auf verschiedenen Punkten, jedoch nur in geringer Masse; er wird an wenigen Orten benutzt.

Gewöhnliches Kochsalz wird in Worcestershire und Cheshire ausgebeutet. Sein Betrag beläuft sich auf wenigstens 300,000 Tonnen, die einen Werth von 300,000 Pfd. Sterl. (3,600,000 fl.) haben. Diese Menge ist nicht allein hinlänglich für den innern sehr bedeutenden Verbrauch, es wird auch noch sehr viel davon ausgeführt.

Beläufig 15,000 Tonnen Alaun, den man in Yorkshire findet und dessen Werth auf 30,000 Pfd. St. (360,000 fl.) berechnet wird, sind ein Erzeugniß der Zersetzung des eisenhaltigen Holzessigs.

Der Ertrag der Steinbrüche, namentlich des Granits, des Marmors, des Sandsteins und der Schieferbrüche, soll ungeheuer sein, und einen beträchtlichen Werth haben. Allein es fehlt uns jede genauere Angabe, wonach man die Menge und den Werth dieser Mineral-Erzeugnisse abschätzen könnte. Dasselbe läßt sich auch vom Torf sagen, den man in Ueberfluß auf mehren Punkten Englands antrifft und welcher den Landleuten überall als Hauptbrennmaterial dient.

Aus obiger Zusammenstellung ersieht man, daß der jährliche Ertrag der mineralischen Erzeugnisse in Großbritannien auf ungefähr 20 Millionen Pfd. Sterl. (240 Millionen fl.) geschätzt werden kann. Die Kosten der Verarbeitung dieser Mineralien in den Fabriken und die Fortschaffungskosten der Steinkohlen sind in obige Summe nicht mit inbegriffen.

Digitized by Google

12. Wie viel Zeit braucht der Magen des Menschen zur Verdauung der verschiedenen Nahrungsstoffe?

		Stunden.	Minuten.
Gekochter Reis	wird verdaut in	1	—
„ Sago	„ „	1	45
„ Tapioka	„ „	2	—
„ Graupe	„ „	2	—
„ Milch	„ „	2	—
Ungekochte Milch	„ „	2	15
Gekochte Gallerte	„ „	2	30
„ Schweinsfüße	„ „	1	—
„ Kaldaunen	„ „	1	—
„ Hirn	„ „	1	45
Geröstetes Wildpret	„ „	1	35
Gekochtes Mark	„ „	2	40
Gebratener Truthahn	„ „	2	30
Gekochter „	„ „	2	25
Gebratener wilder Truthahn	„ „	2	18
„ Gans	„ „	2	30
„ Spanferkel	„ „	2	30
Geröstete Rindsleber	„ „	2	—
„ Lammfleisch	„ „	2	30
Frikassirte Hühner	„ „	2	45
Gekochte harte Eier	„ „	3	30
„ weiche „	„ „	3	—
Gebratene „	„ „	3	30
Rohe geschlagene „	„ „	1	30
Früchtekuchen	„ „	2	45
Gekochter Stockfisch	„ „	2	—
„ Karpfen oder Salm	„ „	1	30
Geröstete „ „	„ „	1	30
Gekochter gesalzener Salm	„ „	4	—
Frische Austern roh	„ „	2	55
„ „ gebraten	„ „	3	15
„ „ gedämpft	„ „	3	30
Mageres gebratenes Rindfleisch	„ „	3	—
„ gedörrtes „	„ „	3	30
Beefsteak	„ „	3	—
Pöckelrindfleisch gekocht	„ „	2	45

Digitized by Google

	Stunden.	Minuten.
Pöckelrindfleisch gekocht, mit Senf wird verdaut in	3	30
Geröstetes frisches Rindfleisch . „ „	4	—
Gekochtes altes gedörrtes Pöckelrindfleisch „ „	4	15
Porksteak (geröstetes Schweinfleisch) „ „	3	15
Gebratenes fettes und mageres „ „ „	5	15
Frisch gepöckeltes Schweinfleisch gekocht „ „	4	30
„ „ „ gebraten „ „	4	15
„ „ „ geröstet „ „	3	15
„ „ „ roh „ „	3	—
„ „ „ gedämpft „ „	3	—
Frisches Hammelfleisch gebraten „ „	3	15
„ „ „ geröstet . „ „	3	—
„ „ gekocht . „ „	3	—
„ Kalbfleisch geröstet . „ „	4	—
„ „ „ gebraten . „ „	4	30
Zahmes Geflügel gekocht . . „ „	4	—
„ „ gebraten . . „ „	4	—
Zahme Ente . . . . „ „	4	—
Wilde „ . . . . „ „	4	30
Gekochtes frisches Rindsfett . „ „	5	30
„ „ Hammelsfett . „ „	4	30
Geschmolzene Butter . . „ „	3	30
Alter guter Käse . . . „ „	3	30
Rindfleischsuppe und Gemüse . „ „	4	—
Suppe aus Markknochen . . „ „	4	15
Bohnensuppe . . . . „ „	5	—
Grützesuppe . . . . „ „	1	30
Hammelfleischsuppe . . . „ „	3	30
Hühnersuppe . . . . „ „	3	—
Austernsuppe . . . . „ „	3	30
Gehacktes von feinen Kräutern . „ „	2	30
Frische geröstete Bratwurst . „ „	3	—
Gebratenes Herz . . . „ „	4	20
Gekochte Flechsen . . . „ „	5	30
„ Knorpel . . . „ „	4	15
„ Sehnen . . . „ „	3	—
Gut ausgebackenes Brot . . „ „	3	30
„ ausgebackene Kuchen . . „ „	3	—
Gekochter Aepfelbrei . . „ „	3	—
Rohe saure Aepfel . . . „ „	2	50

Digitized by Google

	Stunden.	Minuten.
Rohe weiche Aepfel . . wird verdaut in	2	—
„ süße „ . . . „ „	1	30
Gekochte Paſtinaken . . „ „	2	30
„ Waſſerrüben . . „ „	2	15
„ Runkelrüben . . „ „	3	45
„ Kohlrüben . . „ „	3	30
„ Kartoffeln . . „ „	3	30
Gebratene „ . . . „ „	2	30
Gedämpfte „ . . . „ „	2	30
Roher Kohl . . . „ „	2	30
Gekochter „ . . . „ „	4	30
Friſches ſaures Weißkraut . „ „	2	—

13. Malerei auf Marmor.

Die Verſuche, welche man in neueſter Zeit hinſichtlich der Malerei auf Marmor angeſtellt, haben bereits alle Erwartungen übertroffen. Folgendes ſind die bis jetzt erzielten Ergebniſſe:

1. Die Auflöſung von ſalpeterſaurem Silber dringt ziemlich tief in den Marmor und verleiht ihm eine dunkelrothe Farbe.

2. Die Auflöſung von ſalpeterſaurem Kochſalz dringt weniger tief in den Stein und verleiht ihm eine hübſche, purpurviolette Schattirung.

3. Die Auflöſung von Grünſpahn dringt eine Linie tief in den Marmor und macht ſeine Oberfläche hellgrün.

4. Die Auflöſungen von Drachenblut und Gummi gutti dringen ebenfalls in den Stein. Die erſte veranlaßt eine ſchöne rothe, die andere eine gelbe Färbung. Um jedoch das Eindringen dieſer Farben in den Marmor zu bewerkſtelligen, muß man ihn mit Bimſtein poliren, jene warm in Weingeiſt auflöſen und zum Malen ſich eines kleinen Pinſels bedienen. Alle Farben, die man aus Farbhölzern, wie dem braſilianiſchen, dem Kampeſchenholz ꝛc. erlangt, dringen, mit Weingeiſt vermiſcht, ſehr tief in den Marmor.

5. Der auf dieſelbe Weiſe zubereitete Karmin verleiht, mit Hinzufügung von ein wenig Alaun, dem Marmor ein ſehr ſchönes Scharlachroth, das zwei Linien tief darin eindringt. Er hat alsdann eine große Aehnlichkeit mit dem afrikaniſchen Marmor.

6. Das künſtliche gelbe Operment (Rauſchgelb) gewinnt, aufgelöst in Salmiak, faſt augenblicklich eine gelbe Farbe, die, je länger ſie an der Luft bleibt, immer ſchöner wird.

Digitized by Google

7. Zu den Substanzen, welche man zu diesem Gebrauch verwendet, muß auch weisses Wachs hinzugefügt werden, welches mit färbenden Gegenständen vermischt und damit verschmolzen werden muß.

8. Läßt man Grünspahn in Wachs zergehen und trägt man sodann die Flüssigkeit mit einem Instrument auf den Marmor auf, so findet man, nachdem die Oberfläche kalt geworden, daß die Zeichnung 5 Linien tief in den Stein eingedrungen. Sie ist von hübscher Smaragdfarbe. Will man sich verschiedener Farben, einer nach der andern, bedienen, ohne daß sie in einander fließen und die Schönheit der Zeichnung verderben, so muß man folgendermaßen zu Werke schreiten:

9. Man gebraucht die durch Weingeist und Terpentinöl erhaltenen Farben auf dem Marmor wenn er warm ist, was man besonders beobachten muß, wenn es um zarte Gegenstände sich handelt. Drachenblut und Gummi gutti allein können auf den kalten Marmor übergetragen werden. Man braucht sie zu solchem Zwecke nur in Weingeist aufzulösen und den Gummi gutti zuerst zu verwenden. Dieser ist anfänglich ziemlich hell; nach einiger Zeit wird er trüb und zeigt einen gelben Niederschlag, dessen man sich zur Erzielung einer lebhafteren Farbe bedient. Die gezeichneten Punkte werden sodann, in einer Entfernung von einem halben Zoll, durch eine rothglühende Eisenplatte, oder durch ein mit brennenden Kohlen angefülltes Pfännchen erwärmt. Man läßt den Stein wieder kalt werden, und berührt nachher auf dieselbe Weise die Theile, welche von der Farbe noch nicht durchdrungen sind. Ist die rothe Färbung beendigt, so verbreitet man die Auflösung von Drachenblut auf dieselbe Weise darüber, wie die von Gummi gutti, und während der Marmor warm ist, kann man auf die gleiche Art die übrigen Pflanzenfarben, die keiner großen Wärme bedürfen, um in den Marmor einzudringen, darauf übertragen. Endlich wird die Zeichnung durch die mit Wachs verschmolzenen Farben beendigt, welche letzten man mit vieler Sorgfalt auftragen muß, weil sie bei der geringsten Hitze über die erforderliche, sich weiter ausdehnen als man will, was sie weniger geeignet zu feinen Arbeiten macht. Diese Farben müssen nur genau auf die Stellen verbreitet werden, wo man sie verwenden will, weshalb man von Zeit zu Zeit, und während den Fortschritten der Operation, kaltes Wasser darauf schütten muß. Diese Färbungen verderben keineswegs die natürliche Farbe des Marmors, den man vorher sorgfältig poliren muß, bevor man ihn zu solchem Zwecke verwendet. Je weniger verschiedenartige Farben man dazu braucht, um so schöner wird er; zwei oder drei Farben sind also vollkommen genügend.

Es läßt sich voraussehen, daß diese neue Vervollkommnung in den Künsten häufig in Anwendung gebracht werden wird.

Digitized by Google

14. Sterblichkeits-Verhältnisse in England und Frankreich.

Hinsichtlich der Sterblichkeit mit Bezug auf die Lebens-Versicherungen, hat man in England neuerdings einige nicht uninteressante Beobachtungen gemacht, die zu nicht unwichtigen Ergebnissen führen können. Der berühmte Rechtsgelehrte Ulpian war der erste, der im Gesetz 62 ad legem falcidiam indirekt die erste Idee aufstellt von der Wahrscheinlichkeit der Lebenslänge zur Zeit des römischen Kaiserthums, indem er die einer Person gewordenen Vermächtnisse vom ersten bis zum zwanzigsten Jahre, mit Voraussetzung einer Lebensdauer von 30 Jahren, berechnet, und von 40 bis zu 50 Jahren vorausbestimmt, wie viel jeder bis zu einem Alter von 60 Jahren zu erhalten habe, indem man sobald jemand dies letzte Alter erreichte, nach Varro die Angestellten verabschiedete, weil man berechnet hatte, daß sie nur noch höchstens 5 Jahre leben könnten. Es ist wirklich außer allem Zweifel, daß der Mensch in dem Alter von 60 bis 63 Jahren einer großen Krisis unterworfen ist; allein es ist auch erwiesen, daß wenn er dieselbe glücklich übersteht, er noch lange leben kann.

Aus allen bis jetzt vorhandenen statistischen Tabellen ergibt sich, daß eine Bevölkerung von einer Million an demselben Tage geborner Kinder nach 34 Jahren erloschen ist, d. h. daß das Leben des Menschen, im Durchschnitt genommen, nur auf 35 Jahre berechnet werden kann. Die Tabelle von Davillard von 1815, über die Sterblichkeit in Frankreich, bietet nachstehende Ergebnisse:

Bevölkerung: eine Million gleichzeitig geborne Kinder.

In einem Alter von 20 Jahren leben davon nur noch die Hälfte, also	500,000 *).
In dem Alter von 55 Jahren leben davon noch . .	250,000
„ „ „ „ 64 „ „ „ „ . .	176,000
„ „ „ „ 73 „ „ „ „ . .	89,000
„ „ „ „ 79 „ „ „ „ . .	41,107
„ „ „ „ 82 „ „ „ „ . .	23,680

Die Zahl der noch übriggebliebenen von obiger Million vermindert sich nun so rasch, daß in einem Alter von 100 Jahren nur noch 207 Individuen am Leben waren und in einem Alter von 109 Jahren nur noch ein einziger existirte.

*) 1830 fand man bereits mehr als die Hälfte noch am Leben, nämlich 502,216, ein Umstand, den man der Kuhpockenimpfung allein zuschreiben kann.

Digitized by Google

Diese Uebersicht steht in vollkommener Uebereinstimmung mit der 1837 von der Stadt Paris veröffentlichten. Die Bevölkerung dieser letzten wurde damals auf 909,126 Individuen beiderlei Geschlechts berechnet. Da es nun erwiesen ist, daß in dem gleichen Jahre 25,675 Personen starben, ergibt sich daraus, daß bei einer gleichen Anzahl von Todesfällen in weniger als 34 Jahren die ganze Bevölkerung der Hauptstadt Frankreichs erloschen sein würde, wenn die Frauen während dieser Zeit unfruchtbar blieben.

Aus einer andern authentischen Lebensübersicht ergibt sich, das eine Bevölkerung von einer Million Menschen nach 28 Jahren auf 451,000 vermindert war, nach 56 Jahren auf 248,000 und nach 84 Jahren auf 151,000. Es würden sich daraus folgende Lebenswahrscheinlichkeiten entnehmen lassen:

Hat jemand sein 36. Jahr erreicht, so kann er 62 Jahr alt werden. Befindet er sich in seinem 50. Jahre, so kann er auf ein Alter von 67 Jahren rechnen. Wer bis zum 68. Jahre gelangt ist, kann 76 Jahr alt werden; der 70jährige 77 Jahr; der 75jährige 80 Jahr; der 80jährige 83 Jahr; der 85jährige 88 Jahr; der 90jährige 93 Jahr; der 95jährige 97 Jahr und der hundertjährige 103 Jahr.

Auffallend ist die Verschiedenheit der Lebensdauer in einigen Städten Englands. So gab es in Northampton, in einer schönen Gegend und in sehr angenehmer Lage, auf 11,650 Einwohner im siebenten Lebensjahre nur noch 5,925 lebende Individuen, im 70. Jahre nur noch 1232 und im 96. Jahre nur noch einen einzigen. In der Stadt Carlisle, in einer feuchten rings vom Edenflusse umschlossenen Gegend, gab es auf 10,000 Individuen nach 7 Jahren noch 6,594, nach 70 Jahren noch 2401 und nach 90 Jahren noch 142.

Man entnimmt daraus, daß die Lebensdauer weniger von der vollkommenen Gesundheit des Klimas, als von der Nahrung und der regelmäßigen Lebensweise der Bevölkerung abhängt.

15. Verhältniß der Selbstmorde zur Gesammtbevölkerung in verschiedenen Ländern.

In Frankreich rechnet man im Durchschnitt jährlich:

	1 Selbstmord auf	18,000 Einw.
in Preußen	1	14,404
in Oestreich	1	20,900
in Rußland	1	49,182
im Staate Neu-York	1	7,797

Digitized by Google

im Staate Boston	rechnet man jährlich	1	Selbstmord	auf	12,500 Einw.
„ „ Baltimore	„ „	1	„	„	13,656 „
„ „ Philadelphia	„ „	1	„	„	15,875 „
im engl. Garde-Dragoner-Regiment	„	1	„	„	1,247 Indiv.

Die Selbstmorde sind im Allgemeinen sehr häufig in den englischen Regimentern, doch in keinem so stark, als in dem der Garde-Dragoner, wo auf 686 Todesfälle nicht weniger als 35 Selbstmorde, oder einer auf 20, gerechnet werden, der verhinderten Selbstmord-Versuche nicht zu gedenken. Bei den Versicherten der Equitable-Gesellschaft wird nur ein Selbstmörder auf 110 Gestorbene gerechnet. Ueberhaupt fallen in den Garnisons-Städten bei weitem mehr Selbstmorde vor, als in den Orten, die keine regelmäßige Besatzung haben.

In Paris rechnet man	1	Selbstmörder	auf	2,400	Einw.
in Berlin (von 1813 bis 1822) . .	1	„	„	2,941	„
in Genf (von 1820 bis 1826) . . .	1	„	„	3,900	„
in London	1	„	„	5,000	„

Die Selbstmorde sind zweimal stärker in den stehenden Armeen als bei der übrigen Bevölkerung, selbst in den Ländern, wo sie gewöhnlich am höchsten steigen. Als Hauptursache der auffallend häufigen Selbstmorde im britischen Garde-Dragoner-Regiment gibt ein berühmter Arzt die sonderbare Ursache der zu glänzenden und zu reichen Uniform dieses Regiments an. Er versichert, daß dadurch die Eitelkeit auf eine übertriebene Weise genährt wird und der geringste Verdruß eine so große Aufregung veranlaßt, daß der Beleidigte, wenn er sich nicht rächen kann, unmittelbar Hand an sich selbst legt. Man hat die Bemerkung gemacht, daß nur sehr wenige Individuen, welche in diesem Regiment gedient, nach ihrer Verabschiedung noch lange leben.

Hinsichtlich der Sterblichkeit ist dieselbe jedoch noch größer bei der englischen Fußgarde, als bei den Garde-Dragonern. Während den 7 Jahren von 1830 bis 1836 hat sie sich nämlich jährlich auf 21⁹/₁₀ bei tausend verhalten, während sie, bei der bürgerlichen Bevölkerung von London, in derselben Zeit im Durchschnitt nicht 15 auf 1000 überstiegen und bei den Arbeitern der ostindischen Gesellschaft nicht 12½ auf 1000.

Bei der Besatzung von Gibraltar sind sogar 22 auf 1000 gestorben, während bei der bürgerlichen Bevölkerung nur 13 auf 1000 starben. Am verderblichsten für den Gesundheitszustand der Truppen zeigt sich die Insel Malta, wo nicht weniger als 28³/₁₀ auf 1000 starben.

Digitized by Google

Militärische Statistik.

1. Genaues Verhältniß zwischen Frankreichs und Deutschlands Kriegsmacht.

Die einfachste und schlagendste Beweisführung, welche man den überspannten Prahlereien und falschen Vorspiegelungen der französischen Presse, hinsichtlich ihrer auf die „Eroberung und Ausbeutung Deutschlands“ bezüglichen Spekulationen entgegenstellen kann, beschränkt sich auf eine ganz gewöhnliche arithmetische Zusammenstellung. „Zahlen entscheiden,“ sagt der würdige, in seinen Zahlenbeweisen so beredte Benzenberg.

Frankreich hat gegenwärtig 35 Millionen Einwohner. Kraft seiner jetzigen militärischen Organisation vermag es höchstens 500,000 Mann und 500 Kanonen ins Feld zu stellen. Davon muß es wenigstens 100,000 Mann zur Besetzung seiner Festungen verwenden; 50,000 Mann und 80 Kanonen zur Observation an den Pyrenäen; 25,000 Mann und 40 Kanonen in der Vendée, eben so viel zur Sicherung seiner eigenen Regierung (welcher Art sie auch sei) in Paris; nicht weniger zur Observation von Piemont, oder zur Erhaltung der innern Ruhe in Lyon, Marseille, Nimes, Avignon und andern Städten des südlichen Frankreichs, so wie zur Sicherung von Toulon, der übrigen bedeutenden Seehäfen und Handelsstädte, als Cherbourg, Brest, Rochefort, la Rochelle, Havre, Calais, Boulogne, Dieppe, St. Brieux, Vannes, l'Orient, Rouen, Nantes, Bordeaux, ꝛc; der Insel Korsika, der Regentschaft Algier und der überseeischen Kolonien gar nicht zu gedenken. Rechnet man obige Zahlenbeträge zusammen, nämlich:

	Mann.	Kanonen.
für die Festungen . . .	100,000	—
für die Pyrenäen . . .	50,000	80
für die Vendée	25,000	40
für Paris	25,000	40
für den Süden	25,000	40
so macht das zusammen . . .	225,000	200
diese abgezogen von	500,000	500
bleiben	275,000	300

zu einem offensiven Kriege gegen Deutschland.

Digitized by Google

Dagegen hat das eigentliche Deutschland gegenwärtig eine Gesammtbevölkerung von wenigstens 45 Millionen Menschen, wie sich aufs klarste aus nachfolgender Uebersicht ergibt:

Deutschlands Nationalmacht.

Bevölkerung von 1840.

	Seelen.
Oestreichs deutsche Staaten	13,072,000
Ganz Preußen	15,117,000
Baiern	4,557,600
Hannover	1,876,000
Württemberg	1,816,000
Sachsen	1,730,000
Baden	1,441,800
Hessen-Darmstadt und Homburg	889,700
Kurhessen	731,600
Beide Meklenburg	601,000
Holstein und Lauenburg	525,800
Die sächsischen Herzogthümer	473,600
Nassau	407,000
Die freien Städte	353,600
Oldenburg	291,500
Braunschweig	286,700
Deutsch-Luxemburg und Limburg	260,000
Sachsen-Weimar	257,600
Die anhaltischen Länder	158,400
Die schwarzburgischen Länder	127,600
Die lippeschen Länder	119,300
Die reußischen Länder	92,900
Waldeck	66,200
Die hohenzollerschen Länder	64,300
Liechtenstein	6,700
Im Ganzen:	45,324,600

Das eigentliche Deutschland hat also wenigstens 45 Millionen Menschen und Frankreich hat deren 35 Millionen, mithin hat das erste 10 Millionen mehr als das letzte. Rechnet man zu obigen 45 Millionen Menschen noch Oestreichs ausserdeutsche Staaten mit 23 Millionen Seelen, so bietet sich eine Gesammtzahl von 68 Millionen gegen 35 Millionen, oder fast doppelt so viel als für Frankreich. In Betreff der Wehrmacht verhält es sich eben so. Nach Abzug aller Besatzungen in den Festungen und einer Armee von 100,000 Mann nebst 100 Kanonen in der Lombardei, stellt Oestreich noch

Digitized by Google

	Mann.	Kanonen.
mit Leichtigkeit ins Feld	200,000	200
eben so Preußen	150,000	150
eben so die übrigen deutschen Staaten . .	150,000	150
Mithin besteht Deutschlands Macht wenigstens aus	500,000	500
Frankreichs Macht dagegen aus	275,000	300
Unterschied:	225,000	200

Man bemerkt auf den ersten Blick, wie äusserst niedrig die deutsche Wehrmacht und wie hoch die französische in Anschlag gebracht worden. Das ist absichtlich geschehen, um zu beweisen, daß selbst bei einer solchen Annahme Deutschland immer noch doppelt so stark ist als Frankreich. Zahlen entscheiden.

2. Großbritanniens See- und Landmacht.

Die in London erscheinende militärische Zeitschrift „United Service Journal“ enthält, in ihrem neuesten Hefte, eine umständliche, dem Anschein nach sehr genaue Uebersicht von der See- und Landmacht Englands, die natürlich nicht zum Nachtheil dieses letzten ausfällt, obgleich darin zugestanden wird, „daß manches besser sein könnte,“ und sogar beachtungswerth genug, „daß in gewisser Beziehung die französische Marine im Stande sein dürfte, der britischen die Spitze zu bieten.“

„Allein außer seiner regelmäßigen Kriegsmacht zur See,“ wird hinzugefügt, „kann England noch auf der Stelle und mit der größten Leichtigkeit weit über 200 Dampfschiffe ausrüsten, worunter sich einige sehr große befinden, wie der „Oriental“, ein Dampfer von 450 Pferdekraft und 1670 Tonnenlast, woran man in diesem Augenblick in Liverpool die letzte Hand legt, und der mit Bequemlichkeit tausend, im Nothfall sogar 2000 Mann in sich aufnehmen kann.“

Es befinden sich in der englischen Flotte einige französische und spanische Schiffe, welche früher erobert worden und denen man ihre ursprüngliche Namen gelassen. Alle übrigen tragen britische Namen, die wir ebenfalls beibehalten. Wir geben von der ganzen Uebersicht nur einen gedrängten Auszug und lassen nicht allein die Namen der befehlenden Offiziere, sondern auch die der Werften weg, auf welchen die Schiffe erbauet, eben so auch den Zeitpunkt, wo sie ausgerüstet worden.

Digitized by Google

Namen der Schiffe.	Zahl der Kanonen.	Jahr der Erbauung.	Gegenwärt. Station.
Schiffe ersten Ranges.			
Britannia . . .	120	1820	Portsmouth.
Howe	120	1815	Sheerneß.
Imprenable . . .	104	1810	Plymouth.
San Josef . . .	110		Plymouth.
	104	1825	Mittelmeer.
Victory . . .	104	1765	Portsmouth.
Schiffe zweiten Ranges.			
Rodney . . .	92	1833	Plymouth.
Asia	84	1824	Mittelmeer.
Powerfull . . .	84	1826	ibid.
Thunderer . . .	84	1831	Plymouth.
Ganges . . .	84	1821	Mittelmeer.
Bellerophon . . .	80	1818	ibid.
Ocean	80	1798	Sheerneß.
Vanguard . . .	80	1836	Portsmouth.
Schiffe dritten Ranges.			
Cambridge . . .	78	1815	Portsmouth.
Donegal . . .	78	1794	Lisboa.
Revenge . . .	76	1805	ibid.
Excellent . . .	76	1818	Portsmouth.
Implacable . . .	74	1800	Mittelmeer.
Belle-Isle . . .	72	1819	ibid.
Benbow . . .	72	1811	ibid.
Blenheim . . .	72	1813	Ostindien.
Edinburgh . . .	72	1811	Mittelmeer.
Hastings . . .	72	1818	ibid.
Magnificent . . .	72	1806	Jamaika.
Melville . . .	72	1817	Ostindien.
Poictiers . . .	72	1809	Chatham.
Wellesley . . .	72	1815	Ostindien.
Schiffe vierten Ranges.			
President . . .	50	1829	Südamerika.
Southampton . .	50	1820	Chatham.
Winchester . . .	50	1822	Westindien.
Schiffe vom 5ten Rang.			
Druide . . .	46	1825	Ostindien.
Seringapatnam . .	46	1819	Westindien.

Digitized by Google

Namen der Schiffe.	Zahl der Kanonen.	Jahr der Erbauung.	Gegenwärt. Station.
Stag	46	1830	Südamerika.
Aſtrea	42	1819	Falmouth.
Blonde . . .	42	1819	Oſtindien.
Caſtor	36	1832	Mittelmeer.
Inconſtant . . .	36	1836	
Pique	36	1834	
Schiffe vom 6ten Rang.			
Alligator . . .	28	1821	Oſtindien.
Andromaque . .	28	1832	Kap der guten Hoffn.
Calliope . . .	28	1837	Südamerika.
Conway . . .	28	1832	Oſtindien.
Krokodil . . .	28	1825	Weſtindien.
Herald	28	1823	
North Star . . .	28	1824	
Samarang . . .	28	1822	Südamerika.
Talbot	28	1824	Mittelmeer.
Tyne	28	1824	ibid.
Volage . . .	28	1825	Oſtindien.
Acteon . . .	26	1831	Südamerika.
Carysfort . . .	26	1836	Mittelmeer.
Cleopatra . . .	26	1835	ibid.
Veſtale . . .	26	1833	Weſtindien.
Curacao . . .	24	1809	Südamerika.
Magicienne . . .	24	1812	Mittelmeer.
Ceylan . . .	22		Malta.
Perle	20	1828	Südamerika.
Niagara . . .	20	1812	Kanadiſche Seen.
Nemrod . . .	20	1828	Oſtindien.

Dazu kommen noch 39 Sloops von 18 und 16 Kanonen, wovon 6 im Mittelmeere, die übrigen theils in Oſt- und Weſtindien, theils auf andern entfernten Punkten ſich befinden. Sie ſind alle zwiſchen 1807 und 1840 erbauet. Briggs von 2 bis 10 Kanonen hat England 38. Davon ſind nur zwei im Mittelmeere; Inſpektionsſchiffe von 4 bis 12 Kanonen hat es zwölf, wovon zwei im Mittelmeere, und in Paketboote verwandelte Sloops 24, die ſich alle in Falmouth befinden. Die Zahl der Kriegs-Dampfſchiffe beläuft ſich auf 34, worunter der „Gorgon“ von 320 Pferdekraft, der „Dee“, die „Medea“, der „Fönix“, der „Rhadamant“, der „Salamander“, der „Stromboli“ und der „Veſuvius“, jedes von 220 Pferde-

Digitized by Google

kraft; die übrigen haben zwischen 30 und 160 Pferdekraft, und alle wurden von 1823 bis 1840 erbauet. Neun derselben sind im Mittelmeer und zwar zum Theil die größten von den vorangedeuteten. Kriegsyachten gibt es drei, die in Portsmouth, Pembroke und Woolwich ligen.

Die Zahl der in Disponibilität befindlichen, also noch nicht ausgerüsteten, Schiffe ersten Ranges, beläuft sich auf 13, wovon 9 von 120, 1 von 110 und 3 von 104 Kanonen. Es gibt solcher Schiffe zweiten Ranges 8, davon eines von 92, die übrigen von 84 Kanonen. Der dritte Rang enthält 33 Schiffe von 72 bis 78 Kanonen; der vierte Rang 13 von 50 Kanonen; der fünfte 53 Schiffe von 38 bis 46 Kanonen. Dampfboote in Disponibilität gibt es zehn, worunter eines von 140, ein anderes von 120 und zwei von 100 Pferdekraft; die übrigen haben zwischen 50 und 80 Pferdekraft.

Alle diese Schiffe ligen in den vorzüglichsten Hafen Englands. Auf den Werften befinden sich im Bau 5 Schiffe ersten Ranges, wovon zwei zu 120, die übrigen drei zu 110 Kanonen gebohrt werden; 15 zweiten Ranges, von 80 bis 92 Kanonen; drei dritten Ranges, von 70 und 78 Feuerschlünden; zwei vom vierten Rang, zu 50 Kanonen. Vom fünften Rang sind 7 Fregatten zu 36 Kanonen in Arbeit; vom sechsten Rang acht von 20 und 26 Kanonen; ferner acht Sloops von 16 Kanonen, 11 Briggs und andere Schiffe von 3 bis 10 Kanonen und 7 Dampfschiffe.

Nach derselben britischen Zeitschrift hat England 22 vollkommen ausgerüstete Linienschiffe, 10 Fregatten erster und zweiter Klasse und 34 Dampfschiffe. Frankreich hat 14 ausgerüstete Linienschiffe, 12 Fregatten und 29 Dampfschiffe.

Zu jeder Stunde zur Ausrüstung bereit ligend hat England 59 Linienschiffe, 67 Fregatten erster und zweiter Klasse und 10 Dampfschiffe; Frankreich aber nur 9 Linienschiffe und 24 Fregatten.

Auf den Werften befinden sich in England 23 Linienschiffe, 9 Fregatten erster und zweiter Klasse und sieben Dampfschiffe; in Frankreich dagegen 23 Linienschiffe, 20 Fregatten und sieben Dampfschiffe.

Es ergibt sich daraus, daß, mit Weglassung der geringeren Fregatten und aller kleinen Fahrzeuge, England zu seiner Verfügung 104 Linienschiffe, 86 Fregatten und 51 Dampfschiffe hat. Frankreich seinerseit hat 46 Linienschiffe, 56 Fregatten und 36 Dampfschiffe.

Die Zeitung „Times“ macht es der britischen Admiralität sehr zum Vorwurf, daß sie die Kriegsmarine der Nation in einen Zustand versetzt hat, welcher weder ihrer Macht, noch ihrem Handel entsprechend ist. Um das zu beweisen wird die Versicherung aufgestellt, daß die französische Flotte im Mittelmeere stärker sei als die englische, obgleich im Fall eines Krieges dieses Meer der eigentliche Schauplatz desselben werden dürfte.

Digitized by Google

„Nächst dem," fügt dieselbe Zeitung hinzu, „haben wir beinah kein einziges vollkommen ausgerüstetes Schiff zur Vertheidigung unserer Küsten. Man darf den von der Admiralität veröffentlichten Aktenstücken nicht unbedingten Glauben schenken, weil man dabei keinen andern Zweck gehabt, als die öffentliche Meinung zu beruhigen. So heißt es darin unter anderm, daß 28 Fregatten auf verschiedenen Punkten sich in Station befinden. Aber durchgeht man die Marine-Regiſter selbſt, ſo überzeugt man ſich, daß nur zehn Fregatten über 36 Kanonen in diesem Falle sich befinden. Die übrigen ausgeschickten Fregatten können kaum mit französischen Briggs sich messen. Man darf auch nicht aus den Augen verlieren, daß viele Schiffe der britischen Kriegsmarine schon ziemlich alt sind, und daß man zu Nelsons Zeiten ein Fahrzeug von 28 Kanonen eine Fregatte, wie ein solches von 72 Feuerschlünden ein Linienschiff nannte.

„Man muß auch nicht vergessen, daß die Flotten der übrigen Seemächte während den letzten 20 Jahren sehr vervollkommnet worden, und daß man jetzt ein Schiff von 90 bis 100 Kanonen nur eine Fregatte nennt. Die Lektion, welche wir in dieser Beziehung von den Amerikanern erhalten haben, sollte für uns nicht verloren gehen. Wir haben den Krieg mit ihnen unter Umständen begonnen, die denen ganz ähnlich sind, worin wir uns jetzt befinden würden, wenn es zum Ausbruch eines Krieges käme.

„Kein Muth, keine Geschicklichkeit zur See vermögen einer überlegenen Kanonenreihe zu widerstehen. Wie dürfte also eine Fregatte von 32 oder 36 Kanonen, wovon die größten nur 24pfündige Karonaden sind, mit Erfolg einer Fregatte von 50 bis 60 Kanonen, mit Dreißigpfündern bewaffnet, die Spitze bieten? Das kleinere Schiff wird nothwendigerweise von dem größern in den Grund gebohrt, wie sich das aus dem Schicksal des „Kriegers" und des „Makedoniers" ergibt, die bei Java gegen nordamerikanische Fregatten ankämpfen wollten."

Die französische Marine rekrutirt sich gleich der Landarmee durch Konskription und durch Einschreibung, wovon die letzte 37,000 Mann gegeben. Davon befinden sich jedoch nur etwa 25,000 Mann im wirklichen Dienst, nämlich 18,000 durch freiwillige Einschreibung und 7000 durch die Konskription. Zu Ende 1838 zählte man in England nicht weniger als 170,000 eingeschriebene Seeleute, wovon jedoch im Laufe des Jahres 1840 nur 35,165 im wirklichen Dienst sich befanden.

Die britische Landmacht bestand am 1. September 1840 aus zwei Fußgarde-Regimentern, wovon das erste in Windsor, das zweite in Regent's Park ligen; dem königlichen Gardehusaren-Regiment in Hyde Park; sieben Gardedragoner-Regimentern, wovon das erste in Kanada und die übrigen in Großbritannien; 5 Dragoner-Regimentern, wovon zwei in Ostindien;

Digitized by Google

4 Husaren-Regimentern, wovon eines in Kanada und eines in Madras; 4 Lanzenreiter-Regimentern, wovon eines in Bengalen, und drei Chevaurlegers-Regimentern; ferner aus 3 Bataillonen Garde-Grenadiren, wovon eines in Kanada; zwei Bataillonen des Regiments Coldstream, wovon ebenfalls eines in Kanada; zwei Bataillonen schottischer Garde-Füseliere und 99 Infanterie-Regimentern. Dazu kommen noch zwei Scharfschützen-Bataillone, drei Kolonial-Regimenter zu Domerara, Jamaika und Sierra-Leona; die Scharfschützen von Zeylon und dem Ostkap, die Veteranen-Kompagnien von Neufundland und die königliche Miliz auf Malta.

Auf dem Friedensfuße bestehen die britischen Infanterie-Regimenter aus 900 bis 1000 Mann und die Kavallerie-Regimenter aus 500 Pferden. Es ist sehr zu bezweifeln, daß sie 1840 komplet seien. Die sämmtlichen Garnisonen in den vorzüglichsten Städten Englands, Schottlands und Irlands begreifen nur 41 Infanterie- und 16 Kavallerie-Regimenter. Bemerkt zu werden verdient jedoch, daß in vorstehende Uebersicht, weder die Artillerie, noch die Yeomanrie (berittene Landwehr), noch die Landwehr zu Fuß mit inbegriffen sind.

In Ostindien befinden sich jetzt 21 europäische Infanterie- und 4 Kavallerie-Regimenter; in Kanada 13 von den ersten und 2 der letzten; in Neuschottland und Neubraunschweig 6 Infanterie-Regimenter; in den Kolonien (Senegal, Antillen, Wäles ꝛc.) zwölf Regimenter; auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung, St. Helena und der Mauritius-Insel acht Regimenter; in Neusüdwäles, Neufundland und Vandiemensland vier Regimenter; in Gibraltar, Malta, den jonischen Inseln und den übrigen britischen Stationen im Mittelmeer 15 Regimenter.

3. Rußlands Kriegsmarine.

Die russische Seemacht bestand im Jahre 1840 aus folgenden Fahrzeugen in der Ostsee:

3	Linienschiffe jedes von	110 Kanonen.
6	"	84 "
19	"	74 "
2	Fregatten	54 "
17	"	44 "
3	Korvetten	32, 26 und 24 "
12	Briggs	20 "

im Ganzen 63 Kriegsschiffe.

Digitized by Google

Im schwarzen Meere befanden sich:

2	Linienschiffe jedes von	110 Kanonen.
8	„ „	84 „
12	„ „	74 „
11	Fregatten „	44 „
8	Briggs „	20 „

Demnach besteht die ganze russische Marine im baltischen und im schwarzen Meere zusammen genommen aus 104 Kriegsschiffen.

Das Holz an den russischen Schiffen ist ziemlich schlecht, weshalb diese im Durchschnitt nicht länger als 9 Jahre brauchbar sind.

Im letzten Sommer wurde ein Linienschiff vom Stapel gelassen, das 128 Kanonen führen soll. Obgleich alle diese Schiffe sich schon durch ihren Rang auszeichnen, so sind sie auch durchgehend mit einer größern Anzahl Kanonen versehen, als ihr Rang andeutet, da die Linienschiffe und Fregatten noch Kanonen auf dem Vordertheil des obern Decks führen. In der That haben die Schiffe von angeblich 110 Kanonen deren 120 bis 126; die von 84, 90 bis 94; die von 74, 84 bis 86; und die Fregatten von 44 haben 50 bis 60 Feuerschlünde.

Die Schiffe vom ersten Rang sind in ihrer untern Batterie mit Sechsunddreißigpfündern, in ihrer mittlern mit Vierundzwanzig- und mit Zwölfpfündern auf dem Hauptdeck bewaffnet; ausserdem führen sie noch vierundzwanzigpfündige Karonaden und lange Zwölfpfünder auf dem Bug, dem Vorder- und Hinterkastell.

Die Linienschiffe von 84 Kanonen haben auf den verschiedenen Verdecken Sechsunddreißig- und Vierundzwanzigpfünder; zwei derselben aber sind nur mit Sechsunddreißigpfündern bewaffnet.

Die Schiffe von 74 Feuerschlünden haben Sechsunddreißig- und Vierundzwanzigpfünder. Jedes Linienschiff im baltischen Meere hat auf dem Verdecke 4 Paixhansmörser, welche 40pfündige Bomben schleudern. Der „Wladimir“ hat eine kupferne Haubitze an Bord, die Kugeln von 120 Pfund schießt. Jede Flotte wird von einer großen Anzahl Transportschiffen (Gallionen) und Kanonierbooten begleitet.

Die Schiffsmannschaft ist nur während des Sommers an Bord. Sie wird in zwei Brigaden getheilt, deren jede aus 1100 Mann besteht. Eine dieser Brigaden genügt, um einen Dreidecker und eine Korvette zu bemannen. Die Gesammtzahl der russischen Seeleute beträgt 49,500 Mann, worin jedoch eine ausserordentliche Brigade der Garde, die nur auf den Dampfbooten dient und eine kleine Abtheilung nicht mit inbegriffen ist, welche der Kaiser zum Unterricht der Kadetten auf der Newa unterhält. Drei Fünftel dieser

Digitized by Google

Matrosen sind auf der Ostsee, die übrigen dienen im schwarzen Meere. In Friedenszeiten betragen die Kosten für die Ausrüstung dieser Schiffe 39 Millionen Rubel (etwa 19 Millionen fl. rhein.) jährlich.

Finanzielle Statistik.

1. Großbritanniens Staatsschuld.

Nachfolgende Angaben über Englands Schuldenlast, sind aus den offiziellen Aktenstücken entnommen, welche von dem Parlament selbst seit 1688 veröffentlicht worden. Denn von dieser Zeit an beginnt die eigentliche Staatsschuld Englands. Nur während des Krieges, um die ausserordentlichen Ausgaben zu decken, wurden Anleihen gemacht, da im Frieden die Hilfsquellen des Staats stets für dessen Bedürfnisse ausreichten, die sich aber natürlich mit der Bevölkerung, der Vergrößerung des Gebietes und der Erwerbung von neuen Kolonien fortwährend vergrößerten. Wir deuten die Summen nur in runden Zahlen an.

		fl. rhein.
Im Jahr 1688,	als die Stuarts vertrieben wurden, belief sich Englands Staatsschuld auf . . .	8,000,000
	deren vierprozentige Zinsen es bezahlte.	
	Unter Wilhelm III kostete der 10jährige, durch den Frieden von Ryswick beendigte Krieg	550,000,000
	Die Schatzkammerscheine wurden unter dieser Regierung erfunden.	
1702.	Bei der Thronbesteigung der Königin Anna machte man ein Anlehen zu 5%, und die Schuld stieg um	200,000,000
	Der zwölfjährige, mit dem Utrechter Frieden beendete Krieg steigerte Englands Schuld bis auf	725,000,000
	Bei der Thronbesteigung Georgs I stieg die Schuldenlast bis auf	730,000,000
	Während dessen zwölfjähriger Regierung ward kein Krieg geführt und die Schuldenlast um hundert Millionen vermindert,	

Digitized by Google

		fl. rhein.
	dazu nur vier Prozent Zinsen bezahlt. Als	
1727	Georg II auf den Thron gelangte, betrug die Staatsschuld	650,000,000
	In 12 Jahren des Friedens wurde die Schuld zurückgeführt auf	575,000,000
1748	bis zum Aachener Friedensschlusse war die Schuld gestiegen auf	975,000,000
1755	Während des Friedens von sieben Jahren ward sie vermindert bis	925,000,000
1762	Siebenjähriger Krieg. Er kostete England fast eine Milliarde oder tausend Millionen. Die Staatsschuld stieg also auf .	1,825,000,000
	In dem 13jährigen Frieden, welcher dem amerikanischen Kriege vorher ging, ward die Schuld um 137 Millionen vermindert;	
1776	sie betrug demnach	1,788,000,000
	Der amerikanische Krieg kostete bis zum Jahr 1786 fast 1500 Millionen. Die Schuld belief sich also auf	3,112,000,000
	Um diese Zeit wurde die Staatsschuldentilgungskasse errichtet. Die Schuld belief	
1793	sich beim Beginn der französischen Revolution auf	3,175,000,000
	Die Kriege mit Frankreich von 1793 bis 1815 kosteten England mehr als eilftausend Millionen fl. Von dieser ungeheuern Summe verschaffte man sich 4½ Milliarden durch Anleihen in versicherten Renten; ½ Milliarde wurde als Schatzscheine ausgegeben; 6^1_2 Milliard. brachte die Kriegssteuer ein.	
1815	belief sich die englische Staatsschuld auf .	14,012,000,000
	Während des 15jährigen Friedens, nach der bourbonischen Restauration, wurde die Schuld fortwährend vermindert. Sie be-	
1830	trug am 1. Januar 1830 nur noch .	9,637,000,000
	Dazu kamen noch die versicherten Renten und etwa 375 Mill. schwebender Schulden, im Ganzen	10,000,000,000

Digitized by Google

Also hat England während des Krieges im Durchschnitt jedes Jahr 750 Millionen fl. geliehen und im Frieden jährlich 300 Millionen fl. abbezahlt. Ein bemerkenswerther Umstand ist es, daß von allen Staaten des Erdkreises England ein ordentlicher Krieg am meisten kostet, aber am wenigsten schadet. Im Frieden, die Umwälzungen und Gährungen bei den andern Völkern zu begünstigen, war für dasselbe im Gegentheil stets eine vortheilhafte Spekulation. Nach einer jeden Umwälzung sah es sich reicher an Kolonien und hatte mehr Ausflüsse für seine Waaren erworben als vor derselben. Die gegenwärtige Schuld Englands ist etwa in den Händen von 200,000 Obligations-Inhabern. Diese Obligationen sind vertheilt in Rentencoupons

von	250	bis	500	Pfd. Sterl.	83,609	Coup.
„	500	„	1,000	—	42,227	„
„	1,000	„	2,500	—	97,307	„
„	2,500	„	5,000	—	26,316	„
„	5,000	„	10,000	—	15,209	„
„	10,000	,	15,000	—	4,912	„
„	15,000	„	25,000	—	3,077	„
„	25,000	„	50,000	—	1,555	„
„	50,000	„	100,000	—	450	„
„	100,000	und	mehr	—	161	„
					274,823	Coupons.

Digitized by Google

Kleine Kronik neuer gesellschaftlicher Ereignisse.

26. Elemente einer Verfälschungs-Bande.

Eine Bande, die zur Verfertigung falscher Wechsel und Handels-Tratten in einem großen Maßstabe in Frankreich organisirt war, verbreitete seit einiger Zeit nicht allein eine ausserordentliche Bestürzung, sondern selbst eine sehr bemerkliche Störung in den Wechsel-Geschäften mehrer wichtigen Handelsplätze, vorzüglich deren im Nord-Departement, wo diese Gewerbthätigkeit neuer Art hauptsächlich ihr Wesen trieb. Nach langen und schwierigen Nachforschungen entdeckte die Polizei endlich den Hauptsitz und die Verzweigungen der Bande, wovon man 10 Individuen verhaftete, die größtentheils zum Handelsstande, zu den höheren Lehranstalten, sogar zum Lehrfache selbst gehörten.

Um ihr Vorhaben desto besser in Ausführung zu bringen, hatte die Bande eine Menge Wechsel stechen lassen, die aufs genaueste denen der namhaftesten Häuser ähnlich waren. So die des Kattunfabrikanten Lecot, in der St. Martinsstraße in Paris, die der Wechselherren Forceville-Duvette und Komp. in Amiens und mehrer andern. Mit solchen mit den geachtetsten Unterschriften versehenen Tratten, welche nicht selten durch junge Frauenzimmer vorgelegt wurden, die man nicht in das Geheimniß eingeweiht, verschafften sich die Betrüger nicht geringe Summen, welche verhältnißmäßig getheilt und sogleich wieder in rauschenden Vergnügungen vergeudet wurden.

Endlich wurde ein gewisser François, Justin genannt, auf der That ertappt, als er bei dem Tuchhändler Fabre eine nicht unbedeutende Summe erheben wollte. Unter den bis jetzt Verhafteten befindet sich ein 23jähriger Professor der alten und neuen Sprachen, der durch die Leichtigkeit, womit er alle Hand-, wie Unterschriften nachzuahmen versteht, den größten Antheil an der Verfertigung der falschen Wechsel genommen. Seine Mitschuldigen, die sich ebenfalls unter der Hand der Gerechtigkeit befinden, sind ein Student der Arzeneiwissenschaften, ein Professor der alten Sprachen, ein Notarschreiber, ein verabschiedeter Unterlieutenant, ein Kleidermacher, ein Leinwandhändler, ein angehender Arzt und drei Näherinnen oder Putzmacherinnen, wovon zwei in Belgien geboren, welche die Verfälscher nach Paris begleitet, wo sie gemeinschaftlich mit der ganzen Bande zu leben schienen.

Digitized by Google

In dem Hauptquartier der letzten, im römischen Hofe in der Seinestraße zu Paris, wo man die Verhaftung der vorerwähnten Individuen bewerkstelligt, fand man eine Menge falscher Wechsel, Wechselstempel, Ballen mit blauer und schwarzer Farbe, zweihundert und einige lithografirte unausgefüllte Wechsel und eine Menge anderer Gegenstände, welche sich auf das Verfälschungsgeschäft bezogen. Die Verhafteten, größtentheils aus dem Somme-Departement gebürtig, gestehen ihr Verbrechen ein. Sie entschuldigen sich durch die Noth, in der sie sich befunden, durch das von andern ihnen gegebene verderbliche Beispiel und durch die Leichtigkeit, womit ihre ersten Versuche ihnen gelungen.

27. Dekret gegen die Opiumraucher in China.

In dem Augenblicke, wo eine englische Flotte die Küste von China, namentlich die Stadt Kanton bedrohet, erläßt der wohlbekannte Stellvertreter des Kaisers vom Mittelreiche, der geistreiche Lin, eine neue Ermahnung an seine Untergebenen, worin er sie auf nachstehende Weise vor dem Genusse des Opiums warnt:

„Es sind nun schon zwei Jahre, daß der Gebieter des himmlischen Reiches allen seinen Unterthanen verboten, Opium zu rauchen. Die zugestandene Gnadenzeit erreicht mit dem 25sten Tage des zwölften Mondes dieses Jahres (im Januar 1841) ihr Ende. Alle Schuldige, welche man auf der That der Widerspenstigkeit ertappt, werden mit dem Tode bestraft; ihre Köpfe werden öffentlich ausgestellt werden, um die zurückzuschrecken, welche versucht sein sollten, sie nachzuahmen. In der That, wenn ich daran denke, fühlt sich mein Herz von einer namenlosen Angst und schrecklichem Schmerz zerrissen.

„Nichts desto weniger habe ich überlegt, ob nicht einsame abgesonderte Einsperrung noch wirksamer wäre, als die Todesstrafe, um so furchtbaren Verirrungen Einhalt zu thun. Ich erkläre also, daß ich bei dem Thore der „ewigen Lauterkeit“ (wo gewöhnlich die Hinrichtungen vorgenommen werden) ein ganz eigenes Gefängniß für die Opiumraucher erbauen lassen will. Da sollen sie, Reiche wie Arme, jeder allein in eine durch ein schmales Fenster erhellte Kammer eingesperrt werden. Alle Geräthe in derselben werden bestehen aus zwei als Bett oder Bank dienenden Brettern, einem Tische, einem kleinen Ofen von Backsteinen, einem Theekessel, einem irdenen Kochtopf und zwei Stäbchen zum Essen der Speisen. Man wird ihnen täglich eine Ration weissen Reis, Oel und Gemüse verabfolgen.

Digitized by Google

„Das Gefängniß wird von hohen Palliſaden und ſtachlichtem Geſtrüpp umſchloſſen ſein. Niemand darf mit den Verhafteten ſprechen oder irgend einen Umgang mit ihnen haben. Die große Thüre kann nur geöffnet werden, um ihnen Reiswaſſer zukommen zu laſſen. Die kranken Gefangenen werden Pillen erhalten, und weigern ſie ſich, dieſelben zu nehmen, ſo wird man ſie an der Krankheit ſterben laſſen, welche ſie durch den Mißbrauch des Opiums ſich zugezogen. Nach einmonatlicher Haft werden wir die Gefangenen ins Verhör nehmen. Verzichten ſie auf ihre üble Gewohnheit, ſo wird man ſie ihren Angehörigen zurückgeben, jedoch nur unter der ausdrücklichen Verantwortlichkeit der zu Vorſtehern von je 5 Familien ernannten Perſonen. Ein Vierteljahr nachher wird man ſie uns abermals vorführen; die vollkommen Gebeſſerten werden ihre Freiheit wieder erhalten; diejenigen aber, welche eines Rückfalles ſich ſchuldig gemacht, werden nach der Strenge des Geſetzes den Tod erleiden.

„Könnet Ihr nun, o Opiumraucher, dieſes hören, ohne vor Entſetzen zu beben? Wiſſet mir vielmehr Dank, mir, dem Kuang-Scho-Fu, der nichts wünſcht als Euer Wohlergehen, indem er Euch vor den Verheerungen eines ſchrecklichen Giftes bewahrt. Möge deshalb jeder von Euch von ſeinem böſen Verfahren ſich abwenden, und wehe dem, der dieſer ſpeziellen Verfügung ſich entgegen zu ſtellen wagt.“

Digitized by Google

Kritiſche Ueberſicht der neueſten und beachtungswertheſten Erſcheinungen deutſcher Literatur und Kunſt.

12. Allgemeine Preßzeitung. Blätter für Preß-Geſetzgebung und Rechtspflege, literariſchen Verkehr und Bücherkunde. Redigirt unter der Leitung von Dr. J. E. Hitzig, der Zeit Vorſitzendem in dem Königl. literariſchen Sachverſtändigen-Verein für die Preuß. Staaten in Berlin. Erſtes und zweites Quartal 1840. Zwei und fünfzig Nummern. Hochquarto, 468 Spalten. Leipzig, 1840. Verlag von F. J. Weber.

Einem lange gefühlten Bedürfniß entſprechend gewährt die allgemeine Preßzeitung nebſt den Beiblättern: „Bibliographie der in- und ausländiſchen Literatur und allgemeines Rezenſionen-Verzeichniß", dem Publikum nicht nur einen raſchen und befriedigenden Ueberblick von den Bewegungen der Preſſe im In- und Auslande, ſie enthält auch häufig gut gedachte, richtig erörternde Aufſätze über verſchiedene, das literariſche Leben wie die innern und äuſſern Angelegenheiten der Preſſe betreffenden Gegenſtände.

Die allgemeine Preßzeitung hat in ſolcher Beziehung eine ganz andere Tendenz, als die allgemeine Literaturzeitung. Dieſe, wie die ihr ähnlichen Schweſtern, befaßt ſich ausſchließend mit der Betrachtung des Inhalts, der in neuer und neueſter Zeit erſchienenen Geiſtesprodukte. Sie haben ein Reich der Geiſter zur Unterſuchung, das innerhalb ſeiner Beſtimmung nach eigenen Geſetzen ſich bewegt. Aber die Literatur ſteht mit einem Fuße auch in der Welt, und iſt, was ihr Daſein in der Welt betrifft, weltlichen Forderungen und Bedingungen unterworfen.

Gedanken ſind freilich zollfrei; allein ſobald ſie zu einem Buche ſich verkörpern, treten ſie durch dieſe Umgeſtaltung in eine ganz andere Sfäre ein. Sie ſind ein individuelles Eigenthum geworden, und können als ſolches beeinträchtigt, ſogar geſtohlen werden. Sie ſind eine Sache und müſſen ſich als ſolche vertheidigen. Dadurch entſtehen Rechtsfragen, die nur durch das bürgerliche Geſetz entſchieden werden können.

Die Preßzeitung ſoll der natürliche Advokat ex officio dieſes literariſchen Eigenthums werden, ſie ſoll dem Staate und dem Publikum gegenüber die literariſchen Rechte und Intereſſen eines jeden in ihr wahres Licht ſtellen und dieſelben vertheidigen. Aber nicht bloß, was dem Geſetz anheimfällt oder anheimfallen ſollte, auch was dem Forum der öffentlichen Meinung der literariſchen Sitte angehört, mit einem Worte die Pflichten und Rechte der verſchiedenen bei dem literariſchen Verkehr betheiligten Faktoren ſollen gegen einander in der Preßzeitung abgewogen werden. Um die große Fruchtbarkeit des vorliegenden Stoffes anſchaulich zu machen,

Digitized by Google

weiſet die Redaktion der allgemeinen Preßzeitung auf die einzelnen Rubriken hin, in die jener zerfallen dürfte.

1) Nachdruck. Die verheißene Reviſion der Bundesgeſetzgebung von 1837 im Jahre 1842 fordert dringend zur Herbeiſchaffung neuer Materialien auf. Abgeſehen davon, daß die dramatiſche und journaliſtiſche Literatur noch gänzlich verwaiſet geblieben ſind, iſt es dem Geſetzgeber bisher auch nur gelungen, den unzweifelhaften Nachdruck zu fixiren, der ſich zum verſteckten etwa wie Diebſtahl zum Betrug verhält. Erſt dann, wenn das grobe Plagiat, die freche Kompilation, das Umſchmelzen ein und deſſelben Stoffes in die eben im Schwange gehenden Formen der literariſchen Fabrikation, Manipulationen, denen gerade die mühſamſten Werke wiſſenſchaftlicher Forſchung am meiſten ausgeſetzt ſind, zur Entſcheidung des Richters gebracht werden; erſt dann wird das Geſetz fördernd und regulirend auf den Zuſtand der Literatur einwirken. Und hierzu beizutragen, wird das Hauptaugenmerk der Preßzeitung ſein.

2) Das Verhältniß des Autors zum Verleger. Der Verlagsvertrag.

3) Das Verhältniß der Autoren unter einander und zum Publikum. Stellung des Autors in der Welt, Einfluß der Preſſe. Literariſche Sitte. Die Injurien der Schriftſteller u. ſ. w.

4) Das Verhältniß der Literatur als Maſſe zum Publikum. Hierher gehören: literariſche Statiſtik, Produktion und Konſumtion, Abſatz neuer und älterer Bücher und Vertheilung deſſelben in den Ländern deutſcher Zunge.

5) Der buchhändleriſche Verkehr und das Publikum. Auf welche Weiſe iſt dafür geſorgt, daß das Publikum überall in beſtändigem Rapport mit der Literatur erhalten werde? Journale, Leſevereine, Leihbibliotheken. Wie iſt der Antheil des Publikums beſchaffen und welche beſondere Richtungen deſſelben machen ſich bemerklich? Ausſtattung, Bücherpreiſe.

6) Die innere Organiſation des Buchhandels.

7) Die Literatur und der Staat. Geſetzgebung und Ausübung der Zenſur. Repertorium aller neu erſcheinenden Geſetze in den deutſchen Bundesſtaaten.

8) Die Geſetzgebung des Auslandes, namentlich Frankreichs und Englands, und die Bedingungen des literariſchen Verkehrs in jenen Ländern ſind ebenfalls in den Kreis unſerer Betrachtungen zu ziehen, da ein literariſches Völkerrecht (international law) ſich vorbereitet, deſſen Anfänge und Entwickelungen zu verfolgen vom höchſten Intereſſe iſt.

9) Beurtheilung von Schriften und Abhandlungen, welche die eben beſprochenen Themata behandeln.

10) Bekanntmachungen.

Zwei Nummern wöchentlich werden unter des Hauptredakteurs ſpezieller Leitung dem angegebenen Zwecke gewidmet ſein; eine wiſſenſchaftlich geordnete Bibliographie und ein Rezenſionen-Verzeichniß, deren vollſtändigere Einrichtung die erſte Nummer derſelben ausführlicher darlegen wird, ſchließen ſich in zwei andern Nummern wöchentlich daran.

Die allgemeine Preßzeitung erſcheint als dritter Jahrgang der „Leipziger allgemeinen Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde,“ wöchentlich

Digitized by Google

in zwei Nummern von einem halben Bogen in Hochquarto. So oft es nöthig iſt, werden Beilagen gegeben. Die Bibliographie der in- und ausländiſchen Literatur erſcheint in gleichem Formate wöchentlich einmal. Sie enthält ein wiſſenſchaftlich geordnetes Verzeichniß der in Deutſchland und im Auslande erſcheinenden Bücher. Literariſch-ſtatiſtiſche Ueberſichten, bibliographiſche Zuſammenſtellungen und eine reiche Mannigfaltigkeit von Bemerkungen verleihen ihr ein Intereſſe, das trockene Bibliographien nicht zu erwecken vermögen.

Das Rezenſionen-Verzeichniß, ſchon in ſeiner früheren Geſtalt mit Beifall aufgenommen, erſcheint jetzt vollſtändiger und beſſer geordnet wöchentlich einmal. Eine vollſtändige Ueberſicht ſämmtlicher Beurtheilungen, welche deutſche Zeitſchriften über deutſche Werke liefern, ein Namensverzeichniß der Verfaſſer dieſer Werke, ein gleiches Verzeichniß der betreffenden Verleger, beide in alfabetiſcher Ordnung und hinweiſend in jeder Nummer des Blattes, bieten für Schriftſteller wie für Buchhändler eine eben ſo bequeme als intereſſante Ueberſicht.

Der Preis der Preßzeitung iſt mit den oben angedeuteten Beiblättern für 208 Nummern jährlich 8 Thaler. Die Preßzeitung allein koſtet jährlich 4 Thlr., die Bibliographie allein 3 Thlr. und das Rezenſionen-Verzeichniß allein ebenfalls 3 Thlr.

Unter den verſchiedenen Aufſätzen, welche in den beiden erſten Quartalen oder bis Ende Juni 1840 in der allgemeinen Preßzeitung erſchienen ſind, verdienen beſonders nachſtehende hervorgehoben zu werden: Das Eigenthum, ſeine Vorbedingungen, ſein Weſen und ſeine Wirkſamkeit. — Ueber die Reform des deutſchen Buchhandels. — Supplement zu dem nicht vollendeten Werke eines Dritten. — Vereine zu literariſchen Unternehmungen. — Erläuterungen und Motive zu dem ſächſiſchen Geſetzentwurf, die Angelegenheiten der Preſſe und des Buchhandels betreffend. — Zur Lehre vom Nachdruck der Bücher. — Literariſcher Verein in Stuttgart zur Herausgabe älterer Druckwerke und Handſchriften. — Das Eigenthumsrecht an Büchertiteln. — Autoren- und Verlegerunfug. — Ueber den Verfall des Pariſer Buchhandels. — Die beſtehenden Zenſurverhältniſſe in Leipzig. — Miniſter von Abel, Güles Janin und die Journaliſtik. — Ein Paar Worte zu Gunſten einer hart angefochtenen Sache. Ein Preßgeſetz, wie es möglich und annehmlich iſt. — Ein Beitrag zur Kenntniß der Zenſur in der Provinz Brandenburg. — Zur Vorbereitung einer Geſetzgebung über die Organiſation des deutſchen Buchhandels. — Ueber eine Anklage gegen die Preßfreiheit. — Die Unverletzlichkeit des Eigenthums als eine von den Grundbedingungen der Vermehrung des Nationalreichthums. — Iſt der Buchhändler das an einem Werke ihm zuſtehende Verlagsrecht ohne Zuſtimmung des Verfaſſers zu veräußern berechtigt? — Zu Vorſtehendem geſellen ſich noch mehre Preßverordnungen für einzelne der deutſchen Bundesſtaaten, Dekrete über die Angelegenheiten der Preſſe und des Buchhandels, Geſetzentwürfe zu demſelben Zwecke ꝛc.; ſodann noch Nachrichten über die Gutenbergsfeier in den verſchiedenen Städten Deutſchlands, Korreſpondenznachrichten, Nekrologe, Notizen und literariſche Anzeigen.

Digitized by Google

Was in den bibliographischen Blättern und im Rezensionen-Verzeichniß vorkommt, ist in folgende sieben Abtheilungen geschieden:

I. Induktive Wissenschaften. Philosophie, Mathematik, Naturgeschichte, Physik, Chemie ꝛc. Erd- und Himmelskunde, Geschichte, Mythologie, Alterthümer, Freimaurerei, Literaturkunde.

II. Schöne Literatur. Gedichte, Erzählungen, Schauspiele und als Anhang, was auf Musik und bildende Künste Bezug hat.

III. Schriften vermischten und gemeinnützigen Inhalts, Sammelwerke ꝛc.

IV. Angewandte Wissenschaften. Technologie, Fabrik- und Maschinenwesen, Berg- und Hütten-, Forst- und Jagdkunde, Schifffahrt, Handel, Land- und Hauswirthschaft, Gartenbau, Gymnastik ꝛc., Kriegswissenschaft.

V. Theologie, Philologie, Pädagogik. Mit Einschluß der Andachtsbücher, Jugendschriften, Lehrbücher für Schulen, Wörterbücher und Grammatiken der deutschen und fremden, alten und neuen Sprachen.

VI. Rechts- und Staatswissenschaft. Juridische, politische, staatswirthschaftliche, statistische, publizistische Werke.

VII. Medizin. Mit Chirurgie, Pharmazie, Thierheilkunde.

---

13. Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz. Zwölftes Heft. — Der Kanton Schaffhausen, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung aller in demselben befindlichen Berge, Flüsse, Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser und Weiler, nebst Anleitung denselben auf die nützlichste und genußvollste Weise zu bereisen. Ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende, von Eduard Im-Thurn. Mit dem Motto: „Wir haben diesen Boden uns erschaffen.“ Schillers Wilhelm Tell II, 2. Eingebunden XII und 172 in 12. St. Gallen und Bern, 1840. Bei Huber und Compagnie.

Das zwölfte Heft von dem „historisch-geographisch-statistischen Gemälde der Schweiz“ reihet sich den früher erschienenen, mit wohlverdientem Beifall aufgenommenen, würdig an. Es stellt einen bisher nie ganz richtig beurtheilten wichtigen Grenzkanton der schweizerischen Eidgenossenschaft in richtiges Licht, und ist somit ein wesentlicher Beitrag zur genauern Kenntniß dieser letzten.

Der Verfasser dieses kleinen, nützlichen Werkes beschäftigt sich zuerst mit der Literatur seines vaterländischen Kantons, und macht die denselben betreffenden Manuskripte, Druckschriften und Landkarten namhaft. Er stellt sodann eine allgemeine Uebersicht auf von der Geschichte des-

Digitized by Google

selben, von dem Entstehen des jetzigen Kantons Schaffhausen und den in demselben gefundenen Alterthümern.

Weiterhin spricht er von dem Lande selbst, seiner Lage, seinen Grenzen und seiner Größe, von der natürlichen Beschaffenheit desselben (Berge, Aussichten, Thäler, Gewässer, barometrische Höhenbestimmungen, klimatische Verhältnisse, geognostische Beschaffenheit, benutzte Mineralien, Fruchtbarkeit des Bodens, Pflanzen und Thiere). — Der Flächeninhalt des Kantons beträgt 13,25 Geviertstunden. Sein höchstes Gebirg ist der Randen, dessen Gipfel (beim Signal) 2790 pariser Fuß überm Meere ist. Der niedrigste Punkt, bei Ober-Rieth am Rhein ist noch 1025 Fuß ü. M.

Ein sehr interessanter Abschnitt ist der das Volk betreffende. Er umfaßt den Stand und Gang der Bevölkerung, deren körperliche Eigenschaften, Nahrung und Kleidung, bürgerliche und kirchliche Verschiedenheit, Wohnorte, Vermögenszustand, Wirthschaft, Gewerbthätigkeit und Handel, Produktion, Aus- und Einfuhr, Straßen, Zölle, Posten, Münzen, Maß und Gewicht, gesellschaftlichen Zustand, sittlichen Zustand, Karakteristik.

Der Kanton Schaffhausen hatte zu Ende 1835 eine Bevölkerung von 32,736 Seelen. Die jährliche Vermehrung wird auf 448 Individ. berechnet. Es kommen 2402,12 Einw. auf die schweizerische Quadratstunde oder 6528 auf die geogr. Quadratmeile. Die Hauptstadt Schaffhausen hat 7600 Einw. Der ganze Kanton umfaßt 35 politische Gemeinden, wovon die von Schaffhausen, Unter-Hallau (2641 E.), Schleitheim (2289), Beringen (1417), Neunkirch (1400), Beggingen (1208), Stein (1200), Thäingen (1141), Wilchingen (1139), Gachlingen (1070) und Siblingen (1041) die bevölkertsten sind. — In ältern Zeiten, namentlich im 15. Jahrhundert, soll die Bevölkerung des K. Schaffhausen weit beträchtlicher gewesen sein, als jetzt. Die Stadt Schaffhausen soll damals 12,000, Stein 3000 und Thäingen 2000 Einw. gehabt haben. Sieben oder acht früherbestandene Dörfer sind ganz eingegangen. Jetzt enthält der Kanton drei Städte, fünf Flecken, 28 Dörfer und 40 Weiler, ꝛc. — Die Bürger-Bibliothek besteht aus 20,000 Bänden; sie enthält die Büchersammlungen von Johannes Müller und Jezeller. In der Ministerial-Bibliothek befinden sich werthvolle Manuskripte und Inkunabeln. Die medizinische Bibliothek ist bei 3000 Bände stark.

Der den Staat betreffende Abschnitt umfaßt die Verfassung von 1798, die Mediationsverfassung, die Verfassungen von 1814, 1826, 1831 und 1835; ferner alles was sich auf die Staatsverwaltung bezieht.

Ueber die Kirche wird zuerst ein historischer Ueberblick gegeben, sodann ihr Verhältniß zum Staate, der öffentliche Gottesdienst und das Sektenleben der Wiedertäufer, Separatisten, Neugläubigen, ꝛc. besprochen.

Die Gesammt-Einnahme des Staats belief sich 1836 auf 68,731 fl. 48 kr. rh. von Steuern und Gefällen, 25,062 fl. 14 kr. Rezeß von 1835 und 13,114 fl. 42 kr. von anderweit; zusammen 106,908 fl. 44 kr. Die Ausgabe betrug in demselben Jahre 59,785 fl. 13 kr. Es bot sich mithin ein Ueberschuß von 47,123 fl. 31 kr. — Von den 35 geistlichen Pfründen

Digitized by Google

des Kantons sind nur zwei der katholischen Kirche zuständig, die übrigen gehören der reformirten. Die Besoldung der Geistlichen ist sehr gering und übersteigt im Durchschnitt nicht 530 fl. jährlich, meist in Naturalien zahlbar.

Entsprechend und nützlich ist die „Anleitung den Kanton zu bereisen.“ Binnen drittehalb Tagen kann man denselben in allen Richtungen durchwandern. Die entlegenste Ortschaft, Trasadingen, ist nur 4 Stunden von der Hauptstadt entfernt. Die Entfernung dieser letzten von Konstanz beträgt 8½ Stunden, von Zürich ebensoviel, von Aarau 14, von St. Gallen 16, von Basel 17¼, von Freiburg im Breisgau 18, von Stuttgart 28 und von Bern 28½ Stunden. — Die Beschreibung der einzelnen Ortschaften des Kantons, nach alfabetischer Ordnung ist eben so zweckgemäß als genügend.

An der beigegebenen von L. Bruder litografirten Landkarte, die im übrigen recht hübsch und anschaulich ist, läßt sich nur ausetzen, daß darauf weder die Namen der Berge, Hügel und Thäler, noch die der kleineren Bäche bemerkt sind, ein Versehen, dem indeß noch leicht abgeholfen werden kann. Auch würde es sehr entsprechend sein, wenn bei jedem Orte die Entfernung von der Hauptstadt angegeben würde, der Häuser- und Einwohnerzahl nicht zu gedenken. Auch die verschiedenen Erhöhungen überm Meere könnten noch angedeutet werden.

Digitized by Google

Gebiet der Reisen.

Malerische Dampfreise auf dem Rhein, mit empfindsamen Abstechern zur Rechten und Linken.

IX. Die Römerbrücke und die Taunus-Eisenbahn. Kastel, Frankfurt und Wiesbaden.

Jenseit der 680 Schritt oder 1600 Fuß langen, auf 47 großen Kähnen ruhenden, Schiffbrücke, welche, wie eine ungeheure leichtgekrümmte Diele, zwischen Mainz und Kastel auf dem Rhein schwimmt, und an schönen Sommerabenden dem Mainzer Publikum als Lieblings-Spaziergang dient, gelangt man nach dem Städtchen Kastel, das, im Vergleich mit der Nachbarstadt, sehr unbedeutend und gewerblos ist.

Erst durch die Taunus-Eisenbahn (welche zwischen ihm und einer zugleich als Vertheidigungswerk dienenden Kaserne, nahe am Rhein, sich entlang zieht), scheint es sich allmälig heben zu wollen. Es läßt sich voraussetzen, daß binnen wenigen Jahren die Zahl seiner 2200 Einwohner sich verdoppelt haben wird, vorzüglich wenn man darauf hinarbeitet, seine Lage gesunder zu machen, als sie gegenwärtig ist. Schon erhöhet sich die offene Seite gegen den Rhein, die früher eine feuchte Wiese war und jetzt von dem Eisenbahndamm durchschnitten wird, immer mehr, die stinkenden Graben vor den Häusern werden bald verschwinden und der von der Höhe von Erbenheim kommende Bach, der nur dazu dient, die nächste Umgebung der Stadt, auf der Nordseite, in einen Sumpf zu verwandeln, dessen Ausdünstungen, in Uebereinstimmung mit denen auf der Mainseite, regelmäßige Fieber erzeugen, wird, da er gutes Trinkwasser enthält, wohl bald aufgefaßt und durch Röhren nach dem Orte geführt werden, wo man sich jetzt mit sehr übelm Wasser behilft.

Kastel, schon unter den Römern ein fester Punkt — da hier ohne Zweifel das zur Deckung der Rheinbrücke von Drusus erbaute und nach ihm benannte Castellum Drusi stand — ist seit 1806, wo es, nebst Kostheim und der Petersau, von Nassau an Frankreich abgetreten wurde (nachdem seine Festungswerke, infolge des Friedens von Campo Formio, 1797, geschleift werden mußten) nach einem mit der Vertheidigungslinie von Mainz in Uebereinstimmung stehenden System ziemlich gut befestigt, und kann, für sich allein be-

Digitized by Google

trachtet, als eine Festung zweiten Ranges gelten. Es wird, auf der Seite gegen Wiesbaden, hart am Rhein, durch das zu lang gedehnte und dadurch unvollkommene Fort Montebello, wie auf der entgegengesetzten Seite, zwischen dem Rhein, dem alten und neuen Main, durch das stärkere Fort Mars gedeckt. Mit diesen beiden Vertheidigungswerken hat der äußere Umschluß von Kastel eine Ausdehnung von 28,000 Fuß oder 1¼ Stunden.

Von der alten steinernen Römerbrücke, die sich, in der Richtung von der heutigen Kirche in Kastel gegen den obersten Theil des Zeughauses in Mainz, zog, gewahrt man nur bei sehr niedrigem Wasserstande einige der Grundpfeiler, woran die im Rhein schwimmenden 17 Schiffmühlen befestigt sind. Diese alte Brücke, die mithin unterhalb der gegenwärtigen Schiffbrücke sich erhob, war viel länger als diese. Ihr erster Pfeiler stand auf dem heutigen Mitternachtsplatz in Mainz, und ihr fünfundzwanzigster oder letzter in Nähe der Eisenbahnbrücke in Kastel. Zwischen diesen beiden Endpunkten war sie 2200 Fuß lang und 54 Fuß breit.

Wann sie zerstört worden, läßt sich nicht genau nachweisen, doch scheint sie zu Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung nicht mehr gestanden zu haben. Auf ihren Trümmern ließ Karl der Große eine hölzerne Brücke aufführen, die später abbrannte und seitdem nicht mehr erneuert worden ist. Vor mehren Jahren fand ein Schiffer auf einem der alten Pfeiler im Rhein einen mit der Zahl XXII bezeichneten großen Stein, der augenscheinlich zur alten Brücke gehört, und wodurch bewiesen wird, daß die 22. Legion, welche lange in Mainz stand, zum Bau der Brücke verwendet worden. Dieser Stein befindet sich jetzt in der Antiquitätenhalle, im Gebäude der Stadtbibliothek. Auch hat man in und um Kastel eine Menge Votivsteine und andere römische Ueberreste gefunden.

Als ich im Mai des vorigen Jahres diese Gegend bereiste, war von der Eisenbahn in Kastel noch keine Spur; die Arbeiten zwischen Frankfurt und Höchst wurden zwar mit Eifer betrieben, aber auf der Strecke zwischen Höchst und Hochheim, wie zwischen Kastel und Wiesbaden hatten die Erdarbeiten kaum begonnen. Demungeachtet wurde die Bahnstrecke zwischen den beiden ersten Städten schon im September 1839 befahren, und die zwischen Kastel und Wiesbaden vom März 1840 an. Die Eröffnung der ganzen Bahn, mit Ausnahme der kurzen Strecke gegen Bibrich, wurde den 13. April 1840, und diese letzte den 3. August desselben Jahres eröffnet.

Das ganze Werk ward unter Leitung des Ingenieurs Paul Denis (Erbauers der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth) begonnen und zu Ende gebracht. Die dazu gehörigen Bahnhofs- und andern Gebäude sind nach den Zeichnungen des hessischen Provinzial-Baumeisters Opfermann erbaut worden.

Digitized by Google

Im Ganzen hat die Taunus-Eisenbahn zwischen Frankfurt, Kastel und Wiesbaden, mit ihrem Nebenzweig gegen Biebrich, eine Länge von 43,400 Metres, oder 135,842 rhein. Fuß, was etwa $5\frac{7}{8}$ deutsche Meilen oder $9\frac{9}{10}$ Wegstunden macht. Das Verhältniß der Strecken zwischen den verschiedenen Stationen ist folgendes:

	Metres.	Rhein. Maß. Fuß.	Zoll.	Linien.
Von Frankfurt bis Höchst	8,950	28,013	6	—
„ Höchst bis Hattersheim	6,050	18,936	6	—
„ Hattersheim bis Flörsheim . . .	5,566	17,431	6	10½
„ Flörsheim bis Hochheim	6,800	21,284	—	—
„ Hochheim bis Kastel	5,800	18,154	—	—
Zwischen Frankfurt und Kastel . . .	33,166	103,819	6	10½
Von Kastel bis Wiesbaden	8,800	27,544	—	—
Zwischen Frankfurt und Wiesbaden . .	41,966	131,363	6	10½
Zweigbahn nach Biebrich	1,100	3,443	—	—
Arm derselben gegen Wiesbaden . . .	334	1,035	5	1½
Gesammtausdehnung der Eisenbahn . .	43,400	135,842	—	—
Die Strecke zwischen Kastel und Biebrich mißt	5,700	17,841	—	—
und die zwischen Wiesbaden und Biebrich	5,600	17,528	—	—

Die Steigung der Eisenbahnstrecke zwischen Kastel und Frankfurt beträgt etwa 60 Fuß, die der zwischen Kastel und Wiesbaden 80 Fuß, und die der Zweigbahn von Biebrich gegen die Hauptbahn etwa 16 Fuß. Im Allgemeinen gehören die Steigungen der ganzen Bahn zu den vortheilhaftesten; sie betragen im äußersten Fall, und auf eine kurze Strecke, nur $\frac{1}{270}$. Die Bahn ist bis jetzt nur einspurig, doch ist der Dammkörper zwischen Frankfurt und Kastel so eingerichtet, daß noch eine zweite Spur gelegt werden kann.

Das bewegliche Material besteht aus acht Dampf-Lokomotiven, aus der Fabrik von Richard Stephenson in Newcastle upon Tyne, 87 Wagen von 4 Klassen zum Personen-Transport, und 21 Wagen zur Fortschaffung anderer Gegenstände.

Während des Sommers gehen zwischen Frankfurt und Kastel täglich fünf, zwischen Wiesbaden und Kastel sieben, und zwischen Wiesbaden und Biebrich wie zwischen Kastel und Biebrich vier Züge hin und zurück*). Im Spätherbst

*) An Sonn- und Feiertagen, oder an den Markttagen und zur Meßzeit, gehen nach Bedürfniß noch außerordentliche Züge ab.

Digitized by Google

und Winter geht nach allen Richtungen täglich ein Zug weniger. Die Züge bestehen im Sommer aus 11 bis 14 und im Winter aus 8 bis 10 Wagen.

Mit Einschluß des Aufenthalts an den Zwischenstationen, wird die Strecke zwischen Frankfurt und Kastel in 1¼ Stunde, zwischen Kastel und Wiesbaden in 20 Minuten, zwischen Kastel und Biebrich in 18 Minuten und zwischen Wiesbaden und Biebrich in 16 Minuten zurückgelegt.

Das Anlage-Kapital der Taunus-Eisenbahn, einschließlich der Gebäude und Betriebsmittel, beläuft sich auf drei Millionen Gulden rh., in 12,000 Aktien, jede zu 250 fl. Die Erbauungskosten der Bahn, mit Inbegriff des Bodenankaufs, der Gebäude, der Lokomotiven und Wagen, wird auf 3,200,000 fl. berechnet.

Die bis jetzt bestehenden Preise der Plätze sind für eine Person, nebst 40 Pfund Gepäck, je nach den 4 verschiedenen Klassen, zwischen Frankfurt und Kastel auf 42 Kreuzer, 1 fl., 1 fl. 27 kr. und 2 fl. 6 kr.; zwischen Wiesbaden und Kastel auf 12, 18, 24 und 36 kr., und zwischen Kastel und Biebrich, wie zwischen Wiesbaden und Biebrich, auf 9, 15 und 18 kr. festgestellt.

Bevor der Bau der Taunus-Eisenbahn auf dem rechten Mainufer durch die Konzessionen der resp. Regierungen von Frankfurt, Hessen-Darmstadt und Nassau bewilligt wurde, stellte man die ausdrückliche Bestimmung fest, daß im Fall einer Fortsetzung der Bahn gegen Darmstadt, dieselbe bei Flörsheim in die Taunusbahn einmünden solle. In neuester Zeit scheint man jedoch von dieser Bedingung abgehen, und eine Eisenbahn direkt von Frankfurt nach Darmstadt bauen zu wollen, wodurch der Transport von Personen und Waaren zwischen Mainz und Darmstadt bedeutend verlängert, mithin wenig erleichtert werden würde.

Denn im günstigsten Fall würde man 2½ Stunden brauchen, um von Mainz über Frankfurt nach Darmstadt zu gelangen, und dafür wenigstens 1 fl. 20 kr. bezahlen, während man jetzt in gerader Richtung nur 1 fl. zahlt und in der gleichen Zeit die Strecke zurücklegt. Mündete dagegen die darmstädter Bahn bei Flörsheim in die Taunusbahn, so könnte die Strecke zwischen Mainz und Darmstadt in 1¼ Stunde und zwischen Frankfurt und Darmstadt in 1½ Stunde befahren werden. Der Zeitgewinn für Frankfurt, wenn die Bahn von diesem letzten direkt gegen Darmstadt gerichtet würde, dürfte höchstens eine halbe Stunde betragen, für Mainz dagegen einen Verlust von wenigstens 1¼ Stunde nach sich ziehen.

Die bisherige Personen-Frequenz auf der Taunusbahn, läßt sich im Durchschnitt monatlich auf 56,000, oder täglich auf 1860 Individuen berechnen. Es werden also dadurch jährlich wenigstens 670,000 Menschen befördert, während vor Erbauung der Bahn die jährliche Bewegung zwischen

Digitized by Google

Frankfurt, Kastel (Mainz) und Wiesbaden nicht 160,000 Personen überstieg *).

In Ermangelung der Eisenbahn, die noch nicht beendet, und einer Dampfschiff-Verbindung, die wegen der Seichtigkeit des Mains wieder eingegangen war, mußte ich, insofern ich mich nicht auf dem Marktschiffe (das jeden Morgen um 6 Uhr von Mainz abgeht und gegen 4 Uhr Nachmittags in Frankfurt eintrifft) der tödlichsten Langeweile überantworten wollte, mich entweder der Post oder eines Hauderers (Lohnkutschers) bedienen.

Die erste, welche fünf- oder sechsmal täglich zwischen den beiden Städten hin- und herging, brauchte zur Zurücklegung der Strecke 3½ Stunden. Jede Person zahlte für sich und 40 Pfund Gepäck 2 fl. 24 kr. Die Hauderer brauchten etwa eine halbe Stunde länger, weil sie auf der Weghälfte, in Hattersheim, ihren Pferden Brot gaben. Man gab ihnen einen Thaler, oder 1 fl. 45 kr., und das Gepäck wurde nicht nachgewogen. Jetzt zahlt man auf der Eisenbahn für dieselbe Strecke 42 kr. in der vierten Wagenklasse (in der ersten 2 fl. 6 kr.) und legt sie mit der größten Bequemlichkeit, ohne Staub und Ermüdung, binnen 1¼ Stunden zurück.

Der Kuriosität wegen will ich eine Parallele aufstellen zwischen der Schnelligkeit meines Hauderers und jener auf der Eisenbahn. Ich fuhr Schlag sieben Uhr Morgens vom holländischen Hof in Mainz ab und war acht Minuten nachher beim Brückzoll in Kastel, in dessen Nähe der Bahnhof der Eisenbahn ist. Von da bis zum Städtchen Hochheim brauchten wir 38 Minuten. Auf der Eisenbahn legt man die Strecke von Kastel bis zum Bahnhof bei Hochheim in eilf Minuten zurück.

In Wickert trafen wir nach Verlauf von 36 Minuten ein. Etwas

---

*) Seit Eröffnung der Taunus-Eisenbahn, im September 1839, hat sich bis zu Ende des Oktobers 1840 die Frequenz auf den verschiedenen Stationen der Bahn folgendermaßen erwiesen:

In der ersten Wagenklasse . .	10,612	Personen.	
„ zweiten „ . .	57,630	„	
„ dritten „ . .	146,600	„	
„ vierten „ . .	440,508	„	
Zusammen . .	655,345	„	
Davon belief sich die Gesammt-Einnahme auf			323,377 fl. 5 kr.
und die für 6200 Ztr. 56 Pfund Uebergewicht, wie für 201 Reisewagen und 394 Hunde			12,189 „ 57 „
Zusammen . .			335,567 „ 2 „
Während den zehn ersten Tagen im November wurden befördert . . .	17,042	Personen	
für			8,153 fl. 35 kr.
Gesammt-Einnahme:			343,720 „ 37 „

Digitized by Google

weiter gegen Frankfurt als dieses Dorf, ist der Bahnhof bei Flörsheim, den man, von jenem von Hochheim hinweg, binnen zwölf Minuten erreicht.

Durch das Dorf Weilbach kamen wir in 52 Minuten nach dem Flecken Hattersheim, wo wir ¾ Stunden verweilten. Auf dem Schienenwege fliegt man jetzt in 13 Minuten von Flörsheim dahin und hält sich nie länger als 5 bis 6 Minuten auf.

Ueber das Dorf Sindlingen erreichten wir in 25 Minuten die Stadt Höchst, wohin man heut in 12 Minuten gelangt.

Von Höchst bis zum Bockenheimerthor von Frankfurt brauchten wir 1 Stunde 5 Minuten. Auf der Eisenbahn wird die Strecke zwischen den Bahnhöfen bei beiden Städten in 16 Minuten befahren.

Man brauchte also früher von Kastel bis Frankfurt 3 Stunden 36 Minuten, ohne den Aufenthalt in Hattersheim, und mit demselben 4 Stunden 20 Minuten. Jetzt verwendet man dazu auf der Eisenbahn 1 Stunde 4 Minuten, und mit dem Aufenthalt an den Zwischenstationen 1 Stunde 15 Minuten, was einen Zeitgewinn von wenigstens drei Stunden und eine Gelderspartniß (der Verderbung der Kleidungsstücke in den gewöhnlichen Kutschen nicht zu gedenken) von mehr als 150 Prozent macht.

Die Gegend zwischen Mainz und Frankfurt gehört weder zu den reizenden noch zu den unangenehmen. Die Landstraße steigt, in der Entfernung von einer halben Stunde von Kastel, über zwei weit ausgedehnte Weinberge, deren Erzeugniß zu den Rheinweinen gerechnet wird, gegen das von den beiden Säulen, welche die Grenze zwischen Rheinhessen und Nassau bezeichnen, noch eine halbe Stunde entfernten Hochheim hinan. Dies das schöne Rebgelände krönende Städtchen, dessen 2200 Einwohner sich ausschließend mit Weinbau beschäftigen, hat kein besonders freundliches Ansehen und der Wein, den man in seinen Wirthshäusern, namentlich in der „Burg Ehrenfels“ trinkt, entspricht nicht dem ausgezeichneten Rufe, welchen das Produkt hiesiger Gegend im Auslande sich erworben.

Uebrigens gibt es auch nur einen Weinberg, von ungefähr acht Morgen Größe, welcher den eigentlichen edlen Hochheimer erzeugt. Jeder der darin befindlichen 4100 Stöcke, soll einen Werth von einem Dukaten haben. Dieser theure Rebhügel ist unter der ehemaligen Dechanei. Er ist ganz der Sonne zugewendet und durch die Stadt gegen den Nordwind geschützt. In guten Jahren soll er 90 Ohmen Wein geben, die von der Kelter hinweg nicht selten mit 11,000 bis 12,000 fl. und darüber bezahlt werden.

Bei Hochheim, auf der Stelle „die Mitternacht“ genannt, hat man eine herrliche Aussicht gegen das von allen Seiten so malerisch sich zeigende Mainz und seine freundliche Umgebung stromauf- und abwärts, worin Biebrich mit

Digitized by Google

seinem Schlosse, das alterthümliche Eltvill, Schloß Johannisberg und das Rheingau-Gebirg einerseit, wie Weißenau, Oppenheim, Groß-Gerau und der Odenwald auf der andern Seite die schönsten Punkte bilden.

Bei Wickert hat die Landstraße abermals einen Hügel zu übersteigen, eben so bei Weilbach und gegen Hattersheim. Man scheint früher, bei Anlegung der Chausseen, beinah absichtlich die Richtung gewählt zu haben, in welcher sich die meisten topografischen Schwierigkeiten boten, des Vergnügens einer möglichst graden Linie wegen.

Durch die Eisenbahnen gewahrt man erst, wo man die Landstraßen hätte erbauen sollen. Zwischen Frankfurt und Mainz scheint es, als wäre von jeher keine natürlichere Richtung einzuschlagen gewesen, als die im Thalgelände des Mains. Demungeachtet wendete man sich von Sindlingen gegen die vorspringenden Hügel, die man, wie die Eisenbahn beweiset, viel leichter hätte umgehen können, ohne die Strecke zu verlängern. Denn die Länge der Chaussee vom Gasthof zum Bären in Kastel, bis zum Bockenheimerthor von Frankfurt, beträgt 104,756 rhein. Fuß, und die der Eisenbahn, vom Bahnhof an der Gallenpforte zu Frankfurt bis zu dem in Kastel, beläuft sich nur auf 103,820 Fuß.

Zwischen Wickert und Weilbach sieht man, rechts unten am Main, den Flecken oder das Städtchen Flörsheim, mit 1900 Einwohnern, und weiter unten, am linken Ufer des Flusses, den hessen-darmstädtischen Flecken Rüsselsheim, mit 1700 Seelen. Dieses letzte wäre jetzt vielleicht eine bedeutende Stadt, hätte, zu Ende des 16. Jahrhunderts, der damalige Landgraf von Hessen den aus den Niederlanden vertriebenen reformirten Wallonen die von ihnen nachgesuchte Bewilligung zugestanden, sich hier niederzulassen. Von ihm abgewiesen wendeten sie sich nach Hanau, wo sie die dortige Neustadt gründeten.

Die Nähe der Eisenbahn, seit wie kurzer Zeit sie auch bestehen mag, übt dennoch schon einen sehr bemerklichen Einfluß auf Flörsheim aus. Dieser sonst ganz abseit gelegene und deshalb verödete Ort, der nächst seinem Landbau keinen andern bürgerlichen Betrieb, als einen sehr untergeordneten Verkehr auf dem Main, hatte, dessen früher so stark belebte Jahr- und Viehmärkte so tief herunter gekommen waren, daß zu denselben weder Käufer noch Verkäufer und höchstens noch einige Tanzlustige sich einfanden, beginnt jetzt wieder aus seiner langen Lethargie sich zu erheben.

Seit Kurzem ist in ihm eine Porzellan- und eine Tabacks-Fabrik entstanden. Man spricht von der Errichtung von Schmieden, Stellmachereien und andern Werkstätten, welche, wenn die Darmstädter Eisenbahn hier mit der Taunusbahn sich vereinigen sollte, unumgänglich nothwendig werden würden. Die 1900 Einwohner dieses Ortes werden bald die Nothwendig-

Digitized by Google

keit erkennen, die schon zur Hälfte demolirte Ringmauer ganz zu beseitigen und der Eisenbahn sich zu nähern, um nicht die besten Plätze mit fremden Bauten bedeckt zu sehen.

Eine ähnliche Umgestaltung, und zwar in einem noch größeren Maßstabe, wird auch in Höchst und Hattersheim, vorzüglich aber in Kaster bemerkbar, wo die kleinen, armseligen Hütten, welche die Front gegen die Eisenbahn bilden, im Laufe weniger Jahre durch große, schöne Häuser, mit Kaufladen-, Wein- und andern Wirthschaften, ersetzt sein werden. Schon hat der Gastwirth Barth, zum Bären, durch Aufführung eines großen und schönen Saales dazu den Anfang gemacht, ein Beispiel, das rege Nachahmung findet, wie man aus den vielen Neubauten zu ähnlichen Zwecken entnehmen kann.

Weniger richtig berechnet war ohne Zweifel die des großen Gebäudes beim Weilbacher Schwefelbrunnen, ungefähr in der Mitte zwischen Flörsheim und Weilbach, und eben so weit von der Eisenbahn als von der Landstraße entfernt *). Es soll dem Eigenthümer, Hofrath Brückmann, über 100,000 Thaler oder 175,000 fl. rhein. gekostet haben und sich wenig oder nicht rentiren. Für die große Masse sind die hier festgestellten Preise zu hoch und für die opulenten Stände ist das Bad zu vereinzelt, zu still und in einer zu prosaischen Gegend gelegen.

Daher rührt es, daß, der anerkannten Heilsamkeit des Wassers (vorzüglich bei Lungenschwäche, Verstopfungen der Eingeweide, Magensäure ꝛc.) ungeachtet, dasselbe weniger an Ort und Stelle getrunken, als versendet wird. Man berechnet, daß, ohne was die Umgegend verbraucht, davon jährlich über 60,000 Krüge gefüllt werden. Es enthält besonders viel Schwefelwasserstoffgas und kohlensaures Gas, nächstdem noch Kalkerde, Alkali, Bittererde und Schwefelharz. An letztem soll es selbst stärker sein als die Schwefelwasser von Nenndorf und Aachen.

Zwischen Weilbach und Hattersheim wird die Gegend malerischer. Die Reliefformen der äussersten Vorsprünge des Taunus, denen man näher kommt, zeichnen sich in gefälligen Umrissen. Der hochstehende Kirchthurm von Diedenbergen, von dem man beinah wie im Kreuz Mainz und Frankfurt, Darmstadt und Wiesbaden sieht, die weisse Kapelle auf der hübsch bewaldeten Bergschulter bei Hofheim und das romantische Thal von Lorsbach, wodurch der Weg nach dem Flecken und Bade Eppstein, im Mittelpunkte von vier Thälern, führt, sind die anziehendsten Motive dieser Gebirgs-Landschafts-Ouvertüre.

---

*) Die Entfernung von Flörsheim bis zum Kurhause beträgt ½ Stunde (vom Bahnhof nur 22 Minuten) und von Weilbach 25 Minuten. Von der Eisenbahn wie von der Chaussee ist es etwa ¼ Stunde entlegen.

Digitized by Google

Etwa 25 Minuten von Weilbach und 40 Minuten von Hattersheim vereinigt sich die von Wiesbaden kommende Chaussee mit der von Mainz nach Frankfurt führenden. Sie ist jetzt wo möglich noch mehr verödet, als die letzte. Jenseit Hattersheim überspringt die Eisenbahn die Landstraße auf einer Stelle, wo man gleichzeitig die Dörfer Kristel zur Linken und Okristel zur Rechten sieht. Das erste ligt am Fuße des Gebirgs, das letzte an der Mündung des von Eppstein herkommenden Schwarzbaches in den Main.

Auf einmal gewahrt man nun auch die beträchtlichen Trümmer der alten Bergfestung Königstein, über dem fast nur aus einer langen Straße bestehenden Städtchen gleiches Namens und vor dem 2600 Fuß hohen Feldberg. Beide ersten gehörten bis 1798, nebst dem ganzen Landstriche am Fuße des Taunus, Höchst, Rödelheim, Ober-Ursel und Kronberg mit inbegriffen, zu Churmainz, nachdem dieses die Grafschaft Königstein den rechtmäßigen Erben derselben, den Grafen von Stollberg, entrissen hatte. Ohne Schwertstreich eingenommen wurde die Festung 1796 von den Franzosen, ihrer löblichen Gewohnheit gemäß, gesprengt und ist jetzt größtentheils zerfallen.

Auf einem andern Bergrücken sieht man die kleinere, aber malerische Ruine von Falkenstein, und östlich davon die alterthümlichen Häusermassen von Kronberg, auf einem Hügel am Saum der Ebene, über welche der 2000 Fuß hohe Altkönig emporragt. Dies letzte Städtchen, dessen Bevölkerung 2000 Seelen übersteigt (was beinah 800 mehr macht als bei Königstein) bildet einen sehr anziehenden Punkt, der das Auge unaufhörlich beschäftigt. Der in der Nähe befindliche Sauerbrunnen zu Kronthal ist in neuester Zeit sehr empor gekommen, und wird, abwechselnd mit dem benachbarten Soden, vorzüglich von Frankfurt aus stark besucht. Es ist fast unglaublich, welch' eine ungeheure Menschenflut an Sonn- und Feiertagen auf der Eisenbahn aus der bevölkerten Mainstadt nach Höchst strömt, und von da theils zu Fuß, theils auf Leiter- und andern Wagen in die Umgegend sich vertheilt.

Die Taunusbahn zieht sich in einem großen Viertelsbogen um Höchst hin. Aber schon wenden sich die Häuser dieser muntern Stadt, unter deren 2300 Einwohnern viel Gewerbsamkeit herrscht, dem neuen Verbindungswege zu, und bald werden sie längs demselben eine hübsche Straße bilden. Bei dem ehemals churmainzischen Palast — später Eigenthum des reichen Tabacksfabrikanten Bolongaro, der von seinem Altan stolz nach Frankfurt hinüberblickte, das ihm sein reichsstädtisches Bürgerrecht nicht zugestehen wollte, um es ihm nachher gewissermaßen aufzudringen — denkt man unwillkürlich an das große Schloß in dem jenseit dem Main gelegenen Dorfe Kelsterbach, das so viel Fenster gehabt, als es Tage im Jahre gibt.

Digitized by Google

Jenseit Höchst führen Landstraße und Eisenbahn auf zwei schönen Parallel-Brücken über die Nidda, an deren Mündung in den Main das Dorf gleichen Namens ligt. Ungefähr auf dem Punkte, wo man den Grenzstein des Gebietes der Stadt Frankfurt bemerkt, ragen links Schloß und Kirche von Rödelheim hervor. Dies zum Großherzogthum Hessen gehörige hübsche Städtchen hat 1800 Einwohner und ligt am rechten Ufer der Nidda auf der Straße von Frankfurt nach Kronberg.

Bald begrüßt man nun die zu Frankfurt gehörige Gallen oder Galgen-Warte, wo die spekulative Stadt ein Weggeld erhebt, überspringt weiterhin die Eisenbahn und landet endlich am Bockenheimerthor, wo man, „seit Erfindung der Fremdenbücher in den Gasthöfen und des deutschen Zollvereins," nicht mehr, wie früher, eine Viertelstunde lang um Namen und Karakter, oder um geistige und ungeistige Getränke gefoltert wird. Man fährt mit einem Umwege, der noch die alte Vertheidigungskunst verräth, zwischen Rothschilds Landhaus und einer langen Fiakerreihe, frei in die freie Stadt ein.

Die reizenden, eben so wohlverstanden gezeichneten, als mit Geschmack in Ausführung gebrachten Spaziergänge, welche auf der Stelle der alten Wälle und Graben Frankfurt umschließen, geben dem Fremden von dem Kunstsinn seiner Bewohner einen vortheilhaften Begriff, der jedoch im Innern nicht überall gerechtfertigt wird. Denn manches ließe sich da sagen, nicht allein über die vielen engen und schmutzigen Straßen, über die unförmlichen, in zwei oder drei gegen die Straße überragenden Vorsprüngen erbauten Häuser; über die so reiche und so unbefriedigend eingerichtete Börse, den Braunfels; über das alte düstere Schauspielhaus und über fünfzig andere materielle Gegenstände, sondern auch über die innere Einrichtung mancher Anstalten und Vereine, namentlich des senkenbergischen Instituts, der Lehranstalten, der Stadtbibliothek und des geistigen Lebens im Allgemeinen.

Frankfurt ist eine reiche Stadt, die immer noch reicher zu werden wünscht, und deren Bevölkerung, mit allen ihr zu Gebote stehenden inwendigen und auswendigen Kräften darauf hinstrebt, in sich das große Axiom von „Unser Verkehr" zu verwirklichen: „Du mußt doch werden reich," unabgesehen alles Uebrigen, was in besagtem Stücke auf diesen goldnen Lehrsatz sich bezieht.

Merkwürdig ist es andererseit, daß die Frankfurter, die, wollten sie genügsamer sein und das Glück ihrer selbstgeschaffenen politischen Bedingung erkennen, das gemüthlichste, heiterste, selbstständigste Völkchen auf der Erde sein könnten, jetzt, unzufrieden mit sich selbst wie mit andern, ihrer Unabhängigkeit übersatt, gleichzeitig mehr als opulent und mehr als mißvergnügt, mit Ungeduld den Messias zu erwarten scheinen, der sie von ihrer politischen Zwitterhaftigkeit erlösen soll.

Selten sind die Bewohner dieses verlorenen Eden im allgemeinen treffen-

Digitized by Google

der geschildert worden, als von Eduard Beurmann in seinen „Frankfurter Bildern“. Er beschreibt sie darin folgendermaßen:

„Sie gehen mit Geld zu Bette, sie träumen von Geld, sie stehen mit Geld auf. Mit Geld gehen sie ins Theater, mit Geld urtheilen sie über die Kunst, mit Geld lieben sie die Schauspielerinnen, mit Geld lassen sie sie auspfeifen. Geld ist ihnen das Ideal des Lebens, und wem sie von ihrem Geld geben, dem geben sie Etwas von sich selbst, ein Theilchen ihres Geld-Ichs. Sie betrachten einen Solchen als den Ihrigen, und behandeln ihn als den Ihrigen.

„Der Geldstand ist der Stand, welcher am festesten in Frankfurt steht; er greift am meisten in das öffentliche Leben ein. Mir ist der Geldstand von allen Ständen der widerwärtigste, weil er eben der schmutzigste von allen ist. Jeder, der den Mammon: „Geld“ hat, ist Mitglied des Standes; Geld! heißt die Eintrittsparole; Tugend, Seelenadel, mit einem Worte, die ganze Moral-Philosophie wird vor dem einen Worte zu Schanden. Es gibt in keinem Stande mehr Emporkömmlinge, wie in diesem, die Hefe aller Stände findet sich hier zusammen.

„Heute treibt man sich im Schmutze des Lebens herum; morgen gewinnt man das große Loos, oder eine Million durch das Steigen des Kurses; übermorgen ist man als Reicher allgemein anerkannt, und kann mit dem frechsten Alltagsgesichte über Alles raisonniren, über Staat, Kirche, Kunst, Hoheit und Gemeinheit, über Schauspielerinnen und Jagdhunde, über Liebe und Pasteten, über Schiller und indianische Vogelnester.

„Witzig sind die Geldmenschen selten, aber grob, unendlich grob; geistreich sind sie selten, aber grob, unendlich grob. Wenn die Grobheit nicht in der Welt wäre, so hätten solche Leute nichts, als Geld, so aber hat ihnen der gütige Schöpfer jene göttliche Tugend, als Wiegenmitgift, beigegeben, und die tritt bekanntlich mit ehernen Fußtritten auf und zermalmt Alles. Man bittet sie, sie sind grob; man ist freundlich, sie sind grob; man ist witzig, sie sind grob; man ist demüthig, sie sind grob. Geld und Grobheit passen zu einander, wie Rindfleisch und Meerrettig.

„Das Geld erhält erst durch die Grobheit den rechten Werth, und die Grobheit durch das Geld. Ein armer Grober ist wenig gefährlich, er bessert sich schon; einem reichen Groben ruft Alles Prosit! zu. Ein höflicher Reicher kann sich gegen die Zudringlichkeit nicht schützen, einem groben Reichen geht Alles mit Hutabnehmen aus dem Wege. Also Grobheit und Geld für immer. Rothschild ist leider ein höflicher Reicher; deshalb laufen ihm aber auch alle Gassenjungen nach, wenn er über die Straße geht, und er kommt stets mit leeren Taschen nach Hause. In der neuesten Zeit fährt deshalb Rothschild meistens; das Ausgehen kommt ihm zu theuer.

Digitized by Google

„Frankfurt iſt eine ſchöne, reiche Stadt; es gibt in keiner Stadt ſo viel Geld, wie in Frankfurt. Wer kein Geld hat, wird von den Reichen Lump genannt. Er iſt weder zum Diné-Geben, noch zum Diné-Nehmen etwas nütz, er kann keinen Champagner für eigne Rechnung trinken, er kann keine Jagd-Partieen mitmachen, nicht Aktionair des Stadt-Theaters werden, nicht über Eſſen und Trinken urtheilen; er kann höchſtens Gedichte machen und ſich mit der ſchönen Literatur beſchäftigen. Uebrigens kann er ein ganz ehrlicher Mann ſein; nur kein Geld darf er haben. Erhält er heute Geld, wird er gar reich, ſo iſt er durchaus kein Lump mehr; er braucht dann keine Gedichte zu ſchreiben, ſondern kann in Papieren ſpekuliren und auch Dinés geben.

„Geld! iſt in Frankfurt ein inhaltvolles Wort, im Alltagsleben gibt es hier, wie gemeiniglich allenthalben, den Ausſchlag. Wer Geld hat, iſt ein Mann von Charakter, man ſagt von ihm: „er iſt gut.“ Iſt er ſehr reich, ſo heißt's auch wohl: „er iſt ſchwer.“ Weiß er ſich Anſehen durch ſein Geld zu verſchaffen, ſo ſagt man mit gewichtiger Miene: „er iſt ein bedeutender Mann, eine ganze Million ſchwer.“

„Der Schauſpieler wird in Frankfurt gut bezahlt; aber weil er gut bezahlt wird, ſo muß er es auch oft hören, „daß er gut bezahlt wird, daß er mehr als ein Senator erhält, daß er viel zu viel erhält.“ Dafür aber hat der Schauſpieler auch den Vortheil, daß er von Vielen wie ein Parade-Pferd gehalten wird, und er kann ſicher ſein, daß, wenn man ihm von Wien aus viertauſend Gulden bietet, die Frankfurter Goldmännchen ihm ſechstauſend Gulden geben; denn was die Kunſt einem Andern werth iſt, das iſt ſie ihnen auch werth. Die Lindner mußte erſt nach Berlin gehen, ehe ſie Zulage erhielt, und Madame R. N. mußte ſich erſt lieben laſſen, ehe ſie Zulage erhielt. Wer nicht nach Berlin geht und ſich nicht lieben läßt, wer ſich durch nichts Anderes geltend zu machen weiß, als durch die Kunſt allein, und zwar nur auf der Frankfurter Bühne, der hat bei den Geldmenſchen ſchweres Spiel und bringt es ſelten zum Gelde.

„Es gibt unter den Liberalen in Frankfurt Leute, die hambacher Hüte tragen, große Hüte mit mächtigen Rändern, und vor dieſen hambacher Hüten ſehen ſie die Welt nicht. Sie haben den hambacher Hut aufgeſetzt, ehe ſie das liberale Herz angezogen, und deshalb haſſen ſie die Oeſterreicher und Preußen. Ich möchte die meiſten dieſer Leute „ariſtokratiſche Liberale“ nennen. Sie ſind liberal, und wiſſen eigentlich nicht, weshalb, ſie ſind liberal, im ariſtokratiſchen Sinne: wer nicht liberal, wie ſie iſt, gegen den ſind ſie nicht liberal. Sie wiſſen mehr von dem Liberalismus zu reden, als von der Humanität; ſie reden überhaupt nur und denken wenig.

„Dieſe Leute leſen Börne, Heine; ſie lernen den Liberalismus aus-

Digitized by Google

wendig und recitiren ihn bei Bier und Taback. Der Liberalismus kömmt von aussen zu ihnen, nicht von ihnen nach aussen. Es ist fast Alles auswendig gelernt, was an ihnen ist. Es ist fürchterlich, wenn Liberale keinen Verstand haben; der Liberalismus geht dann gräßlich mit ihnen um, und läßt sie die dümmsten Streiche machen. Ein Aristokrat braucht keinen Verstand, er kömmt ohne ihn am besten durch. Der blinde Glaube hält ihn oben; der Verstand würde nur schlecht mit der Aristokratie verfahren, wohl gar mit ihr durchgehen. Aber Liberale müssen Verstand haben, der Liberalismus muß aus ihm erblühen."

Manches in vorstehenden Worten ist augenscheinlich zu grell herausgestellt. Beurmann führt im Kapitel der Satyre eine beinah trappistische Geissel. Läßt er sich in ein Gefecht ein mit dem dummstolzen Uebermuth, der sich allein auf Geld und auf nichts als Geld stützt, so gibt er keinen Pardon.

Aber unter seinen 50,000 Einwohnern, der Sachsenhäuser nicht zu gedenken (und man betrachte das nicht als einen Hieb im Sinne des ebengenannten), findet der Weltgelehrte, der Weitgereiste, der praktische Erfahrungsmensch und der kosmopolitische Filanthrop eine nicht geringe Zahl würdiger, in jeder Beziehung ausgezeichneter Personen, die nicht nur allem kleinlichen Krämergeist entfremdet, auf der Höhenstaffel der geistigen Bildung unserer Zeit, der wahrhaft nützlichen Fortschritte und Ergebnisse in Kunst, Literatur und Wissenschaft stehen, sondern die auch mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit alle schönen geselligen Eigenschaften und den allein lobenswerthen Weltton, der das Innere von dem Aeussern zu sondern versteht, in sich vereinigen.

Auf den Durchreisenden macht Frankfurt jedenfalls einen angenehmen Eindruck. Sein großartiger innerer Verkehr, dessen Hauptquartier der Stadttheil zwischen dem Main, dem alten Kornmarkt, der Zeile und der Fahrgasse ist, wo er sich nicht allein auf das Erdgeschoß beschränkt, sondern selbst bis zum zweiten und dritten Stockwerk hinaufklimmt, betrifft jeden auf den ersten Blick. Damit in Uebereinstimmung steht denn auch die Bewegung in den Straßen dieses Theils. Am geräuschvollsten ist die Fahrgasse, die indeß keineswegs zu den schönsten gehört, obgleich sie bei der Zeile beginnt und gegen die Mainbrücke mündet. Sie ist weder breit noch gerade und größtentheils mit kleinen schmalen, fast durchgehend gegen die Straße überhängenden Häusern besetzt. Fast die zwei Drittel derselben werden von Israeliten bewohnt, deren Kleinhandel hier am meisten florirt. Die jüdischen Großhändler wohnen etwas zurückgezogener, in den demungeachtet sehr gewerbigen Schnur- und Döngesgassen, und sogar auf dem orthodoxen Pfarreisen, bei der alten Krönungskirche der deutschen Kaiser, dem Dom.

Von dem unausgebauten Thurm dieses letzten, dessen Spitze fast wie

Digitized by Google

abgeſchoſſen ausſieht und auf der man ohne Gefahr herumwandeln kann, hat man den beſten Ueberblick der Stadt und ihrer Umgegend. Dieſe Ausſicht, wie intereſſant ſie auch ſei, läßt ſich jedoch nicht vergleichen mit der, welche man vom Dom in Mainz oder noch beſſer vom Stefansthurm in dieſer Stadt genießt. Der ſchlammige, ufermatte Main verhält ſich zu dem herrlichen Vater der deutſchen Gewäſſer, der majeſtätiſch von den Hochgipfeln der Schweizeralpen niederſteigt, das Becken des prächtigen Bodenſees füllt und in vier Stürzen bei Schaffhauſen, Lauffenburg, Waldshut und Rheinfelden zur Ebene ſich ſenkt, wie die Ente zum Schwan, oder wie das geduldige Langohr zum ſtolzen Roß.

Es gibt viel Sehenswerthes in Frankfurt, das ich ſchon aus früheren Zeiten kannte und deshalb diesmal, weil es ſich ſeitdem weder verändert noch verſchönert hatte, unbeſichtigt ließ. Dazu gehörte unter andern die im Innern mehr noch als im Aeuſſern verbaute Dom- oder Bartholomäus-Kirche, wobei ich jedesmal an die pariſer Bluthochzeit denke; der unförmliche nichts weniger als ehrwürdige Römer, mit ſeinem filiſtröſen Wahlſaal; die angeblich tauſendjährige Kaiſerpfalz Saalhof, die, ihrem Bauſtyl nach, zum Theil wohl um 800 Jahr jünger ſein dürfte; der Palaſt der großen Inkompetenz-Behörde in der Eſchenheimerſtraße; die Bibliothek, worin ſich zweimal mehr Bände befinden, als in der zu Mainz, und zweimal weniger als in der zu Wolfenbüttel; das ſtädelſche Inſtitut, deſſen flüchtiger Beſuch unbefriedigt läßt und wo man leider nicht lange verweilen kann; eben ſo die ſenkenbergiſchen naturgeſchichtlichen Sammlungen; endlich das Theater, den Braunfels und das Irrenhaus, wo ich glücklicherweiſe nichts zu ſchaffen hatte.

Dagegen betrachtete ich mit Muße und nicht ohne ſympathetiſches Wohlgefallen, den prächtigen Schweizeriſchen Hof und das rothe Haus, wo die fürſtlich thurn- und taxiſche Brief- und Fahrpoſt viel bequemer und anſtändiger eingerichtet iſt, als dieſe beiden Zweige eines ſo großartigen Unternehmens es früher waren. Daraus geht aber auch zugleich hervor, daß der ehemalige Geueral-Poſtmeiſter des heil. römiſchen Reichs in Frankfurt ſehr gute Geſchäfte machen muß, weshalb er von den hieſigen Geldleutchen, wenn ſchon er unſichtbar für ſie bleibt, und ſich bei ihnen nur durch ſeine hohe Brieftaxe vertreten läßt, als ein faſt eben ſo ſchwerer Mann betrachtet wird, wie der Pſeudo-Baron Feidel Hirſch Werthheim mit der langen Uhrkette.

Nächſt dem Poſtpalaſt bewunderte ich noch das preiswürdige Kunſt- und Raritäten-Kabinet von Jügel; den eben ſo wohl in die Höhe als in die Höhe als in die Breite gewachſenen Gaſthof zum römiſchen Kaiſer; die vielen geſchmackvollen Kaufladen auf der entgegengeſetzten Seite der Zeile; die neuen Geſtade längs dem Main; die Auſſenſeite des Bürgerſpitals; den Bethmann-

Digitized by Google

schen Antikensaal dito; das Gymnasium dito dito, und die Mainlust bei einem Stückchen geräucherten Lachs und einem Schoppen angeblichen Rauenthaler, wofür ich, wie sehr meine Uebereilung mir auch gereuen mochte, wohl oder übel einen Thaler, oder 1 fl. 45 kr. bezahlen mußte.

Durch diese Quart d'heure de Rabelais im verjüngten Maßstabe ein wenig in meiner Bewunderung abgekühlt, kehrte ich durch die Hirschgraben-Straße, an Göthes elterlichem Hause vorüber (in dessen Nähe ein Herr Schiller, jedoch nicht der Verfasser von Kabale und Liebe, privatisirt) nach meinem Schwan-Gasthofe zurück, wo ich die Ehre hatte im dritten Stock vorn heraus zu wohnen, was nicht nur materiell hoch ist, sondern noch überdem männiglich hoch angerechnet wird. Es logiren nämlich wohlhabende Personnagen erster Klasse im Hôtel de Russie, zweiter Klasse im römischen Kaiser, dritter Klasse im Schwan, im Weidenbusch und im englischen Hof. Wer es für gut erachtet, etwas weniger zu scheinen als er ist, nimmt seine Einkehr in der Stadt Paris, im Landsberg oder im rheinischen Hof, woher es rührt, daß man in dem Fremdenbuche dieser Gasthöfe oft auf die ausgezeichnetsten Namen stößt, während man in denen der beiden erstgenannten nicht selten neben denen von Fürsten und Millionären, die obskurer Individuen oder Industrieritter findet.

Daß die Stelle, auf welcher Frankfurt steht, schon zu den Zeiten der Römer-Herrschaft am Rhein, und zwar von einer Abtheilung oder Kolonie dieser Eroberer, bewohnt war, ist jetzt ausser allem Zweifel gestellt. Ihre langgedehnte Vertheidigungslinie, in neuerer Zeit bekannt unter dem Namen der Pfahlgraben oder die Teufelsmauer, zieht sich über Rücken den des Altkönig, im Taunus-Gebirg, wo die Spuren davon sich noch heute erkennen lassen. Das von Karl dem großen gegründete und mit Nordsachsen bevölkerte Städtchen Sachsenhausen, Frankfurt gegenüber, am linken Mainufer, soll auf den Trümmern eines alten Kastells erbaut worden sein. Beide Städte nehmen jetzt einen Raum von 650 Morgen Landes ein; ihre Gesammtbevölkerung wird auf 56,000 Seelen angegeben, wovon nur 6000 auf Sachsenhausen kommen.

Dies letzte, berühmt durch die kernige Derbheit seiner Bewohner, hat immer noch, obgleich die Sitten und Gewohnheiten derselben seit 40 Jahren sich sehr gemildert haben, eine ganz eigenthümliche Fysionomie. Mit Ausnahme von einer oder zwei Straßen, der Brücken- und der Königsgasse, sind alle übrigen eng und krumm, die Häuser sind durchgehend klein, nach vorn überhängend und das Straßenpflaster nicht zum besten. Die bürgerliche Gewerbthätigkeit von Sachsenhausen beschränkt sich auf Kleinhandel, die nothwendigsten Handwerke, Fischerei, Gärtnerei und Taglöhnerei. Fast alle Kärrner, Holzmacher und Knechte, wie alle Fischweiber, Gemüsehändlerinnen und

Digitized by Google

Höckerinnen, deren es in Frankfurt eine so große Zahl gibt, sind aus der kleinern Schwesterstadt. Das an der Mainbrücke gelegene deutsche Haus dient jetzt als Kaserne für die östreichische Besatzung, und bietet die herrlichste Aussicht auf die gegenüber sich ausbreitende Stadt.

Die größte Blüte von Frankfurts Handel und Verkehr wird in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, von 1763 bis 1791, gesucht, ich zweifle indeß sehr, daß sie damals bedeutender gewesen, als sie jetzt ist. Die kurze Bedrohung selbst, welche die freie Stadt vor ihrem Anschluß an den deutschen Zollverein durch die Messen zu Offenbach erleiden mußte, die gleichzeitig mit den ihrigen gehalten wurden und ihr viele Verkäufer und Käufer abspenstig machten, hat sich in ihrem endlichen Ergebniß nur zu ihrem Vortheil gewendet, weil ihre Bewohner dadurch einmal recht thatsächlich haben einsehen lernen, daß Deutschland nicht bloß ihretwegen da ist.

Das althergebrachte reichsstädtische Absönderungswesen, welches in Frankfurt sehr tief eingerostet war, hat sich seitdem unaufhörlich vermindert und einen Kimmelmeier, wie den in dem Lokalstück: „der alte Bürger-Kapitän" figurirenden, findet man so leicht nicht mehr, wenn schon die Kanengießereien und Ansichten eines Eppelmeier, Knorzheimer, Dappelius, Leimpfann und Schmuttler noch nicht ganz aus dem löblichen Gebrauch gekommen sind.

Auch die Sprache der eingebornen Bevölkerung hat sich seit einem Vierteljahrhundert wesentlich gemildert, und die der meisten Personen in dem vorbezeichneten Stück, dürfte, so eigenthümlich gebiegen wie dort, vielleicht nur noch in den untersten Ständen angetroffen werden. Als Beweis braucht man nur auf die Anrede hinzuweisen, welche Kapitän Kimmelmeier nach einer Feuersbrunst, mit bedecktem Haupt, den Stock in der Rechten, an seine Dienstboten hielt:

„Satansgezeig — vermaladeytes! Wer is Schuld dran, daß große und klähne Gebeillichkeite abbrenne, daß ganze Stadt verwißt wärn, dorch die Flamme. Wer? Meistenthäls des Gesinn. Ich will nicht druff schwere, daß die Stadt in Ungern, wo dervon in der Nernberjer Zeidung gestanne hot, net aach dorch e Mähd angange is. — Ich will's Eich gesagt hawn ähnmol vor allemohl, daß er mer vorsichtig seid mit Feier un Licht! Un vorablich ihr Borsch, daß er mer net raacht. So wie ich ähn begegne duhn mit der Nuddel im Maul, so schmeiß ich sem eraus, daß em die Zähn in Hals fahrn! Un ihr Mähd, daß er mer net wie bisher geweneglich mit de Lichter im ganze Haus erum flankirt! — Nemmt die Ladern — Schinneser! Un ihr Lisbeth, — trett se emohl hervor! — will ich bei der Gelegenheit im Gutem rothe, daß se sich vergehn leßt, ohne Käppche auszegehn. Meent se ich het se nit gesehn am Sonndag der Hinnerdihr enaus witsche, im bloße

Kopp, mitere rothe Schaal und gäle Schu? Wo is se dann do hin gange? he? nach Bernem? Schottisch danze? net wohr? Ich sag es Eich noch e mohl, ich leide kähn Mähd im bloße Kopp, un aach kähn Hausknecht mit Umschlegstivel wie ich ihn aach emohl gesehn hab, Valentin. Wo will dann deß enaus? uff nix als wie uff Lumberei! Un Sie, Katherine, will ich net noch emohl mit dem Kaafmannsdiener sehn. Meent se, mer wißts net? Ich wähs alles! — doher kimmts, daß die Suppe so versalzn wärn; kän Wunner wann mer des Nachmittags so viel Dorscht hot. — Jetzt Punktum, Strei Sand drum! — Rechts in die Flanke — Rechts um — Packt eich!" (Gesinde ab.)

Noch auffallender karakterisirt sich diese althergebrachte frankfurter Sprache (die nicht selten das A und U in O, das B in W, das P in B, das Ü in E, das T in D und das Ei in Ä verwandelt, die den Pfarrer zum Parr, das Pfund zum Pund, den Pfeil zum Peil, die Perrücke zur Barick, den Regenschirm zum Barbeleh und den Narren zum Schaude macht, die eine unerklärliche Vorliebe für fremde, besonders der französischen Sprache entnommene Worte hat, welche sie ohne Ausnahme auf das gräßlichste verstümmelt, indem sie Adjutant in Ariedant, Militär in Merledähr, praktiziren in brackleziere und Universität in Undenverschendeht verwandelt) diese Sprache karakterisirt sich noch viel eigenthümlicher, als im Munde des „Kapitäns", in dem des „Leibschützen Miller".

„Un der Balwirerschgesell (sagt er) hot die Beckerschmähd uff Kawallersch-Barol versichert, es (das Feuer) wehr dorch so e neimodisch Feierzeig angange, wo mer nordst des Schwewelhelzi in e Glest stecke duht um's anzustecke. Er hot's eso verzehlt: Die Madam het Narvekoppweh kriht, un do het se geschwind schwarze Kaffe koche wolle, aach in so ere neimodische Kaffekann, un mit dem Schwewelhelzi do het se wolle de Spiritus anzinne, un do weer der Spiritus iwergelosse, un in Flamme uffgange, un het de Vorhank erwischt . . . ."

Kapitän. Do hammer die Bescherung mit dere Neimodischkeit! die is for nix gut, als for die Helfer anzezinne. Dehte die Leit als Zunner nemme, un en Schwewelfadden, un en Feierstän, un dähte se de Kaffe in eme Dippe koche un orndlich felterire, do wehr erschentlich der Kaffe besser, und zwettendlich dehts kän Feierschbrinst gewe. Ich bleibe beim Alte!" —

Am possierlichsten aber wird die „frenkforter Verjersproch", wenn sie einen hochdeutschen (hachdeitsche) Anstrich zu geben sich bemühet. Der in dieser ungewohnten Mundart sich ausdrückende Mainfurt-Bürger sagt alsdann:

„Ig happ Darscht (Durscht); kann mer kain Zitran (Zitrone) happe, um Bunnsch (Punsch) ze mache . . . . Iß der Barsch (Bursch) von Scharsch

(Georg), oder eine ander Perſchan (Perſon) nicht da, um Warſcht (Wurſt) zu hole? . . .“

In der Mehrheit ſagt man in Frankfurt: Mederchen ſtatt Mädchen, Käſterchen ſtatt Käſtchen, Kettercher ſtatt Kettchen und Thierercher ſtatt Thierchen. Die Worte: haben wir es, werden in „hammerſch“, haſt du es in „haſtes“, dir es in „derſch“ und mir es in „merſch“ zuſammen gezogen. Dagegen verlängert man andere Wörter und ſagt: „daderdorch“ ſtatt dadurch, „dadermit, daderwor, daderzu“, ꝛc.

Ein „Bredge mit Umſtände“ iſt in Frankfurt und der Umgegend Butterbrot mit Schinken oder anderm kalten Fleiſch, ein britiſches Sandwich. Man „kruſteliert“ wenn man etwas kalte Speiſe, z. B. „Solberknechelcher“ (geſalzene Schweinsrippen) genießt. Die Franzoſen bezeichnen hartes Backwerk als croustillant. Man nimmt nichts mit von einem andern Orte, man darf es bloß „enaus“ oder wegperſchwadiren“. Wer anders verfährt, „kimmt unner die Schwarb“, d. h. in böſer Weiber Mund. Der gleichen Gefahr ſetzt man ſich aus, wenn man zu viel „Sparjemente“ macht, oder „ſcheb“ in ſeinem Benehmen iſt und etwas zu „verduckelen“ oder zu verheimlichen ſich bemüht. Man verwünſcht ſolche „Duckmäuſer“ zur „Odlawandgard“, oder Vorhuth, gegen „Meenz“ (Mainz), um die Franzoſen zu „kumblimendiere.“

Viel beliebter iſt der „oſige Schoppenberjer“, der ſich „uhze“ (necken) läßt, während er ſeine halbe „Spanſau“ und ſeine „vier e halbe Schoppen“ hinunterſpinnt. Um „Stoftge“ (Aepfelwein) zu „ſuggeln“ und aus der „Nuddel“ (Tabackpfeife) zu paffen braucht man „kän Sengnadder“ (kein Senator) zu ſein, oder „vor mir“ (meinetwegen) in „pleh korreh“ (pleine carrière) „Verſcht“ (Verſe) machen zu können. „Dorch ähnänzige Hieb oder zwä“ iſt noch niemand zum „Zores“ (Lump) geworden, und nur ein „Volleil“ (Volleule oder Trunkenbold), der nicht „rickeleh“ (reculer, hinaufrücken) will, wenn ein neuer Gaſt eintritt und ſcherzhaft ein „Bordell“ (Bouteille) fordert, der wie „Säferege“ (Seife und Regenwaſſer) ſich geberdet und alles „kretenſirt“ (kritiſirt), verdient kut ki kut (coute qu'il coute) in die „Mehlwaag“ (das bürgerliche Arreſthaus) „inwendiert“ (invitirt) zu werden.

Der eigenthümliche Klang dieſer Sprachweiſe iſt vielleicht nicht für alle Ohren der befriedigendſte. Selbſt der Verfaſſer des „Bürger-Capitäns“ ſagt in ſeinem Vorwort zu dieſem Stück:

„Em annern werd die Sproch net gefalle,
Des kennt awer nor a Auswärtiger ſein;
Denn ze Frankfort redde So mer alle,
Gros, klän — ähner wie der anner ſo fein.

's Hachdeitsch is net de Frankforter ihr Sach,
Es reddes manche, es is aach dernach,
Un selbst im Kasino kimmt die Woor net vor,
Liewer Franzeesch — net wohr?

An Fabriken und Manufakturen ist in Frankfurt noch kein Ueberfluß, obschon ihm auch kein irgend erheblicher Gewerbszweig fehlt. Die beträchtlichsten davon produziren Taback, Tapeten, Gold-, Silber- und Galanterie-Waaren, Essig, mathematische und andere Instrumente. Um so lebendiger und umfassender aber ist der Handel, der sich mit allen möglichen Gegenständen beschäftigt, wobei jedoch Weine, englische, französische und italienische Waaren, Schafwolle und Luxuserzeugnisse den ersten Rang einnehmen. Auch Wechselgeschäfte werden in einem sehr großen Maßstabe betrieben, und die frankfurter Börse ist eine von denen, welche in Deutschland den Ton angeben.

Zu den genußreichsten Ausflügen in die nächste Umgebung Frankfurts gehören, nach meinem Geschmack, besonders die nach dem Riedhofe, einem schönen Landgute des Herrn von Bethmann, wobei eine Gastwirthschaft entstanden ist, und nach dem nahe gelegenen Sandhofe, oder nach dem Wäldchen bei Niederrad und dem Forsthause am Main. Auf der entgegengesetzten Seite mögen Bornheim, Bockenheim, Hausen und Rödelheim andere verschiedenartige Genüsse bieten, wozu ich mich nie hingezogen gefühlt. In den beiden ersten vorzüglich geht es bei Tanz und Spiel sehr lustig zu. Alle Stände finden da Sammelpunkte, wo sie nach Bedürfniß und Laune sich vergnügen können.

Nichts langweiligeres aber, als eine Spazierfahrt über Oberrad nach Offenbach und zurück über Bergen. Offenbach ist gewiß eine freundliche Stadt mit beinah 10,000 Einwohner, einer blühenden Industrie und vielen nützlichen Anstalten. Demungeachtet findet man sich darin, wenn man von Frankfurt kommt, wie verschlagen an eine öde Küste, und ist froh, wenn man durch das Allerheiligen- oder Friedbergerthor wieder die engen Straßen der alten Reichsstadt betritt, und von der geschäftigen Menschenmenge sich wieder umwogt sieht. Eine Eisenbahn zwischen den beiden Städten würde Offenbach gewissermaßen zu Frankfurts Vorstadt machen und nicht wenig zu seiner größern Belebung beitragen.

Nach einem kurzen Aufenthalt von zwei Tagen fuhr ich um 6 Uhr Morgens in dem fürstlich thurn- und taxischen Eilwagen von Frankfurt ab. Zum erstenmale während meiner Reise mußte ich 59 Pfund Ueberfracht zahlen, was bis Wiesbaden grade den Betrag eines Doppelplatzes, oder 4 fl. 48 kr., wie von Wiesbaden bis Mainz 1 fl. 12 kr., statt 36 kr., machte. Ich erlaubte mir, den Postbeamten, der meine Ueberfracht so hoch

Digitized by Google

berechnete, zu fragen, wie viel ich, seiner Meinung nach, wohl wiege? Nach einem flüchtigen Blick entgegnete er:

„Wenigstens 170 Pfund.“

— Und, fuhr ich fort, wie viel Pfund Gepäck habe ich frei?

„Vierzig Pfund.“

— 170 und 40, rechnete ich, machen 210 Pfund. Davon sind 170 Pfund lebendig; sie bewegen sich hin und her, steigen ein und aus und nutzen den Eilwagen hundertmal mehr ab, als die 40 Pfund, welche ruhig an der Stelle, wo man sie untergebracht, ligen bleiben, bis sie wieder abgeladen werden. Woher kommt es nun, daß die übrigen 59 Pfund, die eben so geduldig sind als die ersten 40, weil sie in demselben Koffer und Reisesack sich befinden, im Verhältniß beinah viermal mehr zahlen müssen, als die 210 Pfund, wovon 170 sich die Freiheit nehmen, diese Frage aufzustellen?

Die eben so höfliche als treffende Antwort war: „Das ist nun einmal so, und es steht Ihnen frei, Ihr „Uebergewicht“ mitzunehmen oder zurückzulassen, wie überhaupt sich unsrer Eilwagen zu bedienen oder nicht.“

Herrliche arithmetische Logik und noch beschwichtigendere Beweisführung. Was läßt sich vernunftgemäß darauf erwiedern, als „Hochmuth kommt vor dem Fall“ und „heute mir, morgen dir . . .“

Unter den jetzt noch obwaltenden Umständen kann indeß einem Reisenden, der 60 bis 80 Pfund Ueberfracht hat, nur angerathen werden, sich das Vergnügen zu machen, ein paar arme Teufel gratis mitzunehmen, wo möglich ein paar zwei Zentner-Schwere, von denen jeder 40 Pfund frei hat, und auf die er seine Ueberfracht verrechnen lassen könnte. Er wird sich dadurch nicht nur einen Gotteslohn erwerben, sondern wo möglich auch der durchlauchtigen thurn- und taxischen Postverwaltung bemerklich machen, daß eine richtige Rechnung sich auch mit gesunder Vernunft verträgt, sintemalen es sich doch nicht der Mühe verlohnt, gewissen Leuten den Beweis handgreiflich zu machen, daß man sogar ein Postbeamter sein könne, ohne durchaus unverständig und grob sein zu müssen.

Es gehört leider immer noch zu den wesentlichen Mißbeständen einer Rheinreise, daß man mehr als ein auszubeutender Gegenstand von Groß und Klein betrachtet wird, wie als ein christlicher Nebenmensch, der es auch empfindet, wenn sein Beutel auf eine ungebürliche Weise leichter gemacht und er noch überdem angeschnauzt wird. Das Wort, wie gemein es auch sei, ist in dieser Beziehung doch vollkommen passend. Denn meistentheils hat das Sprechwerkzeug der Preller und Grobiane von Profession eine Form, welche ihren Mund mehr oder weniger der Schnauze gewisser Thiere ähnlich macht.

Digitized by Google

Meine Rechnung (man erhält jedoch nicht immer eine solche, sondern nur die Einsicht in das Rechnungsbuch) im frankfurter Schwan belief sich für 2 Portionen Kaffee, ein Mittag- und ein Abendessen, nebst zwei Nächte Logis, im dritten Stock, vorn heraus, auf 8 fl. 20 kr., wobei zwei Wachslichter, die ich nicht gebraucht, mit 48 kr. in Anschlag gebracht worden.

Wer bloß über Nacht bleibt, darf dem „Herrn" Oberkellner nicht weniger als 24 kr. Honorar bieten für die Dienste, welche er nicht geleistet, und der Hausknecht murrt, wenn er, für die von ihm geputzten Stiefel und Kleider, weniger als 12 kr. erhält. Für zwei Nächte gibt man die Hälfte mehr und so fort bis zu einem oder anderthalb Gulden. Läßt man sich von der Post oder dem Dampfschiffe das geringste Päckchen auch nur hundert Schritt weit tragen, muß man dafür einem „beblechten", d. h. polizeilich angestellten Kommissionär, 24 kr. bezahlen. Dergleichen kleine Abzwackungen bilden am Ende nichtsdestoweniger ein starkes Viertel aller Reise-Ausgaben.

Um halb 9 Uhr stieg ich in Wiesbaden in der Post (Gast- und Badhaus zum Adler) ab. Auf der Landstraße, die über Nied, Höchst, Sindlingen, Hattersheim und Erbenheim führt, beträgt die Entfernung von Frankfurt bis Wiesbaden etwa 7½ Stunden, und auf der Taunus-Eisenbahn 8¾ Stunden. Demungeachtet legt man auf der letzten die Strecke fast um eine Stunde schneller zurück und zahlt 1½ fl. weniger (ohne Uebergewicht, mit demselben 3 fl. weniger), als in dem unbequemen Rumpelkasten, den man wie zum Spott „Eilwagen" nennt. Die Eisenbahnen sind die besten Vernunft- und Billigkeitslehrer in unsrer Zeit. Sie beseitigen mit einem Streiche eine Menge schreiender Mißbräuche, die man bisher oft nicht einmal rügen durfte, wenn man nicht als ein unruhiger Kopf verschrien sein wollte.

Im Adler in Wiesbaden ist man bald sehr gut bald sehr übel bedient, je nachdem ein mehr oder weniger umsichtiger und taktfester Oberkellner an der Spitze der innern Verwaltung des Hauses steht. Denn die Eigenthümerin, Madame Schlichter, bekümmert sich wenig mehr darum, und ihr Schwiegersohn ist ein zu vornehmer Herr, um damit sich zu befassen. Man kann das Vergnügen haben, ihn jeden Tag (insofern ihn der Staatsdienst nicht in Anspruch nimmt) neben seiner hübschen Gattin und deren Mutter, am obersten Theile der Wirthstafel, zu sehen, von wo er mit vieler Selbstgenüglichkeit auf die weiter unten zusammen geschichteten Gäste, wes Standes und Geistes sie auch sein mögen, hinabblickt. . . Wahrlich, es sollte Leuten, die, wie sie selbst mit komischer Gravität sagen, „nicht Gastwirthe zu sein brauchen", gesetzlich untersagt sein, einer Aufgabe sich zu unterziehen, für die sie nicht mehr geeignet sind.

Das alte Wiesbaden, welches von der Poststraße durchschnitten wird, ist ein kleines Städtchen mit engen, krummen Gassen und wenig anziehen-

Digitized by Google

den, unanſehnlichen Häuſern, die jedoch in den Hauptſtraßen allmälig durch ſchönere und größere verdrängt werden. Die an die alte Stadt angebauten neuen Straßen dagegen ſind, weniger nach oben als nach unten, grade, breit und mit hübſchen Gebäuden beſetzt.

Am ſchönſten iſt unſtreitig die noch nicht vollkommen ausgebauete lange Häuſerreihe dem Bahnhof der Eiſenbahn gegenüber, und die zehn Minuten lange Wilhelms-Straße, an der nach dem Kurſaal führenden Platanen-Allee, auf deren entgegengeſetzter Seite nach und nach eine Kette freundlicher Landhäuſer entſteht. Angenehm iſt auch weiter oben die mit einer Akazien-Allee geſchmückte Neroſtraße, durch die man ins Nerothal, auf den Geisberg und auf die Platte gelangt. Die gegen die Kaſerne ſich hinziehende Straße aber, obgleich ſie von der von Biebrich kommenden, nach dem belebteſten Mittelpunkt der Stadt führenden, durchſchnitten wird, iſt dennoch ſehr öde und ſtill.

Viel belebter iſt die Gegend in Nähe des Kurſaales, der am Ende eines großen, auf den beiden Längeſeiten von Platanen eingeſchloſſenen Raſenplatzes, in Form eines vorſpringenden Portikus, mit niedrigen Säulengängen zu beiden Seiten, welche den Eindruck einigermaßen verderben, ſich zeigt. Seit dem Bau der neuen Kolonnade zur Rechten iſt der Symmetrie Genüge geleiſtet, und inſofern man mit der Vorderſeite des Kurſaales ſelbſt die eben angedeutete Veränderung vornimmt, wird das Ganze gewiß einen großartigen Eindruck machen.

Die beiden Neben-Kolonnaden, wie die auf der Vorderſeite des Kurhauſes, enthalten verſchiedenartige Kaufmannsladen, wovon jedoch die mit böhmiſchen Glaswaaren, Kupferſtichen, Landkarten und Reiſebüchern, mit Kinderſpielſachen, Mode- und Galanterie-Waaren ꝛc. ausgeſtatteten, die auffallendſten ſind. Die Ausſtellung der Waaren iſt meiſtentheils wohlverſtanden, und zeigt ſie auf die vortheilhafteſte Weiſe.

Der Kurſaal an und für ſich iſt ein wirklich ſchönes Bauwerk, wenigſtens in ſeinem 1835 neu hergeſtellten Innern. Er nimmt die ganze Höhe des Gebäudes ein, iſt 130 Fuß lang und 60 Fuß breit; 28 korinthiſche Marmorſäulen tragen die Galerien und die herzogliche Loge. An den Wänden ſind Niſchen mit trefflich gearbeiteten Bildſäulen von kararſchem Marmor. Mit Ausnahme des Apollino von Ghinard, ſind alle übrigen von Franzonis Meiſſel. Weniger glänzend, doch nicht minder geſchmackvoll ſind die einerſeit zum Spiel, auf der andern Seite zur Bewirthung beſtimmten Nebenſäle.

Der Spielpächter Chabert, der eine ſehr bedeutende Pacht zahlt, ſcheint nichtsdeſtoweniger von ſeinem Trente-et-quarante, wie von ſeinen drei Rouletten ein fürſtliches Einkommen zu beziehen. Die Spielzeit dauert von Mitte des Mai bis in Mitte des Oktober; die eigentliche Kurzeit beginnt

Digitized by Google

jedoch einen Monat ſpäter und endet einen Monat früher. Während dieſer Zeit ſpeiſet man täglich im Kurſaal um 1 und um 4 Uhr an der Wirthstafel, ſonſt aber noch in jeder Stunde nach der Karte. Jeden Mittwoch iſt Ball; auſſerdem werden von durchreiſenden Künſtlern nicht ſelten Konzerte gegeben. Seines Namens ungeachtet hat der Kurſaal keine Bäder.

Dieſe letzten, etwa 700 an der Zahl, ſind ungleichmäßig unter verſchiedene Gaſt- und Badehäuſer erſten, zweiten und dritten Ranges vertheilt. Die anſtändigſten derſelben befinden ſich in den „vier Jahreszeiten“, im „Schützenhof“, im „Adler“, in der „Roſe“, im „engliſchen Hof“, im „Spiegel“, im „Naſſauerhof“ und im „Römerbad“. Das letzte befindet ſich unmittelbar neben dem Kochbrunnen, deſſen mittlere Wärme nicht unter 56° Réaumür iſt. Die Quelle im Adler hat 52°, die in den vier Jahreszeiten 48°, die in den übrigen Badehäuſern 35 bis 38° Wärme.

Die Anlage hinter dem Kurſaal, mit ihrem etwas ſchmutzigen Waſſerbecken, dem Muſikhügel zur Rechten und den 3 oder 4 Landhäuſern zur Linken, jenſeit des Fahrweges nach Sonnenberg, bildet eine angenehme Partie, die noch viel reizender ſein würde, hätte man ſie nicht faſt aller großen Bäume beraubt und ſie dadurch zu ſehr den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, deren Wirkung in dieſer Thalöffnung manchmal erſtickend iſt.

Folgt man dem daneben ſich ſchlängelnden Bache, ſo gelangt man nach einer Viertelſtunde zur Dietenmühle, einem ſogenannten Beluſtigungsort, wo meiſtens nur am Sonntag Geſellſchaft anzutreffen iſt, die man alsdann ſehr „gemiſcht“ nennen kann, und die gewöhnlich um ein Drittel, wo nicht um die Hälfte wohlfeiler bedient wird, als die im Laufe der Woche ſich einfindenden Fremden.

Die unmäßige Uebertheuerung, ein Gebrechen, woran alle Gaſtwirthſchaften und Vergnügungsorte in und um Wiesbaden nicht allein, ſondern auch in Biebrich und in dem ganzen Herzogthum Naſſau laboriren, iſt ohne Zweifel Schuld, daß ſie von Jahr zu Jahr ſpärlicher beſucht werden, und die 50 Prozent, welche man dort mehr als in den theuerſten Oertlichkeiten in und bei Mainz bezahlen muß, rauben ihnen fortwährend wenigſtens 50 Prozent Gäſte.

Mir iſt es ſchon oft begegnet, daß ich auf der Eiſenbahn einen Ausflug von Mainz nach Wiesbaden gemacht, ohne in dem letzten einen Kreuzer zu verzehren, und ich kenne viele Leute, die in dieſer Beziehung ebenſo verfahren wie ich. Die Herren Wein- und Kaffeeſchenker auf der Dietenmühle, dem Geisberg und der Walkmühle gewinnen alſo durch ihre ariſtokratiſchen Anſprüche auf den Beutel der Konſumenten weiter nichts, als eine majeſtätiſche Einſamkeit, in welcher ſie ungeſtört ſchlummern oder ſich an den Fingern ſaugen können.

Digitized by Google

Das non plus ultra aller Kreide-Verschwendung und Ueberpfefferung scheint jedoch in dem „Försterhause“ auf der Platte einheimisch zu sein. Man darf also dem Fremden, der einen Ausflug nach diesem 1500 Fuß erhöheten Aussichtspunkte, von dem man das Rheinthal, vom Niederwald bis jenseit Oppenheim übersieht, machen will, wohlmeinend rathen, entweder den Esel, den er zur Erleichterung dieses Ausfluges in Mitte der Nerostraße miethen kann, mit Speise und Trank zu beladen, oder seine eigenen Taschen damit zu versorgen, um im Schatten der prächtigen Eichen, im Angesicht des alten Rheins und sogar des Herrn Försters, sein um 200 Prozent wohlfeileres Mahl als bei diesem letzten, zu halten.

Wiesbaden lebt eigentlich bloß von seinen Bädern, und ist auch nur während der kurzen Kurzeit besuchenswerth. Allein selbst dann noch scheint eine mehr oder weniger drückende Langeweile über diese Stadt verbreitet. Die Frauen putzen sich, um hinter dem Kursaal Platz zu nehmen, sich gegenseitig zu mustern und zu gähnen. Die Männer möbliren ihren Beutel mit einigen überflüssigen Thalern, um dieselben auf der Spielbank sitzen zu lassen und am Abend verstimmt nach Hause zu gehen. Ich habe noch niemand gehört, der ohne Ironie gesagt hätte, er habe sich dort vergnügt; und dennoch strömt alles in Menge dahin. Was ist die Ursache eines solchen Widerspruchs?

Nicht etwa der Trieb einen Boden zu betreten, wo vor länger als 2000 Jahren die alte Stadt der Mattiaken gestanden; nicht etwa um die Ueberreste des alten Kastels auf dem Römerberge, welche jetzt zum Theil den Begräbnißplatz umschließen, oder die Ueberbleibsel der Römerherrschaft auf der herzoglichen Bibliothek zu betrachten; nicht etwa um in den schönen Waldungen Jagd auf Edel- oder anderes Wild zu machen; nicht etwa endlich, um das muriatisch-salinische Wasser des Kochbrunnens hinunterzuschlürfen, oder in einem der Bäder sich zu waschen, sondern einzig und allein, weil man eben die Gewohnheit hat, in der schönen Jahreszeit ein paarmal Wiesbaden zu besuchen, und nachdem man sich jedesmal hoch und theuer vermessen, nicht mehr dahinzugehen, doch immer wieder, in Ermangelung etwas Besseren und Näheren, magnetisch davon sich anziehen zu lassen.

Wiesbaden hat sich in der neuesten Zeit beträchtlich vergrößert und verschönert. Seine Bevölkerung beläuft sich auf beinah 12,000 Seelen. Es ist der Sitz der nassauischen Landesregierung, und auch der Herzog hat sich seit einiger Zeit hier ein Schloß bauen lassen, das freilich nicht zum Besten gelegen ist. Auf dem Punkte, am Markt, wo es sich erhebt, ist die Stadt 110 Fuß über dem Rhein und 346 Fuß über dem Meere. Durch den Taunus und das Rheingau-Gebirg gegen die Nordwinde gesichert, ist ihr Klima so mild, daß Pflanzungen von echten Kastanien die meisten Vorhügel

Digitized by Google

bedecken und der Schnee selten lange ligen bleibt. Im Sommer aber ist die Hitze oft unerträglich, weil es an einem Flusse, oder an einem schnellströmenden Bache gebricht, dessen Lauf sie einigermaßen mildern könnte.

Die Bibliothek, die Münzen- und die Alterthümer-Sammlungen sind sehenswerth. In der letzten gibt es manche interessante Lapidarschriften, Bildwerke, Basreliefs und Altäre aus zwei Mithrastempeln bei Hedernheim. Die Sammlung des naturhistorischen Vereins, worin sich die Schmetterlinge auszeichnen, und die kleine Gemäldegalerie, verdienen ebenfalls einen Besuch.

An öffentlichen Gebäuden hat, mit Ausnahme des Kursaales, Wiesbaden bis jetzt wenig Ausgezeichnetes aufzuweisen. Der noch im Bau begriffene Ministerial-Palast wäre großartig geworden, hätte man ihn um ein Stockwerk höher gemacht. Das alte Schloß, das Rathhaus, die Münze, das städtische Hospital und die evangelische Kirche sind unansehnlich, und schon mancher hat die katholische Kapelle gesucht, ohne sie finden zu können, so verborgen ist sie im Hintergrunde eines Hofes. Das Theater, dem Badhause zu den vier Jahreszeiten gegenüber, ist zwar nicht besonders groß, doch im Innern hübsch eingerichtet. Bedeutender ist der Palast in der Wilhelms-Straße, worin die Bibliothek und verschiedene andere Sammlungen sich befinden.

Man hat in und um Wiesbaden viele römische Ueberreste ausgegraben, wovon manche leider abhanden gekommen sind. Die meisten fand man beim Bau der Artillerie-Kaserne, im Schützenhof (wo ein 90 Fuß langes römisches Schwitzbad vorhanden war), im Adler, im Schwan und im Römerbade. Auch an uralten Grabhügeln, die sowohl von unsern Vorfahren als von Römern herrühren, fehlt es in der Umgegend von Wiesbaden nicht, namentlich in der sogenannten Geishecke, an der nach Schwalbach führenden Straße, und in der Kohlhecke, bei dem ehemaligen Kloster Klarenthal. Unweit der Fasanerie soll eine druidische Opferstätte gewesen sein.

Seit Karls des Großen Zeiten bestand in Wiesbaden eine kaiserliche Pfalz, worin der eben genannte Monarch, dessen gewöhnliche Residenz in dem nur fünf Stunden entfernten Ingelheim war, sich mehrmals aufgehalten haben soll. Auch der Allemannen-König Makrian und die Kaiser Otto der Große, Heinrich II, Lothar II, Friedrich I, Filipp von Schwaben und der tapfere Adolf von Nassau gebrauchten die hiesigen Bäder. Auf der Höhe bei Erbenheim stand sonst ein steinerner Königsstuhl, jetzt erhebt sich dort noch eine der mittelalterlichen Warten, welche, nebst dem Landgraben, auf dieser Seite die Grenze des alten Gebiets von Mainz bezeichneten. Der Name der Stadt Wiesbaden wird abgeleitet von den Ufipetern (Vispeteri), den ältesten bekannten Bewohnern dieser Gegend. Es brechen hier 17 heiße und 4 kalte Mineralquellen aus dem Boden, welche letzten noch

Digitized by Google

nicht zum Baden benutzt werden. Gleich dem älteſten Zweige der bourboniſchen Familie, führt Wiesbaden drei weiße Lilien im azurblauen Felde in ſeinem Wappen, das ihm Karl der Große verliehen haben ſoll.

Zu den angenehmſten Spaziergängen und Ausflügen in die Umgebung der Stadt, gehören nächſt den bereits angedeuteten noch der nach der Dietenmühle, dem Geisberg und der Platte, der nach dem eine Viertelſtunde hinter der erſten gelegenen Dorfe Sonnenberg, über das ſich die von den Franzoſen zerſtörte gleichnamige Burg erhebt. Im Innern ihrer weitläufigen Trümmer ſind hübſche Garten-Partien in engliſchem Geſchmack, ſogar ein kleines Labyrinth, angelegt. Das jetzt ſo unanſehnliche Dörfchen Sonnenberg war im Mittelalter eine Stadt.

In einer andern Richtung iſt der Gipfel des Neroberges, den man in einer halben Stunde erſteigt, beſuchenswerth. Im Schatten prächtiger Eichen gewahrt man zu ſeinen Füßen die Reſte des römiſchen Kaſtells, jetzt die Heidenmauer genannt, welche früher am nördlichen Ende der heutigen Stadt begann, die lange, die Metzger-Gaſſe und den Graben durchſchnitt, ſich am alten Schloß vorüberzog und an der Grenze des gegenwärtigen Stadtbezirks endigte. Ihre Höhe betrug 20 und ihre Dicke 10 Fuß. Auf dem Neroberg *) ſelbſt ſtand im Alterthum ein feſtes Gebäude, das ein Viereck von 140 Fuß gebildet zu haben ſcheint. Es ſoll ein Jagdſchloß der Neronen (die wohl nie hierhergekommen) geweſen ſein.

Das herzogliche Jagdſchloß auf der Platte, anderthalb Stunden von Wiesbaden, iſt, nächſt der großen und reizenden Ausſicht auf dieſer Höhe, ebenfalls ſehenswerth. Die innere Einrichtung macht es ſehr wohnlich und nicht allein die ſchönen Geweihe der erlegten Hirſche, ſondern vorzüglich die beiden Bronzehirſche von Rauch, auf der Hinterſeite des Gebäudes, und eine Menge aus Hirſchhorn verfertigter Geräthe. Zu gewiſſen Stunden wird in der Nähe das Wild gefüttert, wozu mit dem Waldhorn das Zeichen gegeben wird. Es iſt das eine Szene die, je ſeltener man ſie ſehen kann, deſto intereſſanter wird.

Das ehemalige Nonnenkloſter Klarenthal, in einem hübſchen Thalgrunde, jetzt ein Oekonomie- und Wirthſchafts-Gebäude und die nahe Faſanerie (wo jedoch keine Faſanen mehr gehalten werden, die ſich jetzt im Schloßgarten zu Biebrich befinden), verdienen ebenfalls einen Beſuch. Längs dem von dem erſten nach der letzten führenden Wege **) ſieht man die vorerwähn-

*) Wahrſcheinlich rührt der Name nicht von Nero her, ſondern von dem alten Worte Ner (Schutzwehr) oder von Neren (ſchirmen) wegen des Kaſtells und der alten Schutzmauer, welche auf dieſer Seite die Stadt vor Ueberfällen bewahrte.

*) Klarenthal iſt ½ und die Faſanerie ¾ Stunden von der Stadt entfernt.

Digitized by Google

ten altdeutſchen Tumuli, wovon einige unter Bäumen und Geſträuch verborgen, die meiſten aber noch leicht erkenntlich ſind.

Viele ſolche alte Grabhügel bemerkt man auch bei dem ¾ Stunden von Wiesbaden entlegenen Dorfe Dotzheim. Ueberſteigt man von da noch eine Höhe, ſo gelangt man binnen 40 Minuten nach dem durch ſeine Kirſchen und ſeine alte Burg berühmten Frauenſtein, wo indeß kein erträgliches Wirthshaus iſt, um den Müden oder Durſtigen aufzunehmen. Eine halbe Stunde oberhalb dieſem Dorfe ragen ſeltſam verklüftete vulkaniſche Felſen auf, die noch nicht genauer unterſucht worden. Auch die vom Walde umſchloſſene Meierei Adamsthalerhof, eine Stunde von der Stadt, und die Lichtweishöle, die ehemals einem kühnen Wilddieb als Zufluchtsſtätte gedient, ſind zwei Endpunkte angenehmer Spaziergänge.

Auf dem Wege von Wiesbaden nach Mainz berührt man, der Landſtraße nach, den obern Theil des Dorfes Mosbach, das unmittelbar mit Biebrich zuſammenhängt. Beide Orte, die eine Geſammtbevölkerung von etwa 3000 Seelen haben, ſind in neueſter Zeit, unter dem Namen des letzten, zur Stadt erhoben worden. Das hier befindliche Schloß des Herzogs von Naſſau und den dazu gehörigen großen Garten konnte ich für jetzt nicht näher in Augenſchein nehmen, behielt mir aber vor, möglichſt bald das in dieſer Hinſicht verſäumte nachzuholen. Auch bei der kurzen Strecke von Wiesbaden bis Biebrich zeigt die Eiſenbahn, welche Richtung man eigentlich, bei Anlegung der Dammſtraße zwiſchen den beiden Orten, hätte einſchlagen ſollen.

Aber vor 20, ja ſelbſt vor 5 Jahren war die öffentliche Einſicht noch nicht ſo weit gediehen, und ſtatt jene beinah vollkommen wagerecht durch das Thalgelände des Salzbaches zu führen, wo ihr Bau eben ſo bequem, als der der Taunusbahn, und mit geringen Koſten hätte bewerkſtelligt werden können, wählte man die an- und abſteigende Linie über den wenig vorſpringenden Hügel, wodurch ſie nicht allein viel beſchwerlicher, ſondern ſogar länger wurde, wonicht gegen Biebrich, doch gewiß gegen Mainz. Denn auf der Landſtraße beträgt die Entfernung von Wiesbaden bis Kaſtel über zwei Stunden und auf der Eiſenbahn nur 1⅝ Stunden. Auf dieſer legt man die Strecke in 19 bis 20 Minuten, auf jener im günſtigſten Fall in einer Stunde 6 bis 10 Minuten zurück. Im Eilwagen zahlte man 36 kr. (mit 60 Pfund Ueberfracht 1 fl. 12 kr.), auf der Taunusbahn dagegen nur 12 kr. in der vierten Wagenklaſſe, wobei das Gepäck ſelten oder nie gewogen wird.

Es war an einem Sonntag, gegen 5 Uhr Nachmittags, als ich in Mainz wieder eintraf. Wie das erſtemal zeigte es ſich mir im feſtlichen Gewande; und in die milde Frühlingstinte einer abendlichen Beleuchtung getaucht, ſchien es mir, mit ſeinen röthlichen Thürmen und Giebeln, ſeinen funkelnden Scheiben

Digitized by Google

und Spitzen, seinem langgedehnten Mastenwald und seinen hohen Pappel-Alleen am Rhein, immer noch würdig des Beinamens, das „goldene“, welchen es Jahrhunderte lang mit Recht getragen.

Altgethürmte Römerveste
Sei gegrüßt von Sängermund —
Sahst viel wunderliche Gäste
Schon in deiner Mauern Rund,
Ach, und hast so viel erfahren
Als das deutsche Reich erfuhr. —
Treu seit achtzehnhundert Jahren
Blieb dir nichts als die Natur.

Die da fliegen durch die Wogen
Auf dem Feuerschiff zum Strand,
Die da kommen hergezogen
Mit dem Wanderstab zur Hand,
Alle schauen drum voll Wonne
Dir ins edle Angesicht,
Wenn ein Strahl der Abendsonne
Es umglüht mit Rosenlicht.

Holde Sagen, süße Lieder
Rauschen längs dem Rheinesstrom,
Doch vor allem hallt es nieder
Dort von deinem hohen Dom —
Was die Lüfte droben singen
Ist der schönsten Lieder eins,
Mächtig tönts noch im Verklingen
„Von dem alten goldnen Mainz.“ *)

*) Vergl. „Rheinisches Albaum,“ von Adelheid von Stolterfoth. Mit 30 Stahlstichen von den besten englischen und deutschen Künstlern. Mainz, bei C. G. Kunze.

Digitized by Google

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Zur Kenntniß der franzöſiſchen Gerechtigkeitspflege und Strafgeſetzgebung.

9. Karakteriſtik der franzöſiſchen Liebe.

Ein ſpekulativ galantes Abenteuer, das ziemlich genau das Streben einer gewiſſen Menſchenklaſſe unſrer Zeit verſinnlicht, begann im Laufe des Jahres 1838 in Wiesbaden und erreichte ſein zuchtpolizeiliches Ziel vor der Korrektionelle in Paris. Es handelte ſich um nichts weniger als um ein förmliches Heirathsverſprechen von Seite eines liebenswürdigen Jeune France gegen eine ziemlich verlebte Blume Albions, verbunden mit einer Entlehnung von 33,000 Franken (15,400 fl. rhein.), von der erſten für den letzten, welche ſich durch das Benehmen des jungen Mannes gegen die überreife Schönheit als eine regelmäßige Betrügerei ausbildete.

Der Held dieſes Drama's neuer Art ſcheint, ſeinem Namen nach, von italieniſcher oder doch von korſikaniſcher Abkunft zu ſein. Er nennt ſich Giacoſa, gebürtig von Paris, 23 Jahr alt, ſeines Standes Tagedieb, von den Mildthätigkeiten des andern Geſchlechts lebend, das er auf alle mögliche Weiſe zu prellen und herabzuwürdigen ſich beſtrebt. Dieſer Schurke von gutem Ton ſcheint regelmäßig jedes Jahr, während der eigentlichen Badeſaiſon, in Wiesbaden ſich aufzuhalten, wo er als Spieler von Profeſſion, nebenbei Bekanntſchaft mit balzaciſchen femmes de trente ans, die gewöhnlich 3 oder 4 Luſtrums mehr auf dem Rücken haben, Bekanntſchaft anknüpft, und ſie, je nach den Umſtänden, als Mittel zu ſeinen Zwecken verwendet.

Eine ſolche Perſon iſt denn auch die ſogenannte Baronin von Lammetz, welche angeblich eine Staatspenſion von Naſſau bezieht, aber gewöhnlich in der Delorme-Galerie, in Paris, ein Lefekabinet, verbunden mit einer Paſtetenbäckerei, hält. Die eben genannte, die ihrer Verſicherung gemäß, eine ſehr glänzende Stellung in Wiesbaden einnahm, ließ ſich von Giacoſa, nachdem dieſer ihr 60,000 Franken (28,000 fl.) entlehnt und durchgebracht, bereden, nebſt ihrer achtzehnjährigen Tochter ihn nach der Hauptſtadt Frankreichs zu begleiten.

Hier machte ſie fortan gemeinſchaftliche Sache mit ihrem Verführer, wie ſie naiv genug war ihn zu bezeichnen, da ſie mehr als zur Genüge ſeine

Digitized by Google

Mutter hätte ſein können. Es war nur noch darum zu thun, einen Gegenſtand zu finden, der ſich mit Erfolg ausbeuten laſſen dürfte. Eine Engländerin, Namens Miß Samler, wurde dazu auserſehen. Dieſe junge Dame, die ſo wenig in der franzöſiſchen Sprache bewandert iſt, daß ſie ſogar über ihr Alter, welches ſie ſelbſt in ihrer Mutterſprache unter die Aegide von fortieth (vierzig) ſtellt, in der ihr fremden Mundart mit achtundzwanzig bezeichnet, hatte die Bekanntſchaft des neuen Geld-Lovelace in der großen Oper gemacht, wo er, einer der ausgezeichnetſten Gants jaunes den erſten Rang am Bronzegeländer der großen Emporbühne einnahm.

Die 33,000 Franken, welche er ihr nach und nach entlehnte, waren bald den früheren 60,000 nachgewandert, oder vielmehr Frau von Lammetz hatte ſich davon, auf Abſchlag der von ihr dem Induſtrieritter geliehenen Summen, etwas Erkleckliches zugeeignet. Giacoſa, der nun keinen Beweggrund mehr hatte der britiſchen Schönheit den Hof zu machen, vernachläßigte ſie nicht nur über die Maßen, er ſchrieb auch die empörendſten Briefe an ſie, wovon wir unten ein kleines Pröbchen mittheilen wollen.

Von der ſolchergeſtalt Verlaſſenen und Hintangeſetzten vor die ſechste Kammer des Zuchtpolizeigerichts beſchieden, erſchien Giacoſa mit eben ſo großer Selbſtzufriedenheit als Nichtachtung gegen alles andere. Auf des Präſidenten Einladung, ihre Klage vorzulegen, begnügte ſich Miß Samler, mit der auffallendſten britiſchen Betonung des Franzöſiſchen zu entgegnen: „Ich bin geworden engaged von Sir Giacoſa für ein ſehr lange Zeit von hier.“

Präſident. Wir verſtehen nicht recht, was Sie meinen.

Karl Ledrü, Advokat der Klägerin. Meine Klientin will ſagen, daß vor langer Zeit der Verklagte ſich mit ihr feierlich verlobt, ſie ſich alſo als ſeine Braut betrachtete.

Es ergab ſich aus den unzuſammenhängenden Erklärungen der Getäuſchten, wozu der Advokat mehr als einmal den Kommentar zu machen ſich genöthigt ſah, daß Giacoſa ſie auf eine eben ſo feine als unwiderſtehliche Weiſe um die bedeutende Summe von 33,000 Franken geprellt, die er theils zu nothwendigen Ankäufen für die künftige Haushaltung, theils zu einer Reiſe nach Italien, welche alle anſtändigen Leute während dem Honey moon (Honigmonat) zu machen pflegen, verwenden zu wollen ſich das Anſehen gegeben.

„Allein,“ fügte ſie mit zitternder Stimme hinzu, „ſobald er dieſe Summe hatte, ließ er ſich nicht mehr ſehen und ſchrieb mir einen Brief, worin er unter andern ſagte: „„Ich ſchicke Ihnen beigehend 500 Franken (233 fl. 20 kr.), was mehr als hinlänglich für Sie iſt, um Frankreich zu verlaſſen und nach Ihrem England zurückzukehren. Ich ertheile Ihnen zugleich als

Digitized by Google

guter Freund den Rath, in Zukunft sich nicht mehr mit schönen jungen Männern einzulassen und nicht ein Wort zu glauben von dem, was sie Ihnen sagen."

Giacosa will durchaus nichts davon wissen, daß er Miß Samler je die Ehe versprochen. Er rühmt sich auf die schamloseste Weise ihrer vertraulichsten Gunstbezeugungen und versichert, für die Zeit, welche er bei ihr verloren, die in Rede stehende Summe, geschenkt erhalten zu haben. Seiner Berechnung nach würde er der Klägerin höchstens 5000 bis 6000 Fr. (2333 fl. 20 kr. bis 2800 fl.) schuldig sein, und verpflichtet sich „auf seine Ehre" dieselben ihr zurückzuerstatten, sobald er bei Kasse sein werde. Sein plötzlicher Bruch mit ihr, fügte er hinzu, rühre daher, daß sie nächst ihm noch mit andern Männern Umgang gehabt und er gefürchtet habe, dadurch in sehr unangenehme Verhältnisse zu kommen. Bei diesen Worten erhob sich Miß Samler und sagte kaum hörbar, mit einer von Thränen erstickten Stimme:

„Ich muß protestiren; alles, was Herr Giacosa sagt, ist die abscheulichste Unwahrheit."

Auch Ledrü erhob sich und sagte: „Das Gericht wird in seiner Weisheit wohl ermessen, zu welchem Zweck der Verklagte eines so abscheulichen Verleumdungs- und Skandalsystems sich bedienen will."

Giacosa wollte noch einiges erwiedern, aber der Präsident gebot ihm zu schweigen und ließ die erste Zeugin rufen. Diese, die vorerwähnte Baronin von Lammetz, eine ziemlich stark beleibte Dame, die früher sehr schön gewesen zu sein scheint, jetzt aber nur durch ihre bedeutend aufgetragene Schminke und ihre eben so reiche als zierliche Kleidung sich auszeichnet, äusserte sich folgendermaßen:

„Ich lebte in Wiesbaden von meinem Einkommen, das nicht unbedeutend war, als ich Giacosa's Bekanntschaft machte. Er erlangte Zutritt in meinem Hause, bewarb sich um meine Hand und entlehnte mir nach und nach 60,000 Franken, worin ich in neuester Zeit erst 6000 zurück erhalten habe. Der größte Theil jener Summe wurde verspielt, der Ueberrest war kaum hinlänglich zu unserer Reise nach Paris, wo ich mit den Trümmern meines Vermögens ein Lesekabinet in der Delorme-Galerie errichtete. Aus meiner Vermählung mit Giacosa konnte unter so bewandten Umständen nichts werden. Er hatte indeß die Bekanntschaft der Miß Sammler gemacht und diese sagte eines Tages zu mir: „Ich will alle seine Schulden bezahlen, hätte er auch noch so viele. Fernando ist mir so lieb, daß, wäre er auch ein Bettler, ein Landstreicher, oder gar ein Straßenräuber, ich mich dennoch glücklich schätzen würde, seine Geliebte zu sein."

Miß Samler. What indignity!

Unter den übrigen Zeugen waren nur die von einiger Bedeutung, welche

Digitized by Google

über die genauen Beziehungen zwiſchen Giacoſa und der Baronin nähere Auskunft zu geben vermochten. Es ergab ſich daraus auf's klarſte, daß dieſe beiden Individuen in Paris immer gemeinſchaftliche Sache gemacht, daß die Baronin mit Hilfe ihres angenommenen Titels den Verklagten in mehr als eine Familie eingeſchwärzt, daß ſie ihm zu Bekanntſchaften mit heirathsluſtigen, meiſt verblühten Mädchen verholfen und den größeren oder geringeren Geldertrag, welchen er auf ſolche Weiſe gewonnen, mit ihm getheilt.

Auſſerdem hatte Giacoſa auch noch verſchiedener Prellereien ſich ſchuldig gemacht. So hatte er in einem Laden ein Sammt-Umſchlagetuch für 150 Fr. (70 fl.), angeblich für die Gräfin von Dömond, gekauft, ohne es zu bezahlen. Als er nun etwa drei Wochen nachher am Arm einer Dame vor demſelben Laden vorüberging, ſchickte ihm die Eigenthümerin deſſelben eine ihrer Gehilfinnen nach, um ihn einzuladen entweder zu zahlen oder den Shawl zurückzuſchicken. Er ſtellte ſich über dieſe Mahnung ſo erzürnt, daß er ſeinen Stock erhob und das junge Frauenzimmer damit zu ſchlagen drohte. Denſelben Abend noch fand er ſich im Laden ein, machte der Demoiſelle Lenormand die bitterſten Vorwürfe über das, was er ihre Unverſchämtheit nannte, und ſagte zu mehren eben gegenwärtigen Damen: „Sie glauben ſich in einem anſtändigen Hauſe zu befinden, aber enttäuſchen Sie ſich; man hat mir nur deshalb eine ſo unangenehme Szene gemacht, weil ich geſtern die an mich gerichteten ſchamloſen Anträge dieſer Perſonen zurückgewieſen."

Präſid. zu dem Verklagten. Was haben Sie auf dieſe Ausſage zu entgegnen?

Giacoſa. Alles, was die Zeugin ſagt, iſt grundfalſch; ich kenne ſie gar nicht und weiß nicht, was ſie vermag, ſolche Unwahrheiten gegen mich vorzubringen.

Unglücklicherweiſe für den Modemann wiederholte nicht allein eine der damals im Laden befindlichen Frauen, ſondern auch noch der Polizeikommiſſär Wolf, den man herbeigerufen, beinah Wort für Wort die verleumderiſche Beſchuldigung, welche er vorgebracht.

Der Advokat Ledrü ſetzte aus einander, wie Giacoſa unter den ſpitzfindigſten Vorſpiegelungen der Zuneigung und des Vertrauens ſeiner Klientin, durch die Erheuchelung einer glühenden Leidenſchaft ſich verſichert. So ſchrieb er unter andern an ſie: „Ihr bezauberndes Bild begleitet mich überall, jeder Schlag meines Herzens ſagt mir in jeder Minute hundertmal, ſie iſt es, die ich liebe, einzig liebe, ewig lieben werde, und jeder ſtörende Gedanke entweicht vor ihrem Namen, wie das düſtere Gewölk nach einem Gewitter vor den Strahlen der Sonne entflieht."

Ein anderes Mal war er ſehr leidend, vielleicht dem Tode nahe, was ihn jedoch nicht verhinderte, auf einem Miethklepper, für deſſen Dienſte noch

Digitized by Google

jetzt das Honorar zu entrichten ist, das Wäldchen von St. Germain, wo seine Geliebte wohnte, zu durchpilgern, und wie der kranke Dichter, bezeichnete er sich bei dieser Gelegenheit bleicher als der blasse Herbst, der mehr und mehr dem kalten Grabe sich zuneigt.

Es gab nur ein Mittel, ihn von seinen Brust- oder andern Leiden zu befreien, nämlich Geld. Dr. Mackay, der sich mit der Tochter der Baronin von Lammetz verheirathet hatte, erklärte in einer sehr gelehrten und gründlichen Konsultation, daß die gefährlichsten Symptome und Schmerzen von Giacosa's Krankheit, wodurch sein Leben der größten Gefahr preisgegeben sei, von der unverschämten Zumuthung seiner Gläubiger, sie zu bezahlen, herrührten. Uebrigens wird dies Prellerstückchen durch Giacosa's eigene Briefe bestätigt.

„Mein Arzt verbietet mir das Zimmer zu verlassen," schreibt er. „Ach es gibt keinen unglücklicheren Menschen auf der Welt als mich; ich bin sehr gequält, entsetzlich gequält. Ich bin so krank, daß ich kaum die Feder halten kann, dennoch darf ich nicht zu Hause bleiben, weil ich mich da noch beängstigter fühle und die Geschäfte mir über alles gehen."

Darauf antwortete ihm die empfindsame Miß Samler: „Ich war sehr unglücklich gewesen, mein sehr theurer Freund, Sie zu sehen so krank. Ich bitte Sie, daß Sie wohl Acht sich geben für Ihre Gesundheit, die viel wichtiger als alles Geld, welches Sie unruhig sich zu erwerben...."

Ein anderes Mittel, das der verschlagene Giacosa ebenfalls mit Erfolg in Anwendung brachte, bestand in Erregung der Eifersucht. So unterhielt er seine Verlobte mehrmals von einer Dame, die sich immer auf seinem Weg befinde und ihn überallhin verfolge. Um jene zu überzeugen, daß dem wirklich so sei, zeigte er ihr eines Tages seinen angeblichen Plagegeist, der niemand anders, als die Baronin von Lammetz war, welche hier, wie anderweit, nur eine hülfreiche Rolle spielte. Dann wurde er selbst von dem Dämon der Eifersucht überfallen und machte seiner Geliebten die bittersten Vorwürfe, daß sie den Dr. Mackay auszeichnete.

„Es hat mich gestern sehr unglücklich gemacht," schrieb er ihr, „daß Sie nur Augen für den Doktor zu haben schienen, nur mit ihm sich unterhielten. Sie haben ihre Grausamkeit so weit getrieben ihn einzuladen, Sie in St. Germain zu besuchen. Ich bin Ihnen also gleichgiltig geworden, und mein Kommen oder Gehen ist wie das des ersten besten für Sie, ohne alle Wichtigkeit. Ich beschwöre Sie, nicht mehr so zu sein, insofern Sie mich nicht zu einem verzweifelten Schritte bringen wollen."

Ein anderes Billet gibt noch einen besseren Begriff von dem Verfahren dieses Menschen. „Mein liebenswürdigster Engel," schrieb er an Miß Samler, „Sie können sich keinen Begriff machen von den Verfolgungen, die ich

auszustehen habe. Trete ich in einen gesellschaftlichen Kreis, so sehe ich mich von Frauen umringt, die mich mit Vorwürfen, mit Einladungen, mit Briefen bestürmen. Alle wollen mich anziehen; aber ich lasse alle und setze mein Glück allein darin, nur der zu gehören, die ich liebe, und diese Auserwählte sind Sie. Um also dergleichen Verfolgungen nicht mehr ausgesetzt zu sein, habe ich mich von aller Gesellschaft zurückgezogen."

Uebrigens scheint er sich für diese Zurückgezogenheit auf eine andere Weise entschädigt zu haben. Denn von nun an fand er sich häufig mit der Baronin und dem Doktor bei der zu hintergehenden Britin ein. Man speiste bei ihr und schonte den Champagner eben nicht, bei welcher Gelegenheit es so weit kam, daß man aus dem steifen Sie zum vertraulichen Du überging. Da indeß Miß Samler den tiefen Sinn und die eigentliche Feinheit dieser beiden Wörtchen noch nicht zu unterscheiden vermochte, kam man überein sich Briefe zu schreiben, wo in jeder Wortfügung das mehrheitliche Sie und das zärtliche Du enthalten sein sollte. Als Muster davon theilte der Advokat nur ein Bruchstück mit, das wahrscheinlich beim Nachtisch vorgelesen und beklatscht wurde:

„Obgleich ich der süßen Hoffnung lebe, Sie morgen zu sehen, kann ich mir doch nicht das Vergnügen versagen, einige Zeilen an Dich zu schreiben. Sie wissen nicht, meine Anna, wie sehr ich Dich liebe. Alles scheint mir öde und traurig, fern von Dir, denn nur in Ihrer Gesellschaft bin ich glücklich, sehe ich Sie nicht, so scheint mir alles todt, denn Du bist meine Liebe und ich denke nur an Sie, mein Engel. Liebst Du mich auch mit solchem Feuer? Ich denke nur an Sie, ich träume nur von Dir; ich habe Sie nur um ein einziges zu bitten, mir so treu zu bleiben, wie ich Dir bin. Hätte ich nur den bloßen Gedanken, daß Du mir untreu werden könntest, würde ich sterben, denn ich liebe nur Sie und nur durch Dich; meine Anna ist mein Alles."

Nach Vorlesung dieses Briefwechsels, der mehr als einmal ein allgemeines Gelächter erregte, bewies Ledru, daß der Verklagte es von jeher darauf abgesehen, Miß Samler zu prellen, und daß zu solchem Zwecke nicht allein die Frau von Lammetz, sondern auch ihre Tochter und deren Gatte ihm behilflich gewesen; daß alle Szenen, welche man mit ihr gespielt, vorher unter den Verschwornen verabredet worden, und man es auf nichts weniger abgesehen habe, als sie wo möglich um ihr ganzes Vermögen zu bringen. Endlich überzeugt, daß man mit etwa 33,000 Franken sich begnügen müsse, beschloß man mit ihr zu brechen, weshalb Giacosa ein Briefchen nachstehenden Inhalts an sie richtete:

„Beigehend empfangen Sie 500 Franken, das letzte, was mir übrig bleibt von dem mir neulich gemachten Geschenk. Ich schicke Ihnen diese Summe

Digitized by Google

mit der ausdrücklichen Einladung, zu den Ihrigen zurückzukehren, und fordere Sie auf, fortan nicht mehr ein so stürmisches Leben zu führen als bisher. Die nichts weniger als ehrenvollen Mittheilungen, welche mir über Ihr Betragen zugekommen, werde ich nur im äußersten Nothfalle veröffentlichen, und nur dann, wenn Sie je den tollen Gedanken haben sollten, mich auf irgend eine Weise zu verfolgen. In diesem Fall werde ich mich einer furchtbaren Waffe bedienen: ich werde Sie in den Zeitungen in einem eben nicht günstigen Lichte darstellen und Ihre Briefe abdrucken lassen, um dadurch zu beweisen, welchen Lebenswandel Sie geführt. Möge Ihnen das als Warnung dienen, in Zukunft keine Bekanntschaften mehr auf der Straße anzuknüpfen. (Bemerken Sie, unterbrach sich der Advokat, die unwillkürliche Aeußerung des Verklagten, über die Art und Weise, wie er selbst mit meiner Klientin bekannt geworden.) Ich kann Sie jetzt nur einladen, so zu handeln wie ich, und Paris möglichst bald zu verlassen, insofern Sie nicht ein Gegenstand des Gelächters und der Verachtung werden wollen. Uebrigens werden Sie mich nie wiedersehen; und damit Gott befohlen. Fernando.“

Man glaube indeß nicht, fuhr der Advokat fort, daß der in vorstehendem Briefe ausgedrückte Gedanke dem Verklagten plötzlich gekommen sei. Nein, er hat ihn seit langem gehegt und nichts unterlassen, was ihm zur Ausführung desselben behülflich sein konnte. Daher rühren denn auch die Briefe der Klägerin, welche er durch seine an sie gerichteten Schreiben gewissermaßen selbst diktirt. So bereitete er, Schritt um Schritt, die Gelegenheit vor, wo er, nach Erreichung seines Zweckes, zu brechen beabsichtigte. Es zeigt sich also in dem ganzen Verfahren dieses Menschen das entschiedene Streben, nicht allein eine von ihm beherrschte Person zu hintergehen, sondern auch von dieser Hintergehung für sich die möglichst größten materiellen Vortheile zu erzielen.

Der Advokat des Königs unterstützte nicht nur die Anklage in allen Punkten, er drang auch auf eine strenge Bestrafung Giacosa's, den er als einen eben so gefährlichen wie vollendeten Industrieritter darstellte. Dieses letzten Advokat bemühete sich, die sogenannte Uneigennützigkeit seines Klienten dadurch zu begründen, daß er versicherte, dieser habe während der Julirevolution eine Menge silberne Gabeln und Löffel gefunden und statt dieselbe für sich zu behalten, sie nach dem Stadthause getragen. Habe er mit der Klägerin gebrochen, so sei es nicht etwa, weil er von ihr nichts mehr zu erpressen vermocht, sondern weil ihm übele Berichte über ihren Lebenswandel zugekommen. Die Summen, welche er von ihr erhalten, seien ihm keineswegs geborgt, sondern aus freiem Antriebe geschenkt worden; daß er sie angenommen, sei vielleicht nicht ganz recht, dennoch sei in seinem Verfahren nichts, was ein Vergehen konstituire.

Digitized by Google

Während der Berathung des Gerichts, verlangte Giacosa zu sprechen. Er sagte jedoch weiter nichts, als daß er den Brief vom 25. August, welchen er an Miß Samler geschrieben, verwerflich finde und deshalb mißbillige. Darauf rief ihm Ledrü zu: „So verwerfen und mißbilligen Sie also auch Ihre ganze Vertheidigung, welche auf nichts anderem, als diesem abscheulichen Briefe beruht.“

Das Gericht: In Erwägung, daß Giacosa sich einer Betrügerei gegen die Demoiselle Lenormand schuldig gemacht; daß er sich ebenfalls betrügerischer Mittel bedient, um von Seite der Demoiselle Samler sich beträchtliche Summen zuzuwenden, verurtheilt ihn zu fünfvierteljähriger Einsperrung, 100 Franken (46 fl. 40 kr.) und Bezahlung der Kosten; sodann mit Bezug auf die Requisition der Klägerin: in Erwägung, daß dieselbe ihre Forderung an Giacosa auf 20,000 Franken (9333 fl. 20 kr.) beschränkt, verurtheilt ihn zur Bezahlung dieser Summe an die Zivilpartei, und bestimmt die Dauer der Schuldhaft auf 3 Jahre.

Giacosa appellirte an den königlichen Gerichtshof; da er jedoch in dem Fall sich befand, entweder sein ganzes bisheriges Vertheidigungs-System verwerfen und sich als Lügner hinstellen zu müssen, oder auf demselben zu bestehen, gab er dem letzten den Vorzug und machte sich dadurch nur um so verächtlicher, weshalb denn auch das Gericht in allen Punkten das erste ihn betreffende Urtheil bestätigte.

---

10. Dreifacher Mord aus übelverstandener Eitelkeit.

Ein Verbrecher, dessen Thaten in neuester Zeit großes Aufsehen erregt und dessen vor den Assisen in Bordeaux verhandelter Prozeß gewiß die allgemeine Neugier beschäftigt haben würde, wäre er nicht gleichzeitig mit dem noch viel verwickelteren und interessanteren der Lafarge zusammengetroffen, Eligabide, der Mörder seiner Geliebten und deren beiden Kinder, der würdige Nacheiferer Lacenaire's, Soufflards, Avrils und Peytels, ist im Anfang des Novembers dieses Jahres hingerichtet worden.

Fragt man, welcher überwiegende Beweggrund diesen Menschen vermocht eines dreifachen Mordes sich schuldig zu machen, so ist die Antwort nichts weniger als leicht; aus allen Umständen geht jedoch hervor, daß Eligabide, so lange er durch eine Verbindung mit der unglücklichen Wittwe Anizat wesentliche Vortheile zu erzielen gehofft, alle erdenkliche Mühe sich gegeben, um zu seinem Zweck zu gelangen. Nachdem er aber nach Paris sich begeben und nach einigem Verweilen in der großen Stadt erkannt, daß er hier allein und selbstständig besser durchzukommen im Stande sein werde, als mit Frau

Digitized by Google

und Kind, bildete sich bei ihm der Vorsatz aus, nicht etwa seine Geliebte von seiner veränderten Gesinnung zu benachrichtigen, sondern vielmehr derselben für immer sich zu entledigen.

Deshalb, als sie ihn benachrichtigte, daß sie ihm ihren Sohn, einen zwölfjährigen hoffnungsvollen Knaben zusenden wolle, that er nicht nur nichts, sie von ihrem Vorhaben abzuleiten, er bestärkte sie vielmehr darin. Dann erwartete er den Ankommenden im Hofe der Messagerien, brachte sein Gepäck in der Nähe desselben unter, zeigte ihm einige der auffallendsten Merkwürdigkeiten von Paris, begab sich mit ihm zu einem Speisewirth, wo er ihn einen Brief schreiben ließ, in welchem das Kind seine Zufriedenheit über seine neue Lage ausdrückte, und unter dem Vorwand nach Hause zu gehen, zog er es mit sich bis auf eine ziemliche Strecke außerhalb der Stadt gegen das Dorf Villette, wo er ihm mit einem Hammer den Schädel einschlug, den Hals durchschnitt und den Leichnam in den Graben neben der Landstraße warf, dergestalt daß der Kopf nach unten und die Beine nach oben gewendet waren. Er kehrte sodann ruhig nach der Stadt zurück, gab den kurz vorher geschriebenen Brief auf der Post ab und harrte auf den ferneren Ausgang der Sache.

Man weiß, wie lange die öffentliche Aufmerksamkeit und die Nachforschungen der Polizei mit dieser unerklärlichen Mordthat sich beschäftigten. Der Leichnam des Knaben wurde einbalsamirt und blieb über anderthalb Monate in der Morgue ausgestellt. Mehre Personen glaubten ihn zu erkennen, eine Mutter versicherte sogar, es sei ihr eigenes Kind; dennoch schwebten alle im Irthum und Eliçabide, der fast täglich an der Morgue vorüberging, wie um zu erfahren, auf wen der Verdacht fallen werde, blieb gänzlich unbeachtet.

Auch die Mutter des Gemordeten ahnete von der schrecklichen Katastrofe nichts. Noch in Pau wohnhaft schrieb sie an Eliçabide, „daß sie nicht länger ohne ihren Sohn leben könne und fest entschlossen sei, nach Paris zu kommen, um ihn wiederzusehen.“ Voraussehend, daß das Eintreffen dieser Frau in der Hauptstadt den Schleier zerreissen und sein Verbrechen ans Licht bringen werde, beschloß er ihr zuvorzukommen. Hatte Feigheit oder Schwäche ihn zuerst verhindert die Anizat von der Veränderung seiner Gesinnung zu unterrichten, so nöthigte ihn jetzt die Konsequenz derselben Rücksicht, sie ebenfalls zu morden. Und wirklich zögerte er nicht einen Augenblick.

Er schrieb ihr, daß, da er mehre wichtige Geschäfte in Bordeaux zu betreiben habe, er unverweilt nach dieser Stadt reisen, und daselbst mit ihr in einem von ihm bestimmten Gasthofe, zusammentreffen werde; dann solle sie ihn nach Paris begleiten, wo er ihren Sohn, der sich in sehr guten Händen befinde, zurücklassen werde.

Es fügte sich unglücklicherweise alles, wie er es vorausberechnet. Eliçabide

Digitized by Google

hatte Paris den 3. Mai verlaſſen, ohne jemand von dem Zweck ſeiner Reiſe zu unterrichten; zu ſeinen Stubengefährten und zu ſeinen übrigen Bekannten hatte er nur geſagt, daß er binnen acht Tagen wieder zurück ſein werde. Die Mutter Anizat war an dem beſtimmten Tage in Bordeaux eingetroffen und in dem von ihrem Geliebten ihr angedeuteten Wirthshauſe abgeſtiegen. Sie mußte einen oder zwei Tage auf ihn warten, weil er, aus Mangel an Geld, nicht mit dem Eilwagen hatte fahren können. Bei ſeiner Ankunft in Bordeaux war er ſo ſehr von allen Mitteln entblößt, daß er von ſeiner Schweſter, die Kammerjungfer bei einer Herrſchaft in Ivrac war, eine mühſam erſparte Summe von hundert Franken borgte, welche ſie ihm ſelbſt überbrachte.

Unmittelbar nach Empfang dieſes Geldes eilte er nach dem Gaſthof, wo die Anizat ſeiner harrte. Beide ſchienen den ganzen Tag ſehr zufrieden und glücklich. Den andern Morgen beſuchten ſie gemeinſchaftlich mehre Perſonen, welche die Anizat in Pau gekannt, und am Abend brach dieſe, nebſt ihrer Tochter und Eliçabide, nach Ivrac auf, wo ſie, wie der letzte es gewünſcht, über Nacht bleiben und auf den nach Paris gehenden Eilwagen warten wollten.

Kurz vor dem Antritt dieſer verhängnißvollen Abendwanderung hatte ſich eine alte Bekannte der Wittwe Anizat bei ihr eingefunden, und mit ihr eine leichte Mahlzeit genommen. Eliçabide war dabei ſehr heiter geweſen und hatte mit der größten Ruhe viel intereſſantes erzählt. Als die Rede auf den von ihm umgebrachten Knaben kam, hatte ſich ſeine Haltung nicht im mindeſten verändert. Er hatte ihn bald gelobt, bald getadelt, das erſte jedoch mehr als das letzte, und als die Mutter ihre Sehnſucht ausſprach, den Knaben bald wieder an ihr Herz zu drücken, hatte er mit lachendem Munde bemerkt, daß ſie unfehlbar nach zwei oder drei Tagen dies Glück genieſſen werde.

Bald nach acht Uhr ſtieg er mit Mutter und Tochter in einen Wagen, den er ſelbſt beſtellt und worin ſie bis nach einem Wirthshauſe auf der Landſtraße, die „vier Pavillons“ genannt, fuhren. Hier ſtieg man aus und ſchlug, in einiger Entfernung von dem Wirthshauſe, einen Seitenweg ein, der bald zum Hohlweg wurde und ſich zwiſchen ziemlich hohen Hügeln dahinſchlängelt. Am Ende deſſelben gelangt man in ein ziemlich großes Gehölz und jenſeit dieſem iſt ein Bach, der gegen die Landſtraße fließt.

Es war bereits Nacht geworden, als die Reiſenden dieſen Weg betraten; überdem war der Himmel mit ſchwarzen Wolken umhängt. Eliçabide trug ſeinen Nachtſack und ging in der Mitte zwiſchen Mutter und Tochter. Nach einigen Schritten im Hohlweg blieb er ſtehen, die andern einladend, vorauszugehen. Er öffnete nun ſeinen Sack, nahm daraus denſelben Hammer, womit er ſchon den Knaben erſchlagen, eilte den beiden nach, überfiel ſie mit

Digitized by Google

großer Schnelligkeit und zerschmetterte ihnen den Schädel binnen wenigen Sekunden. Darauf, um vollkommen gewiß zu sein, sich ihrer entledigt zu haben, schnitt er ihnen mit seinem Taschenmesser den Hals ab und setzte sich unfern seiner beiden Opfer auf den Boden, lange seinen Gedanken sich überlassend.

Das Bedürfniß seiner eigenen Sicherheit stellte sich ihm indeß dringend dar; er erhob sich wieder und durchfurchte das Gesicht der Mutter mit so vielen Schnitten, daß er hoffen durfte, es unkenntlich gemacht zu haben. Er zerriß sodann einige der Kleidungsstücke beider, lud sich den Körper der Wittwe Anizat auf die Schulter, trug ihn durch das Gehölz und warf ihn in den Bach. Dann kehrte er wieder zurück, wickelte die junge Mathilde in das Umschlagetuch ihrer Mutter, trug sie über tausend Schritte weit nach der Landstraße und stürzte sie von da ebenfalls in den Bach. Damit noch nicht zufrieden, sammelte er die Kleider seiner Opfer und verbarg sie in einer noch größeren Entfernung unter einem Strauch. Nachher wusch er sich, zog andere Kleider an und erwartete den Anbruch des Tages, um nach Bordeaux zurückzukehren.

Um halb fünf Uhr stieg er bei dem Wirthshause zu den vier Pavillons in den von Bergerac kommenden Eilwagen und begab sich in Bordeaux in ein Wirthshaus in der Mauthstraße. Er hatte seinen Nachtsack, den Korb der Wittwe Anizat, den ihrer Tochter und noch einige ihrer Kleidungsstücke bei sich. Unmittelbar nach seiner Ankunft ließ er sich ein Frühstück geben, verzehrte dasselbe mit vieler Eßlust und begab sich in einen Saal, um sich am Kaminfeuer zu wärmen. Nach etwa einer Stunde fand man ihn eingeschlafen; er wachte jedoch bald wieder auf, verlangte ein Zimmer und legte sich ins Bett.

Schon am Vormittag desselben Tages wurde der verstümmelte Leichnam der Maria Anizat entdeckt und gegen Abend auch jener der jungen Mathilde. Das Gerücht von diesem zwiefachen Verbrechen verbreitete sich schnell in Bordeaux, und da der Gastwirth, bei dem Eliçabide eingekehrt war, erfahren hatte, daß sein Gast unfern der Stelle, wo die beiden Mordthaten verübt worden, in den Wagen gestiegen war, benachrichtigte er den Polizei-Kommissar von diesem Umstand. Der Uebelthäter wurde in demselben Augenblicke verhaftet, wo er das Haus verlassen wollte, um nach Paris zurückzukehren.

Der bei ihm gefundenen Körbe und Frauenkleider, worauf man mehre Blutflecken bemerkte, ungeachtet, leugnete Eliçabide hartnäckig jeden Antheil an der Uebelthat; bald jedoch durch die Augenscheinlichkeit überführt, verlangte er ein Blatt Papier und erklärte schriftlich, daß er die Frau und das Mädchen, welche man gefunden, umgebracht habe. Sogleich verhört, bestätigte er seine schriftliche Aussage, versicherte jedoch, daß er seine beiden

Digitized by Google

Opfer mit einem Stein überfallen, den er zufällig aufgerafft und der sich in seiner Hand belebt zu haben schien. Allein auch diese Angabe beruhete auf einer Lüge; denn bald fand man im Abtritt des Gasthauses den mit Blut besudelten Hammer und das Taschenmesser, womit das Verbrechen verübt worden. Er gestand später auch den an dem Sohne der Anizat verübten Mord ein, und fügte hinzu, daß er das Messer, dessen er bei dieser Gelegenheit sich bedient, in die Seine geworfen habe.

Befragt, aus welchen Gründen er in dem Blute einer ganzen Familie gewissermaßen sich gebadet? behauptete er, daß, nachdem er an seine Geliebte geschrieben, ihren Sohn zu ihm zu schicken, er zu spät eingesehen habe, wie unvorsichtig er gehandelt, weil er dem Knaben nichts anders zu bieten hatte, als sein Elend mit ihm zu theilen. Uebel verstandene Eitelkeit hatte ihn verhindert das zu gestehen und sein Erbieten zurückzunehmen. Als nun der junge Anizat wirklich eingetroffen war, und er gerade damals in der bittersten Verlegenheit sich befand, sei ihm nichts übrig geblieben, derselben sich zu entreissen, als jenem das Leben zu nehmen. Um seine Schuld zu verbergen, habe er sich genöthigt gesehen, der Mutter wie der Tochter ebenfalls sich zu entledigen.

Er erklärte ferner, daß er beide allein zu diesem Zwecke nach Bordeaux beschieden, daß er deshalb seinen Hammer mit sich genommen und sich vorher genau von der Oertlichkeit unterrichtet, wo er die That vollbringen wollte.

„Wäre das Schicksal mir günstiger gewesen und hätten sich mir bessere Aussichten für die Zukunft eröffnet," fügte er hinzu, „so würde ich es als meine erste und liebste Pflicht erachtet haben, für die Wittwe Anizat und ihre Kinder zu sorgen. So aber vermochte ich ihnen nichts als Sorge und Kummer zu bieten, weshalb ich es für sie als eine wahre Wohlthat betrachtete, sie zu tödten."

Man würde eher seiner Angabe Glauben beimessen dürfen, wenn er gesagt, daß er seinen Stolz dadurch verletzt gesehen, weil er einer Familie, welcher er seinen Schutz angeboten, denselben nicht habe angedeihen lassen können, indem es ihm selbst an den nothwendigsten Erhaltungsmitteln gefehlt. Dadurch bedrückt und gedemüthigt, habe er nach und nach den grausamen Gedanken aufgefaßt und ausgebildet, sie gänzlich zu beseitigen, um ihnen nicht seine Blöße zeigen zu müssen und sich vielleicht ihre Vorwürfe zuzuziehen.

Anderseit ist es aber auch nicht unwahrscheinlich, daß Eliçabide, dem es an allen Hilfsmitteln gebrach, der seit längerer Zeit mit der bittersten Noth gekämpft (da es erwiesen ist, daß er sogar gebettelt, um einige Unterstützung zu erhalten), sich wahrscheinlich einen zu großen Begriff gemacht von dem beweglichen Eigenthum der Wittwe Anizat, welches sie ihm zubringen sollte.

Digitized by Google

Ohne Zweifel hatte selbst diese, um sich noch mehr seine Zuneigung zu sichern, ihre Vermögensumstände übertrieben, und es hatte sich bei ihm die Hoffnung festgestellt, eine nicht unbedeutende Summe, nebst andern Sachen von Werth, sich zueignen zu können.

So viel ist jedenfalls gewiß, daß er die 140 Franken (65 fl. 20 kr.), welche der junge Anizat mit nach Paris gebracht, sich zugeeignet, und daß man ebenfalls alles Geld, welches seine beiden andern Schlachtopfer mit nach Bordeaux gebracht, in seinem Besitz gefunden. Er hatte sich damit noch nicht begnügt, sondern den von ihm Ermordeten auch ihre Ringe, Ohrgehänge und andere Gegenstände von Silber oder Gold, welche sie an sich trugen, abgenommen, nebst ihren besten Kleidungsstücken, ihren Körben und allem, was sich darin befand. Auch hatte er in dem Wirthshause, wo sie abgestiegen waren, die schriftliche Weisung hinterlassen, daß man die Koffer und drei große Päcke, welche für die Wittwe Anizat noch eintreffen sollten, an *seine* Adresse nach Paris zu befördern habe. Es geht also aus diesem Verfahren der klare Beweis hervor, daß er nach dem Tode der Familie Anizat wirklich im Besitz alles dessen sich befand, was ihr gehört.

Aber welche Beweggründe den Verbrecher auch bewogen drei Menschen, mit denen er bis dahin im besten Verhältniß gestanden, das Leben zu nehmen, ist sein Begehen doch so entsetzlich, daß es auf keine Weise sich entschuldigen läßt. Vergebens bemühte er sich, als das Werkzeug einer unerbittlichen Fügung sich darzustellen; vergebens behauptete er, daß er von Zeit zu Zeit von einem Schwindel befallen werde, während dem er nicht wisse, was er thue, und daß in neuster Zeit, wo ihn derselbe heimgesucht, sich eine unwiderstehliche Mordlust dazugesellt, die man als eine Art blutigen Wahnsinns betrachten müsse.

Es war zu viel logische Verkettung in seinem Begehen, seine Handlungen waren der Ausdruck eines zu gereiften Nachdenkens, zu entschiedener Vorausberechnung und zu schlauer Verschürzung, als daß man annehmen konnte, er sei von einer plötzlichen Mordwuth überfallen worden, und habe sein Verbrechen verübt, ohne darüber nachzudenken.

Eligabide war 30 Jahr alt, von Mauléon, im Departement der östlichen Pyrenäen gebürtig, und seines Standes Professor oder vielmehr Privatlehrer.

Befragt, ob es wirklich seine Absicht gewesen die Anizat zu heirathen, entgegnete er, wie aufbrausend: „Nein, keineswegs; ich konnte und wollte ihr freilich keinen Vorschlag thun, der ihr irgend einen Zweifel über meine Absicht hätte lassen können, aber jedesmal, wenn ich von Liebe mit ihr sprach, dachte ich Tod. (Er legte einen gewissen Nachdruck auf das letzte Wort und lachte dabei.) Auf solche und ähnliche Weise suchte er sich, wo

Digitized by Google

nicht das Ansehen vollkommener Verrücktheit, doch das einer großen Ideenüberspannung zu geben. Mehre Aerzte, die ihn während seiner Haft beobachtet, erklärten jedoch einstimmig, daß sie keine Spur eigentlichen Wahnsinns an ihm bemerkt und daß die Rolle, welche er jetzt zu spielen sich bemühe, eine durchaus erkünstelte sei.

Einstimmig von den Geschwornen eines dreifachen Mordes schuldig erklärt, konnte das Gericht nicht anders, als ihn zum Tode verurtheilen. Wir haben bereits gesagt, daß er seitdem seinen wohlverdienten Lohn empfangen hat.

---

11. Eine ertappte Spitzbübin, wie es deren viele gibt.

Gegen Ende des Februars 1840 fand sich ein junges hübsches Mädchen in der Pfarrkirche zu Libourne ein und verlangte mit dem ersten Geistlichen der Stadt zu sprechen. Man führte sie zu diesem in die Sakristei und sie begleitete ihn nach beendigtem Gottesdienste in seine Wohnung, wo sie zum Mittagessen blieb. Nach der Mahlzeit nahm sie der Pfarrer mit sich in ein anständiges Haus und erzählte hier: die junge Person sei die Angehörige einer reichen, anständigen Familie zu Clermont, Namens Lambert; sie habe das Unglück gehabt, in einem Alter von zwölf Jahren von einem verheiratheten Manne verführt zu werden, der sie mit sich nach den Antillen genommen, wo sie 6 Jahre in Luxus und Wohlleben zugebracht; vor einigen Tagen in Gesellschaft ihres Entführers nach Frankreich zurückgekehrt und von Reue über ihren bisherigen Lebenswandel durchdrungen sei sie ihm entflohen und bitte nun, daß man ihr zur Rückkehr zu den Ihrigen behilflich sein möge.

Alles, was der Geistliche seinen Bekannten mittheilte, wußte er natürlich nur aus dem Munde derjenigen, die sich unter seinen Schutz begeben, er konnte also auch nicht verbürgen, ob, was sie ihm gesagt, der Wahrheit gemäß sei. Doch das Aeussere der jungen Person, ihre Haltung und ihre Sprache schienen so einfach und wahr, daß man ihrer Angabe das vollste Vertrauen schenkte. Auf des Pfarrers Fürsprache zeigte sich die Familie B. bereit, Fräulein Lambert bei sich aufzunehmen und sie so lange zu behalten, bis es gelungen sein würde, mit ihrer Familie sie auszusöhnen.

Auffallend schien es jedoch, daß die junge Person nicht allein, gleich am ersten Tage, gewisser Ausdrücke sich bediente, an die man in der guten Gesellschaft gar nicht gewöhnt ist, daß ihre Gewohnheiten überhaupt mit ihren Angaben nicht in Uebereinstimmung zu stehen schienen, sondern auch daß sie als nach einiger Zeit die Rede auf ihre angebliche Familie kam, dieselbe nicht mehr Lambert, sondern Gérard nannte. Von diesem Widerspruch unter-

Digitized by Google

richtet, ſchrieb ihr geiſtlicher Beſchützer unverweilt an den Hauptpfarrer in Clermont, um bei ihm Erkundigungen einzuziehen. Wie ſich vorausſehen ließ, wurde ihm berichtet, daß es keine Familie weder des einen noch des andern vorangedeuteten Namens in Clermont gebe.

Welches war nun die Abſicht der jungen Abenteurerin geweſen, indem ſie einer ſo leicht zu erforſchenden Lüge ſich ſchuldig gemacht? Wahrſcheinlich würde ſich das zur Genüge herausgeſtellt haben, hätte man ihr länger Zeit gelaſſen, mit der innern Einrichtung des Hauſes, wo ſie aufgenommen worden, ſich bekannt zu machen. Dieſe Vorausſetzung wird um wahrſcheinlicher, da ſich aus der gerichtlichen Unterſuchung ergab (denn der königliche Prokurator, von der Sache benachrichtigt, nahm kraft des Geſetzes ihre Perſon in Beſchlag), daß ſie eine ähnliche Rolle ſchon an mehren andern Orten geſpielt, daß ſie gewöhnlich Geiſtliche für ſich zu intereſſiren gewußt, und daß ſie ſogar während einiger Zeit ein Unterkommen in einem Nonnenkloſter gefunden, aus welchem ſie nach einem halbjährigen Aufenthalt, mit mehren Sachen von Werth, die ſie aus der Kirche und aus den Zellen der andern Nonnen entwendet, ſich auf und davon gemacht.

Einer der Pfarrer, der ſich für ſie intereſſirt, war von ihr um mehre hundert Franken betrogen worden. Von einem andern hatte ſie eine goldene Uhr und ein halbes Dutzend ſilberner Löffel und Gabeln mitgenommen. Bei einem Dritten hatte ſie ſogar ein ſilbervergoldetes Kruzifix entwendet u. ſ. w. Im Kloſter hieß ſie Thirza, an einem andern Orte Fräulein von Noguès. Hier war ihr Vater eine im Staate hochgeſtellte Perſon, anſäſſig in Paris und ihre ebendaſelbſt wohnende Schweſter, eine Gräfin von Morin, dort bezeichnete ſie als ihren Verführer einen Staatsprokurator oder einen erſten Präſidenten; überall veränderte ſie ihre Angaben je nach den Umſtänden, was jedoch nur dazu diente, ſie ſelbſt darin zu verwirren und ihr eine Ungewißheit zu geben, die ſich durch häufige Widerſprüche verrieth. Sie hatte eine Menge Briefe an die von ihr namhaft gemachten Perſonen ſchreiben laſſen; aber alle kamen zurück, weil man jene nicht hatte auffinden können.

Vor Gericht ſah ſich die junge Betrügerin genöthigt, zu erklären, daß ihr wirklicher Name Marie Bachelerie ſei. Von niedrigem Herkommen, hatte ſie ſeit mehren Jahren einem Beruf ſich gewidmet, den das verworfenſte Frauenzimmer nur im äuſſerſten Nothfall genauer zu bezeichnen wagt. Uebrigens war ſie nicht 18, ſondern 25 Jahr alt. Auſſerordentlich in allen Verſtellungskünſten geübt, wurde es ihr nicht ſchwer, ſich ein ſittſames, beſcheidenes Anſehen zu geben, hinter dem jedoch die empörendſte Schlechtigkeit verborgen war. Sie beſtritt die meiſten ſie betreffenden Beſchuldigungen mit einer Ruhe und einem Takt, welche nur bewieſen, wie geübt ſie ſchon in

Digitized by Google

solchem Begehen war, und bemühete sich diejenigen, welche augenscheinlich ihre Schuld herausstellten, so viel sie vermochte, zu mildern.

Das Gericht verurtheilte sie, weil sie schon, eines von ihr begangenen Diebstahls wegen, einjährige Einsperrung erlitten, zu dreijähriger Haft, und, nach Ueberstehung derselben, zu fünfjähriger Ueberwachung von Seite der Staatspolizei.

Erläuternde und geschichtliche Politik.

7. Oestreichs auswärtige Politik seit dem Kongreß zu Wien.

Nach „Oestreichs sociale und politische Zustände, von P. E. Turnbull *)."

Die auswärtige Politik Oesterreichs ist wesentlich auf die Erhaltung des Friedens gerichtet. Die Befestigung seines Finanzsystems, die Entwicklung seiner National-Hilfsquellen, die Verbesserung seiner Institutionen, der Vortheil, den ihm die Einschränkung seiner Militärausgaben brächte, — Alles dies verlangt eine längere Dauer jener europäischen Ruhe, deren Aufrechthaltung sein großes Ziel war. Trotz seiner Furcht daher vor dem demokratischen Prinzip hat es sich bei den mannichfachen politischen Veränderungen, die seit wenigen Jahren in Frankreich, Spanien und Portugal vorfielen, zufrieden gegeben, noch würde es, wenn ähnliche Veränderungen sich auf andere europäische Länder erstreckten, sich einmischen, um sie etwa durch eine bewaffnete Intervention zu hindern, so lange nur die Ruhe seiner eigenen Länder nicht unmittelbar bedroht wird; denn derselbe praktische Geist, und dieselbe nur auf seine eigenen Nationalinteressen gerichtete Aufmerksamkeit, welche in Oesterreich die innere Verwaltung karakterisiren, erstrecken sich auch auf seine äusseren Beziehungen. Den Gang dieses sich stets gleichbleibenden Geistes in seiner Wirksamkeit zu verfolgen, wäre jederzeit ein Gegenstand interessanter Forschung; aber im gegenwärtigen Augenblicke, wo aufgeklärte Staatsmänner

*) Vergl. mit der Anzeige und Erörterung dieses so eben in deutscher Bearbeitung erschienenen wichtigen Werkes, in der „kritischen Uebersicht".

Digitized by Google

einsehen müssen, welche mächtigen politischen Resultate von dem Benehmen Oesterreichs abhängen, ist es ungemein wichtig, daß seine wirkliche Stellung und seine Gesinnungen gegen fremde Nationen vollkommen verstanden und recht gewürdigt werden. In folgendem bescheidenen Versuch, einen Gegenstand zu beleuchten, der so ausgedehnt und in manchen Punkten sehr falsch aufgefaßt worden ist, werde ich mich bemühen, ihn in drei Theile zu sondern; obgleich diese Theile im wirklichen Leben vermengt, und alle mit einander verbunden sind, um das allgemeine Schema der auswärtigen Diplomatie zu bilden.

Ich werde die österreichische Politik betrachten, erstens in Bezug auf Italien und Frankreich; hier werden einige kurze Bemerkungen genügen, weil der Gang dieser Politik klar und einfach ist; zweitens in Bezug auf Preußen und die deutschen Staaten, wo eine etwas ausgedehntere Abhandlung nöthig sein wird; drittens in Bezug auf Rußland, die Türkei und den Orient; ein Punkt, der die beiden anderen an Wichtigkeit weit überragt und zu dessen gehöriger Würdigung es nöthig sein wird, auf die frühere und jetzige Politik nicht nur Oesterreichs, sondern auch Rußlands, und auf dessen Lage an der Türkei und den Ländern am schwarzen Meere einen Blick zu werfen. Ich werde zum Schluß einige Bemerkungen machen über den Zusammenhang zwischen den britischen Interessen und den künftigen Entschließungen und Bewegungen dieser zwei großen Reiche, so wie über die Politik, die England bis jetzt verfolgte, und über jene, welche seiner Wohlfahrt wohl am zuträglichsten sein dürfte.

Der Punkt, für den Oesterreich am meisten zittert, ist die Erhaltung des österreichischen Italiens; denn es weiß, daß dort Frankreich sein beständiger und rastloser Nebenbuhler ist. Es hat sich mehr, als zur Genüge von dem propagandistischen Geist und der Aufruhrlust des französischen Volkes überzeugen können, und hat fühlen müssen, wie sehr es der französischen Regierung entweder an gutem Willen, oder an Geschicklichkeit fehlt, die beunruhigenden Neigungen ihrer Unterthanen zu unterdrücken. Von der einen Seite dient die monarchische Ordnung, von der andern die Volksfreiheit als Vorwand, aber die Uebermacht über die Herrschaft des Nebenbuhlers ist auf beiden Seiten das Ziel. Daher die Nothwendigkeit, so große Militärmassen in der Nähe der französischen Grenze aufzustellen, was sonst nirgendswo erforderlich ist; und daher wird eine so eifersüchtige, ängstliche Politik in Betreff der Angelegenheiten aller italienischen Staaten beobachtet, wie man sie nicht gegen die Staaten Deutschlands oder des Nordens beobachtet.

Frankreich war nicht im Stande, einen direkten Einfluß auf die Lombardei auszuüben, und suchte daher sein Ziel durch die kleineren Staaten zu

Digitized by Google

erreichen; und wo es die Höfe nicht für sich gewinnen konnte, bemühte es sich auf das Volk zu wirken. Oesterreich aber sah ein, wie wichtig es sei, dieser Politik in jeder ihrer Gestaltungen entgegenzutreten. Es würde vermuthlich gegen jede etwanige, wenn auch republikanische, Institutionenveränderung in Turin und Neapel ziemlich gleichgültig sein, könnten die Wirkungen derselben nur auf die Grenzen Turins oder Neapels beschränkt bleiben; oder könnten sie nur, wenn sie einmal geschehen wären, durch eine wirklich unabhängige Körperschaft von Bürgern aufrecht erhalten werden; aber Oesterreich weiß, daß bei jeder solchen Veränderung nur Frankreich gewinnen würde, und daß, was Frankreich immer an größerem Einfluß und Ansehen in Italien erhielte, durch offene, oder versteckte Mittel gegen die Stabilität des lombardo-venetianischen Königreiches gerichtet würde. So oft es daher von den respektiven Regierungen aufgefordert wurde, die Revolution zu unterdrücken, besetzte es schleunig Piemont und Neapel mit seinem Militär, räumte jedoch diese Länder wieder, sobald seine Intervention nicht mehr nöthig war.

Nach demselben Prinzip hielt es im Jahre 1832, als der Kirchenstaat zum Schauplatze der Insurrection wurde, an der Grenze eine Armee bereit, um sogleich der Aufforderung des Papstes zu genügen. Seine Heiligkeit benachrichtigte die verschiedenen Höfe Europa's von dem Dasein der Unruhen: von den Maßregeln, zu denen er sich entschlossen; von der Absicht, die angeführten Gründe der Unzufriedenheit zu entfernen; und von der besondern Sendung des Cardinals Albani nach Romagna, um jene Maßregeln auszuführen. Unter den offiziellen Erwiederungen auf diese Mittheilungen drückte die des französischen Gesandten zu Rom den hohen Beifall aus, den seine Regierung den vom Papste beabsichtigten und ergriffenen Maßregeln zolle; und die stärksten Versicherungen, daß sie die innigsten Wünsche für die Ruhe und Unabhängigkeit der päpstlichen Staaten hege. Da die Insurrection jedoch sich immer weiter verbreitete und selbst die römischen Truppen überwand, so wandten sich die ersten Einwohner des Gebietes und der Stadt von Bologna an den österreichischen Commandanten (der innerhalb der lombardo-venetianischen Grenze stehen geblieben war) um Schutz gegen die Wuth des triumphirenden Carbonarismus. Der österreichische Commandant erwiederte; er könne die Grenze nur auf Verlangen des Cardinals Albani überschreiten. Dies Verlangen wurde gestellt; die Oesterreicher rückten vor, besetzten die vier Legationen und unterdrückten die Insurrection.

Nachdem das große Ziel der Beruhigung auf diese Art erreicht worden war, erschien die französische Expedition, die ohne vorherige Mittheilung darüber an den päpstlichen, oder einen andern Hof, abgesandt wurde, vor Ancona und nahm mit Gewalt die Stadt und ihre Festungswerke in Besitz.

Digitized by Google

Vergebens proteſtirte der römiſche Hof gegen dieſe Verletzung des Völkerrechtes, und diplomatiſcher Zuſicherungen; vergebens beklagte er ſich, daß dieſe Verletzung nur dazu diene, die Mißvergnügten zu einer Wiederholung jener Unruhen aufzureizen, welche der Hof der Tuilerien vorgeblich ſo ſehr unterdrückt zu ſehen wünſche. Die Beſetzung Ancona's dauerte fort.

Oeſterreich wollte deswegen keinen allgemeinen Krieg wagen, ſah aber darin einen Grund mehr, den Abſichten und der Ehrlichkeit Frankreichs zu mißtrauen. Es verſchärfte die Strenge ſeiner Polizei in Italien und hatte ein noch wachſameres Auge auf die Angelegenheiten aller italieniſchen Staaten. Ueberall ſah es ſich in Streit mit Frankreich verwickelt; und um den Wirkungen der franzöſiſchen Aufregung auf die niederen Claſſen entgegenzuarbeiten, ſah es ſich durch ſeine Stellung gezwungen, das ganze Gewicht ſeiner Macht auf die Seite der Höfe zu wenden. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der kraftvolle und ſtaatsmänniſche Geiſt des franzöſiſchen Monarchen ihn jederzeit abgeneigt machte, einen Gewinn zu behalten, der durch Verrätherei erlangt, nur um den Preis der Nationalehre und folglich auch des Nationalintereſſes behauptet werden konnte. Er hat vielleicht im erſten Augenblicke, wo es eine zeitweilige Ruhe der Gemüther im Volke ihm erlaubte, die Räumung bewirkt; aber ſelbſt, wenn dies der Fall iſt, ſo kann der Gedanke, daß eine ſolche Occupation ſo lange Zeit blos, um dem Volksgeſchrei zu gehorchen, dauerte, nicht geeignet ſein, die Beſorgniſſe Oeſterreichs zu beſchwichtigen. Wie groß auch ſein Vertrauen in die Abſichten des Souveräns ſein mag, Oeſterreich kann nur bemerken, wie ſchwach ſeine Regierung und wie gering ſeine Macht über den angeborenen Ungeſtüm ſeiner Unterthanen iſt. Indem es daher den äußern Schein der Freundſchaft gegen den Hof der Tuilerien beobachtet, hält es ſich immer gerüſtet, in einem dringenden Nothfalle einen Theil, oder wo möglich, die ganze italieniſche Halbinſel militäriſch zu beſetzen; daher kann man ſagen, daß Oeſterreich gegen Frankreich, und beſonders hinſichtlich Italiens, eine eiferſüchtige und ziemlich kriegeriſche Stellung einnimmt.

Wir kehren jetzt um, den Gang ſeiner Politik gegen Preußen und die deutſchen Staaten zu beobachten. Während es vor Allem eine Wiederaufnahme jenes Uebergewichtes über Europa fürchtet, welches Frankreich unter Napoleon beſaß, ſo war Oeſterreich doch ſeit dem Frieden von 1814 niemals blind gegen die Möglichkeit einer ähnlichen Gefahr von anderer Seite. Auf dem Wiener Congreß blieben die wirklichen, und wahrſcheinlich weitergreifenden Vergrößerungen Rußlands nicht unbeachtet, und Oeſterreich redete der Wiederherſtellung Polens das Wort; zu dieſem Zwecke hätte es Galizien herausgegeben, und ſich dafür durch ein anderweitiges Gebiet entſchädigt; dieſen Plan jedoch vereitelte die Weigerung Rußlands und Preußens, ihren Antheil an den geraubten Provinzen herauszugeben.

Digitized by Google

Es wurde nun Oesterreichs, so wie aller anderen Hauptmächte Streben, Central-Europa so sehr, als möglich, in große Massen zu consolidiren; und zu diesem Behuf die kleineren Fürstenthümer abzuschaffen, deren Bestand, wie man behauptete, nur der Intrigue immerwährend als Mittel dienen konnte, Zwiespalt und Erbitterung hervorzubringen. Was jene Schaar von Lehensfürsten betraf, deren Land unter dem heiligen, römischen Reiche kaum über die Grenzen ihrer Familiengüter ging, so hatte man schon bei den früheren, politischen Aenderungen unter Napoleon's Einfluß nach jenem Grundsatze gehandelt. Mit einigen Ausnahmen waren jene Fürsten ihrer Souveränetätsrechte beraubt worden, und wurden, unter dem Namen von mediatisirten Fürsten und Grafen, Unterthanen jener größeren Souveräns, in deren Ländergebiet ihre kleinen Herrschaften eingeschlossen waren.

Aehnliche Maßregeln jedoch auf Fürsten von einem höhern Grade anzuwenden, war eine sehr schwierige Sache. Abgesehen von den heftigen Einwendungen, welche sowohl Fürsten, wie Unterthanen gegen die willkürliche Mediatisirung machten, die man mit kleineren Herrschaften blos zu Gunsten der Politik der größeren Monarchen vornahm, so entdeckten diese Monarchen bald selbst zu ihrer wechselseitigen Verlegenheit, daß sie alle, mehr oder minder durch Privatverpflichtungen gebunden, den Congreß betreten hatten. Bei Napoleon's Rückzug von Moskau bemühte sich zuerst Rußland, und zunächst die anderen Hauptstaaten, sich den Beistand der verschiedenen deutschen Fürsten zu sichern, die bis zu jener Zeit unter Frankreichs Einfluß gestanden hatten; aber, um ihre Mitwirkung zu gewinnen, war es nothwendig gewesen, gewisse, vorläufige Verpflichtungen einzugehen, die auf den Fall eines allgemeinen Gelingens, die Separatinteressen eines jeden Einzelnen betrafen.

So machten die Staaten zweiten und dritten Ranges ihre Stipulationen mit Rußland oder Oesterreich, nicht nur zu ihren unmittelbar eigenen Zwecken, sondern auch zu Gunsten jener noch kleineren Fürsten, mit denen sie durch Blutsverwandtschaft oder Allianz verbunden waren. England drang zu gleicher Zeit darauf, Hanover mit einem angemessenen Gebiete zu gleicher königlicher Würde, wie Baiern und Würtemberg zu erheben, und darauf, daß den braunschweiger Fürsten ihr Gebiet ungeschmälert bleibe. Rußland wollte kein Stückchen des Polenlands, außer dem, was bei den früheren Theilungen Oesterreich und Preußen zugefallen war, von jenem nominellen Königreiche Polen trennen lassen, welches ihm selbst unterworfen bleiben sollte. Preußen stellte es als eine Sache der Gerechtigkeit dar, daß ihm irgend ein Stück Gebiet zufalle, um eine kleine Entschädigung für die Machtvergrößerungen seiner großen Verbündeten zu haben.

Die Politik Oesterreichs, obwohl ebenfalls von Absichten auf Macht und

Digitized by Google

Einfluß geleitet, war weniger beunruhigend. Nachdem es ſich das lombardiſch-venetianiſche Königreich geſichert, und im Oſten ſein Küſtengebiet vom adriatiſchen Meere bis an die Grenze Albaniens ausgedehnt hatte, erhob es in Central-Europa nur auf jene Beſitzungen Anſpruch, die es im Jahre 1792 beſeſſen hatte, und gab ſogar ſeine Rechte auf Belgien auf, das bis zu jenem Jahre einen Theil ſeines Gebietes gebildet hatte.

Durch dieſe Conſolidation wurde das Königreich der Niederlande geſchaffen; aber in den anderen Theilen Europa's waren Conſolidationen nichts Leichtes, mitten unter den lärmenden Anſprüchen, Hinderniſſen und Verlegenheiten, auf die ich oben angeſpielt habe. Die Verhandlungen wurden in manchem Punkte ſehr unherzlich betrieben, und brachten viel Aerger und Täuſchung auf mancher Seite hervor. Doch war ein Arrangement für die deutſchen Staaten im Werke, welches weit verſchieden von dem jetzigen iſt, und wahrſcheinlich angenommen worden wäre; als die plötzliche Rückkehr Napoleon's von Elba auf einmal dem Congreß und ſeinen Plänen ein Ende machte.

Als die Nachricht von dieſem großen Ereigniß nach Wien kam, wurden die Feindſeligkeiten unmittelbar wieder aufgenommen. Rußland, Oeſterreich und England waren nun ängſtlich bemüht, alle Mißvergnügungen unter den kleineren Souveräns zu unterdrücken, und jedes Motiv zu entfernen, welches ſie zu einer franzöſiſchen Allianz geneigt machen könnte. Auf allen Seiten machte man ſchnell Zugeſtändniſſe; und mehrere ſouveräne Fürſtenthümer ſieht man jetzt auf der Karte von Europa, die ohne jenes Ereigniß für immer aus ihr ausgeſtrichen worden wären.

Ein merkwürdiges Beiſpiel von diplomatiſcher Eile, die Napoleon's Rückkehr verurſachte, wurde hinſichtlich des Königreichs Sachſen gegeben. Zur Zeit, als die meiſten deutſchen Souveräne ihre Verträge mit Rußland und Oeſterreich machten, und der großen Allianz von 1813 beitraten, da erneute der ſächſiſche Monarch ſeinen Bund mit Napoleon, und als Belohnung für die fortwährende Anhänglichkeit an die Sache Frankreichs hätte er, im Falle des Gelingens, die Herrſchaft über Polen erhalten. Auf beiden Seiten war Unabhängigkeit oder politiſche Vernichtung an den Gewinn oder Verluſt des gewaltigen Einſatzes im Kampfſpiel geknüpft.

Das Ergebniß hing von dem Fall der Würfel ab und Sachſen verlor. Die ſiegreichen Alliirten wollten anfangs das Königreich ganz vernichten und es zu Preußen fügen; aber es erhoben ſich Schwierigkeiten in den Details, und der König und die Bürger Sachſens machten beträchtlichen Widerſtand. Der Congreß verweigerte dem König die Erlaubniß, ſich nach Wien zu verfügen; aber um die beabſichtigten Arrangements zu erleichtern, wies man ihm Preßburg als einſtweilige Reſidenz an, und beſtimmte den Herzog von

Digitized by Google

Wellington, den Fürsten Metternich und den Fürsten Talleyrand, mit ihm Conferenzen zu diesem Zwecke zu halten, mit anderen Worten, ihm den unabänderlichen Willen des Congresses vorzulegen, und die Art und Weise, ihn ins Werk zu setzen, anzuordnen.

In den ersten Tagen des März (1815) befanden sich diese drei großen Diplomaten zu diesem Zwecke in Preßburg, und in ihrer Begleitung als ihr gemeinschaftlicher Freund eine hochgestellte Person, die übrigens mit dem Gegenstande ihrer Mission in keiner Verbindung stand. Der Fürst Metternich hatte seine Zimmer in einem besondern Gebäude; die anderen Drei in einem öffentlichen Gebäude, wo sich die Zimmer der angedeuteten hohen Person zwischen dem des Herzogs Wellington und des Fürsten Talleyrand befanden. In den Frühstunden eines gewissen Morgens, als es noch finster war, wurde jene hohe Person durch eine Gestalt erweckt, die sich im Nachtkleide ihrem Bette näherte, das Licht in der einen, einen Brief in der andern Hand. Dieser unerwartete Gast war der Herzog von Wellington.

„Fürst," sagte er auf französisch, „Sie verstehen englisch, lesen Sie dies." Es war eine hastige Depesche aus Wien, daß ein Courier eben die Nachricht von der Landung Napoleon's bei Cannes gebracht habe.

„Nun," fuhr der Herzog fort, „werden Sie mir die Gefälligkeit thun, aufzustehen und diesen Brief zum Fürsten Talleyrand bringen," worauf er in sein Zimmer zurückkehrte, auf seinem Antlitze nicht die geringste Unruhe zeigend. Der Fürst ging zu Talleyrand und dieser sandte den wichtigen Brief sogleich zum Fürsten Metternich. Es war jetzt zwischen fünf und sechs Uhr. Gegen acht Uhr kamen die drei Diplomaten zusammen. Metternich und Talleyrand hatten Beide in der Zwischenzeit Couriere von Wien mit ähnlichen Nachrichten empfangen; aber dem König von Sachsen war dieser wichtige Vorfall noch nicht bekannt, und er war mit der größten Besorgniß für sein eignes und seines Landes Schicksal erfüllt. Seine Majestät wurde plötzlich zu einer Conferenz geladen und erstaunte über den versöhnlichen Ton, den man gegen ihn annahm. Ein kurzes Protokoll wurde niedergeschrieben und unterzeichnet, welches die Grenzen des Königreichs Sachsen in seiner jetzigen Ausdehnung bestimmte; und vor 11 Uhr des Vormittags waren die drei Deputirten des Congresses von Preßburg nach Wien abgereist.

Die Ruhe Europa's war abermals durch den Sieg von Waterloo gesichert worden, aber während der 100 Tage waren Ereignisse geschehen und Symptome gesehen worden, welche dem österreichischen Cabinet große Unruhe machten. Während der früheren Regierung Napoleon's war ein glänzender, aber unbeschränkter Despotism der Charakter seiner Herrschaft gewesen; aber bei seiner Rückkehr von Elba suchte er seine Regierung auf die Prinzipien der Volksmacht zu stützen; und daher rührte jener plötzliche und gewaltige

Digitized by Google

Anſtoß, der dem demokratiſchen Prinzip in einem beträchtlichen Theile Europa's gegeben wurde. Die Bewohner der Rheinländer hatten großen Eifer blicken laſſen, ſich wieder mit Frankreich zu verbinden, wenn ſich Gelegenheit dazu zeigen ſollte. Die Unterthanen von verſchiedenen der kleineren deutſchen Staaten hatten das größte Verlangen nach politiſchen Rechten gezeigt. Der ruſſiſche Kaiſer war genöthigt geweſen, den Marſch ſeines Heeres nach dem Rhein zu verſchieben, weil ſich Anzeigen einer beabſichtigten Revolution in Polen blicken ließen; und man fürchtete nicht ohne Grund, daß, wenn ſich das Kriegsglück bei Waterloo auf die Seite der Franzoſen geneigt hätte, ein großer Theil des weſtlichen Deutſchland zu Gunſten Frankreichs aufgeſtanden ſein würde.

Daher wurde zur gegenſeitigen Vertheidigung und zum gemeinſamen Schutz des monarchiſchen Prinzips die Allianz zwiſchen Oeſterreich, Preußen und Rußland weit enger geknüpft, als es ohne dieſe Verhältniſſe der Fall geweſen wäre; aber doch erſtreckte ſich die Aufrichtigkeit dieſes Bündniſſes auf wenig mehr, als ſeine allgemeinen Zwecke. Oeſterreich und Preußen wurden bald Nebenbuhler in dem Streben nach politiſcher Präponderanz in Deutſchland; und da dieſe Nebenbuhlerſchaft zu ſehr intereſſanten Ergebniſſen führen könnte, werden einige ſie erklärende Worte nicht für überflüſſig gehalten werden.

Der deutſche Bund beſteht nach ſeiner jetzigen Verfaſſung aus 38 ſouveränen Staaten von der verſchiedenartigſten Ausdehnung, die alle durch Abgeordnete bei dem Bundestage vertreten ſind. In der Bundesacte von 1815 iſt feſtgeſetzt, daß in allen Bundesſtaaten landſtändiſche Verfaſſungen eingeführt werden ſollen; und daß die Verſchiedenheit des chriſtlichen Glaubens keine Verſchiedenheit in dem Genuß der politiſchen und bürgerlichen Rechte nach ſich ziehen ſoll. Außerdem ſtellte noch der Bundestag die Verbeſſerung der Lage der Israeliten; die Erlaſſung gleichförmiger Geſetze über die Preſſe; die Regelung des Handels und Verkehrs zwiſchen den verſchiedenen Bundesſtaaten, und des Seehandels nach den auf dem Wiener Congreß angenommenen Prinzipien und Ausſichten. Die unbeſtimmten Ausdrücke, die man bei der Faſſung dieſer Artikel gebraucht hatte, ließen der Willkür in deren Ausübung das freieſte Feld. Landſtändiſche Verfaſſungen z. B. ſind in Einſtimmung mit dem Wortlaut der Bundesacte in faſt jedem deutſchen Staate erlaſſen worden, aber offenbar mit den größten Verſchiedenheiten der Zuſammenſetzung und Befugniſſe.

Die Stände Oeſterreichs und Preußens, unter dem Namen Provinzialſtände, ſind ganz der Leitung der Krone unterworfen; in Baiern und einigen andern Staaten genießen ſie größere Rechte, aber werden immer noch hauptſächlich von der Regierung geleitet: während nur in wenigen Staaten

Digitized by Google

das Prinzip des Volkseinflusses überwiegt. Alle sind jedoch, nach besonderm Bundesbeschluß, den Aussprüchen des Bundestages in allen von letzterem sogenannten Bundesangelegenheiten — wie die Preßgesetzgebung, Regelung der Universitätsverhältnisse, internationaler Verkehr ꝛc. — unterworfen; und daher sind häufige Collisionen zwischen jener obersten deutschen Behörde und den Ständen der verschiedenen Staaten entstanden. In der Bundesversammlung selbst sind oft widerstreitende Meinungen über verschiedene Punkte aufgestellt worden; und manche Angelegenheiten sind zu den Acten genommen oder durch einstweilige Vergleiche abgemacht worden, um wirkliche Veruneinigung zu verhüten.

In diesem Zustande der Dinge waren Oesterreich und Preußen, obgleich zu klug, um eine Zwietracht hinsichtlich der Maßregeln, durch welche dem Andringen des Volkes zu widerstehen sei, aufkommen zu lassen, doch beständige Nebenbuhler in dem Erstreben des Einflusses über die kleineren Staaten des deutschen Bundes. Oesterreich besitzt sowohl wegen seiner beständigen Eigenschaft als Vorstand des Bundestags, als wegen der Ausdehnung seiner Staaten ein entschiedenes Uebergewicht, welches Preußen nicht durch direkte Mittel zu schwächen hoffen konnte. Daher ließ sich letzteres die Bildung jener großen Gegenverbindung, des Zollvereins, angelegen sein, der, mit Ausnahme Oesterreichs, Hannovers, Braunschweigs und der Hansestädte, alle deutschen Staaten umfaßt.

Preußen ist das Oberhaupt und der Direktor dieses Vereins; und ob er gleich nur ausgesprochenermaßen zu Handelszwecken errichtet worden, ist er doch, unter der geschickten Leitung Preußens, zu einem wichtigen politischen Werkzeuge geworden. Oesterreich, endlich aus seiner unzeitigen Indifferenz erweckt, bemüht sich diesem Verein gegenüber einen Handelsbund zu stiften, der unter seiner Leitung steht, und durch den es die Wichtigkeit des Südens gegen den Norden regieren kann. Dieser Bund würde die Ufer- und Nachbarstaaten der Donau, Baiern, Würtemberg und andere in sich fassen, Staaten, von denen man glaubt, daß eine größere Verwandtschaft der Sonderinteressen, und ein System gegenseitiger Concessionen sie zum Bündniß mit Oesterreich, und so zur Verlassung, oder wenigstens Aenderung des preußischen, vermögen werde — während andrerseits Preußen sich durch den Beitritt von Staaten, die noch nicht zum Zollverein gehören, sich zu verstärken sucht, wohl auch seine Pläne auf einige nicht im strengen Sinne zu Deutschland gehörige ausdehnt.

Der Ton der politischen Gesinnungen beider Staaten weicht um eine Schattirung, aber vielleicht auch nur eine Schattirung von einander ab. Preußen neigt sich etwas mehr den liberalen Prinzipien zu, als Oesterreich; aber selbst wenn diese Neigung stärker wäre, als sie ist, könnte Preußen

Digitized by Google

nicht wagen, ihr sehr nachzuhängen. Es fürchtet eine Schilderhebung des Demokratismus in seinen rheinischen Provinzen, und es sieht, daß in den meisten kleineren Staaten, auf die es Einfluß zu gewinnen wünscht, die Aristokratie überwiegt, wo die Monarchie schwach ist. So ist die Stellung Oesterreichs gegen Deutschland im Allgemeinen eine Stellung von großem, aber nicht ungetheiltem Einfluß; und die gegen Preußen insbesondere Einigkeit in den leitenden Prinzipien der Politik, aber durchaus nicht offenes Entgegenkommen hinsichtlich der Sonderinteressen.

Zuletzt haben wir noch Einiges über die Stellung Oesterreichs gegen Rußland und die Türkei zu sagen, und dies führt uns zu einigen Betrachtungen über die allgemeine Politik Rußlands, und der darauf bezüglichen Englands. So eng auch die beiden kaiserlichen Souveräns in ein gemeinsames Bündniß zum Schutz des monarchischen Prinzips je zusammengetreten sein mögen, hat Oesterreich doch stets mit schlechtverhehlter Besorgniß Rußlands beständiges Streben nach Vergrößerung betrachtet; aber weder Oesterreich, noch die westlichen Staaten können diese Tendenzen anklagen, daß sie je unter dem Schleier des Geheimnisses oder der Verleugnung aufgetreten seien, oder daß ihre siegreiche Entwickelung Europa überrascht habe.

Seit mehr als einem Jahrhundert, und besonders seit der Thronbesteigung Catharina's hat die Politik der Czaren nach Vergrößerung auf Kosten der Türkei gestrebt, und als ihr endliches Ziel offen den Besitz oder die Controle des Bosphorus und der Dardanellen genannt. Unter Alexander schien, aber schien auch nur, diese Politik durch den Kampf mit Frankreich, und die nach dessen Beendigung nöthige Erholung zu ruhen; aber während seine Waffen ruheten, handelte seine Diplomatie. Des jetzigen Kaisers Schritte sind entschiedener vorwärts gewesen; und indem er der Nationalpolitik gemäß handelt, gebührt ihm jedenfalls das Lob, welches man einem Souverän schuldig ist, der, weder bethört durch Schmeicheleien, noch eingenommen durch Vorurtheile, nie bekümmert um die Angelegenheiten anderer Länder, wenn sie nicht die Wohlfahrt seiner eigenen berühren, aber stets bedacht, ihre Mißgriffe zu seinem Besten zu benutzen, mit einer stetigen Einheit des Zieles, die besserer Mittel, als er mitunter gebraucht, werth wäre, für die Interessen und die Vortheile der Nation sorgt, deren Herrscher er ist. Der Erfolg seiner Politik mag wohl die Besorgnisse Europa's erregen; aber es scheint ungerecht, diesen Erfolg zur Anklage gegen seine Person und Regierung zu machen, weil Europa nicht einig oder scharfsinnig genug gewesen, ihm in den Weg zu treten.

Um die wirkliche Lage Oesterreichs zu verstehen, wird es nöthig sein, auf das Verfahren Rußlands in einigen Hauptpunkten seiner Politik aufmerksam zu machen. Personen, welche auf den Lauf der Ereignisse in

Digitized by Google

Griechenland aufmerksam gewesen sind, kennen die Politik, mit der Rußland die Flamme des Widerstandes nährte, bis es die Trennung dieses Gliedes des türkischen Reiches bemerkt hatte; sie kennen auch die Geschicklichkeit, mit der es später seinen Einfluß in dem neuen Königreiche zu erhalten wußte, und mit der es ihm jetzt wahrscheinlich gelungen ist, jene Herrschaft über die Minister Otto's herzustellen, die während des Ministeriums Armansperg abgeworfen worden war. In Verbindung mit dem Kampfe der Griechen stand der zweijährige Krieg, welcher die Russen zuerst bis 80 Meilen von Konstantinopel brachte. Die Türken wandten sich an England und Frankreich um Unterstützung; aber vergebens. Sie waren wegen ihrer Weigerung, die Unabhängigkeit Griechenlands anzuerkennen, in Westeuropa ausnehmend unpopulär geworden; und man betrachtete unvorsichtig die Sache der Griechen als identisch mit der ihrer nordischen Glaubensbrüder. Die Russen rückten bis Adrianopel vor. Daß sie ihren Siegeslauf nicht weiter fortsetzten, hat man der Schwäche ihres Heeres, der Ermattung und Desorganisation der Truppen, und vor Allem dem spätern Widerstand Englands zugeschrieben, dessen Admiral sich bereit machte, die russische Flotte in den Dardanellen anzugreifen, wenn die Armee weiter vorgerückt wäre.

Aber nach der Autorität von Aufschlüssen, die mir von verschiedenen Seiten, unter anderen von fremden Offizieren, die sich damals im russischen Lager aufhielten, zugekommen sind, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß keines von allen diesen der Beweggrund dieses Verfahrens war; aber ein näheres Eingehen in die Motive, welche endlich den Frieden und den Rückzug der russischen Armee herbeiführten, würde zu weit von dem eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtungen abführen. Es genügt zu sagen, daß der Sieg der russischen Politik vollständig war; aber von dem Frieden von Adrianopel an nahm diese Politik einen ganz verschiedenen praktischen Charakter an. Sie suchte ihr Opfer zu schwächen und zu desorganisiren, und dann als ein Freund durch ihre Hülfe zu bedrängen. Durch Intriguen, deren Tiefe schwer zu ergründen sein würde, und die Rußland nach ziemlicher Gewißheit nicht allein, selbst nicht hauptsächlich leitete, wurde der Pascha von Egypten vermocht, eine feindselige Stellung gegen die Pforte anzunehmen, und in die syrischen Provinzen einzufallen.

Der Sultan wandte sich noch einmal um freundschaftliche Intervention an England und Frankreich, aber eben so vergeblich wie früher. Ein Wort Englands würde Mehemed Ali zum Verlassen seiner Pläne gebracht haben. Es können ausreichende Ursachen in Verbindung mit unseren politischen Verhältnissen mit Frankreich und anderen Staaten vorhanden gewesen sein, welche Englands Vermittlung in den Weg traten; aber was auch diese Ursachen gewesen sein mögen, die Pforte konnte keinen Theil daran haben; und so,

Digitized by Google

von den westlichen Mächten verlassen, war sie gezwungen, sich in Rußlands Arme zu werfen. Der Pascha von Egypten rückte in Eilmärschen vor und bedrohte selbst die Hauptstadt; ein russisches Heer wurde auf des Sultans dringendes Verlangen über das schwarze Meer gesandt, und lagerte sich zum Schutze der Hauptstadt unter den Mauern des Serails.

Das Wort, welches England sich geweigert hatte, auszusprechen, sprach Rußland. Mehemed Ali wurde zum Stehen gebracht und Rußland erlangte die Vortheile, welche seine Politik verdiente, und welche ihm England und Frankreich überlassen hatten. Abermals wurden vier Provinzen von dem türkischen Reiche getrennt. Der Traktat von Unkiar Skelessi hatte ein enges Offensiv- und Defensiv-Bündniß zwischen dem Czar und dem Sultan zur Folge, welches dem ersten die Macht der Einmischung in alle Angelegenheiten des türkischen Reiches gab; während es den Sultan fühlen ließ, daß er seine Krone und den Rest seines Reiches jenem verdanke.

Lange vor der erwähnten Periode hatten sich Rußlands Absichten auf die Moldau und Wallachei gerichtet. Es war schon 1812 in unbeschränktem Besitze der östlichen Provinzen Polens, und der nördlichen Küste des schwarzen Meeres bis zu der Mündung des Dniester. Der Druck seiner Vergrößerungspolitik wendete sich in natürlicher Folge zunächst gegen jene wichtigen Gebiete, welche, sich vom Dniester bis an die Donau ausdehnend, den ganzen Zwischenraum zwischen dem schwarzen Meere und Oesterreich ausfüllen.

In der Moldau und Wallachei war der Grundbesitz seit der frühesten Zeit der türkischen Eroberung in den Händen der Christen geblieben, großentheils Bekenner der griechischen Kirche, zu der sich auch Rußland bekennt, und die Regierung wurde von christlichen Unterthanen der Pforte verwaltet, welche unter dem Namen Hospodare von Constantinopel zu diesem Zwecke gesandt wurden. Die Regierung dieser Hospodare war gewöhnlich schlecht und tyrannisch, da ihr einziges Ziel die größtmöglichste Anhäufung von Reichthümern während der beschränkten Dauer ihrer Herrschaft war; und da die Bedrückung dieser Fanarioten zuweilen Widerstand hervorrief, wurde es die Pflicht der türkischen Garnisonen, Unordnungen zu unterdrücken, welche von ihrer rauhen und gewaltsamen Art militärischer Pacification nicht selten verschlimmert wurden.

So ein Zustand der Dinge war der Einführung des russischen Einflusses sehr günstig. Da gewöhnlich begründete, zuweilen vermeintliche Beschwerden gemacht wurden, wandte man sich an das russische Mitleid, welches vielleicht manchmal auf Beschwerdegründe hingedeutet haben mag, an die die Eingebornen selbst wenig gedacht hätten. Jetzt sind unter russischer Vermittlung Verfassungen gegeben worden, welche die ganze Regierung in beiden Staaten in die Hände der christlichen Eingeborenen unter einem Hospodar, der jetzt

Digitized by Google

lebenslänglich ernannt wird, legt, und da diese hohen Beamten ihre Stelle russischer Empfehlung verdanken, lassen sie sich durch den allbeherrschenden Einfluß der russischen Consuln leiten. Nur Christen dürfen in diesen Staaten Land besitzen; und sie stehen, nach besonderem Vertrag mit der Pforte, unter dem garantirten Schutze Rußlands. Auf dem Boden der Wallachei und Moldau dürfen weder türkische Forts errichtet, noch türkische Wachposten aufgestellt werden; aber dem Hospodar ist es gestattet, zu Sanitätszwecken ein einheimisches Heer zu halten; und nach seinem Gutdünken, oder vielmehr nach der Angabe Rußlands, längs der ganzen Grenzlinie Quarantäneposten aufzustellen, welche die Türken respektiren müssen. Die Türken empfangen von der Wallachei einen nominellen jährlichen Tribut von ungefähr 3000 Pf. Sterling und eine noch kleinere Summe von der Moldau. Sie besitzen nicht die geringste Militär- oder Civilgewalt; und die nominelle Abhängigkeit, in der sich diese Staaten noch von der Pforte befinden, kann zu jeder Zeit ohne die geringste Aenderung in der innern Verwaltung auf Rußland übertragen werden.

Aber während Rußland so die unumschränkte Leitung dieser Staaten gewonnen hat, hat es sich auch zu gleicher Zeit auf ihre Kosten eine sehr wichtige wirkliche Gebietsvergrößerung gesichert. Bis zum Jahr 1812 war der Dniester die Grenze der russischen Besitzungen am schwarzen Meere; und Bessarabien, welches das südliche Ufer dieses Flusses bis zur Donau in sich faßt, bildete einen Theil der Moldau. Alle Mündungen der Donau gehörten so dem Sultan, und eben so beide Ufer des Stromes für mehrere hundert (englische) Meilen aufwärts; denn die Moldau und Wallachei bildeten das nördliche Ufer bis an die Grenze von Ungarn, während sich die Bulgarei, Serbien und Bosnien auf dem südlichen Ufer bis an die Grenzen Croatiens und Dalmatiens erstreckten. Durch den Traktat von 1812 fiel Bessarabien an Rußland, und der Pruth wurde die neue Grenze zwischen den beiden Reichen. Dies war eine wichtige Erwerbung, da Rußland dadurch in den Besitz der ganzen Küste des schwarzen Meeres bis zum nördlichsten Ausfluß der Donau kam, und sein Gebiet sich von diesem Ausfluß ungefähr 60 englische Meilen aufwärts bis zur Einmündung des Pruth erstreckte.

Es wird hier wünschenswerth sein, die geographischen Verhältnisse der Donaumündungen zu erläutern. Das Donaudelta wird von drei Hauptzweigen gebildet, in welche sich der Strom ungefähr 50 englische Meilen aufwärts von der jetzigen Küste des schwarzen Meeres theilt, die aber oft durch Zwischenkanäle mit einander verbunden sind, und so eine große Fläche sandiger, sumpfiger, mit hohem Gras bewachsener Inseln bilden. Der nördlichste oder Kiliazweig, der durch den Traktat von 1812 die russische Grenze ward, hat in seiner Mündung nur 6 Fuß Tiefe, und ist außerdem so ver-

Digitized by Google

fandet, daß er nur von Lichterkähnen befahren werden kann. Die anderen beiden, der Suline und Georgewskoizweig waren beide für kleine Kauffahrer ſchiffbar und blieben türkiſch.

So weit hatte Rußland nicht die geringſte Controle über die beiden ſchiffbaren Mündungen. Sein Kiliazweig war ihm ſelbſt faſt unnütz, da tiefer als 5 Fuß gehende Fahrzeuge nur die ruſſiſchen Niederlaſſungen erreichen konnten, wenn ſie einen der anderen Kanäle hinauf, und auf der Kilia wieder herunterführen. Der Traktat von Adrianopel 1826 feierte ihre Politik einen neuen Triumph. Der ſüdlichſte Zweig, der Georgewskoi wurde zur Grenze zwiſchen beiden Reichen feſtgeſetzt; und obgleich die Türken in Beſitz ſeines ſüdlichen Ufers blieben, wurde dieſer Beſitz durch den Umſtand nutzlos, daß dieſer Kanal in die Zeit des Traktates entweder zufällig oder abſichtlich durch große Maſſen künſtlicher Hinderniſſe unſchiffbar gemacht wurde, Hinderniſſe, deren Hinwegräumung aller Wahrſcheinlichkeit nach nie möglich gefunden werden wird.

Der Sulinezweig iſt daher der einzige, welcher beſchifft werden kann, und ſeine beiden Ufer gehören Rußland. Es iſt wahr, daß ein Artikel des Traktats von Adrianopel die Bedingung enthält, daß weder auf einer der Inſeln, noch auf dem ſüdlichen Ufer des Georgewskoi in einer Entfernung von zwei Stunden vom Fluß, Forts zu anderen Zwecken als den der Quarantäne errichtet werden dürfen; aber ſelbſt von dieſer Bedingung ſollte nur Rußland Vortheil ziehen. Daß die Türkei Quarantäneanſtalten errichten würde, war natürlich nicht zu erwarten; aber Rußland hat ſich dieſes Vorrechts bedient, indem ſie auf dem ſüdlichen Ufer der Suline einen Quarantänepoſten errichtet hat, der ſeitdem durch Umwallung in ein kleines Fort verwandelt worden iſt. Unmittelbar unter ſeinen Mauern lag ein kleines Kriegsſchiff vor Anker, als ich dort war; während längs des nördlichen Ufers der Suline bis zur Einmündung des Pruth eine dichte Linie Wachthäuſer mit ruſſiſchen Pikets errichtet iſt, welche die ganze Schifffahrt beherrſchen kann.

Die Mündung der Donau iſt daher jetzt unbedingt in den Händen Rußlands, deſſen Einfluß ſich auch noch längs dem nördlichen Ufer bis an die Grenze Ungarns erſtreckt. Zu einer Zeit zeigte man Neigung, auf das Recht der Erhebung eines Zolles von aus- und einlaufenden Schiffen Anſpruch zu machen; aber da man gegen dieſe Anmaßung Widerſtand zeigte, leugnete die Regierung, dieſen Willen gehabt zu haben, und ſchrieb den ſtattgefundenen Verſuch einem Mißgriff ſeiner untergeordneten Beamten zu. Rußland übt jetzt keine weitere Macht aus, als von allen einlaufenden Schiffen zu verlangen, daß ſie bei ihren Quarantänepoſten beilegen, und Flagge, Ladung und Bemannung regiſtriren laſſen. Oeſterreich, von den weſtlichen Staaten unterſtützt, hat auf dem beim Frieden von 1814 aufgeſtellten Prinzip beſtan-

Digitized by Google

den, daß der freie Eintritt in die Ströme durch keinen Uferstaat gehemmt werden dürfe; und das Prinzip wird so lange in Kraft bestehen, als die freundschaftlichen Verhältnisse dauern. Aber es ist klar, daß im entgegengesetzten Falle Rußland sich Mittel geschaffen hat, die Mündung zu beherrschen, sobald es eine feindliche Stellung annimmt.

Wir haben die erfolgreichen Fortschritte Rußlands auf den nördlichen Donauufern, und den Inseln des Deltas gesehen; blicken wir nun auf seine Fortschritte auf dem südlichen Ufer. Die sich dort von dem schwarzen Meere aufwärts erstreckenden türkischen Provinzen, gegenüber der Wallachei und dem größern Theil Ungarns, sind die Bulgarei und Serbien; die Bevölkerung beider, und vorzugsweise des letzten, besteht hauptsächlich aus Christen. Serbien, obgleich am meisten landeinwärts gelegen, ist bei weitem das Wichtigste in Hinsicht auf Bevölkerung, Civilisation und allgemeine Hülfsquellen; und in ihnen ist seit mehreren Jahren dieselbe russische Politik, welche sich so erfolgreich in der Moldau und Wallachei entwickelt hat, in Wirksamkeit gewesen. Da Beschwerden, welche theils durch die Bedrückungen einer barbarischen Regierung, theils durch Anreizungen fremden Einflusses hervorgebracht wurden, immer Störungen und Unruhen zur Folge hatten, deutete die vermittelnde Freundschaft Rußlands der Pforte die Angemessenheit freierer Institutionen für die bedrückten Christen an.

Unter seinem Einfluß wurde der Fürst Milosch, ein Mann ohne alle Bildung, aber von großen angebornen Fähigkeiten — ein Mann, den Rußland unter seinen Schutz genommen, als er das Vertrauen seines eignen Souveräns verrathen hatte — zum Civilgouverneur der Provinz ernannt. Der Fürst handelte natürlich nach den Wünschen der Macht, der er seine Stellung verdankt, und die ihn allein halten konnte. Das Volk folgt natürlich derselben Richtung; aber unterdessen, da Milosch nur der Civilgouverneur ist, und der türkische Pascha in Belgrad den militärischen Oberbefehl über Serbien hat, ist dem Lande noch nie gestattet gewesen, zur Ruhe zu kommen. Pläne zu Constitutionen werden von der einen Seite vorgeschlagen, von der andern verworfen. Sie werden theilweise in Konstantinopel gebilligt; dann werden Schwierigkeiten in Petersburg erhoben und neue Berichte nach Serbien werden gemacht. Einwürfe von Milosch folgen; und diese ziehen wieder weitere Anfragen in einer oder beiden Hauptstädten nach sich. Diese Aufregung wird immer lebendig erhalten; soidisant liberale und antiliberale Parteien bilden sich unter der unwissenden und halbbarbarischen Bevölkerung; und so wird es fortgehen, bis Unruhen und Aufruhr die türkischen Garnisonen zwingen werden, zur Wiederherstellung der Ruhe Gewalt zu brauchen. Die Grausamkeiten der Ungläubigen werden dann ausgeschrieen und auf das Schrecklichste ausgemalt werden: — die vermittelnden Vorstellungen Rußlands

Digitized by Google

werden zur Entfernung der türkischen Truppen zwingen; — ein nominelles Supremat und ein unbedeutender Tribut werden der Pforte für einige Jahre garantirt werden; und so wird eine neue und wichtige Provinz der Herrschaft der russischen Consuln unterworfen werden.

Die Bewohner der Bulgarei sind weniger civilisirt als die Serbiens; aber dort ist dasselbe Verfahren im Gange. Volksbewegungen haben mehr als einmal stattgefunden, ähnlich denen, welche den jetzigen Zustand der Dinge in Serbien hervorriefen. Sie sind unterdrückt worden; sie werden wieder ausbrechen und abermals unterdrückt werden; aber die Ereignisse werden ihren Gang haben; und die Bulgarei mit Serbien vereinigt, wird Rußland die Herrschaft über die ganze nördliche Türkei bis an die Grenzen Bosniens geben.

Diese Schritte der Politik werden mit keinen Feindseligkeiten von Seiten Rußlands, mit keiner Ursache oder Vorwand des Krieges in irgend einem Theile begleitet sein; aber innere Unruhen werden in den Provinzen herrschen und bald ihre natürlichen Folgen nach sich ziehen. Zu seiner Zeit wird der Thron des Sultans in seiner Hauptstadt bedroht werden. Bei allen inneren und äußeren Bedrängnissen wird Rußland als Freund angerufen werden; seine mächtige Hülfe wird zur Abhülfe von Uebeln in Anspruch genommen werden, die es vielleicht in manchen Fällen selbst hervorgerufen hat; und wenn es sich endlich der Dardanellen bemächtigt, wird es im Namen, auf das Verlangen, und zum Schutz des Sultans sein.

Als das Ergebniß dieser allmäligen Eingriffe sieht Oesterreich jetzt eine große Masse seines Gebietes, nämlich Ungarn, Siebenbürgen und Galizien, auf drei Seiten von Provinzen eingeschlossen, welche die Gesetze ihrer Bewegungen vom Cabinet von St. Petersburg empfangen. Auch kann es diese großen Annäherungen eines so mächtigen Nachbars — an und für sich schon beunruhigend — nicht ohne Besorgniß wegen eines damit verbundenen, in ihren eigenen Provinzen stattfindenden, Punktes der Schwäche sehen.

In Ungarn, Siebenbürgen und Galizien sind die Gesinnungen des Volkes offenbar Rußland abgeneigt; und, weit entfernt davon, die Absichten dieser ehrgeizigen Macht zu befördern, würden sie jeden Versuch, die Ausdehnung seines Reiches zu beschränken, vorzüglich gegen Polen, auf das Eifrigste unterstützen; aber es darf nicht vergessen werden, daß in allen diesen Staaten und ihren Anhängseln, und vorzüglich im südlichen Ungarn, Slavonien und Kroatien, sich ein großer Theil der Bevölkerung zu der russischen Staatsreligion, der griechischen bekennt. Daraus entsteht eine Sympathie, die in andern Ländern die Anstrengungen der russischen Politik sehr unterstützt hat, und die eine Quelle wachsender Besorgniß wird, so wie die zwei Reiche in nähere Berührung kommen. Selbst in diesem Augenblick behauptet man, daß

Digitized by Google

die kluge Diplomatik Rußlands nicht blind für dieses wichtige Element seiner künftigen Macht ist.

Allerdings genießen die griechische Hierarchie und ihre Heerden unter dem österreichischen Scepter einer vollkommenen Gleichheit bürgerlicher Rechte und bis zu einer gewissen Ausdehnung besondere Privilegien und Dotationen; aber stets bleibt die römische Kirche die große und reiche Anstalt des Staates. Darauf blicken sie mit keinen freundschaftlichen Gesinnungen; während sie andrerseits nicht vergessen, und man glaubt, daß man es in einigen Staaten ihnen nicht vergessen läßt, daß überall, wohin sich die Macht des Czars ausbreitet, die griechische die begünstigte, wenn nicht herrschende Religion ist.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß Oesterreich dieses allmälige Nähertreten seines mächtigen Nachbars mit der peinlichsten Besorgniß betrachten muß; und daß es längst versucht haben würde, ihm in den Weg zu treten, wenn es seine Stellung in Europa erlaubt hätte. Aber Oesterreich konnte nicht allein handeln; und es konnte nur wenig erwarten, von den westlichen Mächten aufrichtig unterstützt zu werden. Die bereitwillige Hülfe Englands konnte es kaum erwarten, so lange es hören mußte, wie seine Handlungsweise und Prinzipien nicht nur von Einzelpersonen, sondern selbst von Senatoren und Staatsmännern mit Vorwürfen und Invektiven systematisch angegriffen wurden; und dies noch dazu gefolgt oder begleitet von einem System auswärtiger Politik, dessen Absicht war, auf der Basis von Verschiedenheiten in der Theorie der innern Regierung, die westlichen den östlichen Staaten Europa's entgegenzustellen. Was auch in anderen Hinsichten die Verdienste oder Mißgriffe dieser Politik Englands gewesen sein mögen, ein Resultat mußte die nothwendige Folge desselben sein: sie schnitt Oesterreich in der kritischsten Periode die Mittel und Hoffnung einer engen und vertrauten Allianz zu beiderseitigem Interesse ab.

Von Seiten Frankreichs ist die Entfremdung Oesterreichs noch größer. Die Mitbewerbung um die Herrschaft über Italien würde allein hinreichend gewesen sein, ein aufrichtiges Bündniß unmöglich zu machen; aber außerdem ist es bekannt, daß Frankreich seine Zwecke mit weniger skrupulösen und rechtzufertigenden Mitteln verfolgt, als, wie wir hoffen, England jemals ergreifen wird; und eins dieser Mittel ist immer die Erregung von inneren Unruhen in andern Ländern gewesen.

In Betreff der italienischen Provinzen Oesterreichs ist jenes unruhige Verlangen, Unzufriedenheit zu erregen, welches unter der französischen Nation herrscht, nicht selten von seiner Regierung als eine einschüchternde Drohung gegen Oesterreich gebraucht worden, und hat die nothwendige Wirkung gehabt. Oesterreich fürchtet das Umsichgreifen Rußlands, aber noch mehr die aufregende Gewalt der westlichen Mächte; und jenes unfreiwillige Bündniß,

Digitized by Google

welches man die Vereinigung des despotischen Prinzips genannt hat, ist in den letzten Jahren durch wenig mehr als den Instinkt der Selbsterhaltung zusammengehalten worden. Es würde die größte Verwegenheit von Seiten Oesterreichs gewesen sein, einen Bruch mit Rußland mit allen seinen wahrscheinlichen Folgen — größere finanzielle Bedürfnisse — vermehrte Armeen — Einfälle in Ungarn — und andere Punkte, die ich jetzt nicht erwähnen will, stattfinden zu lassen; während seine lombardischen Provinzen von den Waffen oder den Intriguen Frankreichs bedroht wurden, und während England ihre Occupation oder Desorganisation vielleicht mit Freude, jedenfalls mit Gleichgültigkeit sehen würde.

Durch diese Rücksichten gedrängt, hat sich Oesterreich bemüht, so weit es ihm möglich war, die Integrität des türkischen Reiches zu erhalten, ohne seine Einigkeit mit Rußland zu gefährden. Wäre es geneigt gewesen, sich auf Kosten der Türkei zu vergrößern, so hätte es dazu genügenden Vorwand gehabt, da kein Jahr vergeht, ohne daß seine Grenze gegen Bosnien durch die halbcivilisirten Unterthanen der Pforte verletzt wird, und stets sind ihre desfallsigen Beschwerden bei der Pforte durch Ausdruck des Bedauerns, daß der Sultan nicht die Macht besitze, diese wilden Grenzer zu zügeln, und durch den Wunsch, daß Oesterreich die Bestrafung derselben selbst übernehmen möge, beantwortet worden. Doch hat sich Oesterreich stets darauf beschränkt, die unmittelbaren Angreifer zu züchtigen, ohne je eine Ausdehnung seiner eignen Grenzen zu versuchen. Es nahm weder an der Desorganisation der griechischen Provinzen, noch an der Errichtung jenes schwachen Königreiches Theil, in dem es nur einen neuen Hebel der russischen Macht erblickt haben mag.

Durch die Ernennung eines Consuls in Serbien und durch die Aufbietung alles Einflusses, über den es in Konstantinopel und Athen gebieten konnte, suchte es die russische Prädominanz zu bekämpfen *); und wenn man es einer schwachen oder strafbaren Mitwissenschaft in dem Festsetzen des Czars an beiden Ufern der Donau beschuldigt, wird man gesehen haben, daß es dem Zwang von Umständen nachgegeben hat, die es nicht beherrschen konnte.

*) Die unselige Täuschung, welche über das wahre Wesen des österreichisch-russischen Bündnisses geherrscht hat, ist der unglücklichen Politik zuzuschreiben, welche England in Griechenland verfolgt hat. Wir haben auf das Heftigste das bekämpft, was man den österreichischen Einfluß nannte, anstatt mit ihm unsern eignen zu verbinden, da er wirklich und wesentlich, obgleich nicht ausgesprochen und offen, sich dem Umsichgreifen Rußlands entgegenstellte. Die gewandte Diplomatie des Czars blieb in scheinbarer Unthätigkeit, blies aber in Wirklichkeit die flammende Zwietracht an, während Oesterreich und England um den vorherrschenden Einfluß auf die Gesinnungen und die Regierung Otto's kämpften, bis, nachdem Beide vom Kampf erschöpft waren, Rußland Besitz vom Schlachtfeld nahm, und ein Uebergewicht gewonnen hat, welches schwer zu erschüttern sein wird.

Digitized by Google

Es iſt zu hoffen, daß England endlich einmal ſeine wahren Intereſſen einſehe, und daß, ehe es zu ſpät iſt, ſeine veränderte Politik das Vertrauen Oeſterreichs wiedergewinne. Sollte dies unglücklicherweiſe nicht der Fall ſein, und ſollte Oeſterreich durch Umſtände bedrängt bleiben, die es nicht beherrſchen kann, ſo wird Rußland fortfahren, um ſich zu greifen — wird zu ſeiner Zeit ſich der Dardanellen bemächtigen — und Oeſterreich, ununterſtützt, wird außer Stande ſein, ſich ſeinem Fortſchritt zu widerſetzen. Gezwungen, ſeine ſcheinbare Freundſchaft gegen Rußland beizubehalten, wird es eine beſorgte und peinliche Neutralität beobachten. Es wird die nominelle Freiheit der Donaumündungen beſchützen, während Rußland den gebietenden Einfluß über Bosnien und Serbien gewinnt, und die Pforte zu ſeinem Vaſallen macht.

Endlich wird der Sultan gezwungen ſein, ſelbſt die nominelle Souveränität über ſein europäiſches Reich aufzugeben; und Oeſterreich wird, durch ein unfreiwilliges Zuſammenwirken mit Rußland, genöthigt ſein, einen Theil der Beute — wahrſcheinlich Bosnien und Albanien — gegen die Erlaubniß für Rußland, ſich des Reſtes zu bemächtigen, anzunehmen. England und Frankreich werden Vorſtellungen und Demonſtrationen machen — aber das Uebel wird geſchehen ſein. Die Dardanellen werden ſich in Rußlands Händen befinden. Das Königreich Griechenland wird wahrſcheinlich von der Liſte unabhängiger Staaten verſchwinden; und die europäiſche Türkei, mit den benachbarten aſiatiſchen Provinzen, wird entweder durch direkte Einverleibung, oder durch Errichtung eines nominell unabhängigen Byzantiniſchen Reichs, in nicht zu entfernter Zukunft unter die Herrſchaft des ruſſiſchen Scepters kommen.

Digitized by Google

Moraliſches, ſittliches, religiöſes und politiſches Leben der Völker.

18. Parteiloſe Vergleichungs-Anſicht zwiſchen dem Zuſtande der ſpaniſchen und holländiſchen Niederlande vor 50 Jahren und dem gegenwärtigen Zuſtande derſelben Länder als Königreiche Belgien und Niederland.

Als ich vor nun bereits fünfzig Jahren die Gegenden an den Mündungen unſers deutſchen Rheins und die benachbarten Landſtriche bereiſete, und längere Zeit in denſelben verweilte, bemerkte ich unter den brabantiſchen und wallonischen Volksſtämmen eine ſehr hoch geſteigerte Aufregung, ein allgemein und leidenſchaftlich verlautendes Unbehaglichkeitgefühl, verbunden mit einer unerklärbaren Sehnſucht nach Verfaſſungsänderung ohne normal beſtimmtes Ziel, kurz, unmotivirte Unzufriedenheit mitten im höchſten Wohlſtand und Gedeihen des Verkehrs im regſten Gewerbsleben, deſſen glückliche Folgen ſich im Luxus der Prachtgebäude und den dort allein zu jener Zeit in ſolch geſchmackvoller Schönheit erſichtlichen Förderungsmitteln der zahlloſen Reiſenden aus dem In- und Auslande, auf Heerſtraßen und Kanälen nach allen Richtungen und zur erleichterten Verbindung der vielen herrlichen Städte des Landes kund gaben.

Bei dem flamändiſchen Volksſtamm herrſchte meiſt ein zufriedenes Anerkenntniß des behaglichen Zuſtandes der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit, deren ſich damals das Land unter der öſtreichiſchen Herrſchaft erfreuete. Der Aufenthalt in der prächtigen Hauptſtadt Brüſſel ließ nichts zu wünſchen übrig, und wenn ſeitdem ihre Bevölkerung von 80,000 auf 110,000 Einwohner, ſtets wachſend nach dem vorübergegangenen ungünſtigen Einfluß der franzöſiſchen Okkupation, geſtiegen iſt, ſo erklärt ſich dieſes Zunehmen aus der Erhebung dieſer Stadt zur Reſidenz der folgenden holländiſchen Herrſcher, und durch die Theilnahme der Brabanter an dem Handel mit den oſtindiſchen Kolonien.

Die einzige Wohlthat, welche das Andenken der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft, an deren Stelle die beſſere holländiſche Adminiſtration getreten war, einigermaßen in einen tröſtenden Rückblick umgeſtalten konnte, war

Digitized by Google

Napoleons Riesenwerk der wiederhergestellten Freiheit der Schelde-Schifffahrt und der großartige Bau des Hafen-Beckens von Antwerpen, wodurch Südniederland eine Quelle des Reichthums auf alle Folgezeit eröffnet bleibt.

Wenn auch diese wichtige Handelsstadt, seit der später erfolgten Trennung Belgiens von Nordniederland sich schwerlich mehr — wie das früher der Fall gewesen — den benachbarten Haupthandelsplätzen Rotterdam und Amsterdam, im Geschäftsverkehr überbietend darzustellen vermag, so wird sie doch stets als würdige Nebenbuhlerin derselben erscheinen; und der Sympathie eines großen Theiles der Bevölkerung Belgiens zu dem jetzigen Könige der Niederlande, früher ihr Liebling und weiser Vermittler ihrer beklagenswerthen Differenzen mit dessen Vater und seinem Minister van Maanen, manche Schwierigkeit wegräumen, welche bisher dem freundlichen Verkehr beider stammverwandten Nachbarstaaten im Wege standen. Was das beiderseitige Entgegenkommen bis heute schon in dieser Beziehung bewirkt hat, verbürgt das einträchtig erstrebte Gelingen in der nahen Zukunft.

Selbst das dankbare Anerkenntniß und die Liebe des Volkes zu ihrem jetzigen Könige Leopold, dessen Verdienste um seine Beglückung richtig gewürdigt werden, vermögen die Verehrung der Brabanter für ihren unvergeßlichen Prinzen von Oranien, in welcher Eigenschaft er so lange Jahre, wenn auch in seiner Vermittelung scheiternd an der Festigkeit des väterlichen Willens, unter ihnen gelebt und ihre Interessen und Wünsche vergebens zu fördern gesucht hatte, nicht im mindesten zu verdrängen. Heute noch steht, geachtet gleich einem Heiligthume mitten im erbittertsten Kampfe um Freiheit und Volksthümlichkeit, unversehrt und wohlerhalten der herrliche Palast in der Nähe des Parks von Brüssel, in welchem letzten die blutige Entscheidungsschlacht geschlagen wurde, als ein augenscheinlicher Beweis da, wie sorgsam das Eigenthum des Prinzen durch dessen Bau und Geschenk die Stadt Brüssel den geliebten Vermittler und Helden von Waterloo geehrt hatte, geschont worden, und wie man diesen Tempel des Geschmacks und der Künste, ihm zu bewahren verstanden.

Unter solchen begünstigenden Verhältnissen des Nachbarstaats und des bei Leopolds weiser Regierung immer fortschreitenden Wohlstandes, kann es nicht fehlen, daß Südniederlands Volksglück mehr und mehr aufblühen, und seine rastlose Industrie den wachsenden Handel von Ostende und Antwerpen, welch letztere Stadt heute schon wieder 80,000 Einwohner zählt, den jungen Staat zu einer bedeutenden Höhe emporheben wird.

Ganz anders stellt sich dem Beobachter das Resultat seines Vergleiches der Jetztzeit mit jener vor einem halben Jahrhundert, in Nordniederland dar. Hier, in Holland, ist noch fast alles ganz so wie vormals, ohne merkliche Veränderung. In den nördlicheren Gegenden jenseits des Zuyder-Sees, zeigt

Digitized by Google

ſich das Flachland mit ſeinen Wieſen, Heerden und Kanälen, ſeinen vielfarbigen Booten und buntſchimmernden hölzernen Häuſern, ſeinen Windmühlen und reinlichen Fiſcherhütten, in Gebräuchen und Sitten beinah ſtereotyp, von auſſen und innen dem chineſiſchen Typus verwandt und ähnlich, deſſen originell und an Ort und Stelle geformte Abbilder dem fremden Beſchauer ſo viele Unterhaltung und Belehrung in den reichen Muſeen und Kunſtſchätze-Sammlungen aus Japan, China und Java im Haag und zu Leiden gewähren, indeß die ſeit einigen Jahrhunderten unverrückt beſtehenden großen Denkmäler der Baukunſt, wie das Stadthaus von Amſterdam, die alte Hauptkirche daſelbſt und die zu Delft, mit ihren Monumenten, plaſtiſchen und gemalten Meiſterwerken an die ſchönſte Blüthezeit der europäiſchen Kunſt erinnern.

Und das Alles ſtand vor zweihundert Jahren, gleich den großen Schiffswerften der prächtigen Seehafen, mit zahlloſen Schiffen aus allen Weltgegenden belebt, ſchon wie heute auf dem Kulminationspunkt menſchlicher Betriebſamkeit und induſtriellen Nutzens. Was wäre auch dort, wo man in gewinnſchaffender Thätigkeit ſeinen befriedigten Zweck erkennt, noch viel neues beizugeſtalten geweſen? Etwa die nun auch dort, wie überall, intellektuell benutzte Dampfkraft für Fabrikation und Schifffahrt, äuſſerſt wenig für die Eiſenbahnen, welche nicht viel Reiz für dieſe Waſſer-Beherrſcher zu haben ſcheinen. In dem wogenden Element dagegen gewahrt man eine ſtets zunehmende Vermehrung der Lebendigkeit, beſonders durch die unermeßlichen Zufuhren aus den täglich reicher aufblühenden holländiſchen Kolonien in Oſtindien. Im übrigen zeigt ſich immer noch die alte Schweigſamkeit, die Abgeſchiedenheit im geſelligen Leben, welche ſich bis auf das ſorgfältigſte Zurückziehen der Frauen von den ſtets verſchloſſenen Fenſtern erſtreckt, das Feſthalten an der alten Bauweiſe, welche der Solidität den guten Geſchmack opfert; aber auch innen noch — zu des Landes Ehre ſei es geſagt — die genügſame und ſtille häusliche Glückſeligkeit.

J. Neus.

19. Kirchliche und andere Zuſtände am Niederrhein und in Italien.

Das Frohnleichnamsfeſt wurde eben gefeiert. Aus der auf einer Ufererhöhung gelegenen Kirche begab ſich die Prozeſſion nach einer mit Laubwerk, Blumen, Fahnen und einem Thronhimmel reich geſchmückten Barke. Die Geiſtlichkeit beſtieg dieſelbe unter dem Donner der Kanonen und des Musketenfeuers, deren Rauch wirbelnd ſich vermengte mit den Wolken von Weihrauch, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Ungefähr fünfzig kleinere

Digitized by Google

aber nicht minder schön verzierte Fahrzeuge, mit Schaaren von Gläubigen und Musikern besetzt, folgten unter Lobgesängen jener Priesterbarke. Stromaufwärts ging die Prozession bis unter die Mauern von Köln, beschrieb dann einen großen Bogen und zog in derselben Ordnung wieder nach der Kirche, von der sie ausgegangen war.

Diese religiöse Feierlichkeit hatte etwas ganz Eigenthümliches, das ich anderwärts noch nie gesehen. Sie versetzte meine Einbildungskraft in's griechische Alterthum und täuschte sie angenehm mit der Schönheit der Gegend, durch den seit langer Zeit nicht mehr gewohnten Glanz des blauen Himmels, wie durch die einer christlichen Feier gegebene Form.

Ganz Köln glänzte im Feiertagsschmuck und Festkleidern. Ich sah die Pracht einer katholischen Prozession, erhöht durch die Gegenwart einiger Regimenter eines lutherischen Königs. Ich konnte meinen Beifall der Toleranz nicht versagen, welche Andersgläubige in großer Anzahl um die Prozession versammelte, und alle einem fremden Kultus volle, äussere Ehrfurcht bezeigen hieß.

Einen andern Beweis des Geistes der Ausgleichung und Versöhnlichkeit findet man in den überaus reichen Beiträgen der preußischen Regierung zu der Wiederherstellung des Doms von Köln. Weit interessanter als die Reichthümer der Heiligen und die Reliquienschätze, erschien mir die bewunderungswürdige Architektur dieses unvollendeten Riesenbaues *).

Aus einer dem Theater sehr nahen Loge hatte ich genau bemerkt, daß keine Tänzerin auf die Szene heraustrat, ohne vorher das Zeichen des Kreuzes gemacht zu haben. Dieser dort (auf der Scala in Mailand) allgemein herrschende Gebrauch erschien mir anfänglich fast rührend. Aber bald bemerkte ich, daß dessen ungeachtet die Röcke der Tänzerinnen sehr kurz und durchsichtig, ihre Bewegungen sehr frei, ihr Mienenspiel und ihre Stellungen sehr einladend und hingebend, und alle hieraus entspringenden Folgen sehr einleuchtend waren. Bei einem Besuch auf dem Theater sah ich eine kleine Kapelle, in welcher viele Wachskerzen vor einem Muttergottesbilde brannten. Abermals ein Beweis der Frömmigkeit dieser Tänzerinnen. Entweder riefen sie hier den himmlischen Schutz für ihre Pirouetten an, oder sie brachten ihr Dankgebet dar für die Genauigkeit irgend eines Entrechat oder für das Aplomb irgend einer Stellung. Jedem Gastrollenspiel und jedem Debüt gehen stets neuntägige Bußübungen und Gebete voran **).

Die ganze Handlung (auf dem ersten Theater in Florenz) bestand in ge-

*) Aus der „Reise eines Verbannten," von Baron von Haussez, deutsch von Ferd. Freiherrn von Biedenfeld, erster Band, S. 34 und 35.

**) Ibid. S. 193.

Digitized by Google

gebenen und empfangenen Ohrfeigen, in Faustschlägen und Fußtritten, in sehr groben Zoten und in sehr kurzen Röcken. Diese Röcke waren in der That so kurz, daß sie bei weitem nicht bis auf das Knie der Tänzerinnen hinabgingen; dennoch sprangen und pirouettirten diese Damen so lustig und so hoch, als hätten sie Schleppkleider an. Die Figurantinnen waren nicht so ganz anständig gekleidet. Alles im Parterr war voll Priester in Ueberröcken und schwarzen Halstüchern. Eben so wimmelt es von ihnen in Kaffehäusern und auf Spaziergängen *).

Geistlichkeit in Rom.

Vergleicht man hier die Zahl aller der Kirche angehörenden Individuen mit der Volkszahl des Staates, so muß man nicht ohne Staunen fragen: wo jene hinlängliche Beschäftigung und Subsistenzmittel hernehmen. Was die Beschäftigung betrifft, so würde sich deshalb der Staat wenig kümmern, wenn die Geistlichkeit ihm nichts kostete; diese würde sich darüber noch weniger grämen, wenn sie nur zu leben hätte. Allein die Frage wegen der Subsistenzmittel ist eine Frage von höchster Bedeutung für Alle.

Vor jenen Ereignissen, welche die päpstliche Regierung erschütterten und stürzten, hatten alle kirchlichen Korporationen, unter welchen Benennungen und Formen sie immer bestehen mochten, sehr reiche Dotationen. Beinahe ihr ganzes Eigenthum wurde verkauft, so mußte denn die Regierung bei ihrer Wiederherstellung nothwendigerweise auch für ihren Unterhalt Sorge tragen. Offenbar ging sie dabei mit mehr Eifer als Ueberlegung zu Werke. Statt einzusehen, daß eine große Zahl dieser Korporationen unnütz geworden, und daß das Prinzip, welches sie einst ins Leben gerufen hatte, längst verbraucht sei; statt die Wirkung der Revolution, welche ihre Aufhebung herbeigeführt hatte, mit Verstand zu benutzen und einen Klerus einzurichten, wie der Geist der Zeit und die Bedürfnisse unserer Epoche ihn bedingen, stellte man Alles wieder her. Die Mönchsklöster wurden nicht nur ihren frühern Bewohnern, sondern auch neuen Cenobiten als Asyle vollkommener Müßiggängerei eröffnet. Selbst die Bettelorden rief man wieder zusammen, organisirte und rechtfertigte damit gewissermaßen ein Gebrechen, welches die wunde Stelle und die Schande der modernen Gesellschaft ausmacht.

Ohne für ihre Freigebigkeit Grenzen oder Bedingungen festzustellen, sorgte die Regierung sehr großmüthig für die Bedürfnisse Aller. Sie beschränkte nicht einmal die Zahl der Individuen beider Geschlechter, welche dem Klosterleben sich widmen wollten. Auf gleiche Weise ließ sie die Zahl der Welt-

*) Id. 277 und 278.

geistlichen ohne alle Einschränkung anwachsen und erhöhte ihre Beiträge für Erhaltung derselben stets im Verhältniß zu den steigenden Bedürfnissen. Die Regierung hatte den doch immer sehr wahrscheinlichen Fall, daß der Religionseifer der Gläubigen einen Theil der durch die Invasion zerstörten Hilfsquellen wieder herstellen würde, gar nicht in Anschlag gebracht.

Dieser Fall ist nun eingetreten, und die Geistlichkeit häuft Reichthümer auf Reichthümer, indem sie alle Schätze, welche zum Ersatz der früher verlornen Güter dienen sollten, und die neuen Dotationen, welche nur bewilligt waren, um die frühern Einkünfte auszugleichen, standhaft behalten will. Man streitet und unterhandelt über diesen bedeutenden Punkt, aber die Langsamkeit vergrößert die Uebel, indem sie allen Korporationen gestattet, sich zu rekrutiren und damit stets neuen Vorwand zur Opposition ihnen verleiht. Wahrscheinlich würde dem kränkelnden Finanzzustand des Staates ein Ende gemacht, wenn man hinsichtlich der Geistlichkeit zu irgend einem bestimmten Entschluß gelangen könnte; allein man scheint damit ins Unendliche zögern zu wollen *).

Zeremonien der heiligen Woche in Rom.

Der Charfreitag ist nur das Schattenbild zu dieser Lichtseite; doch damit die Menschen an diesem traurigen Tage nicht vor Kummer vergehn, sieht man schon jetzt überall auf den kommenden Jubeltag hingedeutet: nämlich alle Freß- und namentlich alle Fleischbuden sind am Charfreitag illuminirt, die großen Schinken sind herrlich mit Blumen umkränzt und die Schlacken prachtvoll erleuchtet. Doch um die wahre Bedeutung des Tages nicht aus den Augen zu lassen, ist im Hintergrunde zwischen Würsten und Schinken eine transparente Kreuzigung Christi angebracht und im Vordergrunde steht ein aus Schweinefett geformter Christus mit dem Kreuze **).

Italien wie es ist.

Will man Italien von der üblen Seite ansehen, so fehlt es nicht an Entzauberung. Es ist ein Land, etwas heißer, aber auch schmutziger wie Frankreich, fast unglaublich arm im Vergleich zu England, in Rücksicht der guten, komfortabeln Lebensart. Rom ist eine verlassene Stadt, worin Bettler, Mönche, fremde Künstler und alterthumsschnüffelnde Reisende umherlaufen. Kann es einen langweiligern und widerwärtigern, tödtlichern Aufenthalt geben, als Venedig mit seinen faulen Brücken und seinen ausgestorbenen Gassen, mit seinen gefängnißähnlichen Quartieren, die durch unsaubere Gräben geschieden sind?

*) Id. 2r. Theil, S. 59 — 61.
**) Id. 2r. Theil, S. 63.

Digitized by Google

Man ſpricht viel von dem Zauber des Klima's. Glaubt doch ja den Dichtern und Malern nicht. Kälte, Nebel und Reif ſind im Herbſte in Venedig an der Tagesordnung. Florenz hat ſeinen Reifmonat wie Paris. Neapel iſt eine Stadt der Spitzbüberei und der Ignoranz, der Saloperie und des Müßiggangs. Die Städte der Lombardei haben einen wahren Baſtard-Karakter, ſie ſind weder warm noch kalt, weder italieniſch noch deutſch, weder Süd noch Nord. In der römiſchen Campagna, in den toskaniſchen Maremmen, in den Sumpfebenen, die an das adriatiſche Meer grenzen, bei Venedig, Ferrara, Ravenna, in jenen Gegenden, die am meiſten poetiſirt werden, bekommt der Fremde, bloß wegen ſeiner einzigen ſentimentalen Abend-Promenade, ſogleich das Fieber, und dieſes Fieber iſt proſaiſch genug, Einen nicht umzubringen. Es macht blos ſiech und ſchläfrig und hinterläßt am Ende einen kontrakten Körper und einen ſafrangelben Teint.

Vidal, Reiſen in Italien. S. 68 bis 69.

Oeffentliches Geſundheitsweſen.

1. Der Geſundheits-Zuſtand und die Sterblichkeit in England, vorzüglich in London, mit Bezug auf andere Gegenden Europas.

Nach authentiſchen Aktenſtücken.

Die verſchiedenen Urſachen, welche den größten Einfluß auf den Geſundheits-Zuſtand des Menſchen ausüben und die Veranlaſſung aller Krankheiten, wie der Sterblichkeit, umſchließen, womit er unaufhörlich zu kämpfen hat, ſpringen nicht durchgehend auf eine gleichmäßig augenſcheinliche und konſequente Weiſe hervor.

Der Menſch kann, wenn er ſeine Leidenſchaften und Wünſche zu regieren oder zu bekämpfen verſteht, ſeinen Eigenſchaften die ganze Entwickelung verleihen, deren ſie fähig ſind, ohne dadurch ſeiner Laufbahn irgend einen Abbruch zu thun. Das Klima wird durch das Streben des geſitteten Menſchen ſo ſehr verbeſſert, daß es nur wenige Punkte auf der bewohnbaren Erde

Digitized by Google

gibt, wo er nicht des Genuſſes der Geſundheit ſich erfreuen könnte. Allein der thätigſte Einfluß, der ſich unaufhörlich und unter den verſchiedenſten Formen wieder erzeugt, iſt die Wirkung, welche der geſellige Zuſtand auf jedes Individuum ausübt.

Nicht mit Unrecht hat man geſagt, daß ſich in der größeren oder geringeren Sterblichkeit eines Landes das beſte Mittel bietet, den Grad ſeines Glückes und Wohlergehens zu beurtheilen. Die Regierung, deren Streben nur darauf hinzielt, durch ihr Abgaben-Syſtem die Bevölkerung auszubeuten, ohne ſich um die indirekten Ergebniſſe zu kümmern, welche aus ihrem Verfahren entſprießen, kann gewiß ſein, daß an jedem Thaler, den ſie auf ſolche Weiſe zuſammenrafft, Blut und Thränen der Unterthanen kleben. Die geringſte Steuer, welche mehr als gewöhnlich die Nahrung, Kleidung und das Obdach des großen Haufens belaſtet, rafft mehr Menſchenleben hinweg, als die blutigſten Schlachten zu vernichten im Stande ſind.

Das beſte, wohl das einzige Mittel, genau den Einfluß zu ermeſſen, den die geſellſchaftlichen Einrichtungen eines Landes auf das Leben der Individuen ausüben, und den öffentlichen Geſundheits-Zuſtand zu erkennen, beſteht darin, in ſeiner ganzen Ausdehnung umfaſſende ſtatiſtiſche Nachforſchungen vorzunehmen, denen ähnlich, welche 1837 von dem britiſchen Parlament verordnet und deren erſte Reſultate vor Kurzem veröffentlicht worden *).

Durch eine ſorgſame Prüfung dieſes Aktenſtückes, das an und für ſich ſelbſt nichts iſt, als der gedrängte Hauptinhalt anderer in allen Theilen Großbritanniens geſammelten Berichte vermag allein die zahlloſen Gebrechen zu entſchleiern, womit der geſellſchaftliche Körper behaftet iſt, und diejenigen anzudeuten, welche die Macht in Händen haben, wie man Uebel verhindern kann, die allmälig im Geheimen emporwachſen, bis ſie ſtark genug geworden, um ſich plötzlich wie eine anſteckende Krankheit über das ganze Land zu verbreiten.

Bevor wir über die Hauptergebniſſe der ſtatiſtiſchen Tabellen in nähere Erörterungen eingehen, ſcheint es nothwendig zu ſagen, wie die Umſtände, deren Ausdruck ſie ſind, geſammelt worden und durch welche Kanäle ſie geleitet werden, bevor ſie zu der höheren Stelle gelangen, welche ſie zu ordnen, zu vergleichen und daraus ihre Folgerungen zu entnehmen hat.

Die regelmäßige Einſchreibung der Geburten, Heirathen und Todesfälle, in jedem Pfarrſprengel zu London, war eine der erſten Früchte der Parlaments-Reform. Man begann indeß ſchon 1558 damit. Der Gebrauch,

*) Vergl. First annual report of the Registrar-general of births, death and marriages, etc.

Digitized by Google

wöchentlich eine Liste von den Gestorbenen bekannt zu machen, stellte sich während der großen Besorgniß fest, welche die Einwohner der Hauptstadt während den häufigen ansteckenden Krankheiten, die um diese Zeit herrschend waren, hegten. Die erste Liste dieser Art ist von 1592. In Mitte des folgenden Jahrhunderts erlangten diese Listen die Form, welche sie noch jetzt haben, und nur unter schwierigen Umständen, wie bei der Pest von 1665, die von einer halben Million Einwohner 68,590 hinwegraffte, erlitten sie einige Veränderung.

Es war jedoch darauf nur von Taufe und Beerdigung, nicht von Geburt und Todesfall die Rede. Die Listen wurden gewöhnlich von einer alten Frau verfaßt, die sich nach der Wohnung des Verstorbenen begab und über sein Alter, wie über die Ursache seines Ablebens sich erkundigte. Ungefähr auf dieselbe Weise wurden die Listen bis in Mitte des letzten Jahrhunderts geführt, doch blieben sie ohne Interesse bis zum Jahr 1832, wo die Cholera wüthete. Auf keinen Fall waren sie genau, weil viele Gestorbene von London ausserhalb der Stadt oder auf den Begräbnißplätzen der Dissidenten beerdigt und von den Pastoren der anglikanischen Kirche nicht eingeschrieben wurden. Ihren Listen zufolge wären 1830 nur 18,666 Personen beerdigt worden, während die Menge der Todesfälle in London in demselben Jahre sich auf 52,698 belief.

Seit Einführung der neuen Gesetzgebung ist England in 25 große Abtheilungen geschieden; die Hauptstadt, die erste dieser Abtheilungen bildend, hat 32 Oberaufseher der Bezirkseinschreibungen und 125 Bezirkseinschreiber. Jeder dieser letzten hat allwöchentlich einen Bericht im Haupteinschreibungs-Bureau einzureichen, und zwar am Montag zu einer bestimmten Stunde. Sämmtliche Tabellen werden durchgesehen, am Mittwoch gedruckt und am Donnerstag ausgegeben. Fast alle mit Verfassung derselben Beauftragte gehören zum ärztlichen Stande. Es gibt deren in England und Wäles nicht weniger als 2391. Man nennt sie Registraten (Registrar). Fast der vierte Theil davon, nämlich 527, sind praktische Aerzte, und es läßt sich annehmen, daß ihre Angaben, über die Ursache des Todes, so genau als möglich sind. Uebrigens rühren die Angaben gewöhnlich auch von den Aerzten her, welche den Kranken zuletzt besorgt haben, und es ist anzunehmen, daß sich jetzt kein Todesfall mehr ereignen kann, der nicht eingeschrieben würde.

Es ergeben sich nicht unwichtige Verschiedenheiten aus den eben erwähnten Listen und den Sterblichkeits-Tabellen, worauf sich die Lebens-Versicherungs-Gesellschaften bei ihren Operationen gestützt. Den letzten zufolge würden von tausend Individuen, die gleichzeitig 25 Jahr alt sind, im 65 Jahre nur noch 343 am Leben sein, während sich aus dem Sterberegister von Carlisle ergibt, daß von einer solchen Zahl noch 513 leben; so daß eine Gesell-

Digitized by Google

ſchaft, welche die Tabellen von Carliſle annähme, drei Penſionnäre ſtatt zwei haben würde. Von hunderttauſend gleichzeitig 25 Jahr alten Perſonen würden in einem Alter von 65 Jahren noch am Leben ſein:

Nach Doktor Price	34,286.
„ den erſten ſchwediſchen Tabellen	43,137.
„ Parcieurs Tabellen	51,053.
„ denen von Milne, begründet auf die Sterblichkeit zu Carliſle	51,335.
„ denen von Griffith Davies, welche ſich auf die von der Equitable-Geſellſchaft geſammelten Thatſachen beruhen	49,330.
„ denen von Finlayſon, infolge der Sterblichkeit unter den Staats-Penſionnären . . .	53,950.

Nach den Beobachtungen der eben genannten Gewährsmänner leben von hunderttauſend gleichzeitig 60 Jahr alten Individuen in einem Alter von 80 Jahren noch 28,738; — 23,704; — 29,873; — 31,557; — 37,267; — 38,655; — 37,355.

Die Verſchiedenheit zwiſchen den angegebenen Zahlen iſt zu bedeutend, als daß man nicht wünſchen ſollte, darüber genauere Beſtimmung zu erhalten. Allein nicht blos in den Berechnungen, ſondern in der Wirklichkeit ſelbſt, bietet ſich eine auffallende Verſchiedenheit in der Menge der Todesfälle gewiſſer nahe bei einander befindlicher, ungefähr gleichbevölkerter Oertlichkeiten.

So iſt z. B. die Sterblichkeit in den einzelnen Pfarrſprengeln von London nichts weniger als übereinſtimmend. Sie iſt in einigen derſelben 2, 3, ja 4 mal ſtärker als in andern, und der Umſtand iſt ſo höchſt auffallend, daß der Biſchof von London ſich veranlaßt geſehen, darüber eine beſondere Unterſuchung anſtellen zu laſſen. Die Zahl der in dem von Liſter veröffentlichten Bericht angegebenen Todesfälle beläuft ſich auf 148,701. Sie ſind je nach den Krankheiten in beſondere Klaſſen geſchieden. Von den Geſtorbenen gehören 75,159 zum männlichen und 73,542 zum weiblichen Geſchlecht. Die durch anſteckende Krankheiten (welche in allen Ländern die Hauptklaſſe bilden) veranlaßten Todesfälle haben ſich auf 32,537 belaufen, und häufiger Männer als Weiber betroffen. Die Kinderblattern, die Bräune, die Diſſenterie und die Cholera greifen mehr die erſten als die letzten an, während beide Geſchlechter ungefähr im gleichen Verhältniß vom Typus, dem Scharlachfieber, dem Rothlauf und den Maſern, das weibliche Geſchlecht aber am meiſten von der Grippe und dem Keuchhuſten heimgeſucht werden.

Von tauſend Individuen beiderlei Geſchlechts ſterben mehr als vier an anſteckenden Krankheiten; von dieſen vier ſind jedoch immer drei Kinder, die unter mit Ausſchlägen verbundenen Fiebern unterliegen. Die gefährlichſten

Digitized by Google

dieſer Krankheiten, welche in der oben angeführten Zahl der Todesfälle die größte Rolle ſpielen, ſind die Kinderblattern, welche 5811 Individuen hinweggerafft, die Maſern, welche 4732, der Keuchhuſten, der 3044, und das Scharlachfieber, das 2520 Opfer hinweggenommen.

Die vielen durch die Kinderblattern veranlaßten Todesfälle können billigerweiſe Erſtaunen erregen, doch darf man nicht aus den Augen verlieren, daß die ärmeren Klaſſen in ihrem Unverſtand ſelbſt alles aufbieten, um ihre Kinder vor der Einimpfung zu bewahren, weßhalb die Anſteckung bei ihnen im Geheimen immerfort graſſirt.

Die Krankheiten des Nerven-Syſtems belaufen ſich auf 21,252 oder auf 15 Prozent der Maſſe aller übrigen Krankheiten. Von tauſend Individuen ſterben jährlich drei an Nerven-Krankheiten, und die meiſten derſelben gehören zum weiblichen Geſchlecht, während der Schlagfluß viel häufiger bei den Männern iſt.

Auch die Krankheiten der Athmungsorgane ſind ſo bedeutend, daß man bei hundert Todesfällen immer 27 dadurch verurſachte rechnen kann. Sie betreffen beinah gleichmäßig beide Geſchlechter, und raffen von tauſend Lebenden jährlich fünf hinweg, wovon vier an der eigentlichen Schwindſucht ſterben, die vielleicht etwas häufiger bei den Frauen als bei den Männern iſt. Vier Entbindungen auf tauſend ziehen den Tod der Mutter nach ſich.

Die Verſchiedenheit der Sterblichkeit in den Städten und auf dem offenen Lande verdient ganz beſonders beachtet zu werden. Die Zuſammendrängung der Bevölkerung in den Städten verdoppelt die Sterblichkeit in den epidemiſchen Krankheiten und in denen des Nerven-Syſtems. Das Verhältniß zwiſchen den Todesfällen durch Zuckungen zwiſchen den Städten und dem offenen Lande iſt wie 1 zu 3. Es iſt daſſelbe auch mit der Hirnwaſſerſucht. In Betreff der Lungenkrankheiten iſt das Verhältniß etwa wie 1 zu 2½. Die Sterblichkeit durch die Schwindſucht wird in den Städten um 39 Prozent vermehrt, die durch die Entbindungen um 71 Prozent und die durch die hitzigen Fieber um 221 Prozent.

Woher rührt dieſe ſchreckliche Vermehrung der Sterblichkeit? Sind die Städte wirklich beſtimmt, wie Süßmilch ſagt, „das Grab des Menſchengeſchlechts zu werden“, und läßt ſich das traurige Geſchick ihrer Bewohner durch nichts verbeſſern?

Der Hauptordner der Sterblichkeits-Tabellen in London, Farr, ſchreibt die Sterblichkeit in volkreichen Städten der ungeſunden Luft zu, welche man darin einathmet. Iſt dieſe Urſache auch nicht die einzige, ſo kann man ſie doch als eine der wirkſamſten betrachten. Allein muß man nicht auch den Einfluß moraliſcher Urſachen in Rechnung ſtellen, namentlich der Leichtigkeit, womit man ſich den Ausſchweifungen, den für die Geſundheit nachtheiligſten

Digitized by Google

Lastern, überlassen kann. Glaubt man, daß dergleichen Ursachen nicht eben so mächtig seien, das vorbezeichnete Uebel zu veranlassen, als übelgebaute Häuser und schmutzige Straßen, in die kein Sonnenstrahl zu dringen vermag?

Was Farr auch sagen mag, es ist nicht möglich, durch blos fysische Mittel all das Unheil zu beseitigen, welches die Aufhäufung von 200,000 Menschen auf eine englische Geviertmeile nach sich zieht. Es ist unmöglich, ihnen eine so rüstige Gesundheit zuzusichern, als wenn sie auf einer Oberfläche von 100 Geviertmeilen zerstreut wären und die reinste Luft einathmeten. Blieben noch einige Zweifel über die Unzulänglichkeit solcher Gesundheitsmittel, so braucht man nur nachstehende Thatsachen zu beachten, die in dem Bericht des Vertreters von Shrewsbury und in dem Briefe enthalten sind, den die Doktoren Smith und Arnold an die Kommission gerichtet, welche mit Prüfung des Entwurfes eines Armengesetzes.

Der gesellschaftliche Zustand der arbeitenden Klassen hat während der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts eine ausserordentliche Veränderung erlitten, dem die Gesetzgeber noch nicht die ganze Aufmerksamkeit gewidmet, welche er verdient. 1790 verhielten sich die Arbeiter in den Städten zu denen auf dem Lande wie 1 zu 2; das Verhältniß ist 1840 geradezu umgekehrt. In nachstehenden Grafschaften in England ist das Verhältniß der beim Ackerbau Beschäftigten zu denen in den Fabriken und Manufakturen, den Bergwerken und den verschiedenen Professionen:

in Staffordshire	wie	1	zu	3.
„ Warwickshire	„	1	„	4.
im westlichen Theil von Yorkshire	„	1	„	6.
in Lancashire	„	1	„	10.
„ Middlesser	„	1	„	12.

Die neu hinzugekommenen, welche eine so beträchtliche Vermehrung veranlaßt haben, wohnen in den meisten Städten sehr übel, wozu noch kommt, daß wegen der häufigen Schwankungen im Handel und Verkehr viele Tausende oft ohne Arbeit sind. Unter solchen Unglücklichen, vorzüglich unter den nach den großen Städten Englands gekommenen Irländern sind die ansteckenden Fieber am häufigsten und raffen die meisten Opfer hinweg.

Bevor wir über diesen Punkt in nähere Erörterungen eintreten, werfen wir noch einen Blick auf die Wohnungen der ärmern Klasse in den größten Städten außer London. Von 11,000 Häusern in Nottingham sind 8000 so dicht neben einander geschichtet, daß in ihnen alle Lufterneuerung unmöglich wird*). In Liverpool werden 7862 Keller, die finster, feucht, schmutzig, ohne allen Luftzug sind, und ein Siebentel aller Behausungen

*) Vergl. Journal of Statistical Soc. Jan. 1840.

Digitized by Google

bilden, von der ärmſten Arbeiter-Klaſſe bewohnt, die aus 39,300 Individuen beſteht. Es gibt nächſtdem in dieſer Stadt noch 2270 hölzerne Schoppen, wovon jeder ebenfalls von mehren aus 2 bis 6 Perſonen beſtehenden Familien, die alle nur einen einzigen Ausgang haben, bewohnt werden. Von 123,232 Arbeitern in Mancheſter wohnen 14,960 in dunkeln und ſtinkenden Kellern. Zu Bury iſt das Schickſal der arbeitenden Klaſſe ſo elend, daß in 773 Häuſern immer 4 Perſonen in einem Bett ſchlafen, in 207 andern dient ein Bett für 5, und in 78 Häuſern ſogar für 6 Perſonen. Zu Briſtol haben die 46 Prozent aller Arbeiter nur ein einziges beſchränktes Zimmer für die ganze Familie. Zu Lud, das als ein ſehr ungeſunder Ort betrachtet wird, ſind von 17,800 Wohnungen 13,600 um weniger als 10 Pfd. Sterl. (120 fl.) vermiethet. Im nördlichen Stadttheil, der 15,400 Arbeiter enthält, was ungefähr ein Viertel von der ganzen Bevölkerung der Stadt ausmacht, haben nur drei Straßen Abzugsgräben, zwölf haben deren nur auf eine kleine Strecke und achtunddreißig haben gar keine.

Das Elend von Glasgow, wovon Dr. Cowan ein ſo entſetzliches Bild entworfen, wird immer unglaublich ſcheinen in einem Lande, das ſehr bedeutende Summen und reich beſoldete Miſſionäre zu entfernten Völkern ſchickt, die der einen und der andern weniger bedürfen, als das Gemiſch von 30,000 Irländern und ſchottiſchen Gebirgsbewohnern, die von Schmutz, Elend und Verbrechen umringt, in den Kellern und den finſtern Schlupfwinkeln dieſer großen Handelsſtadt vegetiren, wo 10 bis 20 Perſonen beiderlei Geſchlechts auf dem bloßen Boden und in denſelben Lumpen ſchlafen, welche den Tag über ihnen als Kleidung dienen. Es gibt in Glasgow eine Menge Keller, worin Bier, Branntwein und andere berauſchende Getränke verkauft werden, und die gleichzeitig zu einem noch verruchteren Gebrauche dienen.

„Eine große Menge junger Mädchen," ſagt Symmonds, „haben ſich an den Hauptmann Millar, Polizei-Inſpektor in Glasgow, gewendet, um an andern Orten ein Unterkommen zu finden und dieſe Höhlen zu verlaſſen, wo ſie ihres Lebens nicht ſicher ſind und wo ſie nur durch die bitterſte Noth gezwungen ihren Aufenthalt genommen. Ein höchſtens zweijähriges Verweilen, in Mitte einer ſo entarteten und leidenden Bevölkerung iſt hinlänglich, ihren Geſundheitszuſtand vollkommen zu zerrütten, wo nicht den Tod nach ſich zu ziehen."

Dr. Gowan ſagt in ſeiner Statiſtik, daß 1837 nicht weniger als 21,800 Perſonen in Glasgow vom Fieber heimgeſucht worden. Es iſt unnütz der Armuth noch die Leiden zur Laſt zu legen, welche ſie allein nicht erzeugt. Der Mangel an Lebensmittel iſt nicht die alleinige Urſache derſelben. Denn der Arbeiter auf dem Lande hat eben ſo ſchwere Arbeiten und eben ſo ſchlechte

Digitized by Google

Nahrung als der in den Städten. Sie rührt vielmehr von dem Schmutz in den Wohnungen und von der schnellen Verbreitung des Lasters im Verein mit der bittern Armuth her, die in den meisten Fabrikstädten so häufig ist.

Aus einem andern von den Doktoren Smith und Kay abgestatteten Berichte ergibt sich, daß die Zahl der unbemittelten Personen in London, welche vom März 1837 bis zum März 1838 an hitzigen, Scharlach- und Wechselfiebern krank darnieder lagen, sich auf 77,186 belief. Es ergibt sich aus denselben Berichten auch, daß die eben angedeuteten Fieber da wo sie am meisten herrschen, auch am verderblichsten sind, daß alsdann von 11 Kranken immer einer stirbt, daß in einem Bezirke, worin sich 1467 Arme befanden, nicht weniger als 1276 krank wurden, daß ein Fünftel aller Einwohner von London, die Beisteuern von ihren Pfarrsprengeln erhalten, jahraus jahrein vom Fieber heimgesucht werden, und daß die Opfer dieser Krankheit gewöhnlich gerade solche Individuen sind, welche die ganze übrige Familie durch ihre Arbeit erhalten.

Das Elend der Armen macht seine Rückwirkung auf den Reichen auf zwiefache Weise geltend, es betrifft ihn nicht allein in seinem Beutel, sondern auch in seiner Person. Hat das Fieber in der Hütte des Armen eine gefährliche Wendung genommen, so verbreitet es sich bald auch in die Häuser der Wohlhabenden. Die Sterblichkeits-Tabellen beurkunden die Wahrheit dieser Angabe. Zum Besten seiner eigenen Erhaltung muß also der Reiche dem Armen seinen Beistand angedeihen lassen und die größere Entwickelung der Krankheiten verhindern, deren Opfer er selbst werden kann. Andererseit in geldlicher (pekuniärer) Hinsicht erfordert es auch sein Vortheil die körperlichen Leiden des Armen zu mildern, weil geringe Ausgaben, welche die Verbreitung des Uebels verhindern, zu gleicher Zeit der Vermehrung der Armensteuer entgegenwirken, welche letzte durch ansteckende Krankheiten unaufhörlich gesteigert werden. Wie könnte es auch anders sein, wenn in einem Lande die Zahl der Wittwen und Waisen immer stärker wird und die Hand des kranken Vaters der Familie nicht mehr ihr tägliches Brod verschaffen kann.

Großbritannien ist das einzige Land in Europa, das keine Gesundheits-Polizei hat und wo der öffentliche Gesundheits-Zustand ohne alle Aufsicht sich selbst überlassen ist. Man darf also nicht der wohlwollenden Aufmerksamkeit der Regierung den günstigen Zustand in diesem Betrachte zuschreiben, man verdankt ihn vielmehr der langen Dauer des Friedens und vorzüglich den erworbenen und sehr bedeutenden Reichthümern, welche der Bevölkerung, im Ganzen genommen, vergönnen sich besser zu nähren, besser zu kleiden und besser zu wohnen als in jeder andern Gegend Europas.

Zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, wo das Klima und die meisten fysischen Bedingungen dieselben waren, wie jetzt, war die

Digitized by Google

Sterblichkeit gerade doppelt so stark als im gegenwärtigen Augenblicke. Sie verminderte sich in dem Maße, als der Wohlstand mehr und mehr sich verbreitete, nicht etwa durch die von der Regierung angenommenen Gesundheitsmaßregeln, sondern auf eine indirekte, beinah zufällige Weise.

Wirft man einen raschen Blick über die Hauptstadt und übrigen bedeutenden Städte Englands, so gewahrt man leicht, wie viel ihnen noch zu wünschen übrig bleibt, um zu einem Gesundheitszustand zu gelangen, der in Uebereinstimmung mit den allgemein verbreiteten syssischen und hygienischen Kenntnissen steht.

Einer der ersten und schwersten Mißbestände in den Wohnungen der Armen ist die große Menschenmenge und der Mangel an frischer Luft. „Wir haben in einer engen Bodenkammer," sagt Farr, „in einem elenden schmutzigen Bett einen Mann gesehen, der vom hitzigen Fieber befallen war. Neben ihm lag ein ebenfalls krankes Kind, zwei andere Kinder hatten ihr Lager unter seinem Bette. Der Raum zwischen den beiden Fenstern war an zwei Irländer vermiethet, welche hier nur schliefen, wofür sie 6 Pence (18 kr.) wöchentlich bezahlten. Die junge, noch gesunde Frau schlief mit ihrem kranken Manne und dem kranken Kinde in demselben Bett. Sie war die einzige Stütze der Familie und besorgte die Wäsche derselben, welche sie in ihrer Bodenkammer trocknen mußte, weil die Polizei es nicht leiden wollte, daß sie außer dem Hause, oder auch nur an den Fenstern getrocknet werde."

Seit einigen Jahren sind große Verbesserungen in London in Ausführung gebracht worden. Man hat die Straßen erweitert und die Häuser im Innern wie im Aeußern besser eingerichtet. Aber der Reiche allein hat davon Nutzen gewonnen, während der Arme nach wie vor in engen finstern Gassen hauset, wo er ein wohlfeiles Unterkommen findet, ohne sich darum zu kümmern, ob seine Wohnung gesund sei oder nicht. Der Unbemittelte baut nicht selbst das Haus, das er bewohnen soll, und übelverstandene Sparsamkeit verleitet ihn fast immer, nicht nur mit einer sehr kleinen Wohnung sich zu begnügen, sondern auch noch fremde Schlafgenossen in derselben aufzunehmen.

Indeß darf man nicht übersehen, wie viel im Allgemeinen für die Verbesserung des öffentlichen Gesundheitszustandes in London von den Bewohnern selbst und ohne Einwirkung der Behörden bereits geschehen ist, woher es denn auch rührt, daß diese Hauptstadt eine von denen in Europa ist, wo man die mittlere Lebensdauer als ziemlich lang annehmen kann. Das so schöne und reine Klima von Neapel hat keinen Einfluß auf den Schmutz, das Elend und die Laster einer Bevölkerung, deren Sterblichkeit jährlich 1 auf 28 beträgt, während sie in London zu 1 auf 44, in Wien zu 1 auf 22, in Paris zu 1 auf 36, in Brüssel zu 1 auf 29, in Genf auf 1 zu 43, in Rom zu 1 auf 24, in Madrid zu 1 auf 35, und in Amsterdam zu 1 auf 25 berech-

Digitized by Google

net wird. Der öffentliche Gesundheitszustand in London ist also immer noch besser als in den vorbezeichneten Hauptstädten.

Ehe wir in nähere Erörterungen über die Sterblichkeit von London, in mehrfacher Hinsicht betrachtet, uns einlassen, sagen wir noch einige Worte über die Ausdehnung und die Bevölkerung dieser Stadt, wie über die Vermehrung der letzten und die Elemente, aus welchen sie hinsichtlich der Alter und Geschlechter zusammengesetzt ist.

Im Jahr 1593, wo die ersten Totenlisten veröffentlicht wurden, bestand die Hauptstadt nur aus der City und den Freiheiten von London (109 Pfarrsprengel). Die Stadt Westminster, der Flecken Southwark und einige Theile von Middlesex und Surrey, welche den letzten berührten, wurden 1660 mit London vereinigt, das nun 130 Pfarrsprengel umfaßte. Während dem folgenden Jahrhundert vergrößerte sich die Hauptstadt immerfort, und 1758 bestand sie aus 147 Pfarreien. Gegenwärtig erstreckt sie sich über einen Raum von 70 engl. Geviertmeilen von unregelmäßiger Form, mit einem Durchmesser von 9½ Meilen. Nimmt man die Paulskirche als Mittelpunkt an, so erstreckt sie sich beinah auf fünf Meilen (1¼ deutsche Meilen) in allen Richtungen.

Ihre Grenzen wurden 1831 auf der Mitternachts- und Mittagsseite von Stoke-Newington und Dulwich, auf der Morgen- und Abendseite aber von Hammersmith und Woolwich bezeichnet. Seitdem sind noch mehre bedeutende und starkbevölkerte Ortschaften mit dem eigentlichen London vereinigt worden, nämlich Marylebone, Paddington und S. Pancrace im Norden, Woolwick und Deptford im Osten, Camberwell im Süden und Kensington, Fulham, Hammersmith und Chelsea im Westen, wodurch die Bevölkerung der Hauptstadt etwa um ein Drittel vermehrt worden ist.

Es läßt sich nicht leicht mit Genauigkeit bestimmen, wie hoch sich die Einwohnerzahl von London während dem 17. und 18. Jahrhundert belaufen. Unter der Regierung Karls II schlug Major Graunt sie auf 584,000 an. Nach Finlaysons Berechnung hatten 1730 England und Wales nur 5,687,993 Einwohner. Nach 93 Jahren war diese Zahl beinah verdoppelt, denn 1821 belief sich die Bevölkerung desselben Landes auf 11½ Millionen und 1831 bereits auf 13,897,187 Seelen. In diesem letzten Jahre enthielt die Hauptstadt ungefähr den neunten Theil der Gesammt-Bevölkerung des Königreichs, was, wenn man die gleiche Berechnungsweise auf einen frühern Zeitraum in Anwendung bringt, London um Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa 568,000 Einwohner gibt. Seit ein Parlamentsbill von 1800 alle zehn Jahre eine genaue Volkszählung festgestellt, und dieselbe bereits in den Jahren 1801,

Digitized by Google

1811, 1821 und 1831 vorgenommen worden, ist darüber kein Zweifel mehr obwaltend. Man weiß demnach daß

1821 die Einwohnerzahl von London 1,328,671 Seelen betrug und
1831 „ „ 1,594,890 „
1840 wird sie geschätzt auf . . . 1,955,000 „

Sie wird also 1841 gewiß zwei Millionen Individuen übersteigen.

Seit 1801 hat sich die Bevölkerung von Englands Hauptstadt unaufhörlich vermehrt, und zwar in dem Verhältniß von 18 auf 1000 jährlich, oder beinah um zwei Prozent. In einigen Theilen ist jedoch diese Vermehrung viel stärker gewesen, als in andern. Denn während sie in denen im Mittelpunkte beinah stationär geblieben, hat die Zunahme in den nördlichen Theilen gewiß drei Prozent betragen. Eine solche von 18 auf 1000, vermehrt jährlich die Bevölkerung um fast 36,000 Seelen, was der ganzen Einwohnerzahl von York gleichkommt.

Auch die Dichtigkeit dieser Volksmenge ist sich nicht auf allen Punkten gleich, doch kann man im Durchschnitt 26,000 Seelen auf die engl. Geviertmeile annehmen, während in den fünf südwestlichen Grafschaften, wo sich doch mehre große Städte, wie Plymouth, Exeter, ꝛc. befinden, die Menge der Einwohner nicht 230 auf die Geviertmeile übersteigt. So wird also der gleiche Raum, worauf sich in London 113 Personen bewegen, in Devonshire und Kornwallis nur von einem einzigen Individuum eingenommen.

In Betreff der vorangedeuteten ausserordentlich schnellen Zunahme lassen sich bis jetzt nur bloße Voraussetzungen aufstellen. Nach dem im Anfang erwähnten Geburts-, Sterbe- und Heiraths-Register werden in England jährlich auf 1000 Einwohner 8 Heirathen, 30 Geburten und 20 Todesfälle berechnet. Die Zahl der Geburten ist also um ein Drittel stärker, als die der Todesfälle. Da sich nun die Zahl der letzten in der Hauptstadt jährlich auf 52,660 beläuft, muß man die der Geburten auf 69,333 anschlagen. Allein selbst eine solche Annahme erklärt noch nicht genügend die wirkliche Vermehrung der Volksmenge, die jahraus jahrein nicht unter 90,000 Seelen ist. Man muß also annehmen, daß wenn selbst die Zahl der Geburten auf 70,000 jährlich berechnet werden wollte, dennoch während demselben Zeitraum 20,000 Fremde in London sich niederlassen müssen, um die richtige Vermehrungssumme herauszubringen.

Eines der merkwürdigsten Zahlen-Ergebnisse, welches man aus den im General-Bureau eingegangenen Berichten entnommen, ist die Vertheilung der verschiedenen Altersstufen in der Bevölkerung, eine Vertheilung die sich nicht immer gleich bleibt, und deren Kenntniß demungeachtet von Wichtigkeit ist, weil die eigentliche Stärke eines Landes danach am besten sich ermessen läßt.

Digitized by Google

Dies Problem reduzirt sich auf die auf nachstehende Frage zu ertheilende Antwort:

„Wie viel Knaben (von 1 bis 15 Jahr), wie viel Erwachsene (von 15 bis 60 Jahr) und wie viel Greise gibt es auf eine Bevölkerung von 10,000 Seelen?"

Es ergibt sich aus nachstehender Uebersicht, in welchem Verhältniß diese drei Lebensalter auf einigen Punkten Europas zu einander stehen:

	Knaben.	Erwachsene.	Greise.
in Schweden (1830) . .	33	59	8
in England (1821) . .	40	53	7
in London (früher) . .	38	62	5
id. (1840) . . .	35	60	5.

In allen Ländern werden mehr Knaben als Mädchen geboren. Gegenüber einer Million Mädchen werden, nach Finlaysons Berechnung, 1,050,000 Knaben geboren, was also etwa 51,000 Knaben mehr als Mädchen macht. Das Verhältniß ist wie 83 zu 79, oder wie 21 Knaben zu 20 Mädchen. Die überwiegende Zahl der Knaben schwindet jedoch in einem nicht besonders vorgeschrittenem Alter und schon nach 15 Jahren übertrifft die Zahl der Mädchen die der Knaben. Daher rührt es denn auch, daß es unter den Erwachsenen immer mehr Personen weiblichen als männlichen Geschlechts gibt. So zählte man 1831 in London 739,719 Männer und 855,171 Weiber, folglich ist das Verhältniß der letzten zu den ersten wie 8 zu 7.

Alles beweiset, daß auf jedem Punkte in England die Sterblichkeit fortwährend sich vermindert. Die Dauer des menschlichen Lebens steigert sich langsam aber gleichmäßig. Wir wollen damit nicht sagen, daß eine wesentliche Veränderung stattgefunden in der Zahl der Jahre, welche der Mensch zu leben hat; denn es ist erwiesen, daß so weit die historische Zeit hinanreicht, die Organisation des menschlichen Körpers keine auffallende Veränderung erlitten hat. Allein die mittlere Lebensdauer scheint sich wirklich beständig zu vermehren. Die Wahrheit dieser Thatsache ergibt sich aufs augenscheinlichste bei näherer Prüfung der Todtenlisten. So starben 1740 in London 30,811 Individuen, während 1832, wo die Cholera wüthete, die Zahl der Gestorbenen in denselben Bezirken nicht 28,606 überstieg, obgleich die Bevölkerung viel stärker war. Die Sterblichkeit war überhaupt sehr beträchtlich in Mitte des vorigen Jahrhunderts, was man vorzüglich dem Mißbrauch geistiger Getränke zuschreibt, der eben so verderblich für den Gesundheits- als für den sittlichen Zustand der Bevölkerungen ist.

Aus den neuen Tabellen ersieht man aufs genaueste die Zahl der Verstorbenen. Sie belief sich in der zweiten Hälfte von 1837 auf 24,759, wonach sich für das ganze Jahr etwa 50,000 Todesfälle ergeben würden. Für

Digitized by Google

1838 berechnete man deren 52,698. Wenn man annimmt, daß die Bevölkerung sich auf 1,850,000 Seelen beläuft, so kann man jährlich einen Todten unter 36 Einwohnern oder 28 auf 1000 rechnen, so daß also jede Woche 1013, jeden Tag 144, 6 in der Stunde und alle zehn Minuten ein Individuum dieser Welt Lebewohl sagen. Wenn also die große Glocke auf dem Sankt Paulsthurm für jeden, der in London stirbt, nur während zehn Minuten geläutet würde, so verstummten ihre Töne nicht vom ersten Januar bis zum 31. Dezember.

Die mittlere Angabe von tausend Todesfällen zu London in jeder Woche scheint zwar sehr beträchtlich, ist indeß die wahrscheinlichste Zahl, die man aufstellen kann; sie entspricht genau der von Hrn. Edmond nach den Pfarreregistern von 1813 bis 1830 angestellten Berechnung, und den von Hrn. Milne von 1801 bis 1810 verfertigten Verzeichnissen. Das Jahr 1840 hat unter den glücklichsten Vorbedeutungen begonnen; denn die Sterblichkeit in den elf ersten Wochen erreichte die Mittelzahl nicht und die Menge der Gestorbenen belief sich während jener Zeit nie über 900.

In der Mitte des letzten Jahrhunderts berechnete man die Sterblichkeit in London auf 1 unter 32 für die ganze Bevölkerung oder auf 30 unter 1000. Das Verhältniß der Sterblichkeit in ganz England und Wales ist 1 auf 45 oder 22 auf 100.

Der Tod sucht nicht ohne Unterschied jedes Alter heim, sondern von jeher hat man bemerkt, daß die zarten Kinder seine liebsten und zahlreichsten Opfer sind. Auch in London bewährt sich dies, noch mehr aber in den andern Bezirken. Herr Reikmann, der sich mit besondern Nachforschungen über die Sterblichkeit unter den Kindern in den Fabrikbezirken Englands, wo wegen der raschen Vermehrung der Bevölkerung die Zahl der Kinder höchst bedeutend ist, beschäftigte, will gefunden haben, daß die Hälfte dieser Kinder nicht ein Alter von 12 Jahren erreicht; die Knaben sterben etwa im 7., die Mädchen im 17. Jahre, was ein mittleres Alter von 12 Jahren für die Kinder beider Geschlechter gibt.

Die Schuld dieses traurigen Ereignisses trägt die Dichtigkeit der Bevölkerung in den beschränkten Räumen und die Art und Weise wie die Fabrikarbeiter ihre Kinder ernähren und erziehen. In dem westlichen Theile von Yorkshire, wo die Bevölkerung in den Fabriken arbeitet, stirbt die Hälfte der Kinder, bevor dieselben das Alter von 18 Jahren erreicht; in dem nördlichen Theile derselben Grafschaft, wo die Bewohner sich mit Ackerbau beschäftigen, lebt die Hälfte der gebornen Individuen länger als 38 Jahre.

Zu London stirbt die Hälfte der Einwohner vor dem 21. Jahre. Unter 336,000 Todesfällen, die vom 1. Juli 1837 bis ebendahin 1838 in Eng-

land sich ereigneten, befanden sich 71,888 Kinder unter einem, 27,908 von einem Jahr, 14,983 von zwei Jahren. In London erreichen zwei Fünftel der Bevölkerung nicht ihr fünftes Lebensjahr. Nachstehende Zahlenangaben mögen andeuten, welches das Maximum des Kindesalters während den letzten hundert Jahren gewesen.

Wie man eben bemerkt hat, belief sich in ganz England die Zahl der vor dem zweiten Jahre gestorbenen Kinder auf 99,796, was sich zu der Gesammtbevölkerung verhält wie 295 auf 1000 (in London nur wie 290 auf 1000). Während den 5 Jahren von 1733 bis 1737 war das Verhältniß der unter dem zweiten Jahre Gestorbenen zu der Gesammtbevölkerung wie 393 zu 1000. In Manchester war das Verhältniß wie 375 zu 1000.

Dies Ergebniß beurkundet also eine bedeutende Verbesserung in der Sterblichkeit bei den Kindern in den letzten hundert Jahren und läßt voraussetzen, daß in dieser Richtung noch vieles zu thun übrig bleibt. Eine andere Angelegenheit, deren Prüfung von keinem untergeordneten Interesse ist, zeigt sich in der Kenntniß der Todtenmenge, welche jährlich zu jeder der drei großen Lebensabtheilungen gehört, welche wir aufgestellt haben. Nimmt man die durchschnittliche Zahl von 1838 an, so findet man, daß die Verluste, welche jedes dieser drei Lebensalter erlitten, folgendermaßen vertheilt sind:

Unter 15 Jahren 1 auf . .	25	466	46
Von 15 bis 60 Jahren 1 auf	62	352	35
Ueber 60 Jahren 1 auf . .	10	192	19.

Jeder aus tausend Personen bestehende Verein in London, dessen Mitglieder bis zum mittlern Lebensalter gelangt sind, verliert im Laufe des Jahres 16 seiner Zugehörigen. Das aus 658 Mitgliedern bestehende Unterhaus des Parlaments zum Beispiel büßt also jährlich 16 der Seinigen durch Todesfälle ein. Ist, wie wir gesehen haben, die Sterblichkeit sehr häufig im Kindesalter, so bewahrt sie nicht immer dieselbe Intensität während der übrigen Lebensdauer.

Die Periode, wo die wenigste Gefahr vorwaltend ist und wo die Sterblichkeit sich sehr vermindert, ist die vom 7. bis zum 12. Jahre. Nach dem letzten vermehrt sie sich wieder und zwar stufenweise bis zum 24. Jahre, nach welchem die Unregelmäßigkeiten beginnen, die 60 Jahre hinter einander, folglich bis zum 84. Jahre dauern. Nach diesem letzten vermehrt sich die Sterblichkeit fortwährend bis zur gänzlichen Erlöschung.

Das Gesetz dieser Unregelmäßigkeit bildet eine sehr merkwürdige Lehre, die man unter dem Namen der „klimaterischen Hinfälligkeit“ oder der „Perioden“ bezeichnet hat, wo die Sterblichkeit vom 24. bis 84. Jahre vorherrschend ist. Die Kenntniß der klimaterischen Perioden ist schon sehr alt; die Griechen drückten sie durch ein Wort aus, das so viel bedeutet als Leiter

Digitized by Google

oder Stufenfolge, indem sie mit Bezug auf dasselbe eine ansteigende und absteigende Leiter annahmen.

Von jeher hat man geglaubt, daß gewisse Jahre weniger günstig als andere für das Leben seien. Plinius und Aulus Gellius bemerken unter den klimatterischen Jahren diejenigen, welche sich durch 7 und 9 multipliziren lassen. Die ansteigenden Jahre waren 7, 14, 21 und die absteigenden 49, 63, 81. Die beiden letzten wurden die großen klimatterischen Jahre genannt. Vielleicht wird es nicht unmöglich sein in den von der Statistik gebotenen Ergebnissen einige Thatsachen zur Unterstützung dieser klimatterischen Jahre zu finden, doch ist so viel gewiß, daß die Multiplikation von 7 und 9 dabei keine entscheidende Rolle spielen.

Hinsichtlich der ansteigenden Leiter können die Jahre 7 und 14 als gewissermaßen feste Epochen für gewisse organische Entwickelungen angenommen werden; aber das Jahr 21 steht damit in fast gar keiner Beziehung. Es sollte vielmehr 18 sein, weil dieses das Altersjahr ist, wo Körper und Geist zu ihrer vollkommenen Entwickelung gediehen sind. In unsern nördlichen Regionen haben die Zahlen der absteigenden Leiter noch viel weniger Werth, denn die Jahre 49, 63 und 81 sind gerade die, wo nach den Todtenlisten sich die wenigsten Sterbefälle ereignen. Einige neuere Gesundheitsforscher betrachten die mit 10 multiplizirten Zahlen, vom 30. Jahre hinweg, als entschieden klimatterische. Sie nehmen an, daß in den zehnjährigen Zeiträumen in der körperlichen Beschaffenheit eine für uns freilich unbemerkliche Veränderung sich ereigne, daß jedoch gerade während diesen Zeitpunkten der Mensch leichter von schweren und verhängnißvollen Krankheiten heimgesucht werden könne, als in der Zwischenzeit.

Zu London entwickeln sich diese Jahre nach ihrer Intensität in folgender Ordnung: 40, 50, 60, 70, 30, 80; in andern Oertlichkeiten dagegen 60, 70, 40, 30, 50, 80. Die Resultate sind dieselben für die beiden Geschlechter. Während den, den ebenangedeuteten vorhergehenden, Jahren und denen, welche der zehnjährigen Periode unmittelbar folgen, ist die Sterblichkeit weniger stark.

Für ganz England und Wäles war die Zahl der Todesfälle und ihre Vertheilung je nach dem Alter folgende: im 29. Jahre 2235, im 30. 2762, im 31. 1960, im 39. 1970, im 40. 2965, im 41. 1736, im 49. 1897, im 50. 2716, im 51. 1701, im 59. 1932, im 60. 2394, im 61. 2113, im 69. 2247, im 70. 3348, im 71. 2361.

Es ergibt sich aus diesen Thatsachen, wenn sie den ganzen ihnen zugeschriebenen Werth hätten, daß die Lage eines 61jährigen der eines 59jährigen vorzuziehen sein würde, obgleich bisher keine von allen Versicherungs-

Digitized by Google

gesellschaften auf diese Milderung Rücksicht genommen, indem sie vielmehr die Prämie je nach dem mehr vorgerückten Alter steigern.

Dies Gesetz der zehnjährigen Vermehrung der Sterblichkeit, das 1831 zum erstenmale von Reikmann aufgestellt wurde, dürfte vielleicht recht bei Licht betrachtet von nichts anderem herrühren, als von dem Gebrauch im gewöhnlichen Leben, runden Zahlen und einfachen Ausdrücken vor zusammengesetzten den Vorzug zu geben. Wie viele Leute, die erst 39 Jahr alt sind, geben sich 40 und wie viele andere, die schon 41 Jahre oder darüber alt sind, bleiben immer bei 40 stehen. Derselbe Fall ereignet sich auch bei denen, welche 29 oder 31 alt sind, mit Anwendung der Zahl 30.

Die Lehre von den klimatischen Jahren kann also dann nur einen bestimmten Werth erlangen, wenn das genaue Alter jedes Verstorbenen, nach Beibringung seines Geburt- oder Taufscheines eingeschrieben worden. Denn der Sohn, welcher den Todesfall seines Vaters anzeigt, kümmert sich wenig, ob er ihn um ein paar Monat älter oder jünger macht; er war für ihn immer 40 Jahr alt, gleichviel, ob er in Wirklichkeit ein Alter von 39½ oder 40½ Jahren gehabt.

Die Sterblichkeit ist auch noch ziemlich bemerklich, je nach den Geschlechtern verschieden. Die auffallendsten Umstände bieten sich in nachstehendem Verhältniß: in der Kindheit ist die Sterblichkeit viel bedeutender bei den Knaben als bei den Mädchen. Im Laufe des Jahres 1837 und 1838 starben in ganz England 33,999 Knaben unter 1 Jahr und nur 31,898 Mädchen, was eine Verschiedenheit von 2101 zu Gunsten der letzten macht und wodurch die Mehrgeburten von Knaben so ziemlich wieder ausgeglichen worden. Die nur einmal eintretenden Krankheiten betheiligen gleichermaßen die beiden Geschlechter. Es ist dasselbe auch mit dem hitzigen Fieber und andern heftigen chronischen Krankheiten.

Gegen Mitte des Lebens ist die Sterblichkeit stärker bei den Männern als bei den Weibern, und zwar in dem Verhältniß von 520 zu 493, doch gibt es einige Ausnahmen von dieser Regel. Die Krankheiten, welche mehr oder weniger mit der Auszehrung in Verbindung stehen, sind häufiger beim weiblichen als beim männlichen Geschlecht und verhalten sich hier wie 41 zu 37, bei Krebsschaden wie 2 zu 1, bei Wassersucht wie 8 zu 7, bei Keuchhusten wie 49 zu 37. Andererseit sind die gewaltsamen Todesarten häufiger bei den Männern in dem Verhältniß wie 3 zu 1. Die Herzkrankheiten ziehen ebenfalls bei den Männern öfter den Tod nach sich; das Verhältniß ist in diesem Falle wie 26 zu 19.

Die Frauen werden gemeiniglich sehr alt. So zählte man 1837 unter den in ihrem 77 Jahre Gestorbenen 73 Männer und 111 Frauen. Die Todtenlisten von London zeigen 27 Männer auf 25 Frauen, und die von

Digitized by Google

ganz England 75 Männer auf 73 Frauen. Wollte man die Ursache der längeren Lebensdauer des Weibes auffinden, würde man sie wahrscheinlich weniger in ihrem ursprünglichen Körperbau finden (weil die Organisation des Mannes stärker zu sein scheint) als in der moralischen Ruhe des Weibes, das sich nicht mit so großer Heftigkeit seinen Leidenschaften, nicht mit so großem Eifer den Arbeiten, den Nachforschungen und Besorgnissen überläßt, die das Leben des Mannes nur zu oft verkürzen.

Der Einfluß der Jahreszeiten auf die Sterblichkeit wird nicht nur von der öffentlichen Meinung als unbestreitbar betrachtet, sondern auch in wissenschaftlichen Werken vertheidigt. Demungeachtet kann man aus den neuern sehr genauen Todtenlisten nichts recht Bestimmtes in dieser Hinsicht entnehmen. Alles was man weiß, beschränkt sich auf einige allgemeine Thatsachen, die von keinem Nutzen für die Praxis sein können. In Bezug auf die Heilsamkeit kann man die Jahreszeiten in London folgendermaßen ordnen. Herbst und Sommer sind gesund; Winter und Frühling der Gesundheit wenig günstig. In Paris ist die Sterblichkeit im April am stärksten und im Juli am schwächsten. In Italien ist der März der ungesundeste und der August der gesundeste Monat. In allen Oertlichkeiten, wo die hygieinischen Bedingungen günstig sind, ist die Sterblichkeit in der kalten Jahreszeit am stärksten.

Einer der Umstände, welche die Sterblichkeit am meisten befördern, ist wie bereits gesagt, die Aufhäufung einer zu großen Volksmenge in einem zu beschränkten Raume. Die übrigen Einwirkungen auf dieselben rühren her von Armuth, Mangel an Lufterneuerung, Unreinlichkeit im Innern und Unrath außerhalb der Wohnungen. Das ungesundeste Stadtviertel von London ist das östliche. Hitzige Fieber und ansteckende Krankheiten richten beständig große Verheerungen an in White-Chapel, Shoreditch und Bathurst-Green. St. Gilles ist der ungesundeste Pfarrsprengel, wie die St. Georgsstraße, beim Hannover-Square, der gesundeste Punkt in London ist Von 2000 in White-Chapel wohnenden Frauen sterben jährlich 39, während von 2000 zur St. Georgipfarrei gehörigen nur 17 sterben, mithin weniger als die Hälfte. Die mittlere Sterblichkeit für ganz London beträgt 25 auf 1000. Die neue Straße, welche zwischen St. Martins Lane und Tottenham-Court-Road erbaut werden soll, wie die Beseitigung aller alten Gebäude in dieser Gegend, wird den bisher so übeln Gesundheitszustand derselben gewiß verbessern.

Wirklich kann man in großen Städten nicht genug die Veränderungen befördern, welche der Bevölkerung eine von dem Mittelpunkt abwendende Richtung geben. In den See- und Fabrikstädten ist die entgegengesetzte Tendenz vorherrschend. Daher kommt es denn auch, daß in Vergleich mit den meisten Fabrikstädten, der Gesundheitszustand von London den Vorzug behauptet.

Digitized by Google

Die Sterbefälle sind immer häufiger in großen Städten, als auf dem offenen Lande. Die fünf ackerbautreibenden Grafschaften im Südwesten Englands, deren Bevölkerung hinsichtlich der Zahl der von London ungefähr gleichkommt, verloren 1831 nur 15,220 Personen, während in demselben Jahre in London 24,259 Individuen starben. Sollte nun London mit seiner zusammengedrängten ungeheuern Bevölkerung, deren Gewohnheiten eben nicht besonders mäßig sind und der es ebensowohl an Luft als an hinlänglicher Bewegung gebricht, nicht eine der ungesundesten sein? Dennoch tritt dieser Fall nicht ein. Freilich ist es für die Gesundheit weniger günstig, als das offene Land, aber doch immer vortheilhafter für dieselbe als viele Städte auf dem Kontinent, was es seiner günstigen Lage verdankt, weil es zum Theil auf Sandboden gebaut ist und sich allmälig von der Themse bis zum Rücken des Hampstead-Hügels erhebt Man kennt hier die Wechselfieber nicht, die in einigen Ländern, ohne die Sterblichkeit wesentlich zu vermehren, dennoch ungünstig auf den öffentlichen Gesundheitszustand einwirken. Das hier allgemein angenommene System der Abzugsgräben, die Breite der meisten Hauptstraßen, der Ueberfluß an gesundem Wasser, die gewöhnliche Reinlichkeit und Wohlhabenheit der Bevölkerung, welche sie vermögen sich besser zu kleiden und zu nähren, als die Einwohner von Dublin, Edinburg und Glasgow, sind die Haupturſachen der Verschiedenheit zu Gunsten der Hauptstadt.

Die Zahl der todtgebornen Kinder in London betrug früher durchschnittlich 900; jetzt kann man sie beinah auf das Doppelte anschlagen. Die sonst so gefährlichen Zuckungen, welche die meisten kleinen Kinder hinwegrafften, scheinen in neuester Zeit viel von ihrer Intensität verloren zu haben. 1697 nahmen sie 4944 Opfer hinweg. 1740 8479, 1830 nur noch 2140. Es ist dasselbe auch mit dem Zahnen der Kinder, unter dem 1699 2268 und 1838 nur noch 780 Kinder erlagen.

Von allen ansteckenden Krankheiten haben die Kinderblattern früher zeitweise die größten Verheerungen angerichtet. So rafften sie allein in London im Jahr 1768 3582 Individuen hinweg, 1772 3992, 1781 3500 und 1796 3549 Personen. Seit dem letzten Jahre schien diese Krankheit aus Europa beinah verschwunden, bis sie 1818 sich abermals in London in epidemischer Form zeigte. Im folgenden Jahre grassirte sie in Schottland, 1824 zu Norwich, 1825 in Schweden, 1826 wieder in London, 1829 in Marseille, 1833 in Deutschland, 1835 auf Zeilon, 1838 in Kopenhagen und London, 1839 in Nordamerika. In London starben 1838 an dieser Krankheit nicht weniger als 3817 Individuen beiderlei Geschlechts, also fast eben so viel als in dem Jahre im letzten Jahrhundert, wo die Blattern am heftigsten wütheten. Von 1701 bis 1800 unterlagen zu London unter dieser Krankheit 200,000 Menschen, also im Durchschnitt jährlich 2000.

Digitized by Google

Die Masern zeigten sich nur 1837 epidemisch, und veranlaßten 2708 Todesfälle. Im Jahr 1748 überstieg die Zahl derselben mit Bezug auf diese Krankheit nicht zehn, 1754 nicht zwölf und 1751 nicht 21. Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts betrug sie im Jahr 1808 1386, 1810 1031, 1816 1106, 1831 750 und 1838 572.

Das Scharlachfieber war besonders 1839 sehr gefährlich, und wählte sich 4264 Opfer, 1838 belief sich die Zahl derselben nur auf 1524 und 1837 nur auf 836. Diese Epidemie hat sich seit dem Frühling 1840 bedeutend vermindert, aber in den ersten Wochen des Jahres raffte sie 43 Individuen hinweg.

Der Keuchhusten, den man als eine recht eigentliche Kinderkrankheit betrachten kann, wurde in London zuerst 1663 beobachtet, und scheint bis zu Ende des 17. Jahrhunderts nicht sehr bemerklich gewesen zu sein. Seitdem vermehrt er sich unaufhörlich, und tödtete 1837 2192 und 1838 2080 Kinder.

Die Auszehrung ist in London eine sehr verderbliche Krankheit. Sie war von jeher herrschend in dieser Stadt, und wählte sich zweimal mehr Opfer als jede andere Krankheit, wie sich aus nachstehender Uebersicht ergibt.

Siebenzehntes Jahrhundert.

Jahre.	Gesammttodesfälle.	An der Auszehrung Gestorbene.
1657	12,434	2,757
1682	20,691	3,464
1687	21,460	3,473
1692	20,874	3,512
1695	19,047	3,181
1696	18,638	3,471
1697	20,970	3,820
1698	20,183	3,583
1699	20,795	3,351

Achtzehntes Jahrhundert.

1705	22,097	2,784
1710	24,060	2,706
1720	25,454	3,054
1730	26,761	3,728
1740	30,811	4,919

Digitized by Google

Jahre.	Gesammttodesfälle.	An der Auszehrung Gestorbene.
1745	21,296	4,015
1750	23,727	5,887
1755	21,917	4,322
1758	17,576	3,411
Neunzehntes Jahrhundert.		
1829	23,524	5,372
1833	26,577	4,355
1834	21,679	3,792
1835	21,415	3,662
1836	18,229	3,238
1837 in 6 Monaten . .	24,959	3,877
1838 „ „	26,349	3,800

Selbst im Laufe des Jahres 1840 starben in London an der Auszehrung täglich 20 Personen, was im Durchschnitt wöchentlich 142 und für das ganze Jahr 7380 Individuen gibt, also der Zahl der 1837 und 1838 an der Auszehrung Gestorbenen gleich kommt. In Betracht dieser Krankheit scheint die Verschiedenheit zwischen London und andern Gegenden Großbritanniens nicht sehr bemerklich zu sein. In Devonshire wurden 1839 von 4081 Todesfällen 835, also ein Fünftel der Auszehrung zugeschrieben und in Cornwallis rechnete man auf 2440 Sterbefälle 540 von der Auszehrung veranlaßte, was im Durchschnitt einen auf 4½ macht.

Die Auszehrung ist eben so häufig unter den Weissen auf Jamaika, wie in England. Die Zahl der Soldaten, welche dort unter dieser Krankheit erlegen sind, verhält sich wie 13 zu 1000, während in England nur das Verhältniß wie 6 zu 1000 ist. Die meisten Neger, welche nach Großbritannien kommen, sterben hier an der Auszehrung; woraus sich ergibt, daß die für ein heisses Klima gebildete Lunge ein kaltes nicht zu ertragen vermag, eben so auch umgekehrt. Alle Lebensalter, vorzüglich aber das ausgebildete und mittlere, werden von der Abzehrung heimgesucht. Die Zahl der wöchentlich in London an dieser Krankheit Sterbenden verhält sich folgendermaßen: unter dem 15 Jahre 26, Erwachsene 108, Greise 9, zusammen 143.

Auch von dem hitzigen Fieber wird Englands Hauptstadt sehr heimgesucht, doch ist es in seiner Intensität sehr schwankend; jedenfalls ist es eine von den Krankheiten, welche die Bevölkerung am meisten dezimirt. 1837, wo diese Krankheit epidemisch herrschte, starben daran in London, während sechs Monaten, 1933 Personen. Im folgenden Jahre zählte man davon 78 Todes-

Digitized by Google

fälle in jeder Woche, wonach sich die Gesammtsumme für das ganze Jahr auf 4078 belief. 1839 verlor sie von ihrer Intensität, und in den ersten Monaten von 1840 raffte sie wöchentlich 26 Individuen hinweg. Sie verschont kein Alter, und ihre Sichel trifft so gleichmäßig, daß von den 27 Opfern, welche sie in der zweiten Woche des Januars dieses Jahres mähete, 9 Kinder, 9 Erwachsene und 9 Greise waren. Die Heftigkeit des hitzigen Fiebers steht immer im Verhältniß mit dem Elend der untersten Volksklassen. Ist bei diesen die Noth am größten, so ist nicht etwa die Hilfe, sondern vielmehr das hitzige Fieber am nächsten.

Die Kopfwassersucht ist besonders häufig und gefährlich in der Kindheit, vorzüglich in den letzten Jahren. In London starben 1696 daran nur 10 Personen, 1705 20, 1758 40, 1834 schon 682, 1837 1844 und 1838 1768 Individuen. Lungenentzündungen, Keuchhusten und Bräune raffen ebenfalls sehr viele Kinder hinweg.

Die Brustleiden sind auf den Tabellen vor 1700 selten oder nie angedeutet. 1837 starben daran 3260 und 1838 3692 Personen, wovon die Zahl der weniger als 9 Jahr alten Kinder zu den älteren Individuen sich wie 5 zu 2 verhält.

Im verflossenen Jahrhundert unterlagen jährlich 150 Frauen während der Niederkunft, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts etwa 200. Mit der Zunahme der Bevölkerung hat sich auch diese Zahl vermehrt. So gab es 1827 in dieser Kategorie 272 Todesfälle, 1837 390 und 1838 416, was ungefähr einen Todesfall auf 175 Niederkunfte macht. In den übrigen Theilen Englands und in Wallis ist dieses Verhältniß noch geringer und übersteigt nicht eins auf 250.

Die gewaltsamen Todesfälle sind auch noch sehr häufig in London; sie bilden etwa $\frac{1}{20}$ von der Gesammtzahl aller. Im Durchschnitt zählte man 1830 deren 25 wöchentlich oder 1300 für das ganze Jahr. Unter den 150,000 Todesfällen in ganz England während der letzten Hälfte von 1837 befanden sich 1596 durch Herzkrankheiten veranlaßte. Die gleiche Ursache tödtete zu derselben Zeit 356 Individuen in London. 1838 berechnete man 16 und 1840 21 wöchentliche Todesfälle dieser Art in der Hauptstadt, was für das ganze Jahr 1085 gibt. Diese Krankheiten herrschen sowohl bei jungen Leuten, als bei Erwachsenen und Greisen, am meisten bei den letzten.

Schlagfluß und Lähmung (Gehirnblutschlag) sind nur häufig nach vollendetem vierzigstem Jahre, und nur zu fürchten bis zum siebenzigsten, während welcher Zeit sie nicht wenige Personen tödten. 1838 gab es 1716 Todesfälle dieser Art, und in der letzten Hälfte von 1837 826. Man berechnet, daß ungefähr die fünf Achtel aller Personen, welche auf solche

Digitized by Google

Weiſe ſterben, über 60 Jahre und die übrigen drei Achtel zwiſchen 40 und 60 Jahr alt ſind.

Der Tod aus Altersſchwäche oder Erſchlaffung aller Lebensorgane ereignet ſich nur ſelten vor dem ſechszigſten Jahre, obgleich die Kräfte manchmal ohne Krankheit ſchon zwiſchen dem vierzigſten und ſechszigſten Jahre erlöſchen. Die Todtenliſten für die erſte Hälfte von 1837 zeigen 1690 Todesfälle aus Altersſchwäche (decay of nature), wonach ſich für das ganze Jahr 3380 ergeben würden. Im folgenden Jahre war die Zahl derſelben noch ſtärker; ſie belief ſich auf 4108, oder im Durchſchnitt 79 wöchentlich.

Auf tauſend Verſtorbene erreichten 1837 in England und Wäles 145 ein Alter von mehr als 70 Jahr. Im nördlichen Yorkſhire iſt dies Verhältniß wie 210 zu 1000. Vergleicht man die eben angedeutete Sterblichkeit bei den über 70 Jahr alten Perſonen mit denen an andern Oertlichkeiten, wo die Bevölkerung dicht zuſammengedrängt iſt, ſo findet man ſie in London in dem Verhältniß von 104, in Birmingham von 81 und in Liverpool von 63 zu 1000, und erkennt dadurch am augenſcheinlichſten den nachtheiligen Einfluß, den eine zu dicht neben einander geſchichtete Bevölkerung, verbunden mit Elend und Laſter, welche dadurch in einem ſo großen Maßſtabe befördert werden, auf die Lebensdauer ausübt.

Digitized by Google

Gebiet der Reisen.

12. Gegenwärtiger Zustand von Konstantinopel im Innern und Aeussern.

Nach Mehrern.

Die Morgensonne schwebte über Asiens Hügeln, als ich in einem leichten Kaik, durch günstigen Nord getrieben, die schöne Bai von Bujukdere verließ. Wir segelten an den Dörfern Sultania, Indschir Koi und Tschibükli vorüber, und erreichten nach etwa einer Stunde die auf beiden Gestaden drohenden Festungsthürme von Anatoli- und Rumeli-Hissar, welche zwar landschaftliche Schönheiten, aber wenig militärischen Werth besitzen. Aus der Menge bunter, im Schooße grüner Whpfel sich erhebender Gebäude erkennt man die der Armenier dadurch, daß sie alle ganz grau bemalt sind.

Achtundzwanzig Dörfer bilden das zauberische Amfitheater an beiden Seiten des Bospor, welcher in sieben Krümmungen vom schwarzen Meere bis nach der Propontis sich erstreckt und eben so viele Vorgebirge und Buchten zählt. Die Kiosken an beiden Gestaden des Kanales gehören dem Sultan, den Ministern der Pforte, reichen Privatleuten und zum Theile Favoritinnen des Seralls. Viele derselben sind sehr zierlich, wenn auch nur aus Holz gebaut; sie haben Terrassen, geschmückte Plafonds und gute Gemälde; das Badebecken in denselben ist nicht selten aus Marmor, gestützt auf Säulen aus Porfyr. Sykomoren, Linden, Zypressen und Platanen umschatten die niedlichen Bauten, welchen die Rosen- und Jasmin-Gebüsche ihre lieblichen Düfte spenden. Aegyptische Decken, persische Teppiche, üppige Divans, mit reichen Seidenstoffen gepolstert, sind das Geräthe der Gemächer, deren prächtigstes und reichstes der Harem ist, wo der Besitzer die Langeweile während der Sommermonate verscheucht. Das Innere dieses Paradieses ist freilich dem neugierigen Auge des Fremden verschlossen; er muß sich begnügen, die Aussenseite zu betrachten. Wenn sinnlich leben leben heißt, so lebt der reiche Türke im vollen Maße, und selbst Epikur könnte sein Schüler im Genusse sein.

Nach Konstantinopel fährt man fast noch einmal so geschwind, als von hier nach Bujukdere; wovon die natürliche Ursache das Heranbrängen der

Bospor-Strömung von der hohen See ist. Wahrlich, es kann für das Auge nichts reizenderes geben, als diese Fahrt, doch auch nichts erbärmlicheres für Geist und Herz, als das innere Treiben der Stadt, wo keine Künste, keine Wissenschaften blühen, wo blos die thierische Natur im üppigsten, wie im gemeinsten Maße ihre Altäre aufgeschlagen hat.

Durch die Hauptstraße von Pera, welche ziemlich rein ist und hübsche Häuser hat, schlenderte ich ohne Führer nach Galata hinab und bestieg am Hafen den Kahn eines bärtigen Türken, um mich nach dem goldnen Horn in Stambul rudern zu lassen. Der Zweck meines Ausfluges war blos, den ersten Eindruck im Innern dieses zauberischen Panoramas an mir zu versuchen. Unbekümmert also einstweilen um die Merkwürdigkeiten dieses durch Jahrhunderte geistlos gebliebenen Kolosses kam ich in der Nähe eines Bretter-Gestades auf einen großen Platz, wo majestätische Platanen gegen die Sonnenstrahlen Schutz gewährten, dessen uns zu erfreuen wegen des aus den benachbarten Düngerhaufen sich entwickelnden Pestgestankes uns aber unmöglich war.

An einer Seite bemerkte ich eine Reihe hölzerner Hütten, worin Bettler kampirten, ihnen gegenüber einen Fleischerladen und einige Kaffebuden, vor welchen ein Troß Muselmänner, unter gespannten Hanftüchern auf kleinen Strohsesseln sitzend, Kaffe schlürfte und aus Wasserflaschen mittelst schlangenförmiger elastischer Röhren den Taback dampfen ließ.

Zwischen Bergen von Melonen, herrlichen Trauben und andern Obstsorten gelangte ich, über todte Hunde stolpernd, zum Portale einer prachtvollen Moschee, welche mit ihren blendend weissen Minareten und vielen Kuppeln die eine Front dieses höchst sonderbar kontrastirenden Platzes bildet. Obwohl die Thüre offen war, wagte ich es doch nicht, weiter als in den mit Marmorsäulen umgebenen Vorhof zu dringen. Im Hindergrunde dieses Heiligthums schlenderte ich durch ein Thor in mehre Gassen, in welchen aber Todtenstille herrschte, die nur zuweilen durch die Tritte eines schweigsam dahin schleichenden Menschen unterbrochen wurde.

An einigen kleinen feenhaften Grabstätten und schönen, marmornen mit goldnen Koran-Inschriften gezierten Laufbrunnen vorüber, trat ich aus diesen Gräbern der Lebenden und Todten in ein buntes Treiben. Kramladen und Handwerker aller Art, meist zunftweise beisammen, beschäftigten durch ihre Eigenthümlichkeit das Auge recht angenehm. Hier hammerten Schlosser und Gelbgießer, dort arbeiteten rüstig die Kammacher zwischen ihren symmetrisch geordneten Horn- und Holzlöffeln, Zahnstochern und Kämmen; hier stellen sich Händler mit altem Eisen und sonstigen Alterthümern dem Auge dar, dort ziehen Zuckerbäcker, Welschkornsieder, Drechsler, Tschibuk-, Pfeifen- und Rauchtabackhändler den Blick auf sich. Kaffehäuser mit schmierigen

Digitized by Google

Ottomanen, und Barbierstuben mit glatt rasirten Köpfen geschmückt, dürfen in keiner Gasse fehlen. Der Türke läßt sich nämlich blos ein Büschelchen Haare am Schädel stehen, an welchem er durch die Engel in das Paradies getragen wird.

Weiterhin schmiedeten halbnackte Essenarbeiter in fast unterirdischen Höhlen sichelförmige Messer und Feuerstähle, oder Kupferschmiede verfertigten in ähnlichen Schlupfwinkeln ausschließlich kupferne Kaffekannen. Das Treiben gefällt mir am Ende doch; die Leute machen ja alles recht fabrikmäßig — und die Hand, welche stets dasselbe bereitet, muß doch gewiß schnellere und bessere Arbeit liefern. Obwohl dies beim Türken eben nicht in jedem Fache anwendbar, bleibt es doch gewiß, daß er in einigen technischen Erzeugnissen unübertrefflich ist.

Nachdem ich mich drei Stunden herumgetrieben hatte, fand ich es rathsam, den Rückweg anzutreten. An Strohdecken-, Korb- und Sessel-Fabrikanten vorüber kam ich in eine mit Holzbrettern bedeckte Kunsthalle, eine sogenannte Tscharki, wo mir das bunte Farbenspiel so vieler Schuhe und Pantoffeln entgegen lächelte, daß sie mit hinreichend schienen, alle Simonisten, die zum heiligen Pantoffel der Gattin schwören, zu bekleiden. Endlich stand ich wieder am goldnen Horn, und fuhr mit den seligsten Gefühlen des ersten Eindrucks zurück zum Bretter-Molo von Galata.

In meinem ganzen Leben habe ich nicht so viele ausgezeichnet schöne Gesichter gesehen — Männer, wie sich von selbst versteht — als in diesen drei Stunden zu Stambul. So wenig ich für das innere Departement eines Türkenkopfes gebe, so sehr gefallen mir die wahrhaft klassischen Umrisse des Antlitzes; ich sah Bartscheerer, Pfeifenschneider und Bootsleute, deren bärtige Köpfe dem Rumpfe eines Padischah oder Mufti Ehre machen würden. Mancher derselben mag sich wohl im Laufe des Lebens zu jener Höhe empor schwingen, da nichts als eine tüchtige Faust und ein wenig Muth oder Glück dazu gehört. Geist und Talent sind bei einem Hohenpriester Mahomeds, oder bei einem Pascha, eben so wenig erforderlich, als bei einem Prediger der meisten christlichen Sekten in den vereinigten Staaten Nordamerikas.

An den alten genuesischen Festungsmauern Galatas zieht sich der sogenannte kleine Gottesacker, mit seinen Zypressen und Leichensteinen, über einen Bergrücken hinauf. In Konstantinopel befindet man sich nur auf den Friedhöfen wohl, und der Türke selbst lebt ganz in Gemeinschaft mit den Todten. So sieht man z. B. mitten zwischen diesen Leichensteinen des Kirchhofes, welcher dicht an die Hauptstraße von Pera stößt, manche Gruppe ihren Tschibuk rauchen und auf den Grabhügeln Obst und Brod verkaufen, was ich übrigens ganz karakteristisch finde. Denn des Türken einzige Erden-

Digitized by Google

bestimmung ist: sein Geschlecht vermehren, essen, trinken, schlafen, sterben und begraben werden.

Mehre gepflasterte Wege führen durch die Todtenhaine nach Pera hinauf. Ich wählte jenen an den Ringmauern und zwar eines runden Thurmes wegen, der sich aus diesem alten Gemäuer freundlich erhebt. Derselbe ist mit einer Gallerie versehen, hat ein kupfernes Dach und endet mit einer dreiseitigen vergoldeten Pyramide. Die Aussicht von oben muß herrlich sein. Da der Genuß mir jetzt nicht gestattet ist, begnüge ich mich mit dem ersten Blick in das Innere der riesigen Stadt.

In Begleitung eines Dragomans (Dollmetschers) machte ich den zweiten Ausflug nach Konstantinopel. Der At-Meidan ist ein imposanter Platz; auf einer Seite sind hübsche Häuser, gegenüber erhebt sich die Moschee Achmets. Einst, unter Niketas, war dieser Platz mit Monumenten gefüllt, wovon die meisten im Jahre 1204 vernichtet wurden. Die Statuen des Augustus und anderer Kaiser, jene der Diana, Juno, des Herkules und Paris schmolz man zu plumpen Münzen um. Ebenso ist das barbarische Mittelalter der Christen mit sehr vielen Kunstwerken verfahren. Gegenwärtig erheben sich da noch: ein Obelisk aus Granit, eine Serpentin-Säule aus Delfi und eine Pyramide des Konstantin Porfyrogenes, welche dem Umsturze nahe ist. Uebrigens haften keine großartigen Erinnerungen an diesem Platze, der jedoch stets durch den hier ergangenen Aufruf zur erbärmlichen Niederlage der Janitscharen berüchtigt bleiben wird. Mit der Vernichtung dieser wilden Truppen griff der verstorbene Sultan das Mark des Reiches an, und brachte es selbst dem Untergange nahe.

Nahe beim Hyppodrom ist die denkwürdige Kirche Aja Sofia, an deren riesigen Bau sich so viele gräßliche Erinnerungen knüpfen. Kein Grieche betritt diesen Platz ohne Wehmuth, und was die Grausamkeit der Türken an ihren Vorfahren verübt, wird noch der späte Enkel dem Enkel vergelten. Nach der Absicht Justinians sollte die Sofienkirche an Pracht und Größe alle Tempel der Erde übertreffen. Anthemius von Tralles und Isidor von Milet führten das Werk in sechszehn Jahren aus.

Schüchtern betrat ich den Hof der Sofienkirche und wollte das Heiligthum des Innern betreten; doch mit fletschenden Zähnen wies mich ein Türke zurück. Ich sah also die kostbaren Marmor-, Porfyr- und Granit-Säulen nicht, welche aus allen Gegenden der Erde, mit unchristlicher Bedrückung des Volkes, herbeigeschafft wurden. „Jetzt wird keinem Christen der Eingang gestattet," liest man in einem neuen Gemälde der europäischen Türkei und Griechenlands, doch vergaß der Verfasser beizufügen: „ohne Ferman." Bald wird übrigens die Zeit kommen, wo jedem Christen der Eingang gestattet sein wird auch ohne Ferman.

Digitized by Google

Von der Sofienkirche folgte ich dem Dragoman zur hohen Pforte des alten Serails. Diese Residenz der Sultane, durch Muhamed II an die Stelle der alten Zitadelle von Byzanz gebaut, bildet eine förmliche Festung, welche den Kaiser von seiner Hauptstadt trennt und ihm bei Gefahren Sicherheit gewährt.

Für Janitscharen-Besuche wurde durch Befestigung gesorgt und an der Seite des Bosphor wurden Pförtchen gelassen, um im Falle der Noth zur See die Flucht ergreifen zu können. Durch diese Pförtchen zog auch schon manche Kadine, um als Opfer der Laune, der Eifersucht oder der Intrigue den Tod in den Fluten zu finden.

Das Serail hat drei Thore, welche es mit der Stadt verbinden; doch wehe dem Nichttürken, der es wagen würde, die Schwelle des zweiten und dritten Hofes zu betreten. Am ersten Thore, nächst der Sofia, versuchte ich hineinzugehen; doch die Wache wies mich ernst zurück. Ein schmutziger Bube in Uniform machte Miene, als ob man mich gegen Bezahlung hineinlassen würde. Serail und Harem reizten so sehr meine Neugier, daß ich flugs zwei Piaster aus der Tasche nahm und mittelst dieses nervus rerum dem zweiten Thore zuwandern durfte. Aengstliche Stille herrscht in diesem Hofraum. Kein Westr geht ohne Grauen durch dieses Thor, wo gewöhnlich die verurtheilten Minister durch die Djellads erwartet werden. Kaum beim zweiten Thore angelangt, machte die Schildwache drohende Geberde, deren Folge ein ganz demüthiges Rechtsum war.

Im ersten Hofe zeigte man mir die Wohnungen des Defterdam-Effendi und anderer Staats-Beamten, die Quartiere der Leibwache, das Zeughaus und die Münze, wo Gold und Silber geprägt wird, das sowohl der Form als dem Gehalte nach erbärmlich ist. Im zweiten Hofe sind die Küchen des Großherrn; im dritten die Wohnung des Sultans, die Zimmer der eingesperrten Prinzen, die Abtheilung der Dienerschaft und die Marställe; ferner sollen da sein der Palast des Kislar Aga (Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen), die Schatzkammer mit dem seit Jahrhunderten aufgehäuften Raub der Völker, der Betsaal, die Bäder, die Bibliothek des Serails, die Kapelle mit der Fahne und den übrigen Reliquien des Propheten. Hier sind auch die Gärten und des durch die vier mächtigen Thore verschlossenen Harems mit den köstlichsten Perlen des schönen Geschlechts.

Zwischen den hohen Mauern des Serails und der Sofienkirche ging ich an der hohen Pforte, dem Palaste des Groß-Westrs vorüber zum Sklavenmarkt. Der Palast des Groß-Westrs ist ein ziemlich geschmackvolles Gebäude aus Holz. Das Thor war mit Soldaten besetzt, wovon einige hellbraune Kaputröcke, Beinkleider von derselben Farbe, eine rothe Mütze (Fez)

Digitized by Google

und einen Ledergürtel trugen, an welchem der Säbel und zwei Piſtol ſtecken. Es iſt dies eine Art Leibgarde, welche der Türke Kavas nennt.

Der Groß-Weſir iſt nach dem Sultan der erſte im Staate; er befehligt das Heer, ſteht an der Spitze des Divans und der Polizei. Er hat ungeheure Einkünfte, muß aber auch großen Aufwand machen und ſelbſt an den Kaiſer beträchtliche Geſchenke abliefern. Geſchenke ſind vom Groß-Weſir bis zum Aga herab von hoher Wichtigkeit, mehr beobachtet als Geſetz und Koran.

Der Reis Effendi iſt der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Der Dſchauſch Paſcha iſt Polizei-Miniſter und hat das Recht, den Henker ſelbſt zu machen. Der Defterdar-Kabuſſi iſt Schatzmeiſter über die geſammten Einkünfte der Pforte. Jedes Miniſterium hat eine Legion von Subalternen und jeder ſaugt am Blute der Unterthanen ſo viel er kann. Das Recht des Stärkern gilt bei Staatsämtern ſehr viel. Nur Gold kann die Zivilſtreitigkeiten beſchleunigen; aber in Kriminalfällen verfährt niemand ſchneller als der Türke.

Vor dem Sklavenmarkt erhebt ſich eine ſchöne Säule, die des Juſtinian. Eine Feuersbrunſt hat ſie einſt ſchwarz gefärbt, daher man ſie gewöhnlich die gebrannte Säule nennt. Die koloſſalen Porphyrblöcke derſelben umklammern eiſerne Ringe; gleichſam als hätte der Türke den Genius der Kunſt in Feſſeln ſchmieden wollen.

Ferner ſchlenderte ich durch viele ziemlich breite und lebhafte Straßen und durch viele öde Gäßchen nach dem Platze Et-Meidan. Auf einem dicht mit Gras bewachſenen Hügel treten uns die Trümmer von Moſcheen und großen Kaſernen des vernichteten wilden Janitſcharen-Heeres entgegen, und wir genießen hier einen prächtigen Ueberblick über die Stadtviertel St. Mathia, Topkapi und Sultan Mechmet.

Die Zeit iſt nicht mehr, wo man in Stambul blos Männern und Hunden begegnet. Der verſtorbene Sultan hat die große Epoche herbeigeführt, welche dem weiblichen Geſchlechte die Luft der Straßen zu athmen vergönnt. Eine Menge türkiſcher und armeniſcher Masken ſchleppen ſich in allen Hauptſtraßen und Bazaren herum. Sie gleichen ſich Alle im Schnitte ihres weißen Kopfſchleiers, der nur Naſe, Augen und ein Alabaſterfleckchen der Wangen ſehen läßt; ein meiſt allerliebſtes Näschen und Augen, aus denen ein wahres Höllenfeuer ſprüht.

Die Babuſchen der Türkinnen ſind aus gelbem, die der Armenierinnen aus rothem Leder. Die Feredhes ſind Muſterkarten von allen Stoffen und Farben. Höchſt poſſierlich iſt es, einen mit Ochſen beſpannten Batar, mit Türkinnen befrachtet, ſeine Spazierfahrt machen zu ſehen. Vornehme Türkinnen im Orient halten es ſo gut unter ihrer Würde, wie irgend eine ge-

Digitized by Google

zierte Dame de la haute volée Europas oder Amerikas, ſich viel zu Fuß mit dem Volke zu vermiſchen; es ſtehen ihnen Fuhrwerke à la turque und prächtige Kähne zu Gebote.

Der vornehmſte wie der gemeinſte Türke verſteht zu reiten; ſchön und behend ſind meiſtens ihre Pferde. Es iſt ein höchſt ſonderbarer Anblick, einen vornehmen Türken auf prächtig zugeſchirrtem Roſſe durch die Straßen reiten und den Sklaven am Sattel und Steigbügel ſich anklammern zu ſehen, oder Frauen zu begegnen, hinter welchen ſich eine verſchleierte und mit der hohen Herrin ziemlich gleichgekleidete Negerzofe in gemeſſenen Dromedars-Schritten nachſchleppt. Das Prachtgewand legt die Türkin nur zu Hauſe an, auf der Straße iſt ſie ſehr einfach gekleidet.

Die Sonne ſank, der Muſelmann zog ſich vom Geſchäfte des Tages zurück und ſchloß ſeine Buden, um ſich der erſehnten Ruhe im Innern ſeiner Wohnung zu überlaſſen. Ich eilte gleichfalls nach meinem Abſteigquartier.

Der Eremit von Gauting entwirft in ſeiner Reiſe nach dem Orient folgende Schilderung von Konſtantinopel:

„Wenn man durch Bulgarien und Rumelien von Belgrad die 180 Stunden zu Pferde oder Wagen zurückgelegt und mit Hunger gekämpft hat, ſo freut man ſich endlich, in Konſtantinopel einzureiten. Nichts kündigt dieſe große Stadt von 600,000 Einwohnern von ferne an, da ſind keine Landhäuſer, keine Dörfer, keine Vorſtädte, keine Wagen, Reiter, kurz, kein Getöſe, Treiben und Jagen, wie wir das bei minder großen Städten ſehen. Am Thor, wo einige in Lumpen gehüllte Soldaten ausgeſtreckt umherlagen und ſchlafend die Wache hielten, wurde mir geſagt, daß ich bei der Douane anreiten müſſe, auch gab man mir einen Begleiter mit. Ich kam durch eine Menge elender Straßen mit verfallenen Häuſern, längs einem Theile der Stadtmauer, über ein Paar verwüſtete Kirchhöfe bis zur Douane, wo man ſich damit begnügte, mein kleines Koffer von außen anzuſehen. Ich ritt nun noch durch einige abſcheuliche Straßen, bis ich endlich durch viele franzöſiſche Inſchriften auf den zahlreichen Kramläden franzöſiſcher Handelsleute, welche ſich in Pera aus Induſtrie aufhalten und gute Geſchäfte machen, begrüßt wurde. Von da langte ich endlich im Wirthshaus an bei einer alten Franzöſin, welche ſich ſchon zwanzig Jahre in Konſtantinopel aufhält und Frau Pappendeckel (Carton) heißt. Alle Wirthshäuſer ſind ſchlecht, indeſſen freute ich mich, endlich einmal wieder zu eſſen, und bezahle jetzt für Frühſtück und zwei Mahlzeiten mit gutem rothem Wein von Tenedos und einem guten Zimmer täglich ſiebenundzwanzig Piaſter, welches ungefähr ſechs Franken ſind. Die Mauern von Konſtantinopel haben durch Alter, Belagerungen und

Erdbeben ſo viel gelitten, und der Verfall und die Ausbeſſerungen ſind ſo häufig, daß ich von den alten klaſſiſchen Mauern nur wenig entdecken konnte. Das Alte wird ſich wohl nur in den Fundamenten und da, wo man den Schutt angehäuft, unter der Erde finden. So ſind die Monumente alter Zeit meiſtens verſchwunden, und der Boden mit Schutt ſo erhöht, daß, wenn Nachgrabungen gemacht würden, man gewiß viele alte Kunſtſchätze finden würde. Man ſieht an Kirchen und Häuſern mehrere Säulen, die ſich aus den älteſten Zeiten herſchreiben, wo ſie Glanz und Pracht bezweckten, während ſie jetzt zertrümmert die elenden Mauern der Hütten halten. Alles iſt dem Wechſel unterworfen. Die Pferde von Venedig zierten Konſtantinopel, die ägyptiſchen Pyramiden Rom, und jetzt ſogar der Obelisk von Luxor Paris. Griechiſche Fechter mußten nach München wandern, und indem man zu ſtolz ſein ſollte, ſich mit den Künſten des Auslandes zu ſchmücken, müſſen wir überall plündern, kopiren und pfuſchen, und ſo geſtehen, daß wir ſelbſt nichts wiſſen. Die meiſten großen Plätze in Konſtantinopel, Pera und Galata ſind Kirchhöfe, welche alle ohne Zierde mit ſchlechten Grabſteinen durcheinander beſetzt ſind. Auf einigen ruht der Turban und ſie haben Inſchriften, ich habe aber nie geſehen, daß die Frauen ſie beſuchten und Blumen auf die Gräber ihrer Männer ſtreuten, wie dieſes ſo viele Reiſebeſchreiber mit empfindſamem romanhaftem Geſchriebſel beſtätigen; ich ſah die Gräber verlaſſen, und wenn ſie auch nicht vergeſſen ſind, ſo geht doch jeder auf den Wegen zwiſchen den Steinen her, ohne ſich darum zu bekümmern. So tragen vier bis ſechs Menſchen ohne Gebet und Geſang den todten Türken zur Ruheſtätte, und geben ihn der Erde wieder ohne alle Zeremonien, wie ich es oft ſah. Bei den Griechen werden die Leichen von den Geiſtlichen und andern Perſonen begleitet, und der Todte ohne Bedeckung des Geſichts ſo tief getragen, daß ihn ein jeder ſehen kann. Die vielen alten hohen Cypreſſen auf den Kirchhöfen ſind von einer unendlichen Schönheit, man kann ſie nicht oft genug ſehen. Aber die Poeſien des Lamartine und Chateaubriand ſind Poeſien, wobei man zu glauben geneigt iſt, daß ſie nie im Orient waren.

Der ägyptiſche Obelisk, welcher noch auf einem großen Platz ſteht, iſt offenbar viel höher geweſen, da unten Hieroglyphen nur zur Hälfte darauf ſtehen und das ganze Ebenmaß zeigt, daß er höher geweſen iſt. Das Fußgeſtell iſt mit Dreck ſo angeſchüttet, daß ich die Inſchrift nicht ganz leſen konnte. Die Figuren auf dem Fußgeſtell ſind von den Gelehrten mehrmalen beſchrieben worden, da ſie mir aber, wie das Fußgeſtell, nicht zum Obelisk zu paſſen ſcheinen, ſo mag ich ihre Träume nicht widerlegen noch abſchreiben. Nahe dabei ſteht eine gewundene Säule von Metall, welche verdiente, vom angehäuften Schutt geſäubert zu werden. Die Herren Gelehrten ſagen einer nach dem andern, daß ſie den Dreifuß zu Delphi getragen haben ſoll, welches

Digitized by Google

ſie wiſſen müſſen, oder doch wiſſen wollen. Nahe dabei ſieht man noch einen Pfeiler, welcher wohl bald einſtürzen wird. Auch ſind von den Gelehrten eine Menge großartiger Monumente beſchrieben, welche ſie geſehen haben wollen, aber die in der Wirklichkeit nicht vorhanden ſind, und alſo Bilder der Einbildung ſein müſſen. Die ſogenannte verbrannte Säule von Porphyr, welche durch Feuer ganz verkalkt iſt, ſoll die Bilder Konſtantins, Julians, Theodos und endlich ein Kreuz getragen haben, indem ein jeder ſein Bild der Ewigkeit übergeben wollte. Bei dieſer Säule ſieht man die Mauern eines großen Gebäudes, welches für das forum Constantini ausgegeben wird, die Mauern ſind noch gut erhalten und geben einen Ueberblick des Ganzen. Als ich es ſah, waren die Barbaren eben beſchäftigt, einen Theil davon niederzureißen, um die Steine an die daran ſtoßenden elenden Hütten zu verwenden. Die merkwürdigſten noch vorhandenen Alterthümer ſind die vielen ſchönen Säulen, welche man in einem Hauſe tief unter der Erde ſieht, man gibt dieſes große Loch für einen Waſſerbehälter aus, indem man mit Ueberzeugung ſchließen kann, daß dieſe Säulen ehemals zu einem Prachtgebäude gehörten, und durch den Schutt unter die Erde gekommen ſind. Ebenſo ſind noch eine Menge Säulen unter der Erde, wo in dem großen Raum, den ſie bilden, die Seidenſpinner ſich aufhalten, man nennt dieſen Ort die tauſend und eine Säule, und behauptet, es ſei auch ein Waſſerbehälter geweſen. Ehemals, glaube ich, waren dieſe Säulen über der Erde, jetzt geht man wie in Herkulanum auf einer Stiege in dieſes große Heiligthum der alten Welt. Zu wünſchen wäre, daß der Schutt umher weggeſchafft würde, wodurch man vielleicht die Ruinen der Prachtgebäude entdecken würde, welche zu dieſen vielen Säulen gehörten.

Der Kaiſer läßt viele neue Gebäude zu Wohnungen für ſich und zum Bedürfniß des Staats aufrichten, welche zwar die Stadt zieren, aber alle von Holz und mit verſchiedenen Farben angepinſelt, ein Bild der Schwäche ſeiner Zeit ſind, und deutlich erkennen laſſen, daß ſie keine türkiſchen Jahrhunderte erleben werden. Die Brücke über den Kanal iſt ein Werk des Kaiſers Mahmud von großer Schönheit und Gemächlichkeit für die Bewohner. Die Armee wird ganz europäiſch organiſirt, nur ſcheinen mir die Kopien ausländiſcher Formen in der Kleidung nicht auf das hieſige Volk berechnet zu ſein, um ſo mehr, da ich glaube, daß der Militär-Anzug in Europa ſelbſt ſehr verbeſſert werden ſollte. Die Straßen ſind alle ſehr eng und laufen mit vielen Krümmungen, mit ſchlechtem Steinpflaſter, in ſteiler Richtung über die Hügel, und die kleinen Häuſer von Holz vermiſcht mit den elendeſten baufälligen Baracken geben ein erbärmliches Anſehen; doch wird viel gebaut und ein beſſerer Styl fängt an, lebendig zu werden, aber alles von Holz und gepinſelt mit allerlei Farben. Viele Häuſer, die gar kein äußeres An-

Digitized by Google

ſehen haben, ſind im Innern ſehr ſchön, und nach einem eigenen Geſchmack ligen die Zimmer an kleinen, nieblichen Gärten, die ſehr einladend ſind, und auf Geiſt und Herz eine poetiſche Wirkung haben. Die Hunde bilden hier eine eigene Republik. Sie ligen in Menge in allen Straßen, werden geſtoßen und geſchlagen, und verſammeln ſich bei den Häuſern der Reichen, wo man ihnen zu freſſen gibt. Sie machen des Nachts einen großen Lärm und Geſchrei, ſo daß die Leute bei mir oft aus dem Bette aufſtehen, um ſie durch Schläge zur Ruhe zu bringen, welche aber nicht lange dauert. Der Kaiſer hat in Europa und Aſien viele Häuſer, welche von Holz, aber durch die Pinſelei von großer orientaliſcher Schönheit ſind und von ihm abwechſelnd bewohnt werden. Doch ſtehen ſie weit hinter der Größe und Schönheit zurück, welche wir in unſern fürſtlichen Paläſten ſehen. Wenn längs dem Hafen eine Promenade angelegt wäre, ſo würde ſie einzig in der Welt ſein und an Schönheit nie ihres Gleichen gehabt haben. Der Luxus großer Städte iſt hier ganz unbekannt, die Boutiken in den Straßen beſchränken ſich auf das Nützliche und Nothwendige. Die Bazars ſind ſehr groß und mit Waaren angehäuft, um eine Welt damit verſehen zu können. Silber, Gold, Uhren, Edelſteine ſind ſelten dem Auge preisgegeben, ſo wie alle Spielwerke des Luxus, welche den Boutiken in London und Paris ſo vielen Glanz geben. Die Kaffehäuſer ſind klein, ſchmutzig und ſchlecht. Auf den Bänken ligen mit untergeſchlagenen Beinen die Türken, und da ſie nicht ſprechen, noch ſich bewegen, ſo gleichen ſie den Knie-Stücken in der Portrait-Malerei. Ich ſah wenig ſchöne Pferde, die Reiter waren meiſtens ſchlecht angezogen, und das Pferdgeſchirr, worin ſie auch den europäiſchen Geſchmack annehmen, ebenfalls ſchlecht, man ſieht wenige mit Gold und Perlen geſtickte Pferdsdecken, und Steigbügel, worauf der ganze Fuß ſteht. Die Pferde ſind ſehr ausdauernd und ſtark, aber klein und wenige von arabiſcher Schönheit, wovon man in Europa mit Recht ſo hohe Begriffe hat. Den Kaiſer ſah ich in ſeinen vergoldeten Schiffen aus Aſien nach Europa zur Moſchee fahren. Aus Hofeitelkeit wird er von zwei Großen an beiden Seiten am Arm geführt, als wenn er wie ein Kind nicht gehen könnte, welches die Hoſpodaren der Walachei und Serbien auch nachäffen, um in dieſer Lieblings-Schwäche auch ihre Größe zu zeigen. Der Kaiſer blickt ängſtlich und ſchüchtern um ſich, und nichts verräth den großen Civiliſations-Verbreiter, den er vorſtellen will. Als er aus der Moſchee kam, beſtieg er ein ſchön gezıertes Pferd, nur von einem Großen begleitet, um in der Nähe auf dem Lande ſeine Tochter zu beſuchen. Es waren vor der Moſchee einige Wachen aufgeſtellt, doch ließ man zu, daß ich ſehr nahe ging, um ihn zu ſehen. Als er wegritt, folgten ihm viele zu Fuß, welche ſchlechte europäiſche Ueberröcke anhatten; Alle waren nachläſſig und ſchlecht gekleidet, nichts kündigte

Digitized by Google

den Kaiser an, er trug einen schwarzen Mantel und ritt sehr langsam ohne Anstand und Größe.

In den hiesigen, nach einem seltsamen, eckelhaften Geschmack geformten Wagen, die mit Goldflitter und Blumen bemalt, und mit allerhand Quasten und lebenden Blumen verziert sind, sieht man oft die Prinzessinnen und andere vermummte Weiber mit einem Paar Ochsen durch die Straßen fahren. Kurz Luxus, schöne Kleider, Kostbarkeiten, Musik, Komödie, Ball und Alles, was auf die Annehmlichkeiten des Lebens Bezug hat, ist hier fremd, und Konstantinopel wäre der langweiligste Ort der Welt, wenn nicht Wasser und seine himmlische Lage alles auf einige Tage ersetzten; allein nichts kann den Umgang mit Frauen und Mädchen ersetzen, welcher hier ganz fehlt, und so ist in meinen Augen alles abgeschmackt, wo diese aus der Gesellschaft verbannt sind. Man zählt bei dreihundert öffentliche Bäder, wovon viele so groß sind, daß vierzig Personen zugleich baden können. Es gibt viele Moscheen, die Meisterwerke sarazenischer Baukunst sind, aus den Zeiten der Ommajaden nachgebildet, wovon wir noch Originale in Syrien und Spanien sehen, doch verrathen die Kuppeln den Einfluß des reinsten griechischen Geschmacks. Die vielen Kirchhöfe sind alle mit hundertjährigen Cypressen bepflanzt, welche der Stadt ein schönes Ansehen geben, wenn wir sie von einem hohen Standpunkt übersehen. Dann gibt es noch eine Menge kleiner Kirchhöfe, welche an den Häusern ligen und mit einer Mauer und Fenstern mit vergoldeten Eisengittern verwahrt sind. Was die Moscheen am merkwürdigsten macht, ist, daß bei jeder täglich eine große Anzahl Menschen gespeist wird, welche Brod, Fleisch, Gemüse und Reis erhalten; auf diese Art sollen täglich bei dreißigtausend Menschen gespeist werden. So übertreffen sie die Lehranstalten alle in Europa, und da die Schüler frei verpflegt werden, so muß der Schulfond ausserordentlich groß sein. Fast alle Türken können lesen und schreiben, und tragen alle in der Leibbinde bei dem Messer und Pistolen ein Federrohr, woran ein Tintenfaß ist, welches aber Luxus zu sein scheint. Es gibt in Konstantinopel eine Menge Bibliotheken für die geschriebenen orientalischen Werke, wovon wir im Auslande wenig wissen und verstehen, und die wahrscheinlich vielen geschichtlichen Werth hätten. Man hatte in neueren Zeiten eine Druckerei angelegt, welche jetzt aber ohne Arbeit ist. Ruhe und vielleicht Betrachtung, doch wenig Denken scheint die ganze Weisheit des Türken zu sein. Es ist merkwürdig, daß Attila (450) nicht in Konstantinopel einzog, sondern sich den Besuch mit 6000 Zentner Gold und dem Versprechen eines jährlichen Tributs von hundert Zentner abkaufen ließ. Auch die Hunnen drangen später nur bis zum Meerbusen vor, welcher sechs Stunden von hier entfernt ist, sie wurden aber von Belisar geschlagen.

Digitized by Google

Man zählt bei 60,000 Juden hier, welche sich hierher flüchteten, als sie aus Spanien von Ferdinand und Isabella vertrieben wurden. Daher sprechen sie auch noch ein verdorbenes Spanisch. Sie bilden hier eine eigene Republik und leben nach ihren Gesetzen. Pera ist das eigentliche Krähwinkel der ganzen europäischen Diplomatik im Orient, und Herr von Stürmer der Präsident. Die türkischen Reiter haben auch ihre schöne orientalische imposante Kleidung wechseln müssen, und sehen im europäischen Anzug erbärmlich aus. Im Allgemeinen haben die Türken zu Pferde einen Kantschu wie die Russen, den sie Hamgik nennen; ich überlasse es den Gelehrten, zu untersuchen, bei welchem Volke er zuerst florirt hat, um die Zivilisation zu verbreiten und die Gesetze zu handhaben. Sehr schöne Springbrunnen geben in allen Straßen Wasser, und viele Reiche haben eigene Zimmer eingerichtet, wo an den Fenstern in schönen Bechern den Vorübergehenden Wasser gereicht wird. Der Kaffe in ganz kleinen Schalen, die immer halb voll Satz und ohne Zucker sind, will mir nicht schmecken, man muß ihn nur so oben abschlürfen, sonst hat man gleich den Mund voll Satz. Die Sophiakirche wird für ein altes Ueberbleibsel der Byzantiner gehalten, und wir haben die lächerlichsten Beschreibungen von Konstantin und ihrem Bau, wo die Gelehrten sich recht in poetischen Fabeln geübt haben. Sie ist im Aeussern so rein türkisch umgeformt, daß von ihrer ersten Gestalt beinahe gar nichts zu sehen ist. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß die Romane der alten Geschichte überhaupt, und insbesondere von Griechenland einmal auf einer vernünftigen Grundlage erläutert würden. Denn jetzt sind es meistens nur Poesien, womit der Verstand wohl spielen, worin er aber nie Wahrheit annehmen kann.

Konstantinopel wurde vierundzwanzigmal belagert, zweimal durch die alten Griechen, Alcibiades und Philipp von Macedonien, dreimal durch römische Kaiser, Severus, Maximinus und Konstantinus den Großen, einmal durch die Lateiner oder die Kreuzarmee unter Dandolo, einmal durch die Perser, einmal durch die Avaren, durch die Slaven und durch die Byzantiner selbst unter Michael dem Paläologen, zweimal durch die Bulgaren, zweimal durch Rebellen, siebenmal durch die Araber, und zweimal durch die Osmanen.

Digitized by Google

Retrospektiv-Repertorium.

2. Leben und Treiben in Paris vor 140 Jahren.

Geschildert von einem britischen Arzte.

Ein allgemeiner Friede war 1697 zu Ryswick unterzeichnet worden. Der Ehrgeiz des britischen Königs Wilhelm war nur zur Hälfte befriedigt, und vielleicht wäre es ihm gelungen, durch noch einige Feldzüge den Stolz Ludwigs XIV vollkommen zu beugen. Das englische Volk aber war nach einem so langen Kampfe des Krieges müde, und ohne der materiellen Zugeſtehungen von Seite des ſogenannten großen Königs, oder vielmehr des großen Mordbrenners und Städtevertilgers am Rhein, zu gedenken, konnte es der Statthuder von Holland als einen perſönlichen Triumf betrachten, daß er von dem Beſchützer der Stuarte endlich als König von Großbritannien anerkannt wurde.

Wilhelm ernannte ſeinen frühern Günſtling, den Grafen von Portland, zu ſeinem Geſandten in Frankreich. Denn auch der erſte konſtitutionelle König hatte ſeine Günſtlinge. Man betrachtete dieſe Ernennung als ein ehrenvolles Exil, wodurch man angeblich frühere Dienſte belohnte, während man, ohne undankbar zu ſcheinen, den Grafen einem gewiſſen van Keppel, ehemaligem Pagen und ſpäterm Geheimſchreiber des neuen Monarchen, aufopferte.

Der Graf von Portland war, was man damals einen reichen, prachtliebenden Herrn nannte. Er wählte ſeine Begleiter mit äuſſerſter Sorgfalt, und umringte ſich mit einem Glanze, der ſein Auftreten in Frankreich beinah fürſtlich machte. Sein Leibarzt, Dr. Martin Liſter, war ein in mehrfacher Hinſicht ausgezeichneter Mann, der jedoch mehr in den Jahrbüchern der Wiſſenſchaft als Naturforſcher, denn als Arzt bekannt iſt, und der einige Werke geſchrieben, wovon wir heute nur das unbedeutendſte in Erwägung nehmen wollen.

Liſter wurde um das Jahr 1638 zu Radcliffe, in der Grafſchaft Buckingham, geboren. Sein Großoheim, deſſen Taufnamen er trug und der Ritter wie gewöhnlicher Leibarzt Karls I geweſen war, leitete ſeine Erziehung. Ueberhaupt war dieſe Familie an Aerzten reich. Martin ſtudirte zu Cam-

Digitized by Google

bridge. Sein schwankender Gesundheitszustand nöthigte ihn 1668 zum erstenmale England zu verlassen und sich im südlichen Frankreich aufzuhalten. Zwei Jahre nachher ließ er sich als Arzt in York nieder, und stellte ausgedehnte Nachforschungen über die Alterthümer im nördlichen England an, wobei er gleichzeitig das aſhmolische Museum zu Orford mit Denkmünzen, Basreliefs, alten Altären u. s. w. bereicherte. Erst 1684 erwarb er den Doktorhut zu Cambridge, und wahrscheinlich war es seine frühere Reise nach dem Festlande, die ihn 1697 dem Grafen Portland empfahl.

Lister hatte eine entschiedene Vorliebe für Frankreich, weshalb er bereitwillig das ihm gemachte Erbieten annahm, seine dortigen Freunde wieder zu sehen. Sein Geschmack war sehr einfach. Als Freund der Wissenschaften und der Gelehrten, der Künste und der Künstler, war er zugleich ein sorgsamer Beobachter, und schrieb auf der Stelle seine Bemerkungen über alles nieder, was ihn interessirte. Nach der Rückkehr in sein Vaterland machte er aus diesen Bemerkungen ein Buch, welches wir jetzt in Rede stellen wollen, weil es sehr selten geworden ist.

In seinem Vorwort benachrichtigt der Verfasser das Publikum, „daß es ihm nicht um die Beschreibung des Glanzes des französischen Hofes zu thun gewesen, und seine Aufmerksamkeit eben so wenig durch bürgerliche und religiöse Feierlichkeiten, oder durch den Zustand der politischen Angelegenheiten gefesselt worden.“

„Es machte mir mehr Vergnügen,“ fügt er hinzu, „Herrn Breman mit seiner weissen Jacke im Garten des Königs graben zu sehen, als den prunkvollen Empfang eines von Herrn von Sainctot eingeführten Gesandten zu bewundern.“

Das Haupt der Doktoren war damals, wie man weiß, mit einer schweren Perücke belastet, die ihrem Gesichte einen gewissen Ernst, eine gewisse Haltung, oder vielmehr eine Pedanterie verlieh, die Molière noch nicht lächerlich gemacht. Ein Doktor, der wie alle Welt sprach und schrieb, war ein seltenes Fänomen. Lister befand sich in diesem Fall, weshalb er von mehren Seiten eben nicht mit den wohlwollendsten Kritiken bestürmt wurde. Die Gelehrten und die Schöngeister in London nannten ihn geradezu einen Tropf.

Bei allem dem scheinen diese Vorwürfe die Verbreitung seines Buches, das drei bedeutende Auflagen binnen zwei Jahren erlebte, nicht verhindert zu haben. Ueberdem hatte noch dies einzige Werk des berühmten Naturforschers, welches er in seiner Muttersprache geschrieben, die Ehre, von einem Doktor W. King parodirt zu werden in einem Buche, welches derselbe 1698 unter dem Titel: „Reise nach London“, erscheinen ließ, und worin er die Umständlichkeit lächerlich zu machen sich bemühte, womit sein Gegner von allem, was er gesehen und gehört, Rechnung abstattete. Allein gerade diese Um-

Digitized by Google

ständlichkeit ist es, die jetzt sein Buch so interessant und unterhaltend macht.

Lister begann seine Beobachtungen noch ehe er Paris betreten. Unterwegs machte er den Gesandten aufmerksam auf die Gleichgiltigkeit, womit das Volk von London seine prunkvolle Abreise betrachtet, während man in Frankreich von allen Seiten sich drängte, um die Ankommenden zu bewundern. Diese Verschiedenheit zeigte sich noch auffallender in Paris, wo nicht allein die Leute aus den untern Ständen, sondern auch die vornehmsten Personen, sogar Bischöfe, Herzoge und Pairs, in hundert aneinander gereihten Karossen, mehre Stunden geduldig harrten, um den Einzug des fremden Gesandten und seines Gefolges zu sehen.

Der Verfasser vergleicht sodann den allgemeinen Anblick von Paris mit dem von London. „Frankreichs Hauptstadt," sagt er, „ist viel bevölkerter als die von England, nämlich im Verhältniß zu dem Raum, welchen die unterste Volksklasse in der ersten einnimmt. In Paris sind die Paläste und die Klöster sehr ausgedehnt, weshalb die Wohnungen der untern Stände, dicht neben und über einander geschichtet, wie hart an die ersten gedrängt sind. In London dagegen hat der Pöbel die Paläste geschleift und an die Stelle derselben seine Häuser erbaut, weshalb der Adel sich genöthigt gesehen, in den gewöhnlichen Straßen ebenfalls seine Wohnungen zu wählen. Uebrigens ist man dabei gar nicht gewaltsam zu Werke gegangen, weil man die Paläste gekauft und ziemlich theuer bezahlt hat."

Die Zunahme von London, im Vergleich mit der von Paris, beurkundet zugleich die steigende Vermehrung der öffentlichen Wohlhabenheit in dem ersten, weil von Jahr zu Jahr die Kaufleute und die gewerbtreibende Klasse den Adel immer mehr gegen das Westende der Stadt zurückdrängen. Die Paläste in der City werden seit einigen Jahrhunderten von Arbeitern bewohnt, und die prächtige Reihe adelicher Höfe längs dem Strand ist seit langem verschwunden.

Zu der Zeit, wo Dr. Lister, der Herzog von Buckingham und der Graf von Shaftesbury in der City wohnten, stand das Schloß des Lord Craven zu Drury-Lane. Bei allem dem ist das englische Volk im höchsten Grade aristokratisch, und der Adel sah sich nicht ohne Mißvergnügen auf allen Seiten von Plebejern umringt. Der französische Adel war in dieser Beziehung bei weitem weniger kitzlich, und es war gar nichts seltenes in Paris, daß man einen Marquis oder einen Grafen über dem Laden eines Kleidermachers oder eines andern Handwerkers wohnen sah.

„Alle Häuser der Leute von Stande," fährt Lister in seiner Beschreibung von Paris fort, „haben große Thorwege, durch die man mit Kutschen einfahren kann, was nothwendigerweise im Innern geräumige Höfe und Remisen

Digitized by Google

erfordert. Es gibt mehr als 700 solcher Thorwege, wovon die meisten nach den besten Mustern der alten Architektur gezeichnet sind. Die Fenster im Erdgeschoß aller Häuser sind mit starken Eisenstangen vergittert, was sehr kostspielig sein muß.

„Ist aber schon das Ansehn dieser Häuser prächtig von aussen, so sind sie nicht minder schön im Innern. Man gewahrt da nichts als reiche Tapeten, die sich auf goldenen und seidenen Schnüren drapiren. Die Betten sind von karmoisinrothem Damast, oder von Sammt, manchmal sogar mit goldnen oder silbernen Stickereien. Ueberall sieht man Schränke und andere Möbel von Elfenbein, oder mit Perlmutter, Gold und Silber verziert. Die Arm- und Kronleuchter sind vom schönsten Krystall. An seltenen und schönen Gemälden fehlt es nirgend, eben so wenig als an hübschen Schnitzereien, Vergoldungen und Malereien an den Decken und über den Thüren, was einen wundervollen Anblick gewährt.

„Der Gemälde-Luxus ist in dieser Stadt und den benachbarten Landhäusern so groß, daß man nicht ein solches betreten kann, das einem nur irgend angesehenen Manne gehört, ohne schöne Bilder darin zu finden, und zwar oft so kostbare, daß die Eigenthümer sich dadurch zu Grunde richten. Jeder, der eine Summe zu ersparen im Stande gewesen, hat nichts eiligeres zu thun, als sich ein gutes Gemälde, oder eine Bildsäule von einem der ersten Künstler anzuschaffen. Man kann sich keinen Begriff machen von dem Vergnügen, das man bei dem Besuche solcher Landhäuser empfindet, wo dergleichen Wunder der Kunst aufgehäuft sind.

„Sobald in Frankreich jemand reich wird, verschwendet er sein ganzes Vermögen sowohl in Gebäuden, als in Bildern. Indeß habe ich doch bemerkt, daß es hier an einer Menge Geräthe und an andern Bequemlichkeiten gebricht, die wir in England haben und nicht leicht entbehren könnten. Ein gewisser Herr Instell sagte mir letzthin, daß es nicht weniger als 60 solcher Gegenstände gebe, wovon man in Paris noch gar keinen Begriff habe.

„Das Straßenpflaster besteht aus viereckigen 8 bis 10 Zoll dicken Steinen. Jeder Stein kostet vor seiner Einsetzung 12 Sou (17 Kreuzer), woraus sich ergibt, daß die Ausgabe für das Steinpflaster einer so großen Stadt wie Paris ungeheuer sein muß. Auf gleiche Weise sind auch die Landstraßen bis auf mehre Wegstunden von der Stadt gepflastert. Indeß sind die Gassen sehr eng, und der Fußgänger hat kein Mittel, um sich vor den Kutschen zu bewahren, die sehr schnell durch die Straßen rasen. Man fährt immer im schnellsten Trott zwischen breiten widerhallenden Häusern, wodurch eine Art Musik entsteht, die den Parisern eben nicht unangenehm zu sein scheint."

Nach solchen vorläufigen Bemerkungen läßt sich der Verfasser in eine

Digitized by Google

umſtändlichere Prüfung der Einzelnheiten ein, welche die große Stadt bietet. Er ſpricht von ihren Straßen und Plätzen, ihren merkwürdigſten Häuſern, den ausgezeichneten Perſonen und Bibliotheken, welche er beſucht, der Lebensweiſe und den Vergnügungen der Einwohner von Paris, den Gärten und ihren Verzierungen, endlich von der Luft, dem Klima und dem Geſundheitszuſtande der Hauptſtadt Frankreichs.

„Es gibt hier ſehr viele Kutſchen," ſagt er: „Sie ſind prächtig vergoldet und gemalt, und wenn ſie auch nicht den unſrigen an Schönheit gleichkommen, ſind ihre Sprungfedern doch viel geſchmeidiger, weshalb man bequemer darin fährt. Die Fiaker dagegen ſind die ſchmutzigſten und elendeſten Fuhrwerke, welche man ſehen kann. Demungeachtet ſind ſie eben ſo theuer, als die beſten Kutſchen in London. Man kann Poſtkarriolen für eine Perſon und ſolche für zwei bekommen. Auch gibt es in dieſer Stadt noch Kutſchen, die ich gern mit Stillſchweigen übergehen möchte, denn ihr Anſehen iſt wirklich empörend, und ich begreife nicht, wie man in einer ſo prächtigen Stadt ein ſo ekelhaftes Fuhrwerk dulden kann. Man nennt dergleichen zweiräderige Karren Vinaigrettes. Sie werden vorn von einem Mann gezogen, und hinten von einer Frau oder einem Kinde, manchmal von beiden zugleich, geſtoßen."

Auch den Vorübergehenden widmete der Brite ſeine Aufmerkſamkeit. Er beſchreibt ſehr umſtändlich die Biſchöfe und Abbés, die ſich ſehr großes Anſehen gaben, und wovon vorzüglich die erſten die glänzendſten Equipagen und ſchönſten Livreen hatten. Nur die Präſidenten ſchienen ihm nicht ohne Erfolg mit der hohen Geiſtlichkeit wetteifern zu können.

„Unter den lebendigen Gegenſtänden, die ich ſehr häufig in den Straßen gewahrte," ſagt er, „ſpielten die Präſidenten und Räthe des Parlaments eine große Rolle. Sie und ihre Gattinnen haben das Recht Kutſche und Pferde zu halten, wie Leute von hoher Geburt, weshalb man ſie denn auch ſehr häufig ſpazieren fahren ſieht. Daher kommt es auch, daß denjenigen Männern, welche ein ſolches Amt bekleiden, die Wahl unter den reichſten Erbinnen des Landes frei ſteht. Das Recht, ſich ein ſammtenes Kiſſen nachtragen zu laſſen, um in der Kirche darauf zu knien, iſt auch noch einer der ſehr beneideten Vortheile dieſes Standes. Uebrigens ſind die Straßen von Paris bei weitem weniger lärmend, als die von London, weil die Krämer, welche ihre Waaren ausſchreien, nicht ſo häufig ſind."

Wahrſcheinlich hörte man damals noch nicht das Geſchrei der zahlloſen Waſſer- und Laſtträger, deſſen der Verkäufer kleiner Druckſchriften und Bilder nicht zu gedenken. Nur ein einzigesmal wurde ein Blinder von den Jeſuiten beauftragt, ein von ihnen gegen den Erzbiſchof von Paris gerichtetes Libell auszuſchreien. Er begab ſich in die Kirche Notre-Dame und

Digitized by Google

rief: „Wer kauft das Leben und die Wunder des Bischofs von Reims. Der Heiligkeit des Ortes ungeachtet schlug man sich bald um die Flugschrift, als man bemerkte, daß sie gegen den ersten Pair und Herzog von Frankreich gerichtet war.

„Die Straßen," fährt der Reisende in seiner Schilderung fort, „werden den ganzen Winter hindurch Abends erleuchtet, gleichviel ob der Mond scheint oder nicht. In London ist die Polizei unverschämt genug, die Straßen während der Hälfte des Jahres in Dunkelheit zu lassen, unter dem Vorwande, daß Mondschein im Kalender stehe, unbekümmert, ob der Mond durch Wolken verdeckt wird oder nicht.

„Die Laternen hängen in einer Entfernung von 20 Schritten von einander, und in einer Höhe von 20 Fuß. Es brennen darin Lichter zu vier auf das Pfund, die bis nach Mitternacht dauern. Der Polizei-Lieutenant La Reynie hatte ungefähr seit 25 Jahren zuerst den Gebrauch eingeführt, die Stadt während der ersten Hälfte der Nacht zu erleuchten. Die Ausgaben für diese Erleuchtung, während den 5 Wintermonaten, belief sich auf ungefähr 1,200,000 Pfd. Sterl. (14,400,000 fl.)"

Als Franklin nach Paris kam, hatte er die Gewogenheit, den Einwohnern dieser Stadt einige gute Rathschläge zu ertheilen, jedoch nicht in Betreff der Verbesserung ihrer Straßenbeleuchtung, sondern bloß in dem Sinne, daß er ihnen begreiflich machte, wie sie durch früheres Schlafengehen und Aufstehen viel Talg ersparen würden.

Beim Besuche des Mazarin-Palastes, worin jetzt die fünf Abtheilungen der französischen Akademie ihre Sitzungen halten, fand sich der Reisende sehr skandalisirt über den Gedanken des Eigenthümers, der während einem hitzigen Fieber alle Bildsäulen nach der damaligen Mode hatte bekleiden lassen, unter dem Vorwande, daß ihre Nacktheit die öffentliche Schamhaftigkeit verletze. Andere wurden bloß mit Gips überworfen und dadurch mehr oder weniger verunstaltet.

Der Doktor besuchte auch den berühmten Gartenkünstler Lenôtre. Er beschreibt ihn als einen sehr geistreichen Greis von 89 Jahren, der ihn in seine drei Gemälde-Galerien einführte und ihm die schönsten Stücke in denselben andeutete, worunter einige sich befanden, die einen Werth von 50,000 Thaler (140,200 fl.) hatten. Lenôtre befand sich auch im Besitz einer sehr beträchtlichen Medaillen-, Kupferstich-, Büsten- und Kuriositäten-Sammlung.

Der König lebte mit Lenôtre auf einem sehr vertrauten Fuß, und niemand wagte es offenherziger mit ihm zu sprechen, als sein Gärtner. Er versicherte den Briten, daß Ludwigs Gleichmuth ihn manchmal in Erstaunen setze, daß er ihn nie in Zorn gesehen, und daß er selbst da noch ruhig und würdevoll bleibe, wo andere vor Entrüstung ausser sich gerathen sein würden.

Digitized by Google

Aus der Beschreibung, welche Lister über das anatomische Kabinet des Dr. Verney (geboren 1648, gestorben 1730) gibt, entnimmt man, wie selten man sich damals mit der Anatomie beschäftigte und wie auffallend, beinah wie empörend, die Einzelheiten ihres Verfahrens, selbst für einen britischen Arzt waren. Wir überschlagen die grelle und „gräßliche“ Beschreibung, welche er von dem Saale gibt, worin 20 Leichname neben einander geschichtet waren, die so eben vom Galgen, oder vom Chatelais (der damaligen Morgue, wo die vielen Ermordeten, die man täglich in den Straßen der großen Stadt fand, ausgestellt waren) und aus den Krankenhäusern hergebracht worden.

Die Bekanntschaft Daciers und dessen Gattin gewährte ihm vieles Vergnügen. Er lobt den einen, seiner zierlichen Uebersetzung des Hippokrat ins Französische und der dieselbe begleitenden gelehrten Noten wegen, und die Frau mit Beachtung ihrer zahlreichen Schriften, weshalb er sie für „die gelehrteste Person in ganz Europa“ erklärt. Durch ihren persönlichen Umgang gewann er die Ueberzeugung, daß ihre Gelehrsamkeit und ihre Talente keineswegs ihre Liebenswürdigkeit verminderten, und daß sie in ihrer Unterhaltung nicht allein sehr bescheiden, sondern auch frei von jeder Ziererei war.

Bei Morin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Leibarzt der Prinzessin von Guise, sah er mehre merkwürdige Mineralien, unter andern einen großen Amethistblock, der 200 bis 300 Pfund wiegen mochte. Er war an einigen Stellen polirt, und man sah darauf sehr schöne dunkelviolette Flecken.

„Unter den ausgezeichneten und berühmten Personen, welche ich zu sehen wünschte,“ sagt der Brite, „stand Fräulein von Scudéry obenan. Sie ist jetzt 91 Jahr alt; aber ihr Geist ist noch kräftig, obgleich ihr Körper immer mehr zusammenfällt. Ich muß gestehen, daß ich durch meinen Besuch bei ihr vollkommen enttäuscht wurde; denn ich sah hier deutlich die traurigen Wirkungen des Alters bei einer sonst so erhabenen Person.

„Als ich sie sprechen hörte, mit Lippen, die um einen gänzlich zahnlosen Mund hingen und die Worte ohne alle Ordnung, wie vom Zufall eingegeben, entfallen ließen, glaubte ich mich in der Höle einer orakelsprechenden Sybille zu befinden. Man weiß, welches Ansehen früher einige alte Weiber in solcher Beziehung sich erworben. Die Menschheit in ihrer Wiege glaubte, daß nichts weiser sei, als die Hinfälligkeit, weshalb man ihren Träumereien vor den weisen Rathschlägen denkender Menschen den Vorzug gab.

„Fräulein von Scudéry zeigte mir die Gerippe von zwei Kameleonen, welche sie vier Jahre lebend erhalten. Sie wickelte sie im Winter in Baumwolle und steckte sie, während der größten Kälte, unter eine mit heißem Wasser angefüllte kupferne Kugel. Ich sah bei ihr auch ein Originalgemälde, welches Frau von Maintenon darstellte, die sie ihre alte Freundin nannte.

Digitized by Google

Man muß gestehen, daß, wenn es ihr ähnlich ist, jene eine sehr schöne Person gewesen."

Durch seinen Umgang mit dem Marquis de l'Hôpital, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, gewann der Doktor die Ueberzeugung, daß die französischen Gelehrten über alles, was außer ihrem Lande vorging, entweder gar nicht, oder sehr übel unterrichtet waren. So wußte der Verfasser des „Traité des infiniments petits" und der „Sections coniques" wenig oder nichts über Newton und dessen Arbeiten. Er erstaunte nicht wenig, als er erfuhr, was dieser Filosof schon geleistet und was man von ihm noch erwarte.

Seine Besuche in den verschiedenen Bibliotheken der Hauptstadt waren für den Briten sehr befriedigend. Er lernte bei dieser Gelegenheit den Abbé Drouine kennen, den er als einen der entschiedensten Bücherliebhaber auf der Erde bezeichnet. Er war eben mit einem Verzeichniß der Werke der berühmtesten Schriftsteller beschäftigt, wovon schon 4 ungeheure Foliobände nach alfabetischer Ordnung fertig waren, unter dem Titel: „Index alphabeticus omnium scriptorum cujuscunque facultatis, temporis et linguae." Dieser Index enthielt nicht weniger als 150,000 Namen.

Wir mögen den Doktor nicht auf allen seinen gelehrten Spaziergängen begleiten, eben so wenig als auf seinen Ausflügen nach St. Cloud und andern Orten, nach der Porzellan-Manufaktur und der Gobelins-Tapetenfabrik, wovon die erste sich im blühenden und die zweite sich in sehr traurigem Zustande befand. Interessant war für ihn auch der Augenfabrikant Hubias, bei dem er ganze Schubfächer voll verschiedenartiger Augen sah, die er bewunderungswürdig nennt, weil sie alle Farbenspiele boten, die man sich denken kann.

Erst gegen das Ende seiner Beschreibung beschäftigt sich der Verfasser mit dem, was sonst gewöhnlich zuerst die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt, nämlich mit der Nahrung, der Lebensweise und den Vergnügungen der Pariser. Ihm zufolge bestand die Hauptnahrung derselben in Brod und Gemüse; sie verzehrten sehr viel Suppe und wenig Fleisch, dagegen nicht so viel Kohl als man gewöhnlich voraussetzte. Er macht dabei die Bemerkung, daß die Bewohner im Norden Europas entschiedene Kohlliebhaber sind, während die im Süden den Zwiebeln den Vorzug zugestehen. Wirklich dürfte es noch heute schwer werden, einen Spanier zu bewegen, von seinen Zwiebeln und seinem Knoblauch sich zu entwöhnen und täglich Sauerkraut zu essen.

Anfänglich wollte der Brite durchaus kein Gericht versuchen, worin er Pilze witterte; da er aber bald sah, daß fast kein einziges ohne diese Zuthat aufgetragen wurde, wagte er es endlich zuzulangen und fand die Speisen nicht ganz so übelschmeckend, als er vorausgesetzt. Mehre andere Personen der

Digitized by Google

engliſchen Geſandtſchaft waren jedoch um keinen Preis zu einem ſolchen Wagniß zu vermögen.

Doktor Liſter beſchäftigt ſich nicht viel mit den andern Gerichten, die ihm mehr oder weniger ſchlecht ſchienen; doch kann er ſich nicht erwehren mit Begeiſterung von einer Paſtete von Seeenten zu ſprechen, die ihm, mit vortrefflichem Burgunder befeuchtet, ſehr wohl geſchmeckt zu haben ſcheint. Man ſpeiſete dergleichen Paſteten beſonders ſehr häufig in der Faſtenzeit, weil die römiſche Kirche die Seeenten den Fiſchen beigeſellt hatte. Auch die Orangeblüthe-Marmeladen hatten den vollen Beifall des Feinſchmeckers.

Nach einer kurzen Diſſertation über die franzöſiſchen Weine, ſpricht ſich der Doktor mit großer Heftigkeit gegen den Kaffee, den Thee und die Schokolade aus, die er als eine „geheime Peſt“ betrachtet, welche das menſchliche Leben verkürzt. Er behauptet, daß alle Gegenſtände, die ſich ſchnell verdauen laſſen, dem menſchlichen Körper mehr ſchädlich als nützlich ſeien, weil ſie den Magen ſchwächen, ſtatt ihn zu befriedigen.

„Die Römer verſtanden ſich beſſer auf die wahre Eßkunſt,“ ſagt er. „Sie tranken ihren Thee und ihre Schokolade erſt, nachdem ſie ſich den Magen mit guten Speiſen angefüllt, und ich glaube, daß jene Getränke in dieſem Fall zu einer guten Verdauung mitgewirkt haben.“

„Die Hauptvergnügungen der Pariſer,“ ſagt er weiterhin, „beſtehen im Schauſpiel, in Karten- und andern Spielen, endlich in Spaziergängen und Spazierfahrten. Die Vorſtellungen werden in zwei Theatern gegeben, wovon eines für die Opern und das andere für die Schauſpiele. Ich bin kein beſonderer Freund von den erſten und kann nicht begreifen, wie man Vergnügen daran findet. Ich für mein Theil verſtehe die geſungenen Worte nicht. Etwas ſehr unangenehmes iſt auch noch die Gewohnheit der Herren in den Logen, einzelne Arien und Stellen aus den gegebenen Muſikſtücken, oder aus einem andern, laut nachzuträllern. Die Luſtſpiele, welche ich geſehen, vorzüglich die von Molière, haben mich ſehr vergnügt, obgleich ich in der franzöſiſchen Sprache noch ſehr unbewandert bin.

„Man ſtiehlt in Paris mit der äußerſten Vollkommenheit. Es gibt hier, wie bei uns, ſehr geſchickte Taſchendiebe und Beutelſchneider. Eines Tages kam ein ſehr reich gekleideter, von vier Lakaien in ſchöner Livree gefolgter Spitzbube auf die Meſſe. Man ertappte ihn auf der That. Demungeachtet wurden mehr Degen für als gegen ihn gezogen, bis man ſich endlich verſtändigte und ihn der Gerechtigkeit überlieferte, die ſehr ſchnell zu Werke ſchreitet und keinen Spaß verſtehet.“

Unter andern hochgeſtellten Perſonen, welche mit dem engliſchen Arzt Umgang hatten, befand ſich auch der Prinz von Conti, der ihn mehrmals bei Unpäßlichkeiten zu Rathe zog und ihn eines Tages einlud, ſeinem Sohne

Digitized by Google

die Tropfen des verstorbenen Königs Karl einzugeben. Von welcher Beschaffenheit diese Tropfen eigentlich waren, ergibt sich aus nachstehender Stelle:

„Die „Königs-Tropfen“ wurden bald sehr beliebt, weil die Fürstin von Espinay, die Herzogin von Bouillon, Herr Lerac und andere ausgezeichnete Personen sie genommen und sich gut danach befunden. Ich erinnerte mich, wie mein Herr, der verstorbene König Karl, mir das Geheimniß ihrer Zubereitung vertraut, und mir huldvoll zeigte, auf welche Weise er in seinem Laboratorium zu Whitehall dieselben destillire. Ich ließ nun auch solche Tropfen in Paris machen und theilte dem Doktor Tournefort das Geheimniß ihrer Zubereitung mit, welches in nichts anderm bestand, als in behutsamer Destillirung der schönsten Rohseide, welche man auftreiben konnte.

„Ein Pfund solcher Rohseide gab eine unglaubliche Menge flüchtiges Salz und verhältnißmäßig den besten Spiritus, den ich je gekostet. Wird dieser nun rektifizirt, so ist sein Geruch viel angenehmer, als der des Salmiak. Vermischt man das Salz mit etwas wohlriechendem chemischen Oel, so erhält man das sogenannte „Königssalz“. Unser Mylord-Gesandter erlaubte mir, in seinem Namen es verschiedenen Personen zu schenken, und Doktor Tournefort verfertigt davon so viel als man will. Untersucht man die Seide genau, so ist sie im Grunde nichts anderes, als eine „trockene Gallerte von der Insekten-Gattung“, weshalb sie wahrscheinlich sehr herz- und magenstärkend ist. Die in der Arzneikunde sehr bewanderten Araber haben sie deshalb „Alkermen“ beigesellt.“

Digitized by Google

Neueste Nachrichten über einige der ausgezeichnetsten Reisenden der Gegenwart und kurze Mittheilungen von denselben.

1. Schlußstein der amerikanischen Polar-Reisen.

Zwei Briten, Namens Dease und Simpson, haben im Laufe des vorigen Jahres eine Entdeckungsreise gegen die äussersten Punkte Nordamerikas unternommen, die nicht ohne Wichtigkeit ist. Von besonderem Interesse ist vorzüglich die Fußreise Simpsons. Er brach den 20. August mit einigen Gefährten auf und drang bis zu dem Punkte vor, von wo Sir Johann Fränklin im Jahre 1821 wieder umgekehrt war.

Von dem nach diesem letzten benannten Vorgebirg wendet sich das Festland nach Ost-Nord-Ost. Simpson folgte der Küste und kam am dritten Tage zu einem 600 Fuß hohen Hügel, den er Georgsberg nannte, und der fortan als Erkennungszeichen für Reisende in dieser Gegend dienen kann. Am Abend des vierten Tages gelangte man zu einem hohen Vorgebirg, nach dessen Ersteigung man sich auf allen Seiten von Land umgeben sah. Nur gegen Norden dehnte sich die unübersehbare Fläche des Ozeans aus. Der Reisende nannte diesen Punkt Viktorias-Land und das ihn beendende Vorgebirg das Pellykap. Ein anderes Vorgebirg wurde mit dem Namen Alexander bezeichnet.

Den 25. August ließ Simpson eine steinerne Säule errichten und nahm feierlich und förmlich Besitz von diesem Lande im Namen seiner Königin und der Pelzhändlergesellschaft, in deren Dienst er stand. Unter der Säule wurde die gedrängte Beschreibung der von ihm gemachten Entdeckung verborgen. Diese letzte besteht nicht allein im Lande Viktoria, sondern auch in einem beträchtlichen Archipel und in einer Küstenausdehnung von beinah 50 deutschen Meilen. Man lernt dadurch eine ziemlich beträchtliche Strecke von der äussersten nördlichen Gegend Amerikas kennen.

Das Hauptergebniß aber der Reise Simpsons besteht darin, daß es jetzt auffer allen Zweifel gestellt worden, wie ein offenes Meer unter diesem Himmelsstrich vorhanden ist und man immer mehr der Hoffnung Raum geben darf, endlich auch auf dieser Seite eine wo nicht regelmäßige doch zeitweise Schifffahrt einführen zu können.

Digitized by Google

2. Streifereien durch Tübet.

Nach einem etwa fünfjährigen Aufenthalt in Indien, Kaschmir ꝛc. ist der englische Reisende T. Vigne in sein Vaterland zurückgekehrt. Nach der „Bombay Gazette“ war er so glücklich, in Klein-Tübet und bis nach Iskardoh vorzudringen, wohin in neuester Zeit kein Europäer vor ihm gekommen ist. Auch soll er die Alexander-Altäre auf einer den Sutletsch (bekanntlich ein Nebenfluß des Indus) überragenden Anhöhe besucht und eine an Landschaftszeichnungen und Porträts von den vornehmsten Männern jener Gegenden, wie Rundschit Singh, Dost Mohammed Khan, dem Schah von Klein-Tübet, ꝛc., sehr reiche Mappe und zugleich ein schönes Panorama von dem Thal Kaschmir und der Stadt Kabul mitgebracht haben.

3. Nachforschungen auf dem weissen Nil.

Die Entdeckungsexpedition auf dem weissen Fluß ist, nachdem sie schon einmal mißglückt war, zum zweitenmal, den 10. November, abgereist. Bei ihr befindet sich nur ein Europäer, der Franzose Thibaut, von dem aber wenig zu erwarten steht, indem er eigentlich nur dasselbe Geschäft betreibt wie der Franzose Vaissière, welcher der renommirteste Sklavenhändler im ganzen Aegypten ist, und dieses Geschäft, ungeachtet der Reklamationen des englischen Generalkonsuls, nach wie vor fort betreibt. Die Schilluken, so wie viele den weissen Fluß genau kennende Araber, versichern, daß es mit den großen Barken der Expedition unmöglich sei, bis zu dessen Quelle vorzudringen, nicht nur der vielen feindlichen Völkerschaften wegen, die an den Ufern desselben wohnen, sondern auch weil sich der Fluß oberhalb des Landes der Schilluken in drei Arme theile, die nach der Ueberschwemmung so seicht sind, daß man sie durchwaten kann.

4. Gegenwärtiger Anblick von Algier.

Der Eremit von Gaubing (Freiherr von Hallberg) spricht sich folgendermaßen über Algier aus:

„Die Ueberfahrt von Toulon nach Algier war nicht die beste; man braucht gewöhnlich zwei bis drei Tage; wir wurden acht Tage herumgeworfen, von hoher See, Donner, Blitz, Hagel und Regen begleitet. Am ersten Tage

Digitized by Google

mußten wir nach Toulon zurückeilen und am dritten Tage mußten wir im Hafen von Mahon auf den balearischen Inseln Schutz suchen. Das ganze Vorgebirge, welches uns umgab, ist wundervoll schön; kleine Forts, Kasernen, Hospitäler, Landhäuser und wundernette Dörfchen zieren, so weit der Horizont reicht, diese unfruchtbaren Steinmassen, welche aber in ihren großartigen Verkettungen ein Bild der spanischen Grandezza zeigen; mehre kleine Inselchen geben der Ansicht neuen Reiz und verherrlichen das ganze, unendlich schöne Gemälde.

„Mahon gehört zu den Orten, die man nur mit Schmerz verläßt; alles ist so schön, daß unsre Schiffsgesellschaft ausrief: Mahon gleicht den deutschen Landstädtchen! Und so war es. Gerade schöne Straßen mit hübschen Häusern; die Reinlichkeit überstieg alles, was sich denken läßt, dabei waren alle Fenster voll der schönsten Mädchen, die uns mit der lieblichsten Freundlichkeit begrüßten. Die schönen spanischen Augen waren mir fremd geworden, ihr elektrisches Feuer belebte mein Alter und ich sprach mehr spanisch mit ihnen, als ich je zu wissen geglaubt hatte. Unser Hotel war das reinlichste, welches ich je gefunden; zwei liebenswürdige Töchter machten die Bedienung, sie sprachen mehre Sprachen und ihre Augen eine Sprache der Engel, die nur die Spanierin versteht. Wir vergaßen die Beschwerden der stürmischen Wellen, welche uns das Glück verschafft, unter Mahomets Himmel bei den schönen Huris den Nektar zu schlürfen. Hier sind die besten Austern der bekannten Welt. Wir durchliefen die schönen Straßen, besahen die Kirchen der weiland Klöster und einige Ruinen der Geistlichkeit mit ihren vier Schuh langen, aufgeschlagenen Hüten, welche eine lächerliche Karikaturbedeckung ihres Hauptes und der Weisheit sind, woran die Welt keinen Gefallen mehr hat. Die Reinlichkeit in dieser schönen Stadt geht so weit, daß eine arme Frau mich um ein Almosen bat, um die Stiege in ihrem Hause zu weissen.

„Die Ueberfahrt nach Algier kostet hundert und fünf Franken (49 fl. rhein.). Die französischen Schiffe sind in der Reinlichkeit weit hinter den englischen zurück, doch ist die Besetzung Algiers eine gute Schule für die französische Marine, und sie selbst sagen, daß ihre Marine sich dadurch sehr verbessert hat.

„So wie man in Algier ankommt, reißen sich eine Menge halbnackter Menschen, um das Gepäck zu tragen; da dieses einigen Wortstreit unter ihnen verursachte, so wurde von allen Seiten, auch von den unbetheiligten Europäern, auf das unbarmherzigste auf sie zugeschlagen. Sie schienen es lange gewohnt zu sein, denn keiner sagte auch nur ein Wort und sie thaten, als wenn sie den Stock gar nicht fühlten.

„Ueber dem Thore und an der Mauer stehen arabische Inschriften, welche ich nicht lesen konnte. Aus den maurischen Häusern werden neue französische

Digitized by Google

Häuser gedrechselt mit schuhlangen Inschriften, wie in Frankreich Hôtel, Tailleur, Café und dergleichen. Nachdem ich mich im Hotel du Nord restaurirt hatte, lief ich in der Stadt umher, um dem ersten Gefühle der Neugierde zu opfern. Ein gutes Drittheil der Stadt ligt in Schutt: Häuser und Straßen sind zerstört, das schöne unnachahmliche Alterthum ligt in Ruinen umher, um neuen französischen Häusern Platz zu machen, wie man sie in jedem Landstädtchen findet; die schöne Aussicht nach dem Meere wird verbaut, um eine Straße zu bilden, welche an beiden Seiten Häuser haben müsse. Eigentlich baut man nur Façaden, indem man das Innere der maurischen Häuser beibehält. Ein wüster Platz, der schöner werden kann, zeigt, wie thätig man im Zerstören war und wie langsam das Aufbauen geht.

„Hier spaziert die ganze Bevölkerung in tausend Nuancen umher, die unbeschreiblichsten Karikaturen vom Orangutang bis zum schönsten Kopf eines Raphaels. Die armen Beduinen ligen umher in den seltensten Gruppen, die keine Feder beschreiben kann; sie ruhen aus, wie die Esel sich hinlegen, wenn sie die Last des Tages getragen; laufen sie einem sich höher dünkenden Europäer in den Weg, so schlägt er mit seinem Stock auf diese armen Thiere, welche noch kein Französisch sprechen. Schöne Mädchen habe ich keine unter dem Volke gesehen; es soll aber unter den Mauren himmlische Wesen geben, welche die Eltern eingeschlossen halten wegen unserer Aufklärung und der bekannten Zivilisation und aus alter Sitte, worauf sie hartnäckig bestehen, obschon der türkische Kaiser ihnen das Beispiel der Weiber-Freiheit gegeben; einige nette Judenmädchen sah ich in den schmutzigen Straßen und eine Menge schöner Spanierinnen und Italienerinnen, welche aus Spekulation hierher gekommen sind.

„Es gibt in Algier einen Jubaplatz, eine Straße Syphar, Massinissa, Jugurtha, Kleopatra, Dido und eine Doriastraße; so ehren sie das Andenken ihrer alten Helden und auch ihr Feind Doria erhielt ein Straßenmonument. Wir sind so nachgiebig nicht und haben nichts für Attila und Konsorten, als einige Porzellan-Pfeifenköpfe in München, mit dem Bilde Napoleons; sonst haben wir nichts von ihm, als eine Visitenkarte en personne.“

5. Morgenländische Annehmlichkeiten.

Ueber seine Reise durch Armenien nach Persien äussert sich der Graf von Sercey, Gesandter der französischen Regierung in dem letzten Lande, folgendermaßen:

Digitized by Google

„Unsere Nachtlager hielten wir in unterirdischen Ställen, die von Ungeziefer wimmelten. Man wird im wörtlichen Sinn beinahe von ihnen gefressen, und kaum gelingt es mir, unter drei Nächten einmal zu schlafen. Das Elend der Bewohner dieses unglücklichen Landes läßt sich nicht beschreiben, und dabei sind wir noch genöthigt, sie jeden Abend fast mit Gewalt aus ihren elenden Wohnungen zu vertreiben. Seit langer Zeit entbehren wir des Brodes und leben nur von Reis, von Lammfleisch und schwindsüchtigen Hühnern. Trotz allen Entbehrungen erhält sich unser Muth so ziemlich, und wir lachen oft über unser Elend, was fast unsere einzige Beschäftigung ist. Uebrigens befinden wir uns alle ziemlich wohl, und nur einige hatten leichte Unpäßlichkeiten in Folge der Ermüdung und Kälte (der Thermometer steht seit zwanzig Tagen zwischen 15 bis 20 Graden unter dem Gefrierpunkt.)

„Die Bedienten ertragen die Reise weniger gut, und der Zustand mehrer von ihnen erweckt einige Besorgnisse. Dank dem Himmel aber, die Gesandtschaft hat zu ihrem Arzt einen Mann, der um einer solchen Kleinigkeit willen nicht den Muth verliert; er sah in Kairo im J. 1834 sechszigtausend Menschen an der Pest sterben, und öffnete in der Schule von Abu-Zabel eine Menge Pestleichen. So eben tritt er in unsere Schlafstätte mit bluttriefenden Beinen. Er hätte fast das Schicksal der Jezabel gehabt, und wäre ohne die Hilfe eines alten Türken von den zahllosen Schwärmen häßlicher Hunde, welche die Straßen aller türkischen Städte anfüllen, zerrissen worden.

„Der einzige angenehme Moment unserer Reise war unser Aufenthalt in Erzerum. Wir wurden dort von Hafis Pascha mit allen möglichen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Hafis, der die türkische Armee während der unglücklichen Schlacht bei Nisib kommandirte, gilt für persönlich tapfer, ist liebenswürdig, geistreich, gebildet und würde in jedem Land für einen ausgezeichneten Mann gehalten werden. Er wird von der Bevölkerung seines Paschaliks angebetet und steht im Rufe, der freigebigste Mann zu sein, den man finden kann. Die Mitglieder der Gesandtschaft, denen er reiche Geschenke machte, hatten alle mögliche Mühe, seiner Freigebigkeit Gränzen zu setzen, und darüber wurde Hafis beinahe böse. Er schenkte dem Grafen Serrey unter Anderm das schöne Pferd, das in der Schlacht bei Nisib ritt, den Begleitern des Gesandten gab er gleichfalls Pferde, Säbel, goldene Dosen ꝛc. Hafis Pascha trug nicht die mindeste Scheu, sich mit uns über die Schlacht bei Nisib zu unterhalten und gestand seine Fehler freimüthig ein. Seine Armee, sagte er, sei fast ganz aus Kindern und Rekruten bestanden, und die Offiziere hätten zuerst das Beispiel der Unordnung und Feigheit gegeben.

„Ehe wir abreisten, schickte der Pascha einige Hundert Leute voraus, um uns einen Weg durch den Schnee zu bahnen. Einige türkische Oberoffiziere begleiteten die Gesandtschaft bis an die Gränze von Persien. Man

Digitized by Google

darf die Ausgaben Hafis Paschas bei dieser Gelegenheit auf 25,000 Franken schätzen — eine ungeheure Summe in einem Land, wo das Geld so selten ist."

6. Meteorologische, geologische und klimaterische Bemerkungen über Aegypten.

Unter den vielseitigen wissenschaftlichen Beobachtungen, welche der Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, auf seiner neuesten Reise durch die Nilländer gemacht, heben wir die nachstehenden heraus:

„Eine merkwürdige Erscheinung in Aegypten ist der beinahe immer gleiche Stand des Barometers, selbst bei heftigen Winden; der höchste Barometerstand vom 4. November bis 1. Januar war 28″4, 10‴, der niedrigste 27″11, 4‴. Vom 4. November bis 5. Dezember (Alexandrien und Kairo 28″4, 8‴ und 28″1, 9‴) bis Assuan 28″4, 3‴ höchster, und 27″11, 4‴ niedrigster Stand. Da nun Assuan 350′ höher als Kairo liegen mag, so wäre der Barometerstand immer als sehr hoch zu erachten.

„Von nun an gedenke ich auch die von Arago vorgeschlagenen Beobachtungen über die Intensität der Sonnenstrahlen und die Temperatur der Erde in einer gewissen Tiefe anzustellen. Daß die Sonnenstrahlen einen großen Einfluß in Aegypten haben, ist ausgemacht, denn wenn vor Sonnenaufgang das Thermometer (im Schatten) 6° + zeigte, so zeigte es 10 Minuten nach Sonnenaufgang schon 12 bis 14° + R.; wenn das Thermometer im Schatten 17° + zeigte, hob es sich in 4 bis 5 Minuten in den Strahlen der Sonne auf 29 und 30° +. Die Temperatur des Nilwassers ist Tag und Nacht beinahe gleich; im November und Dezember von Assuan bis Kairo von 13 bis 20° +, im Mittel 18,6° +. Die Mirage beobachtete ich in Alexandrien und bei Abukir, sonst nicht.

„Ein Kalkgebirg, welches das Nilthal bildet, und von Kairo ununterbrochen in zwei parallel laufenden Ketten westlich und östlich den Strom begränzt, das fruchtbare, bewässerungsfähige Land einschließend, erstreckt sich bis Edfou, wo es unter dem 25° nördlicher Breite in harten Sandstein übergeht, welcher in soliden Massen erscheint, so daß aus ihm, namentlich in den Brüchen von Hadschar Silsilis (24° 37′ nördlicher Breite) jene kolossalen Blöcke gehauen wurden, aus denen die herrlichen Tempel Tentyras, Karnacks, Thebens, Luxors, Edfous und Koum Ombos, nebst den bewunderungswürdigen Kolossen des Memnons, namentlich jene weltberühmte, 60 Fuß hohe tönende Statue geformt wurden.

„Das vorbenannte, an Versteinerungen reiche, in die östliche und west-

Digitized by Google

liche Wüſte mit Seitenzweigen auslaufende, durch 6 Breitengrade nach Süden ſtreichende Kalkgebirge wird durch die Bezeichnung: das arabiſche und das libyſche, unterſchieden. Etwas ſüdlich von Kairo gaben dieſe Felsmaſſen das Material zum Aufbau jener rieſenhaften Pyramiden von Ghizeh, Sakarah und Daſchur, welche die Welt ſchon durch ſo viele Jahrhunderte hindurch mit Recht in Erſtaunen ſetzen. Wie alle Gebirgsarten Aegyptens, vom härteſten Granit bis zum lockern Kalkſtein, widerſtehen ſie dem Einfluß der zerſtörenden Zeit, geſchützt durch eine ewig heitere und trockene Atmoſphäre. Die arabiſche Gebirgskette wird Gebel Mokatam genannt, bildet die merkwürdigſten Formen: zackige Felskuppen, abgeriſſene Blöcke, ſchroffe Abgründe und lange Wandungen, die ſich ſteil in den Strom ſenken, oder wiederum allmählich und ſanft abdachen. Es zerfallen beide Gebirgsreihen in eine Menge einzelner oder zuſammenhängender Gruppen, welche beſondere Namen führen, und deren Lage ich in meinem Tagebuche mit möglichſter Treue aufgezeichnet und beſchrieben habe.

„Vor Aſſuan (Es-ſuan) 24° 7′ nördlicher Breite erhebt ſich eines jener berühmten Granitgebirge, deſſen Geſtein nach dem alten Syene ſeinen Namen erhielt und, mit ſeinen Urgebirgsmaſſen nach Süd und Südweſten fortſtreichend und den Lauf des Nils oft hemmend, die Kataraktе bildet, welche dieſen Strom durch 4 bis 5 Breitengrade mehr oder weniger für die Schifffahrt unſicher machen. Die erſten Kataraktе, welche keinen ſo bedeutenden Fall haben, können Barken mit einigem Kraftaufwand bei mittlerem Waſſerſtande wohl überwinden; die Fälle oder Stromſchnellen von Wadi Halfa ſind aber ſchon ſchwieriger.

„Zwiſchen Aſſuan (24° 5′ 23″ nördlicher Breite) und Alexandria (31° 12′) findet kein bemerkbarer Unterſchied der klimatiſchen Beſchaffenheit ſtatt, denn die Produkte von Aſſuan gedeihen in der Nähe der Nilmündungen gleich gut, und das Erſcheinen der Doum (Crucifera thebaica) und des Krokodils geben keinen Beweis für ein milderes Klima, denn letzteres lebte ſonſt häufig in Unter-Aegypten, und erſtere fand von Schubert in der arabiſch-peträiſchen Halbinſel des ſinaitiſchen Gebirges, viel nördlicher, als wo ſie jetzt, am Fuße des Dſchebel-Abufoddéh unter 27° 25″ nördlicher Breite (bei Scheich-Atieh) zuerſt in Aegypten erſcheint. Hier war übrigens von jeher die Gränze dieſer merkwürdigen Fächerpalme.

„Man kann annehmen, daß ſowohl in Aſſuan als in Kairo ein ganz gleicher Mittelſtand des Thermometers das ganze Jahr hindurch beobachtet werde. In Kairo (30° 4′ oder Thurm der Janitſcharen 30° 2′ 4″ nördlicher Breite) iſt die Vegetation ganz die der Tropen, und alle in Schubra und Roda eingeführten Pflanzen von Oſt- und Weſtindien gedeihen vollkommen, obgleich das Thermometer ſchon bis auf 2° + R. fiel. Aſſuan wird

Digitized by Google

nicht 350′ höher als Kairo liegen, wo die Spitzen des Mokatan sich 350 bis 450 Fuß über das Bett des Nils bei Kairo erheben, und im Gegentheil ist es auf diesen Spitzen Nachts nicht so kalt, als im Nilthal selbst. In Assuan nun fällt, wie zu Kairo, das Thermometer bis 1½° und 2° + R., besonders bei Südostwind, welches merkwürdigerweise der kälteste Wind Ostafrikas ist, und selbst in der nubischen Wüste die nämlichen Erscheinungen verursacht. Ich habe nun die Monate November und Dezember zwischen Alexandria und Assuan zugebracht und folgende Erscheinungen am Thermometer beobachtet, welche mit den jährlichen Beobachtungen aller Beobachter oder Reisenden übereinstimmen. Höchster Stand 26° + im Schatten den 13. und 25. Dezember bei Deir-Adra und Esnéh; niedrigster 5° + an mehreren Morgen zu Benisuef, Miméh, Metagarráh.

„Dieß gäbe den Beweis, daß die Entfernung nach Norden keinen Einfluß gewähren kann, denn beim Nordwind hebt sich die nächtliche Temperatur oft um 4 bis 5° gegen die der Nächte, wo der Südost weht. Für die Monate März, April, September und Oktober nimmt man als den höchsten Wärmegrad 28° + R., den niedrigsten 7 bis 8° + an, die mittlere Temperatur ist daher 18° +. Für die Monate Mai bis August höchster Stand 32° + (bei Chamsin), niedrigster 12° + bei Ostwind mittlerer Stand 22° + R.; höchster Stand des ganzen Jahres 32° +, niedrigster 3° +, als Mittelzahlen von zehn Jahren; mittlerer Stand daher durch das ganze Jahr 15° + R. Dies gilt nun durch ganz Aegypten vom Wendekreis bis zum 31° nördlicher Breite nach den Ergebnissen zehnjähriger Beobachtungen.“

7. Mittel und Zweck der britischen Handels-Expedition auf dem Niger.

Der Plan, den Lord John Russell angekündigt hat, eine Expedition von Dampfbooten den Niger hinauf zu schicken, um Handels-Komptore zu bilden, in der Hoffnung, dem Sklavenhandel durch Zivilisation der Neger, und durch Befriedigung ihrer Bedürfnisse auf dem Wege des Handels mit Produkten ihrer Arbeit, die Wurzel abzuschneiden, ist eigentlich die Idee von F. Burton, dem bekannten Abolitionisten. Nachdem er im letzten Jahr in seinem Werk über den Sklavenhandel zu Jedermanns Genügen bewiesen hatte, daß alle bisherigen Maßregeln zur Unterdrückung desselben zu nichts geführt hatten, als ihn zerstörender und grausamer zu machen, kündigte er am Schluß desselben an, daß er ein Mittel ausgesonnen habe, das ihm ein Ende machen könne. Er ließ seinen Plan unter dem Titel „the remedy“

Digitized by Google

drucken. Das Buch wurde nicht verkauft, sondern nur an seine Freunde vertheilt, doch war sein Plan allgemein bekannt geworden.

Es ist ganz derselbe, den jetzt Lord J. Russell durch das Gouvernement ausführen oder wenigstens vorbereiten lassen will. Denn da der Plan nicht in Stiftung von Kolonien, noch in Uebernehmung von Souveränetät irgend einer Art und irgend eines Landstrichs besteht, so muß seine Ausführung Gesellschaften überlassen bleiben. Burton hat daher auch die Bildung einer Handelsgesellschaft und die einer Ackerbaugesellschaft vorgeschlagen, und die Regierung kann nichts thun, als Verträge mit afrikanischen Fürsten abschließen, wodurch sie die Sicherheit des Handels und die Abschaffung der Sklaverei in den Gebieten dieser Chefs stipulirte.

Die Schwierigkeiten der Sache springen bei dem ersten Blick in die Augen. Afrika ist durch Sklavenhandel demoralisirt, und es gehört gerade die Zivilisation, welche man erst hervorbringen will, schon dazu, um den halbwilden Stämmen begreiflich zu machen, daß es ihnen leichter und vortheilhafter wäre, sich europäische Waaren durch Arbeit als durch Sklavenraub zu verschaffen. Dazu kommt die Ungesundheit des Klimas für Europäer — und doch müßte der Handel durch europäische Agenten getrieben werden — die unermeßliche Ausdehnung von Afrika, das eine Anzahl von Komptore erforderte, welche der Handel in dem gegenwärtigen Kulturzustande des Landes gar nicht beschäftigen könnte. Dennoch ist es eine schöne und humane Idee, welche der englischen Regierung große Ehre macht, und wenn sie auch ihren Zweck nicht in der Ausdehnung, in der er gefaßt worden ist, erreicht, so ist doch wahrscheinlich, daß sie theilweise und in Verbindung mit andern Maßregeln viel Gutes leisten kann.

Es ist nämlich keineswegs hinreichend, zu versuchen, die Zufuhr von Sklaven an die Küste zu erschweren, da dies nur ihren Preis erhöhen und daher den Sklavenhändlern im Innern einen neuen Impuls geben würde, denn der Preis der Sklaven in Kuba, Texas und Brasilien ist so hoch, daß er eine beträchtliche Erhöhung des Ankaufspreises an der afrikanischen Küste zuläßt; daher die gegenwärtige unerhörte Ausdehnung dieses Handels, trotz der häufigen Confiscationen durch englische Kriegsschiffe. Frankreich hat zwar das gegenseitige Visitationsrecht zugestanden, allein da seit 1830 die französische Flagge nicht mehr zum Sklavenhandel dient, so ist dies von geringer Wichtigkeit, während man in den Unterhandlungen mit Nordamerika, Brasilien, Portugal und Spanien wenig Fortschritte gemacht hat. Die nicht unbilligen, aber sehr gewaltsamen Maßregeln, welche man gegen Portugal genommen hat, sind auf dem Punkt, zu einem gänzlichen Bruch mit diesem Staat zu führen. Kurz, die ganze Sache in jeder Richtung und Beziehung ist voll Schwierigkeiten.

Digitized by Google

Der beſte Plan, den man bis jetzt zur Abſchaffung des Sklavenhandels und ſogar der Sklaverei in Amerika gemacht hat, iſt der der britiſchen Aſſociation für Oſtindien, durch Beförderung der ähnlichen Produkte in Indien die Kultur von Zucker, Kaffe und Baumwolle durch Sklaven zu ruiniren; denn es ligt am Tage, daß, wenn die Produkte der freien Kultur in Indien wohlfeiler auf die europäiſchen Märkte geliefert würden, als ſie der Sklavenbeſitzer produciren kann, das ganze Syſtem fallen muß, und dieſes Ereigniß iſt keineswegs unmöglich. Dazu gehört freilich die völlige Abſchaffung aller noch übrigen Reſtrictionen auf den indiſchen Handel, aber dieſe iſt trotz der Einwendungen des Finanzminiſters ſehr nahe.

Die Petition der Kompagnie wird einer Kommittee der beiden Häuſer übergeben werden, und wenn auch die Miniſter bei der Finanzverlegenheit es dahin bringen, die Sache noch um ein Jahr hinauszuziehen, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß in der nächſten Seſſion die Herabſetzung des Zuckerzolls auf die Präſidentſchaften Bombay und Madras, die des Kaffezolls auf Myſore, die des Zolls auf Rum auf ganz Indien ausgedehnt werden wird. Die Quäker haben vollkommen eingeſehen, daß der Streit über Sklaverei von Indien aus entſchieden werden wird, und bei ihrer charakteriſtiſchen Beharrlichkeit werden ſie auch durchſetzen, daß der Staat und die Kompagnie wenigſtens das Ihrige dazu thun müſſen.

Die Maßregel der in Afrika zu errichtenden Komptore wird vielleicht etwas zu frühe genommen, aber es iſt doch der Mühe werth, ſie zu verſuchen, und beſonders darin zu beharren. Burton ſelbſt ſagt darüber: „Ich weiß wohl, daß es ein Fall iſt, wo wir unter Umſtänden handeln müſſen, die uns entmuthigen könnten, beſonders wegen unſerer großen Unwiſſenheit über den moraliſchen und phyſiſchen Zuſtand von Afrika. In jeder andern Angelegenheit wäre dieſe Unwiſſenheit ein Grund zu zögern, allein der Zuſtand von Afrika erlaubt keinen Aufſchub. Ich bin nicht ſanguiniſch genug zu hoffen, daß wir durch Eine Anſtrengung das vor uns liegende Problem löſen können, und die Befreiung von Afrika wird unſere Geduld und Beharrlichkeit auf eine ungewöhnliche Probe ſtellen. Wir müſſen uns auf große und fortdauernde Ausgaben, auf beharrliche Arbeit und oft getäuſchte Hoffnungen gefaßt machen.

Es iſt eine in der Geſchichte ſeltene Erſcheinung zu ſehen, daß ein Staat mit ſo großen Opfern einen uneigennützigen Zweck unter den verſchiedenſten Schickſalen zu verfolgen fortfährt, wie England die Abſchaffung der Sklaverei in der Welt. Die Kolonie der befreiten Neger in Sierra Leone hat England nahe an 20 Millionen Pfund Sterling gekoſtet, die Loskaufung ſeiner eigenen Sklaven eben ſo viel, und hat ſeinen Handel mit Weſtindien vermindert und ſeine Exiſtenz in Gefahr geſetzt. Was die Folgen der neuen

Digitized by Google

Unternehmung ſein werden, und welche Opfer ſie erfordern wird, iſt gar nicht vorauszuſehen, aber man kann nicht anders, als ſich darüber freuen und ihr alles Gedeihen wünſchen.

Erfindungen, Entdeckungen, naturmerkwürdige Ereigniſſe und wiſſenſchaftliche Beobachtungen.

25. Hippo-Sandalen oder Pferdsſchuhe.

Man lieſet in dem Blatte „die nordiſche Biene“, vom 26. Auguſt 1340:

„Wir halten es für eine Pflicht, die Aufmerkſamkeit unſrer Leſer auf eine wichtige Erfindung zu lenken, zu deren Einführung in Rußland kürzlich ein Privilegium ertheilt wurde, und die bereits in volle Wirkſamkeit getreten iſt. Dies iſt das Beſchlagen der Pferde ohne Nägel, Schrauben oder Haken, die ſogenannten Hippo-Sandalen. Dieſe neue Beſchlagmethode erhält die Geſundheit der Pferde. Die Methode iſt wohlfeil, dauerhaft und zeichnet ſich durch Leichtigkeit der Hufeiſen aus. Pferdehufe, die durch früheres Beſchlagen verdorben waren, ſtellen ſich durch die Hippo-Sandalen in kürzeſter Zeit wieder her, und ohne daß man deshalb den Gebrauch der Pferde in der Zwiſchenzeit ausſetzen müßte. Man hat Pferde in die Schmiede gebracht, die kaum die Füße ſchleppen und nicht auf die gewöhnliche Weiſe beſchlagen werden konnten. Nach einer kleinen, an ihnen vorgenommenen Operation, und nachdem man ſie mit den neuen Hufeiſen verſehen, kehrten ſie geſund und arbeitsfähig zu ihren Herren zurück.“

26. Anſteckende Kraft der Kinderblattern.

Wie anſteckend die Blattern ſind, ergibt ſich aus folgendem: Ein Mann, Robert Atkinſon, wohnhaft zu Lancaſter in Pennſylvanien, bekam im verfloſſenen Dezember die Blattern. Während ſeiner Geneſung ſchrieb er an ſeinen Bruder, der in Wellsville, im Staat Ohio wohnte, einen Brief auf glattem Papiere und ſchloß denſelben mit einer Oblate. Jener las denſelben

Digitized by Google

(er war drei Wochen unterwegs gewesen) und steckte ihn in seine Westentasche. Etwa vier Wochen später bekam er die Blattern und starb, obwohl in Wellsville seit zwei Jahren kein Pockenkranker gewesen.

27. Eisenverzierungen in Kirchen.

Auf dem Platze Belle-Chasse in Paris soll eine Kirche in gothischem Styl erbaut werden, die man in drei Jahren und mit einer Summe von 3 Millionen Fr. (1,400,000 fl. rh.) herstellen will. Das Gerippe des Gebäudes soll von Stein sein, alle Verzierungen aber will man von Gußeisen machen lassen.

28. Heilung der Hundswuth durch Weinessig.

Zu Udine wurde einem durch einen Hundsbiß toll gewordenen Manne durch Mißverständniß statt eines andern Trankes eine starke Portion Weinessig eingegeben und derselbe dadurch geheilt. Graf Leoniffa, Arzt in Padua, stellte darauf bei einem andern Kranken einen ähnlichen Versuch an und gab ihm Morgens, Mittags und Abends einen Schoppen Weinessig; der Kranke wurde vollkommen geheilt.

29. Das neue griechische Feuer.

Der „Haro" von Caen enthält folgende Notiz über Dampfbrander (vapeurs brûlots), die in England verfertigt werden:

„Diese Dampfbrander, denen man nur eine zweifelnde Aufmerksamkeit schenkte, existiren wirklich. Der Erfinder ist ein Franzose, der vor drei Jahren ein kleines Haus zu Ivry bei Paris bewohnte. Es ward damals eine Untersuchungs-Kommission für diese Erfindung ernannt. Man stellte Versuche zu Vincennes an. Der Erfinder konnte es nicht durchsetzen, daß man ihm seine Erfindung abkaufte. Diese in der That furchtbare Maschine gleicht einer Feuerspritze. Man füllt sie und sie entleert sich von selbst durch ein beständiges Ausspritzen; sie spritzt aber Feuer aus, das unter dem Wasser brennt. Der Mann hat nun, wie es scheint, seine Erfindung nach England gebracht."

Digitized by Google

30. Ebereſchenbaum auf einem Rehkopfe.

Jeder kennt das Mährchen Münchhauſens, wonach zwiſchen den Geweihen eines Hirſches ein Kirſchbaum erwachſen ſein ſoll. Dem luſtigen Erzähler iſt wohl nicht in den Sinn gekommen, daß die Ehre ſeines Mährchens dereinſt noch durch ein Naturſpiel gerettet werden könne. Im Juli 1840 wurde auf dem Straußberge, einer bei Sondershauſen belegenen ſchwarzburg-rudolſtädtiſchen Domäne, ein Rehbock geſchoſſen, zwiſchen deſſen Gehörn ein auf der Stirnhaut eingewurzelter grünender Zweig der Ebereſche herausgewachſen war. Da der Bock erſt in der Abenddämmerung eingebracht und bei Licht aufgebrochen werden konnte, ſo iſt leider bei dem Schleifen des Thieres durch den dicken Buſch, oder bei dem Transport, der Zweig abgebrochen worden, ehe man die Merkwürdigkeit an ihm gewahr wurde. Noch ſteht aber der Stumpf davon mit einem beblätterten Seitenzweige zwiſchen dem Gehörn des abgeſägten Schädels. Das Holz ſcheint mehr als einjährig, die Wurzel geht durch die Haare und ſitzt in der Haut feſt. Der Bock war dabei keineswegs verkümmert, ſondern ſehr ſtark. Jeder den Straußberg paſſirende Reiſende kann ſich von der Sache überzeugen, wenn er den dortigen Amtsrath Krüger in Anſpruch nehmen will.

31. Verwahrungsmittel gegen das Ertrinken.

Man hat in England eine neue Erfindung gemacht, um das Ertrinken zu verhüten. Sie beſteht in nichts als einem Hute, der den gewöhnlichen Hüten gleicht. Man bedient ſich ſeiner wie eines Rettungsbootes und kann ihn ſo weit ausdehnen, um zwei oder drei Perſonen damit zu retten. Er iſt ſehr leicht und nicht theuer. Die Erfolge dieſer Erfindung ſollen auſſerordentlich ſein, und die Verſuche, die man damit unter der Leitung des Hrn. Williams anſtellt, ziehen jedesmal eine große Menge Zuſchauer herbei. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Hut in der Handelsmarine ſowohl als in der Kriegsmarine eingeführt werden wird.

32. Feuerlöſchung durch Dampf.

Die Verſuche, den Brand auf Dampfſchiffen durch Dampf zu löſchen ſind vollkommen gelungen. Man braucht dazu nur lange Schläuche

Digitized by Google

mit dem Kessel in Verbindung zu bringen, und den Dampf dorthin zu leiten, wo das Feuer ausbricht. Bekannt ist, daß die Spritzenleute immer das Wasser auf den niedrigsten Theil des Feuers schütten, um Dampf zu erzeugen.

33. Heizung durch Gas.

Holz, Kohlen und dergleichen brennbare Stoffe sind zum Heizen gar nicht mehr nöthig; der florentinische Professor Aldini und das englische „Mechanic's Magazine" haben es herausgebracht. Letzteres sagt: London könnte jährlich eine Million Pfund Sterling (12 Millionen fl.) sparen, wenn die Leute an der Themse klug wären! Man solle die Eisenbahnen, welche nach den Kohlenbezirken führen, nützlicher machen, als seither geschehen ist, und zwar folgendermaßen:

„Man soll dicht bei den Kohlenwerken selbst Gas bereiten und vermittelst des Drucks der Gasometer durch Röhren nach London leiten, wo man es zum Heizen und Beleuchten anwenden muß. Dann würden tausend Kubikfuß, die jetzt auf neun Schilling zu stehen kommen, nur neun Pence (27 kr.) kosten. Man hätte dann keine Gasfabriken bei der Stadt selbst mehr nöthig, der berüchtigte londoner Qualm nähme ein Ende, die Themse würde reinlicher und für die Schifffahrt, wegen der fehlenden Kohlenschiffe, weniger gefährlich sein. Statt der Heerde in den Zimmern könnte man geschmackvolle Vasen anbringen, aus denen zwanzig bis dreißig Flammen, eine Blume oder irgend eine Devise bildend, hervorstrahlten — kurz das Gas muß so wohlfeil wie Wasser werden."

34. Schleppseil-Eisenbahnen.

Ausser der neuen Cleggschen Luft-Eisenbahn, die wir in Deutschland bald auch haben werden, fährt man in England auf den Eisenbahnen mittelst Schleppseilen an zwei Winden, die an den beiden Enden der Bahn angebracht sind.

35. Eine Branntewein- und Kochsalz-Panazee.

Ein neues Universalmittel gegen Krankheiten will ein Herr William Lee zu Leeds in England entdeckt haben. Wehe den Wasserkuren,

Digitized by Google

wenn es ſich bewähren ſollte! Er heilt Kopf-, Zahn- und Ohrenweh, Augenentzündungen, Kolik, Seitenſtechen, Zittern, Brennen, Geſchwüre, Froſtbeulen, Grind und ſogar Auszehrung. Und wie einfach das Rezept; es wird alle Aerzte überflüſſig machen, alle Apotheker, homöopathiſche und allopathiſche vollkommen ruiniren.

„Nimm eine Flaſche, fülle ſie zu zwei Drittheilen mit gutem Kornbranntewein, thue ſo viel Kochſalz hinzu, daß ſie voll wird, ſtöpſele ſie zu, ſchüttle und rüttle beides zehn Minuten durcheinander und gebrauche es, je nach den Umſtänden innerlich und äuſſerlich.“

36. Praktiſche Verwendung des Luftdrucks.

Die Möglichkeit, den Waſſerdampf für die Lokomotiven auf den Eiſenbahnen durch Luft zu erſetzen, iſt jetzt auſſer allem Zweifel geſtellt. Nach anderthalbjährigen praktiven Verſuchen über die Bewegkraft der Luft ſind die Herren Andraud und Teſſier du Motay dahin gelangt, einen Wagen zu bauen, der durch die bloße Kraft dieſes Fluidums bewegt wird. Nichts iſt ſehenswerther, als dieſe leichte Lokomotive, die ſelbſt ihre Reiſenden trägt; ohne Lärm, ohne Rauch, ohne Gefahr bewegt ſie ſich mit Schnelligkeit auf ihrer Schiene fort. Hinſichtlich der Erſparniß meinen die Erfinder, daß ſie ungefähr 10 Prozent betragen wird, wenn man ſich feſter Dampfmaſchinen bedient, um die Luft bei verſchiedenen Stationen zuſammenzudrücken; und 80 Prozent, wenn, um dieſe Arbeit zu bewirken, man das Flußrad und die poliſche Türbine benutzt, neue Maſchinen, die beſtimmt ſind, die Kraft des Waſſers und der Winde zu ſammeln.

37. Merkwürdige Raupen-Wanderung.

Den 17. Juni 1840 zeigte ſich in Poßad Krlukow (Vorſtadt von Krementſchug in Rußland) plötzlich eine ſo ungeheure Menge Raupen, daß alle Straßen, Höfe und Gärten davon angefüllt waren. Hierauf zog die ganze Maſſe nach der Brücke über den Dnieper in die Stadt Krementſchug, und zwar in ſo ungeheurer Zahl, daß die Behörde die Brücke abbrechen ließ. Wie indeß die Raupen auf ihrem Wege das Hinderniß bemerkten, ballten ſie ſich in Knäule zuſammen, fielen ins Waſſer, ſchwammen bis an den Theil der Brücke am entgegengeſetzten Ufer, kletterten hinan und ſetzten ihren Weg in der angenommenen Richtung nach Nordweſt fort. Am 18. Juni

Digitized by Google

füllten diese Raupen mehre Straßen in Krementschug. Die Zäune und Dächer vieler Häuser waren von ihnen bedeckt.

Sonderbar war dabei der Umstand, daß diese Raupen auf ihrem Zuge durch die Straßen, in dichten Massen gedrängt, sich in zwei Schaaren sonderten. In der einen derselben waren die größten, in der andern die kleinen, und wenn die Schaaren unterbrochen wurden und ein Zwischenraum entstand, so hielten die vorderen an und warteten, bis die nachfolgenden ausruhen und sich mit ihnen vereinigen konnten. Das Volk drängte sich auf den Straßen, um das ungewohnte Schauspiel zu sehen. Den 19. Juni erschien der Raupenzug bei dem Dorfe Sredipolje, 3½ Meilen von Krementschug, in solcher Masse, daß alle Versuche zur Vertilgung fruchtlos blieben. Ein anderer Zug hatte sich nach der Stadt Gradisk, vier Meilen von Krementschug, gewendet, und am 20. Juni erschienen sie auch an andern Orten oberhalb des Dnieper, so daß der Uebergang über den Fluß auf mehren Punkten geschah. Die Raupen thaten dem Korn keinen Schaden, fraßen dagegen in den Küchengärten die Gemüse, das Gras und besonders schnell die Nesseln. Sie hatten die Größe der gewöhnlichen Kohlraupe und graugelbliche Farbe.

38. Heilung der Taubheit und Blindheit durch Gas.

Seit einigen Wochen befindet sich in Paris Dr. Turnbull, ein schottischer Arzt, von dem vor einiger Zeit londoner Blätter versicherten, daß er nicht nur gewöhnliche Taubheit, sondern auch angebornes Taubstummsein, den Fall ausgenommen, wo eine Mißbildung des Ohres stattfinde, heilen könne, und nicht minder völlige Blindheit; und zwar durch eine Flüssigkeit (ein Gas), die einmal, nur in den hartnäckigsten Fällen mehrmals, in das Ohr oder Auge gegossen wird. Was an der Sache ist, oder sein kann, hat das ärztliche Publikum zu beurtheilen; gewiß ist, daß im letzten Sommer die Wohnung des Doktors am Russel-Square von hülfesuchenden armen Leuten wimmelte, die er unentgeltlich behandelte (von Bemittelten verlangte er 50 bis 100 Guineen für die Kur); aber eben so gewiß ist, daß die londoner Aerzte das Ganze als Marktschreierei betrachten.

39. Billardtafeln von Schiefer.

In Paris hat man jetzt Billardtafeln aus einer großen Schieferplatte, die viel besser sein sollen als die bisherigen.

Digitized by Google

40. Eine Musik-Schreibmaschine.

Ein Musiklehrer in St. Petersburg hat ein Instrument erfunden, welchem er den Namen Tonograph gibt und vermittelst dessen die auf einem Flügel, an welchem es angebracht ist, gespielte Musik sofort niedergeschrieben wird, so daß die Noten hernach mit der größten Genauigkeit kopirt werden können.

41. Ein erprobtes Mittel gegen die Motten.

Mehre Naturalienhändler in Straßburg kannten seit etwa 30 Jahren ein Geheimmittel, Pelz und Federn vor den Motten zu schützen. Es ist pulverisirter Eisenvitriol. Man wendet dieses Mittel an, indem man das Pulver zwischen die Haare und Federn auf den Grund der Haut streut. Der Eisenvitriol, wie man ihn bei Materialisten das Pfund zu 6—8 kr. kauft, muß jedoch etwas getrocknet werden, damit er leichter zu pulverisiren ist. Es wird sich der Mühe verlohnen, dieses Mittel auch bei Tüchern, bei Roßhaaren in Kanapees, in Stühlen, wollenen Waaren ꝛc. zu versuchen.

42. Aegyptische Denkmale in Mexiko.

In Amerika sind wieder bedeutende Entdeckungen von Alterthümern gemacht worden. Wir bezeichnen die vornehmsten Funde, theilen die Urtheile einiger amerikanischen Journale mit und fügen ein paar Bemerkungen bei. Bei Quirangua in Zentralamerika haben Catherwood und Stephens zahlreiche alte Bildwerke entdeckt: Statuen von 9 bis 26 Fuß Höhe, einen 23 Fuß hohen Obelisken, mit Hieroglyphen bedeckt, und oben mit einer ausgehauenen menschlichen Figur, einen 12 Fuß hohen Obelisken, zwei sehr zierlich gehauene Altäre, 5 Denkmale nahe beisammen, zwischen denen in der Mitte ein großer runder, mit Inschriften und Hieroglyphen bedeckter Stein ligt. Ein New-Yorker Blatt, der „Evening star", bemerkt hiezu: „Man darf sich in Folge der Forschungen in Zentralamerika, in Peru und Mexiko auf neue, sehr wichtige Entdeckungen gefaßt machen. Wir sind längst überzeugt, daß die neue Welt von den Nachkommen des Pelasgus bewohnt war, daß diese Bildwerke, wie die Obelisken und Tempel von Palenque, die Wasserleitungen und Landstraßen in jenen Ländern Werke desselben Volks sind, das Tyrus, Babylon, die Pyramiden und Karthago erbaut hat, der

Digitized by Google

Phönizier, die, nachdem ſie bis in die Bretagne und die weſtlichen Inſeln vorgedrungen, vor bald 4000 Jahren im mexikaniſchen Meerbuſen landeten, von wo ſie ſich im neuen Kontinent bis zum ſtillen Ozean und Kap Horn verbreiteten." — Ein Kingſtoner Blatt dagegen läßt die Ahnen Montezumas von den Küſten von China oder Hindoſtan, oder von den großen indiſchen Inſeln her einwandern und ihre Kultur durch die „aſiatiſchen Tartaren" zerſtören, welche über die Behringsſtraße und die Rocky-Mountains hergekommen. Der Umſtand, daß die bei Durango in Mexiko entdeckten Mumien Halsbänder aus Seemuſcheln haben, die bei Zacatecas am ſtillen Meer vorkommen, ſoll ſehr für den Umſtand ſprechen, daß die Einwanderung von China oder Indien her erfolgt ſei. Die Antiquare in der neuen Welt ſcheinen ſo raſch und keck zu ſein als die Spekulanten.

Kleine Kronik neuer geſellſchaftlicher Ereigniſſe.

28. Ein Lieblingsſchauſpiel der Pariſer.

„Der Leichnam der ermordeten Adele Delay," ſagt die Tribunalzeitung in ihrem Blatte vom 2. Oktober 1840, „iſt immer noch in der Morgue, nackt, verſtümmelt, mit Wunden und Narben überdeckt, den Blicken einer dergleichen Schauſpiele mit einem unerklärlichen Vergnügen verſchlingenden Menge ausgeſetzt. Nichts Scheußlicheres, als das Anſehen dieſes mit Blut und Schmutz beſudelten, vielfach befleckten Körpers (de ce cadavre zébré de sang et de boue), deſſen Kopf mehr als zur Hälfte vom Rumpf getrennt iſt und auf dem ſich ſtruppiges, mit ſchwarzem geronnenem Blut untermiſchtes Haar, furchtbar empor ſträubt.

„Man begreift nicht, warum man nun ſchon ſeit länger als acht Tagen ein ſo gräßliches und empörendes Schauſpiel einer aus Kindern, jungen Mädchen und Frauen zuſammengeſetzten Menge bietet, die ſich mit Vergnügen daran zu weiden und eben dadurch eben nicht die beſten Eindrücke in ſich aufzunehmen ſcheint. Von welchem Nutzen kann es der Gerechtigkeit ſein, daß gerade ſolche Individuen ſich herbeidrängen, um an einen ſolchen Anblick ſich zu gewöhnen und nicht allein alles Schicklichkeitsgefühl, ſondern auch alle Scham zu verlieren?

Digitized by Google

„Die Ermordete iſt im erſten Augenblicke auf die unzweideutigſte Weiſe erkannt worden. Glaubt man denn, daß der oder diejenigen, welche der Unglücklichen das Leben genommen und ſie auf eine ſo gräßliche Weiſe entſtellt haben, ſich noch in der Morgue einfinden werden, um dort unwillkührlich ſich zu verrathen und ſelbſt den Händen der Gerechtigkeit ſich zu überliefern? Kennt man keine anderen Mittel, ihrer habhaft zu werden, ſo ſollte man lieber ganz auf jede weitere Unterſuchung verzichten, und die Sache auf ſich beruhen laſſen.“

Wir entheben uns jeden weiteren Kommentars dieſer Stelle, die verſtändlich genug iſt, um in ihrem vollen Gehalte von jedermann begriffen zu werden.

29. Lächerliches Ergebniß eines Empfehlungsbriefes.

Der bekannte Schriftſteller Karl Nodier, Vorſteher der Bibliothek auf dem Arſenal in Paris und Mitglied der franzöſiſchen Akademie, ſandte einem jungen Manne, der ſich um ſeine Fürſprache bei der Direktion eines pariſer Theaters beworben, und der ſpäter wegen einer von ihm begangenen Betrügerei vor Gericht erſchien, nachſtehendes Antwortſchreiben zu, welches öffentlich vorgeleſen wurde und ein nicht geringes Gelächter erregte:

„Sie müſſen mehr als oberflächlich im Hirn geſtempelt ſein, mein lieber C., um von mir eine Empfehlung zu Ihrem Beſten bei Perſonen zu verlangen, die ich nicht kenne und denen ich wahrſcheinlich eben ſo wenig bekannt bin. Dergleichen Verwendungen ſind nicht allein ſtets lächerlich, ſondern ſogar im höchſten Grade zudringlich. Einen Beweis, wie wenig man ſolche Empfehlungsbriefe beachtet, die man ſehr oft gar nicht ordentlich zu leſen ſich die Mühe gibt, haben Sie dadurch, daß, als man mich letzthin gezwungen, für jemand eine Stelle als Statiſt bei der Oper ſchriftlich zu verlangen, mein Brief, deſſen Inhalt doch ziemlich klar und verſtändlich war, in der Art beantwortet wurde, daß man mich benachrichtigte, „der Karl Nodier könne als Statiſt nicht angeſtellt werden, weil keine ſolche Stelle bei der Oper mehr offen ſei.“ Ich habe dieſe Antwort noch in Händen, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Inhalt dieſer mir gewordenen Abfertigung in dem Regiſter der Oper-Verwaltung gedrängt eingetragen worden, woraus ſich denn ergibt, „daß ich in meinen alten Tagen mich noch um die Ehre beworben, als ſtummer Mitſpieler neben den Nymfen und Liebesgöttern der großen Oper zu figuriren.“

Digitized by Google

30. Industrie-Ritter-Industrie.

Das Geschlecht der Industrie-Ritter ist im Aussterben; seine so treu und so komisch von Lésage skizzirten Muster sind längst verschwunden, und nur von Zeit zu Zeit tritt noch irgend ein mit lebendiger Einbildungskraft begabter Abenteurer, matte Kopie eines Kasanova, auf, um die gläubige Welt, die sich gern noch hintergehen lassen will, zu betrügen. Nicht etwa daß das Verlangen auf Kosten anderer zu schwelgen weniger lockend in unsern Tagen sei, als früher, man würde unserer Sittlichkeit zu viel Ehre erweisen, wenn man annehmen wollte, daß sie eine so günstige Veränderung hervorgebracht.

Sind im Schoose der höheren Gesellschaft oder selbst im Mittelstande die großartigen Aufschneider und Betrüger, wie Cagliostro und Konsorten seltener geworden, so muß man das allein der größeren Strenge der Strafgesetze in ihrer Beziehung zuschreiben. Unter dem Damoklesschwert, welches sie ob den Häuptern solcher Individuen schweben lassen, ist es für sie in der Gemüthlichkeit theilnehmender Menschen nicht mehr gut Hütten bauen, weil es immer einen kleinen Artikel gibt, der sich auf die eine oder die andere Weise auf ihr Begehen anwendbar machen läßt und sie der Gefahr aussetzt, während einiger Jahre ihre Wohnung im Gefängniß, wo nicht gar im Zuchthause nehmen zu müssen.

Die Blütezeit der gesellschaftlichen Cartouches ist also vorüber, ihr goldnes, ja selbst ihr silbernes Zeitalter ist durch ein eisernes ersetzt worden. Man belacht ihre Genieſtreiche, welche sie auf Kosten anderer in Ausführung gebracht, nicht mehr, findet darin gar nichts „poetisches“, sondern bestraft sie auf die prosaischste Weise von der Welt, durch den gezwungenen, lange dauernden Genuß wässeriger Krautsuppe, verbunden mit langweiligem Wollezupfen oder irgend einer andern eben so sinnigen Beschäftigung. Niemand kann also mit größerem Recht den Ausruf eines namhaften Volksvertreters in der französischen Deputirten-Kammer: „die Gesetzlichkeit bringt uns um“, auf sich anwendbar machen, als die in Rede stehenden Saalfreibeuter.

Diebstähle und Räubereien gehen nichtsdestoweniger ihren ungestörten Gang fort, nur in einer andern Richtung. Wir wollen nicht von denen reden, die auf den Landstraßen oder im Innern der Städte im Volksgewühl und durch Einbruch oder andere ähnliche Mittel verübt werden. Dergleichen kleine Spitzbuben werden dem Sprichwort gemäß, wenn auch nicht in Wirklichkeit, gehängt, während man die großen, die Finanz-Schinderhannes, die Börsen-Marat, die Metalliques-Schubri nicht etwa laufen läßt, sondern vielmehr Titel, Würden und Orden an sie hängt, um aller Welt ihr goldnes Schächerthum recht augenscheinlich zu machen.

Digitized by Google

Ein reicher italienischer Diplomat, der Fürst von *** landete vor einiger Zeit zu Toulon, begleitet von einem Kammerdiener und einem Lakaien, dessen alleinige Aufgabe darin bestand, das sehr beträchtliche, in vielen Stücken bestehende Gepäck seines Herrn zu bewachen. Bevor der Reisende sich nach Marseille begab, wo er einige Tage zu verweilen und sodann erst nach Belgien zur Einnehmung seines Postens weiter zu gehen gedachte, beschloß er das Arsenal, den Hafen, den Bagno und die duftenden hyerischen Inseln zu besuchen. Er zog zu solchem Zweck einige Erkundigungen ein, bei dem Wirth des Gasthofes, wo er abgestiegen war.

Ein sehr reich und zierlich gekleideter junger Mann, der in demselben Hause wohnte und in dessen Gegenwart die Fragen aufgeworfen wurden, erbot sich mit dem feinsten Anstand und auf die verbindlichste Weise, dem vornehmen Gaste alle diese Merkwürdigkeiten zu zeigen, die er selbst schon mehrmals gesehen. Das Erbieten wurde angenommen, und schon am nächsten Morgen machte man sich auf den Weg. Der Fürst fand bei dieser Gelegenheit so viel Wohlgefallen an seinem Begleiter, daß er, als er in Erfahrung gebracht, wie dieser sich ebenfalls nach dem Hauptorte des Departements der Rhonemündungen begeben wolle, ihm weniger aus Erkenntlichkeit, als des Vergnügens wegen, welche seine Unterhaltung ihm gewährte, einen Platz in seiner Kutsche anbot.

Den dritten Tag Abends machte er sich auf den Weg und traf nach einigen Stunden in Marseille ein. Der Fürst hatte seinen Reisesack sich gegenüber gestellt, und ohne den geringsten Verdacht zu hegen, verlor er denselben nie aus den Augen, weil sich Sachen von Werth darin befanden. Demungeachtet überzeugte er sich bald nachher, daß ihm daraus ein Necessaire entwendet worden, worin sich ausser dem eigenen Werthe desselben noch für 25,000 Franken (11,666 fl. 40 kr.) Banknoten und auf Paris lautende Kreditbriefe befanden.

Der Fürst war gewiß, daß er selbst dies Necessaire in den Reisesack gethan, um so unbegreiflicher war es ihm, wie es verschwunden sein konnte; daß aber, falls es entwendet worden, niemand als sein Begleiter es genommen habe, darüber blieb ihm kein Zweifel. Wie aber des Diebes habhaft werden, das war eine Aufgabe, deren er auf keinen Fall sich unterziehen konnte. Er begnügte sich deshalb nach seiner Ankunft in Paris, die Polizei von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen, und ging sodann nach Brüssel.

Nach Verlauf einiger Monate kehrte er nach Paris zurück, wo er nebst mehren andern Gegenständen ein Necessaire wie das verlorene, das ihm gewissermaßen unentbehrlich war, zu kaufen beabsichtigte. Zu solchem Zweck trat er eines Tages in den Silberladen des Fabrikanten Fenoux, in der Boulistraße, wo er auf seine Anfrage die Antwort erhielt, daß sich zufällig

Digitized by Google

ein sehr schönes Necessaire vorräthig finde, welches seit einigen Tagen von einem sehr anständigen Manne abgegeben worden, mit dem Auftrage, es zu verkaufen.

Kaum hatte der Diplomat einen Blick darauf geworfen, als er darin sogleich das ihm abhanden gekommene erkannte. Er erklärte dem Fabrikanten, daß es ihm gehöre, und erzählte ihm, auf welche Weise er es verloren. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß man das geheime Fach, worin die Banknoten und Kreditbriefe verborgen gewesen, erbrochen und diese daraus verschwunden waren. Indeß war es nicht leicht, des Diebes habhaft zu werden. Die Person, welche das Necessaire dem Fabrikanten anvertraut, war über jeden Verdacht erhaben. Sie hatte es von einem Freunde erhalten, dieser es von einem Kaufmann bekommen, der Kaufmann es auf einer öffentlichen Versteigerung erstanden und der, welcher die letzte angestellt, hatte es von einem Kunsthändler gekauft. Man hielt sich also an diesen, der glücklicherweise in seinem Buche fand, daß er es von einem gewissen Fontaine an sich gebracht, der auf ziemlich großem Fuß lebte, über dessen eigentliche Erwerbsquellen jedoch mehr als ein Zweifel obwaltete.

Fontaine wurde verhaftet, zeigte sich anfänglich höchst entrüstet über die gegen ihn ausgesprochene Beschuldigung, leugnete hartnäckig, den Fürsten je gekannt und mit ihm in irgend einer Beziehung gestanden zu haben, wurde jedoch von allen Zeugen in dieser Sache erkannt und sah sich endlich genöthigt, nach einer Menge schlauer Ausflüchte kleinmüthig zu gestehen, daß er ein Spitzbube, wenn schon ein solcher vom allerbesten Ton sei, wonach das Zuchtpolizeigericht, in Erwägung ꝛc. ꝛc. ihn zu 200 Franken ((93 fl. 20 kr.) Strafe und anderthalbjähriger Einsperrung verurtheilte.

Ob der Bestohlene sein Necessaire, oder wenigstens seine Wechsel und Banknoten zurück erhalten, ist uns unbekannt. Gewöhnlich ist eine solche Zurückerstattung, das Wesentlichste, um dessentwillen man klagt, gerade das, um was die französischen Gerichte sich am wenigsten bekümmern. Für sie gibt es keine andere Aufgabe, als den Verklagten wo möglich von seiner Schuld zu überführen, und ist dieselbe erwiesen, ihn nach den Worten der Artikel so und so viel des Strafgesetzbuches zu bestrafen. Für alles Uebrige Gott befohlen.

31. Wie Vaterlandsliebe und Pfandhaus sich wohl mit einander vertragen.

Es herrscht in der pariser Nationalgarde ein eigenthümlicher Komment, der in mehr als einem Stücke das französische Spießbürgerthum konstituirt

Digitized by Google

und deshalb vielleicht nicht unbeachtet zu bleiben verdient. Wenn beſagter Nationalgardiſt ſeine blaue Uniform, mit den langen bis auf die Waden hinabreichenden Schößen angezogen, und ſeine ungeheuren rothen Epauletten, mit der ſilbernen Raupe als Rundſchnur, darauf befeſtigt, wenn er ſeinen Schako mit einer mehr oder weniger verwegenen Neigung auf das rechte oder linke Ohr gedrückt, Patrontaſche und Säbel umgehängt und den ihm vom Staate gelieferten Kommis-Prügel, Munitionswaffe genannt, zur Hand genommen hat, ohne daran zu denken, ſeine gewöhnlichen Beinkleider und Stiefel mit andern zu vertauſchen, hält er ſich für einen Tapfern von der großen Armee zur Zeit des kleinen Kaporals.

Aber wie ſehr der Nationalgardiſt von dieſem Schrot und Korn auch von ſeinem Werthe durchdrungen iſt, will ihm dennoch die militäriſche Mannszucht nicht recht in den Kopf, und das Quaſi-Kriegsgeſetz (obgleich es in allen ſeinen Artikeln nach Schokolade, Seife und Bratwurſt riecht), welches man aufgeſtellt, um ſeine Inſubordination wenigſtens einigermaßen im Zaum zu halten, iſt ihm ein Greuel.

Daher geſchieht es ſo häufig, daß die guten Pariſer, welche zur Wacht, zur Parade oder zu einer Revue kommandirt werden, nicht erſcheinen und ſich lieber zu vierundzwanzigſtündiger Einſperrung verurtheilen laſſen, als daß ſie etwas thäten, was, wie ſie ſagen, mit ihrer augenblicklichen „politiſchen Meinung“ ſich nicht verträgt. Denn der ächte Pariſer iſt ſelten acht Tage hinter einander konſequent derſelben Meinung. Zu eindrucksfähig, gehorcht er mit Leichtigkeit allen äuſſeren Einflüſſen, und jedes Ereigniß, ja ſogar jeder Zeitungsartikel, ändert ſeine Anſichten von heut auf morgen, und zwar nicht ſelten von Grund aus.

Es geſchieht aber auch oft, daß er, um einer augenblicklichen Verlegenheit ſich zu entnehmen, in die er ſich ſelbſt geſtürzt, weil er, gleich einem Kinde, kein Vergnügen ſich zu verſagen weiß, ſeine Uniform auf dem Pfandhauſe verſetzt, oder wie er in ſeiner Kunſtſprache zu ſagen pflegt, „an den Nagel hängt.“

Eines ſolchen Vergehens wegen erſchien ein Namens-Verwandter des in neueſter Zeit wieder ſo kläglich bekannt gewordenen Mitarbeiters am Charivari und National, Bergeron, vor dem Disziplinar-Ausſchuß der 6. Legion. Auf des Präſidenten Frage, warum er ſein Gewehr verlaſſen, entgegnete er, nach Ausſtoßung eines ſchweren Seufzers:

„Herr Oberſt, Sie wiſſen oder Sie wiſſen nicht, wie ſchlecht die Zeiten ſind. Wenn Sie es wiſſen, ſo werden Sie auch wiſſen, mit welchen Schwierigkeiten der Bürgersmann zu kämpfen hat, um ſich und die Seinigen ehrlich durchzubringen. Wiſſen Sie es nicht, dann entſchuldigen Sie, ich habe nichts weiter zu ſagen. Sie werden nicht begreifen, daß, wenn man ein

Digitized by Google

Sechsliardstück (2 kr.) wechselt, es nicht lange dauert, daß man keine Münze mehr hat."

Präsident. Was hat das zu thun mit dem Ihnen zum Vorwurf gemachten Begehen.

Bergeron. O viel, unendlich viel hat es damit zu thun. Denn wie schon ein alter griechischer oder ebräischer Gelehrter sagt: Alles unter dem Monde ist durch eine unsichtbare Kette verbunden." Die Umstände, welche augenscheinlich am meisten sich widersprechen, die Begebenheiten, deren Korrespondenz unmöglich scheint, alles, was auf Erden lebt und webt, hängt durch einen unsichtbaren Faden an einander. Sollten Sie meinen, daß mein Vater an einer Magen-Entzündung gestorben ist, weil man dem kleinen König von Rom nicht an einem Mittwoch zu trinken gegeben (parce qu'on avait pas donné à téter au petit roi de Rome un mercredi). Ich will, mit Ihrer Erlaubniß, Ihnen das umständlich erzählen. . . .

Präsident. Nein, nein, sprechen Sie nur von Ihrem Gewehr.

Bergeron. Also wie gesagt, wenn Sie es wissen, so wissen Sie es: Noth kennt kein Gebot. Ja, Herr Präsident, wie Sie mich da vor sich sehen, 5 Fuß 4 Zoll pariser Maß, oder um nicht gegen das neue Gesetz mich zu vergehen ein Metre 732½ Millimetre, ich habe eilf Monate meines Lebens hindurch keine andere Nahrung als Saubohnen gehabt, nicht zu gedenken, daß ich während dem ganzen Winter von 1832, wo der Thermometer von Réaumür bis auf 15° unter Null oder auf 16,227 Centigrade stand, Stiefel getragen, deren Sohlen ebenso feinblätterig waren, wie die Butterkuchen am Sankt Martinsthor. Sie hätten das sehen sollen, Herr Oberst, die Augen würden Ihnen dabei übergegangen sein. Das erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen durchaus erzählen muß. . . .

Präsident. Kommen Sie zur Sache und ersparen Sie uns alle diese Abschweifungen. Warum kommen Sie, wenn Sie ein Wachtbillet erhalten, immer in Uniform, wenn doch darauf steht im Ueberrock und im Ueberrock, wenn doch darauf steht in Uniform.

Bergeron. Sie unterbrechen mich immer beim zweiten Wort und lassen mich gar nicht ausreden. Das ist's ja eben, was ich die Ehre haben will, Ihnen zu sagen. Also wie gesagt, Sie wissen oder Sie wissen nicht daß ich nicht zu den Reichen gehöre. Aber Sie können es mir auf mein Ehrenwort glauben, daß ich es (mit einem schweren Seufzer) vorziehen würde, reich zu sein, wenn es von mir abhinge. Da ich es jedoch nicht bin, sehe ich mich genöthigt, die Zeit zu nehmen wie sie ist. Wenn man aber auch arm ist, Herr Präsident, so ist man nichts desto weniger stolz, und ich vorzüglich, Herr Präsident, ich schmeichele mir, recht viel Ehrgefühl und Eigenliebe zu haben, und wie Sie mich da sehen, Herr Präsident, fordere ich

Digitized by Google

ganz Paris heraus, sich zu rühmen, mir jemals einen Sou, oder was es auch sei, geborgt zu haben, ausgenommen hier und da eine Pfanne, oder ein paar Gläser, die meine Frau vom Nachbar im fünften Stock unter uns geholt, wenn wir Besuch gehabt. Denn auch unsereins hat Besuche, obschon man nicht im dritten Stock wohnt und drei Treppen höher steigen muß, wenn man sich unter guten Bekannten mit einem Glas Wein erfrischen will. Ja, Herr Präsident, ich habe Freunde, viele Freunde, Freunde die Hülle und Fülle.... in Kalkutta. (Man lacht.)

Präsident. Herr Bergeron, ich bitte Sie ebenfalls als Freund, beim Text zu bleiben und nur von der Nationalgarde zu sprechen.

Berg. Sie erzeigen mir viel Ehre, Herr Präsident, ich werde nicht ermangeln, mich Ihrer Freundschaft würdig zu bezeigen. Aber unterbrechen Sie mich nicht immer, sonst werden wir vor morgen nicht fertig, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. Sie wissen also oder Sie wissen nicht, daß alle meine Mittel sich in mir selbst konzentriren, weshalb ich manchmal verdammt genirt bin. Was thue ich alsdann, um mich aus der Verlegenheit zu reißen. Vorausgesetzt, Sie haben keine Münze mehr, Herr Präsident, was thun Sie nun? Sie nehmen Ihre Nationalgardisten-Uniform oder Ihren Nationalgardisten-Ueberrock und tragen ihn zur Tante. Die Tante leiht Ihnen ein paar Thaler darauf und Sie sind wieder der glücklichste Mensch auf der Welt.

Präsident. Aber alsdann können Sie nicht Ihrer Pflicht Genüge leisten und auf die Wacht ziehen.

Berg. Verzeihen Sie, Herr Oberst, man versetzt nicht Uniform und Ueberrock zu gleicher Zeit; man behält immer die eine oder den andern, um nicht von seinem Feldwebel auf fahlem Pferde ertappt und gezwickt zu werden, nicht zu gedenken, daß man auch noch eine Birne für den Durst bewahren muß. Aber hören Sie jetzt, Herr Oberst, die Geschichte meiner unglaublichen Fatalität. Den 28. Oktober erhalte ich ein Wachtbillet; gut, vortrefflich. Ich ziehe meine Uniform an, weil mein Ueberrock gerade bei der Tante war. Ich eile auf den Posten, wie jeder rechtschaffene Bürger, jeder Franzos, der Ehre im Leibe hat, zu thun verpflichtet ist. Was seh ich da, Herr Präsident, denken Sie sich meinen Schreck, alles ist im Ueberrock und mein Unteroffizier, ohne auf meine Entschuldigung zu hören, empfängt mich, wie man einen Hund im Dominospiel empfangen würde. Was thut's. Ich konnte die Sache nicht ändern und verschluckte die Pille. Natürlich hatte ich ungefähr drei Wochen nach meiner Ablösung nichts eiligeres zu thun, als mich nach der Weißmäntelstraße zu begeben, um meinen Ueberrock zurückzunehmen und meine Uniform dagegen zu versetzen. Was geschieht nun aber? Kaum sind ein paar Tage vergangen, so erhalte ich aber-

Digitized by Google

mals ein Billet. Unter meinen vielen Geſchäften bemerke ich nicht was auf dem Zettel ſtand, ſondern kleidete mich ganz ruhig an, und ſagte unterwegs zu mir: Heute wird man gewiß mit mir zufrieden ſein, denn mein Ueberrock iſt einer von den beſten, gar nicht abgeſchabt und nur hier und da ein wenig befleckt. Ohne Zweifel kennen Sie meinen Ueberrock noch nicht, Herr Oberſt?

Präſident lächelnd. Nein, wahrlich, ich habe das Vergnügen nicht.

Berg. Nun, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß er mich 85 Franken (39 fl. 40 kr.) gekoſtet und daß man mir gewöhnlich 5 Franken (2 fl. 20 kr.) darauf borgt.

Präſident. Sie trafen alſo im Ueberrock ein?

Berg. Wie Sie zu ſagen belieben, Herr Präſident. Aber Loths Weib konnte nicht verſteinerter ſein, wie ich, als ich auf dem Verſammlungsplatze bemerkte, daß alle übrigen Nationalgardiſten in Uniform ſich eingefunden. Im erſten Augenblick glaubte ich, auf meine Ehre, daß ſie ſich verabredet, es mir zum Schabernack zu thun

Präſident. Ohne Zweifel ſtand auf ihrem Billet „in Uniform.“

Berg. Freilich, freilich. Jeder hielt mir das ſeinige unter die Naſe und deutete ſchadenfroh auf die Worte: Ich, wie geſagt, hatte meiner vielen Geſchäfte wegen, darauf nicht acht gegeben und rannte nun, wie ein armes, unſchuldiges Schaaf meinem Wolf von Feldwebel grade in den offenen Rachen. Sie können ſich nicht denken, Herr Oberſt, was er mir für verkehrte Ehrentitel anhing, meiner Unordnung und Unachtſamkeit wegen, wie er zu ſagen beliebte. In meinem ganzen Leben iſt noch kein Menſch auf ſolche Weiſe mit mir umgegangen und ich begreife jetzt nicht, wo ich die Geduld hergenommen, alles mit anzuhören. Um mich nicht zu erzürnen, hielt ich es für das beſte ihn ſchimpfen zu laſſen, ohne ein Wort zu erwiedern.

Präſident. Das heißt, Sie ſind fortgegangen.

Berg. Nicht gleich auf der Stelle, erſt am andern Morgen früh, um meine Uniform vor der Inſpektion wieder zu haben. Ich begebe mich alſo ſchon um 8 Uhr nach dem Pfandhaus; aber da ſtand ſchon einer hinter dem andern, und ich mußte 3 Stunden warten. Endlich bin ich doch ſo glücklich meine Uniform wieder zu bekommen. Ich zog ſie ſogleich an und rannte ſpornſtreichs nach dem Wachthauſe. Was nun geſchah iſt beinah unglaublich, doch nichts deſto weniger wahr. Wie auf einen Zauberſchlag waren alle Uniformen verſchwunden und ich ſah nichts als Ueberröcke vor mir. Ich glaubte, ich müſſe auf der Stelle des Todes ſein, ſo gewaltig war mein Schreck. Ueberdem hatte man mich noch zum Beſten und ſagte mir die alleranzüglichſten Dinge. Ich gerieth in eine unbeſchreibliche Wuth, die mir jedoch zu nichts half, als daß man mich noch mehr auslachte. Endlich erfuhr ich, daß während meiner Abweſenheit der ganze Poſten abgelöſet worden.

Digitized by Google

Präſident. Und was war aus ihrem Gewehr geworden?

Berg. Es war verſchwunden mit dem Poſten.

Präſident. War nicht vielleicht ein wenig übler Wille in Ihrem Verfahren.

Bergeron, den Athem zurückhaltend und eine Thräne hervorpreſſend. Uebler Wille? O Herr Präſident, wie können Sie ſo etwas ſagen? Man iſt arm, aber man iſt ein guter Bürger, ein Franzos. Man zieht auf die Wacht, man ſteht Schildwacht, gleichviel, wo, man patrouillirt durch alle Schlupfwinkel von Paris, man iſt bei allen Revüen anweſend und läßt ſich inſpiziren oder revidiren, gleich viel. Man iſt arm, ſage ich, aber man hat Ehre im Leibe. Das verhindert jedoch nicht, von Zeit zu Zeit ſeine Uniform oder ſeinen Ueberrock zu verſetzen, um ſo mehr, da es dem Vaterlande gleichgültig ſein kann, ob das eine oder das andere dieſer Kleidungsſtücke bei mir oder auf dem Pfandhauſe hängt. Will mein Vaterland das aber nicht, ſo ſichere es mir ein jährliches Einkommen von 10,000 Franken (4666 fl. 40 kr.) und ich verpflichte mich alsdann auf mein Ehrenwort, beide immer zu Hauſe zu behalten.

Das Disziplinar-Gericht erkannte, daß der Verklagte keines abſichtlichen Vergehens ſich ſchuldig gemacht und hieß ihn ruhig zu ſeinen Penaten heimkehren. Nach dieſem Ausſpruch verlangte Bergeron nochmals zu ſprechen. Der Präſident winkte ihm jedoch zu ſchweigen und ſich zu entfernen. Er konnte nichts mehr ſagen, als: „Man gebe mir ein jährliches Einkommen von 10,000 Franken, und man wird ſehen, ob ich Wort halte.“

32. Noch ein Muſter von einem pariſer Gamin.

Bernard iſt ein junger Menſch von 16½ Jahr, der ſeinem Anſehen nach kaum 12 Jahre alt zu ſein ſcheint. Sein Erſcheinen auf der Armenſünderbank erregt nicht geringes Erſtaunen. Er vergießt einen Strom von Thränen und ſcheint der Verzweifelung nahe. Man fragt ſich welch Verbrechen ein ſolches Kind habe begehen können, um den Aſſiſſen überantwortet zu werden. Durch die Anklageakte erfährt man jedoch bald, daß Bernard ſchon ſeit längerer Zeit den niedrigſten Neigungen gefröhnt, von Bewunderung immer nur für das Schlechte erfüllt geweſen und auf ſolche Weiſe, obgleich noch blutjung, ein eben ſo entſchiedener als gefährlicher Verbrecher geworden.

Er hatte damit begonnen, als Lehrling bei einem Uhrmacher eine Summe von 80 Franken 40 Zentimen (37 fl. 31 kr.), welche er von Seite ſeines

Digitized by Google

Herrn zu einem gewiſſen Vallée tragen ſollte, zu unterſchlagen, und dieſelbe, mit einigen Geſpielen ſeines Alters, in der möglichſt kürzeſten Zeit auf eine empörende Weiſe durchzubringen. Als ihm davon nichts mehr übrig blieb, legte er ſich aufs Stehlen, und da niemand gegen ihn ſeines kindlichen Anſehens wegen Verdacht ſchöpfte, gelang es ihm ſowohl Geld als Geldeswerth zu entwenden, wonach er den Ertrag ſeiner Diebereien ſchnell verpraßte.

Da er ſich nicht mehr bei ſeinem Lehrherrn eingefunden, ſchöpfte man bald Verdacht, unterrichtete ſich von dem wahren Zuſtand der Dinge und ſpähete ihm nach. Aber lange wollte es der Polizei nicht gelingen ſeiner ſich zu verſichern. Hatte er Geld, ſo hielt er eine gute Abendmahlzeit, begab ſich ſodann ins Schauſpiel, verkroch ſich gegen Ende der Vorſtellung unter eine Bank und brachte die Nacht in dem verlaſſenen Hauſe zu. Am nächſten Morgen fand er immer eine Gelegenheit, unbemerkt zu entſchlüpfen. War ſein Beutel leer, ſo ſtreifte er in der großen Stadt umher, ſchlief unter irgend einer Brücke, auf einem Baum oder an einem andern Orte, und war ſchlau genug den Streifwachen zu entgehen.

Ein ſolches unſtätes Leben führte er länger als ein Jahr, und es läßt ſich nicht genau nachweiſen, welcher Verbrechen er während dieſer Zeit ſich ſchuldig gemacht. Endlich eines Tages begab er ſich zu dem Schirrmeiſter Alexander, den er durch allerlei Vorſpiegelungen für ſich zu gewinnen wußte und der ihn bei ſich aufnahm. Einige Zeit nachher mußte dieſer mit dem Eilwagen abreiſen und empfahl ſeinen Schützling einer alten Magd. Schon am andern Morgen bemächtigte ſich Bernard des Kellerſchlüſſels, ſprengte einen Kaſten, entwendete drei Flaſchen Champagner, ſchlich ſich damit fort und kam am Abend betrunken nach Hauſe.

Um ihn zu verhindern ähnliche Streiche zu begehen, ſchloß ihn die Köchin ein, als ſie Tages darauf zu Markte ging. Aber der Knabe war kein Neuling mehr. Er benutzte die Abweſenheit der Alten, ſprengte eine Kommode, entwendete daraus hundert Franken in Gold, nebſt einigen andern Gegenſtänden von Werth, ſchraubte ſodann das Schloß ab, und machte ſich auf und davon.

Von jetzt an war er jeden Tag betrunken, ſchloß Kameradſchaft mit den gefährlichſten Menſchen, denen er bei ihren Diebereien behülflich war, und die ihm einen kleinen Theil des Ertrags derſelben zugeſtanden. Endlich, glücklicherweiſe vielleicht für ſein ganzes ferneres Daſein, wurde man ſeiner habhaft. Er befand ſich in Geſellſchaft einer Menge Knaben von ſeinem Alter, auf dem Boulevard, wo er aus dem Stroh, welches er geſammelt, ein Freudenfeuer zu machen ſich bemühete. Vergebens boten einige Polizeibeamten alles auf, ſein Vorhaben zu verhindern, er wollte einmal das Vergnügen haben, ein recht großes Feuer brennen zu ſehen und äußerte drohend, daß

Digitized by Google

wenn man ihn nicht machen laſſe, er ein Haus anzünden werde. Sein entſchloſſener Ton, wie überhaupt ſein ganzes Benehmen erregten Verdacht. Er wurde feſtgenommen und befragt wer er ſei. Nun berief er ſich auf ſeinen Wohlthäter, den Schirrmeiſter Alexander, und ſo kam man den von ihm verübten Schlechtigkeiten auf die Spur.

Unter der Anklage eines mit Einbruch, und in der Stellung als Dienſtbote, verübten Hausdiebſtahls, erſchien er vor den Geſchwornen. Dieſe, in der Vorausſetzung, daß er noch beſſerungsfähig ſei, beſeitigten in ihrer Erklärung nicht nur alle erſchwerenden Umſtände, ſondern machten auch noch zu ſeinen Gunſten mildernde Umſtände geltend, weshalb er nur zu einjähriger Einſperrung verurtheilt wurde.

33. Eine Kalypſo in neuem Styl.

In der Stadt Douai hat ſich letzthin ein Ereigniß zugetragen, das nicht geringes Aufſehen erregte. Der Fayence-Händler W. war ſchon mehrmals von einer 33jährigen Näherin, Namens A., auf öffentlicher Straße angehalten, beſchimpft und ſogar thätlich verletzt worden. Eines Tages unter andern hatte ſie ihm ein gewiſſes Geſchirr an den Kopf geworfen, deſſen Kolliſion leer ſchon an und für ſich ſehr unangenehm iſt, das aber voll noch weit empörender iſt. Endlich forderte ſie ihn ſogar zum Zweikampf heraus durch ein Schreiben, deſſen Inhalt wörtlich überſetzt, folgendermaßen lautet:

„Nur mit Blut kann die Beleidigung abgewaſchen werden, feiger Schurke, welche Du mir zugefügt. Dies Blatt, welches Du vor Dir ſiehſt, enthält ein Todesurtheil für Dich oder für mich. Ich wollte, es wäre mir möglich, ſchon morgen Deine ſchwarze Seele Dir zu entreißen. Aber ſei ruhig, Du wirſt nichts verlieren. Ich brauche noch vierzehn Tage, um meine Sachen in Ordnung zu bringen; benutze dieſe Zeit um Dich mit Gott zu verſöhnen, denn Du weißt wohl, wie ſchwer Du ihn beleidigt haſt. Ich lade Dich alſo ein, nach Verfluß dieſer Zeit zu mir in mein Zimmer zu kommen und ein paar geladene Piſtolen mitzubringen. Auch kannſt Du Zeugen mitbringen, wenn Du noch ſolche aufzutreiben vermagſt; ich werde ebenfalls die meinigen haben.“

Als der Brief unbeantwortet blieb, veröffentlichte die A. denſelben, und unterließ nichts, wodurch ſie hoffen konnte, den W. zu reitzen. Dieſer (der wahrſcheinlich nie gehört, auf welche Weiſe der bekannte Freiher von Kyau eine kampfluſtige Amazone, die ihn ebenfalls auf Piſtolen gefordert, durch einen Fuchsſchwanz, womit er ihr übers Geſicht ſtreifte, eine ſo große Furcht

Digitized by Google

einjagte, daß sie, ihren ganzen Heldenmuth vergessend, eiligst die Flucht ergriff) machte gegen sie eine Klage anhängig, erzielte dadurch jedoch weiter nichts, als daß sie zur Bezahlung der Prozeßkosten verurtheilt wurde.

Seitdem darf er sich an keinem Orte mehr sehen lassen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, vor aller Welt beschimpft zu werden. Das Sonderbarste in der Sache ist, daß diese so beharrliche Verfolgerin eines sonst geachteten Mannes keinen erheblichen Grund angeben kann, durch den ihr Begehen sich wenigstens einigermaßen rechtfertigen lassen dürfte. Es scheint einzig und allein, daß sie gewünscht, die Zuneigung des W. zu gewinnen, und daß, weil ihr dies Vorhaben nicht gelungen, sie das Vollmaß ihres blinden Hasses über ihn ausgeschüttet.

34. Eine interessante Hunde-Geschichte.

„Ich war seit einiger Zeit außer Dienst," erzählte ein hübsches junges Mädchen vor dem Zuchtpolizeigericht zu Paris, „als eine meiner Freundinnen mir rieth, die Petites affiches zu lesen. In der That fand ich darin, daß eine Dame ein junges, reinliches, treues und vor allem sittsames Kindermädchen verlange. Da ich nun, ohne mich zu rühmen, sagen kann, daß ich alle diese Eigenschaften in einem hohen Grade besitze, begab ich mich nach dem bezeichneten Hause. Gleich auf den ersten Blick wollte es mir jedoch nicht in den Kopf, daß die Dame, welche das Verlangen gestellt, noch kleine Kinder haben könne, doch beschwichtigte ich mich mit dem Gedanken, daß sie wahrscheinlich die Großmutter sei.

Die Verklagte, aufspringend. Unverschämtes Geschöpf.

Präsident. Schweigen Sie und beschimpfen Sie die Zeugin nicht.

Angeklagte, mit erzürntem Ton. Sie wollen also, daß ich mir die Beleidigungen dieses niedrigen Geschöpfs gefallen lasse?

Präs. Man beleidigt Sie nicht, das Gericht wird es nicht dulden. Ich kann Sie nur einladen sich ruhig zu verhalten. (Zur Klägerin.) Fahren Sie fort.

Klägerin. Madame betrachtete mich also von Kopf zu Fuß, nahm mich sehr scharf ins Verhör, examinirte mich über alles, was ich bisher gethan, wie um meine Verhältnisse, meine Familie, mein Alter und hundert andere Dinge. Dann mußte ich ihr die Hände zeigen, die sie befühlte, um sich zu überzeugen, ob sie weich seien; endlich betrachtete sie sogar meine Zähne und ließ sich von mir ins Gesicht hauchen, um sich zu überzeugen, daß ich nicht einen übelriechenden Athem habe. Während dieser ganzen pein-

Digitized by Google

lichen Prüfung, die über eine Stunde dauerte, wendete sie mich hin und her, befragte mich wiederholt über meine Gewohnheiten, meinen Geschmack, wollte wissen ob ich religiös sei und Morgens wie Abends bete. Sie schien auch noch eine große Wichtigkeit auf den Umstand zu legen, ob ich vakzinirt sei oder nicht, ob ich den Tanz liebe und musikalisch sei. Als ich alle diese Fragen, wie es schien, so ziemlich zu ihrer Zufriedenheit beantwortet, benachrichtigte sie mich, daß ich bei ihr einen Jahreslohn von 200 Franken (93 fl. 20 kr.) erhalten würde und daß, wenn ich damit zufrieden sei, ich gleich am andern Morgen bei ihr in Dienst treten könne. Auf meine Entgegnung, daß ich zu ihrer Verfügung stehe, befahl sie der Köchin, ihren Love, meinen künftigen Pflegebefohlenen, hereinzubringen. Ich glaubte, daß man mich zum besten habe, als ich bald nachher einen alten häßlichen knurrenden Mops bringen sah, der seine erste Liebkosung mir dadurch erwies, daß er nach meiner Hand schnappte.

Verklagte. Nein, das ist zu arg. Nicht einmal für die Verstorbenen hat diese Dirne Achtung, und selbst ihre Asche muß sie noch beleidigen.

Präsident. Schweigen Sie, Madame; Sie finden Beleidigungen wo gar keine sind.

Verklagte. Es scheint, daß ich nicht einmal reden darf und daß Mademoiselle dazu allein das Recht hat.

Präsident. Die Reihe wird auch an Sie kommen. (Zu der Klägerin.) Fahren Sie fort.

Klägerin. „Da ist Euer künftiger Zögling," sagte Madame zu mir. Ihr werdet fortan die größte Sorgfalt für ihn haben, ihn waschen, kämmen, füttern und mit ihm spaziren gehen, vorzüglich werdet Ihr Euch hüten, auf irgend eine Weise ihm böses Blut zu machen, denn er hat seine Eigenheiten und ich will durchaus nicht, daß man ihm darin zuwiderhandele. Ich empfehle Euch also die äußerste Sanftmuth und fordere Euch auf, allen seinen Neigungen, seinem kleinen Willen unbedingt Euch zu unterziehen." Wie sonderbar es mir nun auch scheinen mochte, daß Madame mich so lange und so scharf verhört, sogar gewissen Demüthigungen mich unterzogen hatte, um mir endlich keinen andern Auftrag zu geben, als ihren Hund zu besorgen, sagte ich doch zu mir, daß der Dienst eben nicht sehr beschwerlich sei und versprach deshalb, alles zu thun, was man von mir verlangte. Aber ich wußte nicht, welche Marter meiner harrte. Ich konnte es dem fatalen Mops nie recht thun. Er knurrte unaufhörlich und Madam zankte jedesmal mit mir, wenn er knurrte. Ich sollte die Verantwortlichkeit tragen, daß er nicht guter Laune sei, und täglich wurde mir von neuem eingeschärft, ihm ja in allem seinen Willen zu lassen. Eines Tages nun, als ich mit ihm spaziren ging, wollte Love, um, seiner übeln Gewohnheit gemäß, einen Knochen

Digitized by Google

aus einem Kehrichthaufen zu zerren, durchaus nicht von der Stelle. Je mehr ich ihn an mich lockte, um so hartnäckiger blieb er bei seinem Vorhaben. Ich mußte also nothgedrungen stehen bleiben. Auf einmal bog ein Wagen schnell um die Ecke und ehe ich es verhindern konnte, gerieth der Mops unter ein Rad, wodurch er auf der Stelle getödtet wurde. Zitternd und bebend trug ich ihn nach Hause, wohl ahnend, daß ich einen Sturm zu bestehen haben würde, hätte ich jedoch voraussehen können, was geschah, würde ich mich nicht der Gefahr ausgesetzt haben, von Madam um eines Hundes willen beinah ermordet zu werden. Denn wirklich überfiel sie mich, als ich kaum die ersten Worte gesprochen und den todten Mops ihr gezeigt, wie eine Furie. Sie ergriff eine Feuerzange und schlug mich damit mit solcher Wuth, daß mein Gesicht, Hals und Kopf mit schwarzen Flecken bedeckt und mein rechtes Auge mit Blut unterlaufen war. Ein wenig höher und sie hätte es mir ausgeschlagen.

Präsident zur Verklagten. Sie haben die Aussage der Zeugin gehört, was haben Sie dagegen vorzubringen.

Verklagte. Diese Person ist ein Ungeheuer. Ich hätte sie auf der Stelle umbringen sollen, wie sie meinen armen Love hat umbringen lassen. O hätten Sie ihn gesehen, meinen Mops, wie angenehm, wie heiter, wie geistreich er war . . .

Präsident, sie unterbrechend. Wir sind nicht hier, um eine Lobrede auf Ihren Hund zu hören, sondern was sie etwa zu Ihrer Rechtfertigung geltend zu machen haben.

Verklagte. Ach, wovon kann ich anders sprechen, als von meinem lieben Verstorbenen. Selbst jetzt noch, wenn Sie ihn sähen, wie er ausgestopft ist, Sie würden darauf schwören, sein geistvolles Auge lächele Ihnen zu und er wolle die Schnautze aufthun, um mit Ihnen zu sprechen.

In der Unmöglichkeit der Verklagten eine andere Antwort abzugewinnen, als unaufhörlich sich erneuernde Klagen und Seufzer über den Verlust ihres Hundes, wie Lobeserhebungen seiner guten Eigenschaften, verurtheilte sie das Gericht zu hundert Franken (46 fl. 40 kr.) Strafe und 50 Fr. Schmerzengeld gegen die Klägerin.

---

35. Alltagsleben der jungen Generation in Paris.

Den klarsten Begriff von der Leichtigkeit, womit die Jugend beiderlei Geschlechts in Frankreich, vorzüglich in Paris, das Leben zu nehmen und zu genießen sich gewöhnt, zeigt sich in einer kleinen pikanten Szene, die letzthin

Digitized by Google

nicht etwa in Hymens Tempel, ſondern durch den allgemeinen Löſeſchlüſſel (der bindende iſt ganz aus der Mode gekommen), der Korrektionelle zu dem Ende gediehen, welche durchgehend dergleichen Ereigniſſe zu haben pflegen.

Ein blondhaariger Jüngling von etwa 21 Jahren, mit dem ſchönſten glattgekämmten Soupiedbart, und dem gefallſüchtigſt gedrehten Schnurbart, wie man beide nur in Frankreichs Hauptſtadt ſehen kann, nimmt, lächelnd das Publikum, die Richter und die Klägerin lorgnettirend, auf der Verklagtenbank Platz. Unmittelbar nach dieſem mit einer gewiſſen vornehm ſein ſollenden Nachläſſigkeit in Ausführung gebrachten Manöver, hüpft mit zwei oder drei Sätzen eine junge hübſche Griſette, braun wie eine Andaluſierin und gekleidet, wie eine Dame vom höchſten Stande, herein. In ihrer kleinen in einen friſchen blaßgelben Handſchuh gepreßten Rechten, bewegt ſie eine prächtige Börſe und ein reichgeſticktes Batiſttuch, während ſie mit der Linken ſich an das eiſerne Geländer anklammert, ihre von Unwillen erfüllten Gazellenaugen abwechſelnd auf das Gericht und auf den Beklagten wirft, und mit einem Schwur, wie man gewöhnlich ihn nur auf dem Fiſchmarkt zu hören pflegt, auf den jungen Mann deutend ruft:

„Ja, ja, gib dir nur das Anſehen, als wäreſt du eine heilige Nitouche, du wirſt die Herren damit doch nicht hinters Licht führen. Non d'un petit bon homme, ſollte man glauben, daß ein Wilder, wie du, im Stande iſt, Hand ans andere Geſchlecht zu legen?

Präſident. Wenden Sie ſich ans Gericht, nicht an den Verklagten und ſagen Sie uns, worüber Sie ſich beſchweren.

Sydonia. Ich ging alſo mit einer Dame von meiner Bekanntſchaft, die mit einem gewiſſen Herrn lebt, aber nicht mit ſolch einem Tagdieb, wofür uns der Himmel behüten wolle, ins Konzert im Chalais, Sie wiſſen, wo. Neben uns nahm dieſer junge Menſch da Platz. Weil er uns beſtändig betrachtete, ſagte Klementine zu mir: „Siehſt du, wie er mich anſieht.“ — Nein, ſagte ich, er ſieht mich an. Darauf ſagte ſie: „Willſt du wetten, daß er mich anſieht?“ — Ich wette, was du willſt, entgegnete ich, er ſieht mich an.

Präſ. Alles das iſt unnütz und gehört nicht zur Sache. Sagen Sie uns nur, weshalb er Sie geſchlagen.

Sydonia. Wenn ich Ihnen nicht ſage, wie die Sache ſich gemacht, werden Sie daraus nicht klug werden. Alſo der Herr redet uns an und fragt uns, ob wir nicht ein paar Gläſer Gefrornes im Geſandtenkafehauſe nehmen wollten. So etwas lehnt ſich nicht ab; nicht wahr? Klementine nimmt drei, ich vier, und als wir wieder nach dem Konzert zurück gehen,

Digitized by Google

richtet es der Herr so geschickt ein, daß meine Freundin ins Gedräng kommt, wonach er mich mit sich auf den Boulevard zieht und mich in eine Kutsche steigen läßt, bevor ich Zeit habe mich zu erkennen und ihn zu fragen, was er eigentlich wolle.

Präs. Hat er Sie da geschlagen?

Sydonia. Ei, das wäre schön. Wie hätte er das Recht dazu gehabt, da ich ihn noch nicht liebte.... Kurz, wir brachten den Abend mit einander zu, und am andern Morgen kam er zu mir in unsern Laden und sagte: „Sydonie, willst du heut Abend ins Schauspiel gehen, ich will dich hineinführen.“ So etwas schlägt sich nicht ab; nicht wahr? Also gehe ich nach seinem Stelldicheln, um 6 Uhr, in den Luxemburg-Garten, bei der Winterstatue. Auf einmal kommt ein junger hübscher Mensch zu mir, der mich mit den Worten anredet: „Warten Sie nicht auf Anatole?“ — Ja, entgegnete ich. „Er hat mir den Auftrag gegeben,“ fuhr der andere fort, „Sie nach dem Pantheon-Theater zu begleiten, wo er auf Sie wartet.“ Ich nehme das als baare Münze und gehe mit dem jungen Menschen. Nach einer Weile, als wir Platz genommen, sagt er zu mir: „Anatole kommt nicht, er hat schon genug an Ihrer Bekanntschaft und Sie werden wohl thun ihn ebenfalls zu vergessen.“ Gut. Darüber bekommt man kein graues Haar. Also wie das Schauspiel aus ist, bietet mir der junge Mensch ein Glas Punsch an. So etwas schlägt sich nicht ab; nicht wahr? Wir gehen in ein Kaffehaus, und die erste Person, die ich zu Gesicht bekomme, ist mein schöner Herr Anatole, der ganz ruhig seine Pfeife raucht und Domino spielt. Ich nähere mich ihm unbemerkt, klopfe ihm auf die Schulter und sage ganz höflich zu ihm: „Du bist ein Schweinhund.“ Darauf gibt er sich das Ansehen als kenne er mich nicht und sagt zu den andern, er wisse nicht, was ich von ihm wolle. Aber ich lasse mich nicht so abweisen und wiederhole ihm, daß er ein Schweinhund sei, weil er mich gleich am ersten Tag nach unserer Bekanntschaft in den April geschickt. Darüber entrüstet, ergreift er mich am Arm, führt mich an die Thüre und versetzt mir einen so artigen Fußtritt in den Hintern, daß der ganze untere Theil meines Umschlagetuchs mit Schmutz bedeckt war. Ich will ihm nun die Augen auskratzen; aber er gibt mir eine so ungeheure Ohrfeige, daß ich rücklings in die Straße falle. Als ich wieder aufgestanden war, konnte ich mich anfänglich der Thränen nicht erwehren, aber bald sagte ich mir, wie dumm ich sei, um einen solchen Oelgötzen mich zu betrüben und lief spornstreichs zum Polizeikommissar, um ihn zu verklagen. Das ist die ganze Geschichte.

Der Verklagte behauptet, Sydonie habe ihm in Gegenwart von Bekannten, denen er eine gewisse Achtung schuldig sei, eine sehr unangenehme

Digitized by Google

Szene gemacht und die Thätlichkeiten damit begonnen, daß sie ihn gekratzt. Er bittet um eine achttägige Verschiebung, um mehre Zeugen herbeizuschaffen.

Sydonia. Nichts da, nichts da, Lisette. Seine Ferien beginnen morgen und in acht Tagen ist er über alle Berge; dann lauft ihm nach und seht, wie Ihr ihn bekommt. Er soll zuerst seinen Arrest durchmachen; das ist meine Satisfaktion.

Die Klägerin will ihren eigenen Ohren nicht trauen, als sie hört, daß das Gericht den Verklagten nur zu 25 Franken (11 fl. 40 kr.) Strafe verurtheilt. Als sie endlich wieder zu sich gekommen, ruft sie:

„Jetzt sage mir einer noch, daß das Männerpack sich nicht gegenseitig die Stange hält. Soll mir noch einer kommen, ein Richter oder ein anderer, ich will ihn führen.“

Digitized by Google

Erklärung.

Unter den Erörterungen des Hrn. von Fellenberg, in Hofwyl, über Scheidlers Lebensfrage der europäischen Civilisation, in Mal-tens Bibliothek der neuesten Weltkunde, vom J. 1839 (im siebenten Theil S. 138), befindet sich eine Stelle, die einer Berichtigung bedarf. Der betreffende Passus, gleich Anfangs der vierten Erläuterung, als Fortsetzung der geschichtlichen Notizen, lautet wörtlich also:

„In einer der ersten Sitzungen des neuen Erziehungs-Departements der „Republik Bern, ward darauf angetragen, dem Hrn. Pfarrer Appenzeller, „in Biel, über sein Amtseinkommen hinaus, eine Gratifikation von 400 Fr. „zu ertheilen, weil die Erziehung seiner Kinder ihm beträchtliche Kosten „verursache. Fellenberg, der damals Mitglied des Departements war, be-„merkte darauf, daß, so lange zahllose Landeskinder an erziehender Pflege „leer ausgehen, er unmöglich solchen Gratifikationen, die leicht in bleibende „Pensionen ausarteten, beistimmen könnte. Dies gab den ersten Grundstein „des Gegensatzgebäudes ab, welches das Erziehungs-Departement und Fellen-„berg von einander geschieden hat."

Die Note, auf welche sich, nach obigem Passus, ein Sternchen bezieht, beginnt also:

„Es hieß da nachwärts: Der Präsident des Erziehungs-Departements, „Hr. Neuhaus, jetzt Schultheiß, sei ein Verwandter des Pfarrers Appen-„zeller u. s. w."

So weit die mich betreffende Stelle.

Da ich nicht die Ehre habe auch nur im entferntesten Grade mit dem Herrn Präsidenten des Erziehungs-Departements in „Verwandtschaft" oder in anderweitigen nähern Verhältnissen zu stehen: so kann ich auch um so unbefangener mich über die von der abgetretenen Regierung im Jahr 1830 mir zuerkannte Besoldungs-Zulage, welche die jetzige Regierung mir zu entziehen beliebte, erklären.

Es muß hier die Bemerkung vorausgeschickt werden, daß nach dem im Canton Bern als Besoldungs-Scala für die dortige Geistlichkeit eingeführten, in sieben Classen eingetheilten sogenannten Progressiv-System, die Pfarrer ihre Gehalte, nach Maßgabe ihrer Dienstzeit im Canton, und ihres daherigen Rangs in den Classen, beziehen. Ein in das Bern'sche Ministerium auf-

Digitized by Google

genommener Geistlicher, aber aus einem andern Canton oder Staat, tritt, ohne Rücksicht auf sein Alter oder seine ausserhalb des Cantons Bern vollbrachten Dienstjahre, in die unterste Classe der Bern'schen Pfarrei-Candidaten (von 1000 Franken Gehalt) ein, und rückt nur nach dem hier üblichen Progressiv-System, — je nach einer gewissen Anzahl von Dienstjahren, um eine stete Vermehrung von je 200 Franken — im hiesigen Classenrange fort, wobei, als Maximum im höhern Alter, 2200 Franken Gehalt zu erreichen sind.

Nach dieser Vorausbemerkung diene Folgendes als Berichtigung der obenerwähnten Stelle im Scheidler-Fellenberg'schen Artikel.

Als ich nach zehnjährigen Funktionen, als Geistlicher im Canton Zürich, zur Direktorstelle an das eben zu gründende Gymnasium in Biel berufen wurde — und — ein Jahr später — mich um die dortige Pfarrstelle meldete (was ohne jene Berufung nie geschehen wäre), mußte natürlicherweise, als ich jene Pfarrstelle erhielt, das eben berührte Besoldungs-Verhältniß für Nichtberner auch auf mich angewendet werden.

Ausserordentliche Zeitereignisse ließen mich, nach dreizehnjährigem Wirken am Gymnasio, meinen Rücktritt von dieser Stelle wünschen, und als ich endlich nach wiederholtem Nachsuchen, im Winter von 1830 auf 1831, meine Entlassung erhielt, gefiel es der abgetretenen Regierung, mir gleichzeitig mein Gesuch um eine „Gehalts-Zulage," in Betracht meines späten Eintritts in das Bern'sche Ministerium und daheriger Versetzung in die unterste Classe, zu genehmigen und mir eine jährliche Zulage von 400 Franken zuzusprechen, welche sie schon für das Jahr 1830 beginnen ließ (laut Beschluß vom 1. Dezember 1830. Unterzeichnet vom Amtsschultheiß Fischer und dem Staatsschreiber May).

Auch die neue Regierung ließ mir in Anerkennung dieses Beschlusses der abgetretenen diese Besoldungs-Zulage für das Jahr 1831 zukommen. Jedoch, von dieser Zeit hinweg, lehnte jene diese jährliche Besoldungs-Zulage von sich ab, mit der Bemerkung, von Seite des Erziehungs-Departements auf meine hierüber bei demselben eingereichte Beschwerde: „Man könne nicht zu Gunsten Einzelner dergleichen Ausnahmen machen."

Es ist wohl natürlich, daß ich damals in meiner Zuschrift an das Erziehungs-Departement, neben andern gewichtigern Gründen, auch des Umstandes Erwähnung that: „daß mir diese Entziehung der — mir zuerkannten und seit zwei Jahren bezogenen Gehalts-Zulage gerade in diesem „Zeitpunkte um so schwerer fallen müßte, als eben jetzt die begonnenen „akademischen Studien meines Sohnes in der Hauptstadt („„nicht die Erziehung meiner Kinder"") ausserordentliche Ausgaben verursachten — „Ausgaben, welche nicht, wie bei den, die Theologie studirenden Cantons-

Digitized by Google

„Bürgers-Söhnen, durch Stipendien und bis auf 100 Louisd'or ansteigende „Unterstützungen für den Besuch auswärtiger Hochschulen (wozu mein Sohn „als Nicht-Berner keine Aussicht hätte) compensirt oder erleichtert würden."

In welche Beziehung übrigens die Phantasie des Herrn von Fellenberg diese meine, im Departement verhandelte Besoldungs-Angelegenheit bringen, und hierin: „den Grundstein des Gegensatzgebäudes, welches das Erziehungs-Departement und Fellenberg von einander geschieden," finden konnte? Dies zu erklären ist mir rein unmöglich!

Biel, im Dezember 1840.

J. C. Appenzeller,

erster Pfarrer an der deutschen Kirche.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

80. Reise-Schnelligkeit sonst und jetzt.

Der Unterschied der Reise-Schnelligkeit von sonst und jetzt ist wie kriechen und fliegen. Der „Standard“ bemerkt über die peregrinirende Bewegung in England: „Im Jahr 1750 nahm ein Geistlicher, der von Devonshire eine Reise nach London zu machen hatte, von seiner Familie feierlich Abschied, schrieb seinen letzten Willen, stieg zu Pferd, und war vierzehn Tage unterwegs. Am letzten Montag kam ein Gentleman von Birmingham nach London, saß Hrn. Hayton zu seinem Portrait für das große Anti-Sklaverei-Gemälde, und kehrte in seine Familie zum Abendthee zurück.“

81. Gewimmel in London.

Ein Bewohner von London hat berechnet, daß in der nach der London-Brücke führenden König-Wilhelms-Straße von 8 Uhr Morgens bis Abends 8 Uhr stündlich im Durchschnitt 917 Wagen und 4455 Fußgänger hin und her passiren. Und diese Straße ist noch nicht so lebhaft wie Cheapside, Fleetstreet u. a.

82. Ein artiges Vermögen.

Das Privatvermögen des Königs Wilhelm I. der Niederlande, der die Krone niedergelegt hat, wird auf mehr als 168 Millionen Franken (78,400,000 fl. rhn.) geschätzt.

83. Uebervölkerungs-Uebel in Schina.

Das Aussetzen der Kinder ist in Schina an der Tagsordnung. Die Polizei zu Peking hält deshalb Karren, in welchen die Kinder, welche man Morgens auf den Straßen findet, gesammelt, todt oder halbtodt vor die Stadt gefahren und eingescharrt werden. Die Zahl der Kindermorde beträgt in Peking nach einigen Nachrichten an 20,000 bis 30,000 jährlich.

Digitized by Google

84. Größtmögliche Schnelligkeit auf den Eisenbahnen.

Nach Arágos Berichte in der pariser Akademie, ist die größtmögliche Schnelligkeit auf der Eisenbahn, bei der stärksten angewendeten Kraft und der tiefen Bahnneigung, fünfundzwanzig Meilen in der Stunde. Der Widerstand der Luft ist zeither viel zu gering angeschlagen worden.

85. Amerikanische Riesenbäume.

Eine Eiche, die fünfzehn Fuß im Umkreise hat, gilt in Europa mit Recht für einen Riesenbaum. Aber sie ist doch nur ein Zwerg im Vergleich mit den ungeheuern Bäumen, welche man auf der Norfolk-Insel, in der Südsee, oder im nordwestlichen Amerika, am Kolumbiastrom, findet. Bei Astoria, etwa drei Stunden von der Mündung desselben, fanden Naturforscher (Roß, Coze und Greenhow) eine Fichte, die 46 Fuß im Umfange maß; der erste Zweig befand sich 153 Fuß über der Erde; die ganze Höhe betrug etwa 300 Fuß. Eine andere Fichte am Umqua hält 57 Fuß im Umfange; und die niedrigsten Zweige beginnen in 216 Fuß Höhe. Bäume von 200 Fuß Höhe sind keine Seltenheit.

86. Siebenzigjährige Gassenbuben.

Neulich boxten sich in Dieppe zwei Greise, von denen der eine 75, der andere 78 Jahre zählte. Der letztere wurde braun und blau geschlagen. Die beiden Sekundanten waren weit über die achtzig hinaus.

87. Ein männlicher Ninon de l'Enclos.

Auch in Spanien erreichen die Leute ein hohes Alter. Neulich starb in Madrid ein Mann Namens Lucero, der 103 Jahre gelebt, sich im achtzigsten Jahre zum zweiten und im neunundachtzigsten zum dritten Male verheirathet hatte. Die Bewerbungen sollen ihm nie schwer gefallen sein.

88. Musterhafte Anzeige.

Im „Merseburger Wochenblatt“ (?) vom 19. August liest man Folgendes; „Der Unglückliche, der gestern das Zeitliche mit dem Ewigen auf eine so beispielvolle Weise verwechselte, war mein Bruder. Schenkt

Digitized by Google

mir Euer Mitleid, Bürger Merſeburgs, und ſpendet mir Troſt durch Euere Theilnahme. Ich habe meinen Gemüſe-Garten mit einigen dreißig Tiſchen verſehen, und meine Würſte und mein Bier ſind vortrefflich. Jedem Gaſte werde ich Antwort auf ſeine Fragen geben. Niemand weiß mehr von dem Erblaßten zu erzählen als der Bruder deſſelben. Mitbrüder, beehrt Euren Ergebenen

Vitus Blaſe, Wirth und Bruder des Gehängten.

89. Die Schwindſucht durch die Schnürleiber erzeugt.

In England hat man amtlich nachgewieſen, daß die häufigen Fälle, daß Frauenzimmer daſelbſt an der Schwindſucht ſterben, und zwar durchſchnittlich jährlich 31,000, ihren Grund in dem Stubenleben und vorzüglich im Tragen der engen Schnürleiber haben. Eltern und Erzieher werden hierauf aufmerkſam gemacht, und ganz richtig iſt die Bemerkung, daß junge Mädchen künſtliche Corſets und Bandagen eben ſo wenig nöthig haben, als Knaben.

90. Eine zu verheirathende Inhaberin verſchiedener Millionen.

Die Miß Burdett Coutts hat von der Herzogin von St. Albans ein Vermögen geerbt, welches, einer gerichtlichen Schätzung zufolge, nur einundzwanzig Millionen ſechsmalhunderttauſend Gulden (1,800,000 Pf. St.) beträgt. Kein Wunder, daß die Inhaberin dieſer Armuth von Freiern belagert wird. Gerade ſo viel hat auch der alte Jemmy Wood in Glouceſter hinterlaſſen. Man berechnet, daß dieſe Summe, wenn man ſie in Sovereigns (Goldſtücke) verwandelt und Stück bei Stück neben einander legt, eine Linie von 24 engliſchen Meilen und 260 Yards (6½ deutſche Meilen oder 8⅛ Wegſtunden bilden würde.

91. Woher rührt das Wort Charlatan?

Vor alten Zeiten, als die Aerzte noch auf ihren Studierzimmern ſaßen, die Leiden ihrer preßhaften Mitbürger wogen, fühlten, und tiefforſchend in der Natur, den Hilfsmitteln gegen jene Leiden nachgrübelten, — fuhren ſie noch nicht herum; ihre Wohnungen waren Lazarethe, aus denen ſie ſich von ihren in dieſelben aufgenommenen Kranken nicht entfernten, oder, wenn ſie es thaten, zu Fuß ausgingen. Damals trat zu Paris ein Genie von Arzt auf, der beſſer für ſich zu rechnen,

Digitized by Google

als zu arzen verſtand. Er hieß Latan. Dieſer ſchaffte ſich einen kleinen, mit einem Pferde beſpannten Wagen (char) an, auf welchen er ſeine Arzneien für alle mögliche Krankheiten gepackt hatte. So zog er nun durch die Straßen von Paris, um ſich Kranke aufzuſuchen, und ſeine Arzneien, die er ausrief, an den Mann zu bringen. Er war der erſte fahrende Doktor, und das Umherfahren durch die Straßen machte ihn berühmt. Sobald er angerollt kam, rief man ihm jauchzend entgegen: „Voilà le char de Latan!“ und daher entſtand das abgekürzte „Charlatan“, welches in jenem barbariſchen Zeitalter, der Titel eines fahrenden Doktors war.

92. Der feenhafte Winterpalaſt.

Reiſende aus St. Petersburg erzählten Wunderdinge von dem wieder hergeſtellten Winterpalaſt. Es gibt darin Zimmer, deren Wände aus lauter Lapis lazuli beſtehen, und andere, deren Plafonds von Säulen getragen werden, die Malachit-Monolithen ſind. Ueber die Schnelligkeit, mit welcher dieſes Feeſchloß nach ſeiner Zerſtörung in größerer Pracht wieder hergeſtellt wurde, darf man ſich nicht wundern, wenn man hört, daß 20,000 Menſchen beſtändig daran beſchäftigt waren, ſelbſt mitten im heißeſten Sommer.

93. Die beſten Geiger in Europa.

Die tüchtigſten Geigenſpieler Europas ſind nach Paganinis Urtheile: Beriot, Lipinski, Mayſeder, Molique, Ole-Bull, Spohr und Vieux-Temps. Jedem vermachte Paganini teſtamentlich eine ſeiner vorzüglichſten Geigen.

94. Green's neueſtes Luftſchiff.

Charles Green will im nächſten Frühling im Ballon Naſſau von Dublin aus über England weg eine Luftfahrt nach dem Kontinente machen. Bis dahin arbeitet er an einem Werke über die Luftſchifffahrt, welches bald erſcheinen ſoll. Auch iſt er jetzt mit der Konſtruktionsart eines Ballons, mit welchem er die Fahrt von England über den atlantiſchen Ozean nach Amerika machen kann, zum Schluſſe gelangt. Der Bau eines ſolchen Ballons iſt bereits im Werden.

95. Eine gefährliche Luſtreiſe.

Am 4. dieſes Monats beſtiegen zu Scarborough im öſtlichen England drei Knaben, von denen der älteſte fünfzehn Jahre alt iſt, um ſich ein

Digitized by Google

Sonntagsvergnügen zu machen, ein etwa dreizehn Fuß langes Boot, das nur ein Ruder und ein kleines Segel hatte, und fuhren ins Meer hinaus. Sie mochten sich etwa eine gute halbe Stunde weit vom Lande entfernt haben, als ein anderes Boot ihnen folgte, um, wie sie glaubten, ihnen den Vorsprung abzugewinnen. Einen solchen Triumf wollten sie ihren Gespielen nicht gönnen, spannten daher das Segel auf, und ließen sich vom Winde immer weiter ins Meer treiben. Endlich verschwand das Land. Nachdem sie einige fruchtlose Versuche gemacht hatten, gegen Wind und Wellen anzukämpfen und umzukehren, brach die Dunkelheit ein, und sie wurden immer weiter in die offene See hinausgetrieben. Am andern Morgen sahen sie nichts als Wolken und Wasser, kein Segel war weit und breit zu erblicken, und die Lage der drei Kleinen war um so traurtger, da sie nicht wußten, in welcher Richtung die Küste lag, und weder ein Bissen Brot, noch ein Trunk Wasser am Bord der Barke sich befand. Ueberdies wurde der älteste, Davis, krank. Die Sonne ging zum zweiten Mal unter, und sie hatten keine Hoffnung mehr, dem Tode zu entrinnen. Den ganzen Dienstag wurden sie noch herumgeschleudert, abgemattet durch Angst, Hunger, Durst und Kälte. In dumpfer Verzweiflung legten sie sich nieder und befahlen ihre Seele in Gottes Hand. Am Mittwoch früh war Davis eine Leiche. Die stürmische See hatte sich während der Nacht ein wenig beruhigt; aber erst am Donnerstage erblickten die beiden Knaben, als sie ihrer Auflösung entgegen sahen, endlich ein rettendes Fahrzeug. Es war ein nach Amsterdam segelnder Holländer. Der Kapitän nahm die beiden halbtodten Knaben, welche seit Sonntag Nachmittag nichts gegessen hatten, an Bord und ließ sie sorgfältig verpflegen. Um Gotteswillen baten sie ihn, die Leiche ihres Gefährten mit nach Amsterdam zu nehmen, um sie von dort nach Scarborough zu schaffen; aber während sie mit matter Stimme fleheten, hörten sie ein Plätschern — es war Davis, den ein Matrose nach Seemannsbrauch in den Wellen begraben hatte. Glücklich kam der holländische Kapitän nach Amsterdam und schickte von dort die beiden Geretteten über London und Hull nach Scarborough, wo man sie längst verloren gegeben hatte.

96. Die Jesuiten in Gallizien.

Die Zahl der Jesuiten in unserm Kaiserthum beläuft sich nun, mit Inbegriff der Priester, studirenden Kleriker und Laienbrüder, auf 304, wovon 273 zur österreichisch-gallizischen, die 31 zu Verona sich aufhaltenden aber zur römischen Provinz gehören. In Gallizien, wo sie, neben zahlreichen Missionen, die Kollegien von Tarnopol, Staravicz und Neusandecz besitzen, ist ihre Verbreitung am stärksten, hat aber auch mit großen Hindernissen von Seite der Bevölkerung zu kämpfen. Nebstdem befinden sich im Kollegium und der adeligen Theresianischen Akademie zu Innsbruck 20, zu Grätz 49, Linz 30 und hier in Wien als Beichtvater der verwittweten Frau Herzogin von Anhalt-Köthen ein Mitglied dieser religiösen Gesellschaft.

Digitized by Google

97. Die italienische Zeitrechnung.

In Italien zeigt die Uhr nicht Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht, eben so wenig, wie sie für Mitternacht eine bestimmte Stunde hat, sondern der Tag fängt in Italien jedesmal eine Viertelstunde nach Untergang der Sonne an; dann wird zum Abendgebet, das Ave Maria genannt, geläutet. Von da an zählen die Italiener ihre 24 Stunden. Da aber die Sonne im Winter gegen fünf Stunden früher untergeht als im Sommer, so trifft der Mittag nicht immer auf dieselbe Stunde, und überhaupt findet für alle Verrichtungen des Tages keine Stundengleichheit statt, da man von dem Ave Maria stets die Stunden rückwärts rechnen muß. Wird um 8 Uhr geläutet, so trifft der Mittag um 16 Uhr. Ist die Sonne aber um 5 Uhr untergegangen, so ist das zwar um 24 Uhr geschehen, aber die Mittagszeit fällt auf die neunte Stunde. Im September ist Mitternacht um 5 Uhr, um Neujahr um 7 Uhr und im Juni um 4 Uhr. Die Sonne geht dann um 8½ Uhr auf, gegen das Neujahr aber um 14 Uhr. Dabei zeigen die italienischen Thurmuhren gewöhnlich nur von 1 bis 6, oft auch von 1 bis 12, wie die diesseits der Alpen, sehr selten aber von 1 bis 24; die Taschenuhren aber gewöhnlich von 1 bis 12. Es ist daher für den Fremden sehr schwer, sich dort in die Zeit zu finden, und er kommt um so mehr in Verwirrung, weil in manchen Gegenden schon die deutsche Zeitrechnung eingeführt ist, weshalb es manchmal geschehen kann, daß man von einem Orte um 14 Uhr abreis't, nach Verlauf von drei Stunden um 10 Uhr an einem andern Orte ankommt und frühstückt, dann um 21 Uhr an einem andern Orte zu Mittag ißt und um 7 Uhr Abends an's Ziel gelangt, wo wieder deutsche Uhr ist.

98. Einkünfte von Neu-Algier.

Unlängst gab ein Gutsbesitzer bei Paris seinem neuen Dorfe den Namen: Neu-Algier. Gefragt, weshalb er diesen Namen wählte, erwiederte er: weil diese Anlage mir mehr kosten als einbringen dürfte.

99. Eisenbahn zwischen Paris und Versailles.

Seit der Eröffnung der Pariser-Versailler Eisenbahnen sind bis zum 1. September 5,386,476 Reisende auf denselben befördert worden; unter den in Europa und Amerika bestehenden Eisenbahnen hat keine ein so günstiges Resultat gegeben, als diese.

100. Französischer Aberglaube.

Man findet in Frankreich viele Arten von Aberglauben, die man kaum daselbst suchen sollte, wie z. B. der unglückliche Einfluß eines umgewor-

Digitized by Google

fenen Salzfaſſes, dem man dadurch zuvorkommt, daß man eine Meſſerſpitze voll Salz über ſeine linke Schulter (in die Augen des Teufels) wirft. Aber der verbreitetſte iſt der Glaube an das Unglückbringen des Freitags. Die Wirkung deſſelben iſt ſo ſtark, daß, wer in Frankreich reiſt, wohl daran thun wird, ſeine Reiſe auf den Freitag zu verlegen, um gewiß zu ſein, einen Platz in den öffentlichen Wagen zu finden. Es iſt ſelten, daß man den Einfluß einer ſolchen Idee ſtatiſtiſch und durch Zahlen meſſen kann, aber ein zufälliger Umſtand verurſachte, daß ich kürzlich die Bücher einer Adminiſtration von Omnibus in den Händen hatte, in welcher die tägliche Einnahme von jedem Wagen verzeichnet war. Es fiel mir bald auf, daß jeder Freitag ein merkliches Deficit auswies, und ich fand bei einer ungefähren Berechnung, daß jeder Omnibus Freitags zwiſchen 35 bis 40 Franken eintrug, während der Durchſchnitt der übrigen Tage 65 bis 70 Fr. betrug. Auf meine Bemerkung verſicherte man mich, daß alle Adminiſtrationen ähnlicher Wagen dieſelbe Erfahrung gemacht hätten, und daß die Fiaker und Cabriolets denſelben Unterſchied zwiſchen dem Freitag und andern Tagen fänden. Der religiöſe Grund dieſer Abneigung, am Freitag ein Geſchäft anzufangen, hat in der hieſigen Bevölkerung längſt ſeine Bedeutung verloren, aber die blinde Gewohnheit lebt fort, und die Omnibus bieten zu ihrer Beurtheilung das beſte Element dar, indem ſie außer der allerniedrigſten Klaſſe von allen andern, hauptſächlich aber von der gebildeten Mittelklaſſe gebraucht werden. Das Vorurtheil gegen dreizehn Gäſte am Tiſch hat ſich vor Allem in den höhern Klaſſen erhalten, wahrſcheinlich, weil dieſe einem ſolchen Zufall häufiger ausgeſetzt ſind, als die übrigen. Es iſt bei ihnen durchaus allgemein, und wenn es ſich ſo trifft, ſo ſucht man lachend, aber eifrigſt, eine Abhilfe durch Zuziehen eines neuen Gaſtes. Der bibliſche Urſprung dieſer Scheu, ſo klar er am Tage ligt, ſcheint gänzlich vergeſſen, man hört wenigſtens nie Anſpielungen davon.

101. Wie ſchnell man jetzt reiſet.

Profeſſor Fallmerayer aus München beſtieg am 5. Juli 1840 ein Dampfboot in Regensburg und befand ſich am 10. Auguſt Morgens in Trapezunt, an der kleinaſiatiſchen Küſte des ſchwarzen Meeres. Die Entfernung, mit dem Umweg über Konſtantinopel, beträgt etwa 600 deutſche Seemeilen. Von den 33 Tagen der Reiſe blieb Hr. Fallmerayer 3 Tage in Linz, 9 in Wien, 1 in Orſchova, 3 in Galatz, 4 in Konſtantinopel; ſo daß auf die eigentliche Fahrt aus dem Innern Deutſchlands, bis in die Nähe des alten Kolchis, nur 11 Tage kommen. Nur 24 oder 48 Stunden mehr braucht man, um von Liverpool nach Nord-Amerika zu gelangen. Neulich fuhr ein Engländer, Hr. Clarke, Paſſagier auf dem Dampfpoſtſchiffe „Arkadia“, von Paris nach Neu-York. Er verließ Paris den 31. Juli, um 5 Uhr Nachmittags, kam um 10 Uhr Morgens, den 1. Auguſt, in Havre an, verließ daſſelbe um 10 Uhr Abends (12 Stunden in Havre), kam nach Southampton den 2. Auguſt,

Digitized by Google

um 9 Uhr früh, verließ es um 1 Uhr Mittags (4 Stunden in Southampton), kam nach London um 5 Uhr Nachmittags, fuhr Abends 8 Uhr weiter (3 Stunden in London), kam den 3. August, um 7 Uhr früh, nach Liverpool, fuhr den 4. Nachmittags von dort ab (34 Stunden in Liverpool), stieg zu Halifax, in Neu-Schottland, den 15. August Abends ans Land, blieb dort 4 Stunden, kam den 17., Abends 5 Uhr, in Boston an, blieb da 9 Stunden, erreichte Neu-York den 18., Morgens um 7 Uhr; gebrauchte also 398 Stunden von Paris nach Neu-York für eine Strecke von 3900 englischen (975 deutschen) Meilen und legte, 76 Stunden Aufenthalt abgerechnet, mehr als 12 (3 deutsche) Meilen in jeder Stunde zurück.

102. Was ist Demokratie, Aristokratie, Monarchie und Anarchie?

Ein alter Professor der Beredsamkeit erklärte seinen Zuhörern die verschiedenen Regierungsformen auf folgende Weise: Demokratie ist eine Wirthschaft, wo eigentlich niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist; Aristokratie ist ein reißender Strom, worin jeder oben schwimmen will, bis endlich alle untersinken; Monarchie ist, wo nur einer spricht und die andern alle sagen: gehorsamster Diener. Anarchie ist, wo der eine nicht weiß, was er will, und der andere nicht thut, was er soll.

103. Vorzüge der Eisenbahnen beim Reisen.

Das neueste Heft des in London erscheinenden Eisenbahn-Magazins (Railway Magazine) beweiset, daß keine andere Art zu reisen so sicher ist, als die vermittelst der Dampfwagen auf Eisenbahnen. Die Bahn zwischen London und Birmingham wurde den 17. September 1838 eröffnet. Bis zum 31. August 1840 legten die Dampfwagen mehrere Millionen englische Meilen zurück und beförderten weit über 1,250,000 Reisende, ohne daß einer derselben im geringsten beschädigt worden wäre. Auf der von London nach Südwesten führenden Eisenbahn wurden in 27 Monaten 553,700 Meilen zurückgelegt und 1¼ Millionen Passagiere befördert, wobei nur 10 Quetschungen vorkamen. Auf der Nord-Unionbahn fand ein ähnliches Verhältniß statt, und so auf allen übrigen. Nun dürfte man doch die Frage stellen: ob irgend eine andere Reisemethode in gleicher Weise Wohlfeilheit, Schnelligkeit und Sicherheit in so hohem Grade darbiete, wie die Beförderung auf der Eisenbahn?

104. Abendgebet eines Lazzerone.

Dr. Mayer theilt in seinem Werke: „Neapel und die Neapolitaner" das Abendgebet eines Lazzerone mit, welches also beginnt:

Digitized by Google

Santa Madonna!
Habe Dank, Gebenedeite
Droben auf dem Sternenthrone,
Für die Schüssel Makkarone
Und das große Stück Melone.
Gib auch morgen deinem Knechte
Makkarone — mehr als heut,
Gib mir süßes Eis, Cigarre,
Puppenspiel, das mich erfreut.
Santa Madonna!

105. Eisenbahnflug und Vogelflug.

Nie ist eine Reise auf einer Eisenbahn schneller zurückgelegt worden, als die, welche Prinz Albert am 21. September auf der Bahn von Clarencehouse zurückgelegt hat. Der Zug, auf dem sich der Gemahl der Königin Viktoria befand, legte in 2½ Minute eine Wegstrecke von einer Stunde zurück.

106. Unempfindlichkeit eines herrschaftlichen Rückens.

Ein leibeigener Bauer in Rußland antwortete dem Vogte auf seine Drohung, ihm den Rücken blauschlagen zu lassen: „Was geht's mich an, mein Buckel ist herrschaftlich."

107. Der wegfallende Knebelbart.

In einem kleinen Fürstenthume erging an die Offiziere der Befehl: „Alle Backen- und Schnur-Bärte sollen binnen 24 Stunden wegrasirt sein; die Knebel-Bärte fallen, wie natürlich, schon von selbst weg." Bei der nächsten Parade erschien ein Offizier mit langem Knebel-Barte, aber sonderbarerweise ohne Backen- und Schnur-Bart. Vom Oberst befragt, ob er nicht den neuen Befehl, die Bärte betreffend, gelesen habe? erwiderte er ganz ernsthaft: „Allerdings, ich habe ihn auch befolgt und warte nun schon seit drei Tagen darauf, daß der Knebel-Bart von selbst wegfallen soll."

108. Profezeiung vom Untergang der Stadt Köln.

Am Rhein herrschte im Volksmunde eine alte Wahrsagung, die sich deutlich dahin aussprach, „daß Köln im Jahr 1840 durch einen Kometen untergehen werde." Dies ist nun auf eine sonderbare Weise dadurch in

Digitized by Google

Erfüllung gegangen, daß das Dampfboot „die Stadt Köln“ durch das Düsseldorfer Boot „der Komet“ vor kurzem, wie bekannt, in Grund gebohrt wurde.

109. Die gefahrvollste Stelle auf der Erde.

Der Wald von Bondy birgt nicht einen Räuber mehr, sagt der geistvolle Alfons Karr in seinen „Wespen“; sogar im Schwarzwald hausen nur noch ehrliche Köhler und Kirschwasser-Fabrikanten. Die gefahrvollste Passage aber, welche heutigen Tages in der Welt vorhanden, ist die aus den Tuilerien in die Deputirtenkammer.

110. Kein wohlfeiler Weiberverkauf.

Bisher wurde von Weiberverkaufen nur aus England gemeldet. In diesen Tagen aber hat zu Gevezé, in der Bretagne, ein Pächter in einem Wirthshause seine Frau für 6000 Francs (2800 fl.) verkauft. „Sehr theuer,“ wird John Bull denken, „ein Strick um den Hals und sechs Schillinge (zwei Thaler) thun's auch.

111. Eine Vergiftung wider Willen.

Zu Aurillac, im französischen Aveyron-Departement, spielte vor kurzem ein Schauspieler in dem Stück „Pierre le rouge.“ Im ersten Akt hatte er Wein zu trinken. Der Direktor, um den Helden bei nüchterner Laune zu erhalten, hatte in einen Droguisten-Laden geschickt, um Maulbeersyrup holen zu lassen, der den Wein ersetzen sollte. Der Schauspieler trank davon, bekam ein Erbrechen und war kurz nachher eine Leiche. Der Droguist hatte sich vergriffen und statt Maulbeersyrup, wir wissen nicht welches, Gift gegeben.

Digitized by Google

Retrospektivblick in die hermetische Wissenschaft.

1. Der Stein der Weisen.

Nach einer alten Kronika.

Das Geschwätz der hermetischen Schriftsteller scheint, wie die lernäische Schlange, aus jedem abgeschlagenen Kopfe, siebenfache junge Zweige hervorzutreiben, und es treten sieben neue Kämpfer auf, sobald ein Ritter von der hungrigen Gestalt seine Lanze zerbrochen. Wer wird Herkul sein wollen, da der filosofische Drache, nun beinah achtzehn Jahrhunderte lang, Köpfe verloren und Myriaden Hälse dagegen angesetzt hat?

In diesem Jahre, da ich schreibe, kam ein Buch mit mehr als hundert Transmutations-Geschichten, oder ganz ausserordentlich merkwürdigen Beispielen „von der Verwandelung der Metalle in Gold oder Silber, nebst einer gründlichen Anweisung, solche Umgestaltung zu erzielen," von Güldenfalk, heraus.

In der Vorrede ist der Verfasser über die Zweifler und Ungläubigen sehr ungehalten, daß man alle historische Glaubwürdigkeit von der Erde verbannen, alles leugnen und nichts mehr glauben will, als was man mit eigenen Augen gesehen, da man Augenzeugen von Projektionen als Schwärmer oder Betrogene erklärt. Er behauptet dagegen von sich selbst, er habe den sogenannten „Wunderstein" in Händen gehabt, und von einem Adepten etwas weniges tingirendes Pulver zur Probe bekommen, welches ihm auch alle erwünschte Genugthuung geleistet.

Wie willig der Verfasser ist, allen gedruckten und geschriebenen Goldmacher-Fabeln Glauben beizumessen, ersieht man daraus, daß er dem Zweifler das Urtheil spricht, „er werde, nach der heiligen Schrift, nichts erlangen", und das glaube ich von Herzen. An seinen gesammelten Geschichten vermuthet er, werde wohl niemand zweifeln.

Zum Anbisse sucht er, allen Erzpriestern aus der finstern Region zum Trotze, den hermetischen Jüngern die geheime Materie, zur Bereitung des Meisterstückes bekannt zu machen, und auch sein Lichtchen mit aufzustecken. Wir wollen sehen.

Die Materie des Steins ligt in jeder erschaffenen Sache, sonderlich aber

Digitized by Google

in einer gewiſſen Materie, ſo alle andern an Güte übertrifft, und voller Naturſalz iſt. Sie iſt in Bergen und Thälern, Ebenen und Wäldern, Dörfern und Städten anzutreffen, den Kindern aller Nationen bekannt, und ich ſetze noch um der Deutlichkeit willen hinzu, unter der Geſtalt von Häufchen oder wie eine hermetiſche Schlange gewunden. Sie iſt in mir und dir. Wer dies Ding nicht kennt, kennt auch ſonſt gar nichts. Denn die Schweine kennen es ſogar und noch beſſer, als Güldenfalk.

Ein Kind von ſieben bis acht Jahren kennt es bereits und ich ſage, ſogar Kinder in den Windeln. Dieſe Materie haben Reiche und Arme, unſtreitig haben die Armen mehr davon; allein der Reiche verwahrt ſie beſonders in beſondern Schatzkaſten und der Arme wirft ſie einzeln weg. Sie iſt in der Luft, wo ſie übel riecht, im Waſſer, auf der Erde, auf allen Gaſſen und Straßen, in jedem Hauſe; kurz: wo nur Menſchen hinkommen, bald ſichtbar, bald unſichtbar.

Alexander von Suchten behauptet, dieſes „Chaos der drei Naturreiche“ werde von vielen Menſchen ſtets im Munde getragen, denn Kinder und Arme nennen es oft, doch auch bisweilen grobe Vornehme. Man darf ſich nach dem von Sabor nur darnach bücken, und das müſſen freilich alle Nationen, auch ohne Unterſchied der Geſchlechter und Religionen, und genau auf einerlei Weiſe der Tahiter wie der große Mogul thun. Die Kinder ſpielen mit dieſem Meiſterſtücke der Weiſen; allein die Mütter hindern die kleinen Adepten es zu thun.

„Ja Freunde,“ erhebt der Verfaſſer ſeine dogmatiſche Stimme, „wenn ihr mir glauben wollt, ſo ſage ich euch mit aller Aufrichtigkeit, unſer Subjekt iſt im Palaſte der Könige, doch in einem zinnernen Becken, und unter einer Brille verſteckt, durch die blos der Weiſe und die Geſchlechter des Güldenfalks ſehen müſſen, um ihr Daſein zu entdecken. Sie befindet ſich in der Hütte des Taglöhners, aber leider nur im alten Topfe. Sie iſt der Himmelsthau, die Fettigkeit der Erde, der köſtliche natürliche Salpeter der Weiſen, der auf allen Salpeterhütten unentbehrlich iſt.“

Adam brachte ſie aus dem Paradieſe, da aber der Schrecken und die Furcht ſich alle Zeit auf die Eingeweide werfen, ſo verlor er ſie unterwegs und es fiel die Hälfte ins Paradies zurück, wenn er den andern Theil rettete. Nach der Zeit haben ſeine Nachkommen nie wieder zu dem großen Glück des erſten Subjekts gelangen können; ſie verloren den Genuß paradieſiſcher Früchte und ich rathe den Suchern, die Spur deſſen, was Adam zuletzt im Paradieſe liegen ließ, auszuwittern.

Doch man glaube nicht, daß Adam die andere Hälfte, von der wir noch bis jetzt Gold zu machen ſuchen, in der Hand mit ſich herausgebracht. Eva verlor noch mehr davon als Adam, weil ſie vermuthlich ſtärker lief. Aus

Digitized by Google

dieser verächtlich anzusehenden Materie, worüber alle Polizeien so sehr seufzen, weil sie derselben unmöglich Einhalt thun können, aus dieser Materie, sagt Güldenfalk, kann der Naturheiland, das ist die große Tinktur ausgezogen werden, von allen Menschen groß und klein, doch nicht durch den Weg des simpeln Kauens, ohne Mühe und Kosten, die doch die Kosten einer zweiräderigen Stadtkarre gewiß übersteigen.

Das Auflösungsmittel unsrer oft flüssigen (die nimmt man aber nicht), oft halbfesten Materie, ist ein Lebenswasser, ein Feuerfunke des Geistes Gottes, ein Hauch des dreieinigen Gottes — ein wirklicher Text aus dem Tollhause der Goldmacher. In unserm Wasser — jedoch auch in dem meinigen, steckt die ganze Kunst. Die Ausgeburt dieses Wassers ist flüchtiges Salz — so leuchtet, und in deflogistizirter Luft, (das hätte Güldenfalk sehen sollen) als wirkliche Sonne blendet.

Uebrigens lasse sich, sagt der Verfasser, der Artist durch die viele Gestalten des Dinges nicht irre machen. Wenn er seine beide, ihm angeborne Materien, eine gewisse Zeit lang, mit einander digerirt, so wird er leicht zwo Substanzen, Feuer und Licht, aus denselben scheiden. Man scheide beide helle und klare Flüssigkeiten, jede besonders, rektifizire solche sieben bis zehnmal, und alsdann vereinigen sie sich, da man sie denn koagulirt, und durch gehöriges Feuer vollkommen macht. Alsdann bekömmt man ein Salz, dem man einen Saamen geben kann, aus welchem Naturreiche man will, und dieser Salzkörper ist der Dünger, der die spezifische Kraft des zugesetzten Ferments an sich zieht.

Von den Wundern desselben läßt sich öffentlich noch zur Zeit nicht viel sagen. Denn wenn man dieser Feuer- und Lichtsgestalt Gold, Silber oder ein ander Metall zusetzt, so kann man durch dieses einzige Salz Gold, Silber, und was man will — der Farbe und Einbildung nach machen.

Nunmehr geschieht ein hermetischer Ausruf des Bannes gegen die Spötter — denn er hat sich fast zu sehr entdeckt, und dennoch waren meine Glossen noch deutlicher, als sein Text. Der Schluß des überfließenden Theosofen ist: O, wie habt ihr das Eitle so lieb, und die Lügen so gerne, Sela! Wer hat wohl Gold und die Lügen lieber, als er und seine mistische Glaubenshelden.

Er beschließt die Vorrede mit ausländischem Gewäsche von der Kunst, dergleichen man in allen solchen Schriften in solchem Ueberflusse antrifft, daß man den berlinischen Stadtgraben, den man jetzt zum Theil ausfüllt, mit diesem albernen Unrathe, nebst einigen Karren von der materia prima, die ich wirklich dabei mit einem hermetischen Entsetzen beobachtet habe, ausdämmen konnte. — Er zeigt aus dem Glauber, der aber nicht durchgängig

Digitized by Google

klassisch ist, daß rektifizirter Zinngeist mit Eisengeist gemischt eine Mischung gebe, so Goldstäubchen niederstürze.

Schon diese Probe beweiset, was der Verfasser und Konsorten für Chemiker sind. Das zweite Exempel betrifft das Fällen des rothen Goldes aus der Zinnsolution. Die Formel der dritten ist: Thue Gallmei, ungarischen Vitriol und gewaschenen Schwefel in einen Kolben, setze den Helm auf, destillire daraus ein Wasser. Davon gieße man ein wenig in eine Silbersolution, und mache das niedergestürzte schwarze Pulver mit Borax zu Gold: das übrige Wasser verdünne mit Wasser, stecke ein Kupferblech hinein, so bekömmt man das Silber wieder. Ein sichtbarer Beweis, daß die Metallverwandlung eine wahre Kunst sei.

Nun folgen die Projektionshistorien. Ein Soldat vermachte dem Gustav Adolf seinen Degen, und in dessen Knopfe die rothe und weisse Tinktur. Eine andere Geschichte redet von dem Wundergrafen Cagliostro von 1782, der durch sein Lebenselixir zu Wien Wunderkuren that, Geister erscheinen ließ, Gold machte, Edelsteine schmolz, und sich heimlich davon machte, da Maria Theresia darauf bestand, sein Geheimniß zu wissen. Er nahm von den Kranken keine Bezahlung, verzehrte jährlich 20,000 Livres und lebte seit der Zeit zu Strasburg. Die vierte Geschichte erborgt der Verfasser aus der Frankfurter Reichspostamtszeitung vom 10. März 1783, von dem zu Brüssel verstorbenen Engländer Rolleffon, der in London aus einem Materialhändler, unverhofft reich ward, ansehnliche Güter kaufte, jährlich 15,000 Pf. Sterl. verzehrte, und dennoch kein Lotteriespieler, folglich ein Goldmacher war. Nummer 6. Ein türkischer Priester warf in einen Ofen, worin man 300 Pfund Kupfer zu Kesseln schmolz, ein klein Päckchen Pulver; er enteilte und man fand alles Kupfer in Gold verwandelt. Nummer 53. Die Geschichte des Apothekerjungen Böttcher zu Berlin, nach dem aufrichtigen Protestanten Christianus Demokritus von 1733 in folgender Einkleidung.

Im Anfange des jetzigen Jahrhunderts machte zu Berlin den ersten alchimistischen Lärm der Lehrbursche in der Zornischen Apotheke daselbst, Böttcher, von Magdeburg gebürtig. Er flüchtete, da man ihn in Verhaft bringen wollte, zu seiner Mutter Bruder, dem Professor Kirchmeyer, nach Wittenberg, wo er sich in der Gewalt des Königs von Polen befand. Er lebte von seiner Tinktur in Dresden verschwenderisch, bis er durch einen Zufall auf den Sonnenstein gebracht worde, wo er unter der Aufsicht des berühmten von Tschirnhausen sudelte, und zufälliger Weise die Masse des sächsischen Porzellans erfand. Dieser wilde Jüngling gab sich indessen für Meister seiner Tinktur aus.

Damals reisete ein griechischer Archimandrit oder Klosterabt durch Europa, welcher aus der Insel Mitylene gebürtig war, und mit einem Diplom vom

Digitized by Google

griechischen Patriarchen zu Konstantinopel in der Hand, Almosen zur Loskaufung der christlichen Sklaven einsammelte. Demokritus hatte ihn bereits zu Darmstadt als Bettler gekannt und gesprochen. Er hatte ein munteres lebhaftes Ansehn, und ungezwungene Mienen, verstand die Kunst sich beliebt zu machen, und schien zur Kollekte geschaffen zu sein. Als Bettler reisete er ohne den mindesten Verdacht zu erregen. Er theilte den Armen von seinem Schatze, den man auf zwanzig Millionen Dukaten schätzte, Almosen mit.

Indessen änderte er bisweilen seine Maske, er reisete aus einer Stadt, die ihm gefiel und sehenswürdig war, als Abt fort, und kam im Kavalierhabite mit Bedienten in dieselbe zurück. Seine erste Frage in dem Wirthshause zu Berlin war, ob in dieser volkreichen Stadt keine Aerzte oder Liebhaber der Kunst in Geburtsschmerzen lägen, oder auf Empfängniß Anspruch machten. Der Wirth versicherte ihn, daß Berlin dergleichen Narren ebenfalls aufzuweisen habe und hierin hatte er vollkommen Recht. Unter andern nannte er ihm den Apotheker Zorn. Unser Adept fragte in dessen Apotheke zum Schein, wie ich glaube, nach dem Spießglaskönige. Denn Spießglas, Vitriol, Queckſilber und Wismuth sind die vier Hauptmittel der mystischen Feuerfudler.

Auf diese Anfrage befahl der Provisor, den sogenannten Laboranten, den Böttcher, herbeizurufen. Schon dieser Name fiel dem Archipelagusabt auf. Böttcher erklärte ihm, daß man ihn im Scherze so nenne, weil er sich in seinen Nebenstunden mit der Alchymie beschäftige. Der Reisende gab dem Lehrburschen eine Arbeit aus dem Spießglase zum Vorwande auf, und da dieser die Bereitung in das Wirthshaus brachte, so erzählte Böttcher dem Fremden die Arbeiten seines Herrn und der übrigen Konferenzräthe.

In der Stille machte sich der Abt mit diesen neuen Adepten bekannt. Jeder wünschte etwas neues zu hören, und Böttcher erwarb sich bald das Vertrauen. Endlich beschenkte ihn der Abt, welcher schon die Post bestellt hatte, mit einem Theile der Tinktur, die 200,000 Thaler werth war, denn wir Adepten rechnen blos, wie die Patrizier in Danzig, nach Tonnen Goldes. Dieses ist unsere gewöhnliche Scheidemünze. Er ließ ihm den Befehl zurück, nach Verlauf einiger Tage die Ungläubigen durch ein glaubwürdiges Beispiel zu bekehren und der Mutter Alchymie den alten Brandflecken abzuwaschen. Böttcher legte vor einigen Tischgästen des Zorn die Probe mit einigen Silbermünzen ab, die er zu Gold tingirte, und entfloh, da die Wache das Haus besetzte, auf der schnellen Post.

Damals deklamirten alle öffentlichen Zeitungen über unsern Adeptus inceptus und manche weissagten schon, daß die goldnen Zeiten von Apotheke zu Apotheke, von Arzt zu Arzt, bis auf die Seifensieder herabsteigen würden; besonders als ein anderer Apothekerjunge aus Fritzlar, in Hessen, auf-

Digitized by Google

trat, der in der Offizin des Apothekers Salwedel, zu Frankfurt am Main, glückliche Projektionen machte, ob er gleich gestand, seine Tinktur von einem alten sterbenden Doktor erhalten zu haben.

In kurzem erfuhr der Abt das Schicksal des in Sachsen baronisirten Böttchers, welcher zwei Jahre lang, auf Kosten der Tinktur, als Baron lebte; er legte jedesmal den Damen, zum Andenken, ein goldnes Schaustück aus seiner Fabrik unter den Teller, und zuletzt zwang ihn der Mangel, den Betrug zu gestehen. Der Hof vermuthete Verstellung und man gab ihm, ausser den sechs Bedienten oder Wächtern, eine Ehrenwache vor dem Hause und der Stube. Nunmehr vertraute sich der Abt einem jungen Doktor der Arzneikunst, Namens Pasch; er berief ihn zu sich, nahm einen Eid von ihm, und beauftragte denselben, dem Kurfürsten von Sachsen den gespielten Betrug des Böttchers mündlich zu berichten und 800,000 Dukaten für dessen Freiheit anzubieten, welche in einer Reichsstadt oder in Holland ausgezahlt werden sollten. Zugleich zeigte er dem neuen Vertrauten den Tinkturschatz, welcher 9 Pfund wog, und woraus sich wenigstens ein Zentner Gold in lauter Tinktur verwandeln lassen sollte, wovon jeder Theil 3000 bis 4000 Theile tingirte.

Pasch trug die Sache zweien seiner Verwandten vor, die am sächsischen Hof in Diensten und von Adel waren. Diese widerriethen ihm die Sache; sie bekamen zu dem hohen Preise selbst Lust und stellten ihm vor, der König würde den Böttcher desto fester verwahren lassen, und der eine, welcher Kommandant war, nahm es auf sich, dem Böttcher zu der Flucht behülflich zu sein. Pasch nahm also in dem Nebenhause des Böttchers, der noch Hausarrest hatte, seine Wohnung.

Beide wurden aus den Fenstern bald mit einander bekannt, wechselten Briefe, und schon war zur Flucht alles vorbereitet, als der Befehl von Hofe einlief, beide zu trennen. Böttcher kam auf den Sonnenstein, wo er das Porzellan erfand, und Pasch nach dem Königstein, von wo er nach drittehalb Jahren, nebst der Schildwache, des Nachts eine hohe Mauer überstieg, und weil der Strick über zehn Ellen zu kurz war, so zerbrach der Arzt das Brustbein, und ward von seinem Begleiter über die böhmische Grenze getragen, von wo er 1703 nach Berlin zurückkam, und daselbst nach anderthalb Jahren an seiner Brustwunde starb. Güldenfalk hat diese Nachricht 1704 zu Berlin aus Paschs eigenem Munde, den der König über die ganze Sache befragte. Der Archimandrit nannte sich Lascaris und wollte von dem Hause der griechischen Kaiser Lascaris abstammen.

Des Grafen Cajetani Tinktur fand man als die reichhaltigste, denn ein Theil derselben tingirte 40,000 Theile, die böttcherische oder griechische nur 30,000, die des Baron Schmolz oder Dierbachs nur 600. Alle

Digitized by Google

waren aus verschiedenen Materien, und durch verschiedene Auflösungsmittel bald aus dem Mineral-, bald Pflanzen-, bald Thierreich, bald aus zwei oder drei derselben zusammengesetzt.

Im Jahre 1705 langte der am baierischen und andern Höfen, durch 20 bis 30 Pfund Gold, welche er auf einmal bereitete, berühmt gewordene Graf Cajetani zu Berlin an. Die Neugierde trieb den Verfasser des Originalaufsatzes an, in Gesellschaft einiger Freunde, Seiner Hochgräflichen Exzellenz, dem Abkömmlinge eines Fleischers von Cremona, aufzuwarten.

Im Zimmer hingen wenigstens drei Dutzend Pistolen an der Wand und der Graf schien beim Eintritt seiner Gäste zu zittern. Ueberdem hatte er keineswegs ein gräfliches Ansehen. Vor ihm lagen bereits alle Beglaubigungsscheine der besuchten Höfe auf der Tafel und er öffnete ihnen einige Handbriefe vom Kaiser Leopold von Baiern und andern in einer goldnen Büchse. Demokrit bat endlich um eine reelle Probe von der berühmten Ergiebigkeit der gräflichen Tinktur, der billig alle Adepten huldigen mußten. Nun gab der Graf Befehl, sieben Pfund Queckſilber durch die Bedienten der Gäste zu kaufen. Er goß dasselbe in eine halbmäßige gläserne Bouteille, setzte diese in die Sandkapelle eines Windofens, der unter dem Kamin stand, und er zeigte, während der Zeit, daß das Queckſilber warm ward, seine zwei Tinkturen, die eine auf Gold, die andere auf Silber.

Die auf Silber war ein hellglänzend Salz, fleischfarben weiß, etwa ein Quentchen an Gewicht, oder Menge. Die auf Gold war ein blaßrothes Pulver, etwa ein Skrupel. Von der weissen wog er ein Gran ab, welches er in die Bouteille fallen ließ. Es entstand davon ein Geräusch und Zischen, und da dasselbe in einigen Minuten nachgelassen hatte, so ergriff er den Bouteillenhals mit einer Zange, ließ solche auf den Kaminboden niederfallen, und hier zeigte sich ein Kuchen von feinem Silber.

Nach der Zeit arbeitete derselbe für den König, und unter der Aufsicht einiger Kommissarien. Endlich bekam Demokrit das Rezept selbst in die Hand. Es hieß: alle Salze des Mineral-, Pflanzen- und Thierreichs, keins ausgenommen, pulverisirt, gefeilt oder klein gemacht, oder verkalkt. Von diesen Salzen zwei Theile vermischt mit einem Theile der Mineralien oder Metalle, im Tiegel zusammen geschmolzen, gibt eine vielfärbige Masse. Diese pulverisirt, im stärksten Weingeiste digerirt, bis es roth wird. Mit diesem Geiste wird eine englische Weinbouteille halbvoll gefüllt, mit einer Ochsenblase verbunden, mit der Nadel durchstochen, und man digerirt es, in einer Sandkapelle, bei mäßiger Wärme drei Monate lang, so verfliegt der Weingeist, und im Grunde bleibt ein rothes Pulver, welches aber in allen Proben nichts vermochte.

Indessen führte der Graf einen fürstlichen Staat, und verzehrte wöchentlich tausend Dukaten. Seine zwanzig Bediente gingen in den prächtigsten

Digitized by Google

Kleidern. Seine Gemahlin bedeckte eine halbe Million Juwelen, ob sie gleich nur eine Fleischhackertochter aus Wien war. Endlich holte man sie auf der Flucht ein, und der König von Preußen, welcher ihm ansehnliche Summen zur Probe auf Zentner, vorgeschossen hatte, ließ ihn in einem Kleide von Flittergolde zu Küstrin aufhängen. Man sagt, er habe die Tinktur einem italienischen Geistlichen, den er ermordet, entwandt.

Diese zwei mystische Geschichten stehen hier im Namen aller andern. Gemeiniglich waren die Adepten schlecht gekleidete Menschen, die ein Körnchen des rothen oder weissen Pulvers in Wachs einwickelten und auf heißes Queckſilber oder Blei warfen. Machen diese Erzählungen nicht allen tausend Lesern, wofern ich so viel bekommen sollte, den Mund nach Millionen wässrig. Und diese Wäßrigkeit ist es eben, welche alle diesem Gewäsche den Eingang in die Ohren und den aufrichtigen Glauben ins Herz verschafft.

Wäre nur der hundertste Theil von solchen Chimären wahr, so würde jeder Fürst mit Recht Laborantenkollegien stiften können. Allein wer glaubt das nicht, was er mit ganzer Seele zu haben wünscht? Nach dem gewöhnlichen Geschwätze von alten schlecht gekleideten Adepten, von ihrer mystischen Miene, dem verschenkten Tingirpulver, von ihren gemachten Proben, von Lothen und Pfunden Gold, die ohnfehlbar dem Leser den Mund wäßrig machen, von einer Kunst, die Dreiviertel eines Jahres Zeit erfordert, um sich Tonnen Goldes zu verschaffen, wenn man Meister darinnen geworden, welche aber das ganze Leben zu den Lehrjahren nöthig hat, wobei Habe und Gut zu Kohlen, und die kostbare Gesundheit aufgeopfert wird, von deren Dasein jedermann versichert ist, weil man eine Menge sogenannter wahrhaften Geschichten, in allen Goldromanen dem Nächsten zum Besten verzeichnet findet; von einer fortgepflanzten epidemischen Seuche, die mit dem Kaffe und den Kinderblattern aus Arabien herstammt; ich sage, nachdem der Verfasser Güldenfalk, dessen Name schon an sich sehr bedeutungsvoll ist, eine Menge solcher Geschichten, wovon man bis jetzt noch keine einzige protokollmäßig aufgenommen hat, erzählt; so gibt derselbe gleichfalls die Formel von einem ewig brennenden Lichte an, und vermuthlich soll dies sein Kreditiv sein.

Nehmet Wachsöl drei Theile, Sal gemmae, zwei Theile, einen Theil Steinsalz und raffinirtes Küchensalz. Hier zeigt er, daß er nicht einmal einerlei Salze zu unterscheiden weiß. Setzet diese dreierlei Materien drei Tage und eben so viele Nächte in ein Marienbad und destillirt ein Wasser davon. Wenn nichts mehr übergeht, so treibe man es aus der Sandkapelle weiter. Auf diese Art bekommt man ein starkes Oel. Das erste Wasser wird auf die erste Masse zurückgegossen, digerirt das Oel hinzugefügt und man koagulirt die Masse zu Stein, den man nochmals im Bade zu Oel auflöset, dem man in einem andern Gefäße einen Docht von reinem Garne, oder von

Digitized by Google

Federweiß oder Golddraht gibt. In Gedanken genießt Güldenfalk die Freude, es werde dieser mit dem Oel bestrichene Docht unaufhörlich brennen.

Jede Kunst, jede Begebenheit, von der man vorgibt, daß sie wahr sei, muß sich durch mehre ganz unpartheiische Zeugen und nicht durch einzelne Personen bestätigen lassen, wenn sie jedermann glauben soll und darf. Denn die eine Person kann betrogen gewesen sein oder sie hat ihr Interesse dabei gefunden, es andern glaubwürdig zu machen. Dies ist aber gerade der Fall hier. Warum beten die Sudler die Verwandlungshistorie so treulich nach, und warum erweitert jeder seinen besondern Text durch eigene Glossen? Weil er alberne Reiche überreden will, daß sie ihm Geld zur Kunst vorschießen sollen; denn sie würden gewiß an der Kunst zu zweifeln anfangen, wenn ihr eigenes Vermögen auf gutes Glück der gelesenen Transmutationsgeschichte, bereits zu Asche verbrannt ist. Aber kann nicht nach 99 vergeblichen Versuchen, doch der hundertste, und zwar mit fremdem Gelde gelingen, und dann ist alles wieder ersetzt!

Ein praktischer Metallurgist und Scheidekünstler weiß zwar, daß sich Gold und Silber aus vielen Mineralien, durch Hilfe der Gradirgläser, Flüsse u. s. f. scheiden lasse; allein sie waren schon vorher darin enthalten. So findet man in allem Blei ein Silberkorn. Eben das wird auch wohl von dem an sich leichten, sogenannten Constantinschen Versuche gelten. Also kein einziger Jason, kein goldenes Vließ, wohl aber Millionen Argonauten.

Hier folgt die Handbibliothek der Alchimie nebst der Anzeige derer, die im rechten hermetischen Sinne geschrieben haben sollen; denn es zerlegt sich die Sekte in ächte Rosenkreuzer oder Orthodoxen, und in Sofisten d. i. Grübler.

Abraham Eleazars uraltes chemisches Werk 1735. Erfurt; im Vortrage des Clavis artis.

Cornelius Agrippa, von Nettelsheim, ein verwirrter Kopf.

Alani dicta (Albrecht Kranz) 1430 in kurzen Lehrsätzen, ist oft Anhang bei Bernhards Schriften.

Bruder Alberti, des Karmeliters, Gespräch mit dem Merkur.

Alberti Magni, Bischof zu Regensburg, Schriften de Alchimia, compositio, liber octo capitum, breve compendium de Minerali.

Alphidius, vom Fictuld, im chemisch filosofischen Probirsteine, 3te Auflage von 1784 in 8; sehr empfohlen.

Amor proximi, geflossen aus dem Oele der göttlichen Barmherzigkeit 1686; wird ebenfalls, in Absicht der Praxis, und ersten Materie, und sogar schon aus dem Titelblatte, allen Golddürstigen und Golddürstigen empfohlen.

Thomas de Aquino, dessen secreta Alchimiæ magnetica, de

Digitized by Google

lapide minerali, animali et plantali. Thesaurus Alchimiæ secretissimus aurora sive aurea hora.

Arnds 4 und 5 Buch seines wahren Christenthums von der Schöpfung, wo die Bereitung sehr angenehm vorgetragen ist. Artephius hat auch die erste Materie, Practik, und das geheime Feuer sehr deutlich beschrieben.

Augurelli, im Gedichte: Chrysopoæ, übersetzt, unterm Titel: das goldene Vließ.

Aula lucis 1690 aus dem Englischen, wegen übergroßer Deutlichkeit Anfängern zu empfehlen.

Rogerius Baco, radix mundi, Sendschreiben von der geheimen Wirkung der Kunst und Natur; medulla Alchimiæ; von dem Golde, von der tinctura Antimonii, von der Tinktur und dem Oele des Vitriols; alles im Sinne der Heerdphilosophen vortrefflich.

Basilius Valentini, eines Benediktiners. Sein erster und fünfter Schlüssel sollen die übrigen aufdrehen. Seine ächten Schriften sollen sein, die zwölf Schlüssel, die kleine Welt des menschlichen Leibes, phalaya und asa, nämlich foetida (sehr zu empfehlen) himmlische Wundergeburt der Planeten, die Heimlichkeit der Natur; alles kernhaft, doch nicht für Anfänger; Triumfwagen des Antimonii, dessen Haupttraktat das vollkommenste Licht gibt; von den Bergwerken, und Metallen; Universal der ganzen Welt; hier nennt er seine Grille Vitriol.

Ben Adam, eine Allegorie von drei Blättern, redet deutlich, aber nicht für Anfänger.

Bernhardus Trevisanus, dessen vier Bücher vom Stein der Weisen.

Jakob Böhms kurzer und deutlicher Auszug, vom Stein der Weisen 1747, nicht für Anfänger.

Brennhofer in Versen, mit deutlichen Figuren.

Cabala oder Spiegel der Kunst, in vier Kupfern nach hermetischer Wahrheit.

Calid Jazichs Sohn, als Anhang zu Arnold de villa nova oder der turba. Centrum naturæ concentratum, von Altpuli, dem Mohr, ein guter Wegweiser zum zehnten Loche.

Chortolassacus, sonst Johann Grashoffer, aperta arca oder offne Kasten der Geheimnisse der Natur, der große und kleine Bauer.

Clangor buccinæ bei der turba.

Creilings edelgeborne Jungfer Alchimia 1730 beweiset die Metallverwandlung, und Fictuld rangirt ihn unter die Adepten.

Daustanii rosarium wird empfohlen.

Do Rupecissa, ein Franziskaner, de confectione veri lapidis philos. Sendschreiben de quinta essentia, 1597.

Jungfer E. H. für Anfänger.

Digitized by Google

Espagnet, geheimes Werk der hermetischen Filosofie, für Lehrlinge.

Chimisches Fegfeuer, klassificirt die hermetischen Schriftsteller.

Ferrari empfehlbar.

Fictulds Schriften, sein natürliches Chaos, ein Lesebuch für hungrige Seelen; hermetischer Triumphbogen, Azoth et ignis von 1749, aureum vellus etc.

Flamelli hieroglyphische Figuren, das Original, das Schatzkästchen ist lesenswerth.

Robert Flud von der Brüderschaft der Rosenkreuzer, von 1614 bis 1630.

Frankenberg, ein Sofist von 1630.

Gebers, Arabischen Königs vier Bücher, vom Stein der Weisen, Untersuchung und Testament.

Geheimniß der Verwesung, und Verbrennung aller Dinge; goldgierigen Schülern zum Nutzen und Frommen.

Gloria mundi, sonst Paradiestafel, nach dem Sinne des Fictulds würdig in Gold gefaßt zu werden, und wenn ein zweiter Kambyses alle hermetischen Schriften zerstören sollte, so würde die Welt nichts verlieren, wenn nur diese Gloria gerettet wäre.

Goldne Rose in Versen gibt für die Goldkäfer den wahren Namen der ersten Materie, nach der Alfabetenzahl der deutschen Bauernsprache deutlich an.

Goldnes Vließ des Siebmachers, welcher auch den Wasserstein geschrieben, ist sehr zu empfehlen.

Grab der Armuth von 1672, anzurathen.

Grosschädels hermetisches Kleeblatt; ein sofistisches Werk.

Gualdus Fridericus I. zu Venedig, opera universalia, testamentum.

Hautnorthon 1656 vom Salze, als Nachtrag zum Sendivogius. Er beschreibt mit offner Seele, Materie und Arbeit.

Helvetius goldnes Kalb, mit den Berichten vom Elias Artista.

Hermes Trismegistus, der älteste Ahnherr aller Adepten; doch ist seine Smaragdtafel nicht für Anfänger.

Hoghelande von den Schwierigkeiten der Alchimie 1749. Eine praktische Warnung.

Hortulani Kommentar für Hermetis Smaragdtafel.

Isaac der Holländer, Hand der Filosofen, opus saturni, vegetabile, minerale, Stein der Weisen, cabala, opuscula chymica.

Kalid Buch von drei Worten.

Kunrath von 1575 vom theosofischen, und filosofischen Steine, katholisches Chaos, amphitheatrum sapientiæ; für Spürer.

Lulii codicil 1563, clavicula, verblümt.

Maulius Gold von Mitternacht 1713, bestehet nicht auf der Kapelle.

Digitized by Google

Mederi judicium theolog. ob ein Orden der Rosenkreuzer existire.

Merlini allegoria für Anfänger zu hoch. Mikrokosmisches Vorspiel des neuen Himmels; ein Traktat vom ersten Range.

Miriam oder Maria, Mosis Schwester.

Mission an die Rosenkreuzer erlaubt zu lesen.

Morieni liebreicher Wegweiser.

Müllers Paradiesspiegel; der Verfasser soll ein Schüler Gustav Adolfs gewesen sein.

Johann von Padua, consummata Sapientia, für Anfänger.

Pandora; oder edle Gabe Gottes; sehr zu rühmen.

Peter Moriz mystisch Sal operator.

Philaletha, eines engl. Arztes Magia Adamica, Euphrates, Wasser vom Anfange; nicht für Lehrlinge.

Poordetsch Sendschreiben 1698, in deutlichem Tone.

Riplaei zwölf Pforten; vom Merkur der Weisen, ist vortrefflich. Schlüssel der goldnen Pforten u. s. w. meistentheils dem centro naturæ beigedruckt.

Ritterkrieg oder hermetischer Triumf u. s. w. verdient der Aechtheit wegen den Band von ewigem Schweinsleder, den Schnitt von Gold.

Großes *Rosarium* mit Figuren von Sternberg; doch nur für die Primaner der Kunst.

Christian Rosenkreuzers chimische Hochzeit, das Gewäsche eines spürenden Menschenfeindes.

Die Fama Rosenkreuzer von 1614 betrifft die Entdeckung der Rosenkreuzer, empfiehlt die Kunst, ohne sie zu lehren.

Rosinus, ein Mitarbeiter am großen Werke, schrieb Ethicam, an einen Bischof.

Kaiser Rudolfs Prozeß, von den Tinkturen, in Bechers Glückshafen, rührt von einem neidischen Adepten her.

Rumellii spagirische Arzneikunst 1712, ein Sofist, der nahe an der Kolcherküste gestrandet, obgleich er den einfachen animalischen, vegetabilischen und mineralischen Stein zur groben Arznei angewandt.

Schatz der Philosophen, ein Mischmasch.

Teutscher Schützenhof, ein altteutsches treuherziges Werk, so die erste Materie und Bereitung lehrt.

Michael Scoto vom Stein der Weisen.

Secreta lapidis philosophici metaphorica, schwülstig.

Sendivogii 12 Traktätlein, Stein der Weisen; Gespräch des Merkurs und Sofisten, vom Schwefel; nützlich für Erwachsene.

Sendschreiben an die wahren Sucher und Schüler der Hermetik; ein Handbuch für Anfänger.

Digitized by Google

Siebenfredus tritt blos Adept und nicht als Lehrer auf die Bühne.

Speculum sapientiæ, ohne Liebe, ohne Nutzen.

Sperber, aus der Periode der Rosenkreuzer; ein geistlicher Adept.

Spiegel der Philosophen, aufrichtig.

Spies, Konkordanzen der Meister, für Liebhaber gut.

Splendor solis, mit Figuren verführend.

Synesius ein ehrlicher Abt.

Tezen ein böhmischer Geistlicher seufzet in seinen Reimen darüber, daß er die Sache nicht offenbaren darf.

Trithemius schreibt sophistisch.

Turba philosophorum, eine Sammlung von alchimischen Schriften, z. B. dem Weiberwerke und Kinderspiele.

Valentini mystisches, kabalistisch-alchimisches Licht.

Eröffnetes Vaterherz, statt aller andern.

Arnold de villa nova, dessen lumen novum, und Brief an den König von Neapel lassen sich vorzüglich empfehlen.

Wasserstein der Weisen, von Siebmacher 1610. Die erste Materie ist hier beim ersten Anblicke zu erkennen.

Weiberwerk und Kinderspiel; die Besorgung oder Hauspolizei zu richtiger Verwaltung der materia prima, hat sich in allen Ländern, das weibliche Geschlecht einmal vor allemal, doch nicht nach dem Grundsatze der Pantoffelherrschaft bemächtigt, und sie der Küche subordinirt. Eigentlich überträgt die Noth den ärmsten dieses Geschlechts die weitere Ausspendung durch das hölzerne Service, zum Theil an die Botanik, zum Theil an das Reich der Fische, und eines vierfüßigen Thiers, das unsere Kleider zu säubern das Recht hat, ob es gleich selbst in der Unsauberkeit lebt.

Welling, der 1727 verstarb, opus magocabalisticum et theosophicum.

Wünschhütlein, das goldene von 1738.

Die Schriftsteller, deren Namen mit einem H anfangen, getraue ich mir darum nicht anzuführen, weil die erste Materie, in der Cabala, mit diesem Buchstaben oft die genaueste Aehnlichkeit hat und es Eckel bei zarten Gewissen verursachen würde, wenn ich noch mehr davon sagte. Und dennoch bin ich der erste klassische Schriftsteller, der dem Banne der Adepten zum Trotz sagen kann: ihr Wissen sei Stückwerk und —!

Dahingegen ist die antialchimistische Bibliothek desto kleiner. Folgende Zweifler und Fechter haben gegen die Adepten ihre Klingen gezogen.

Erasti explicatio quæstionis famosæ utrum ex metallis ignobilibus aurum verum conflari possit. Basil. 1572. 4.

Hagel de metallis Ingolst. 1589.

Digitized by Google

Moresini de metall. transsubstantiatione. Frcf. 1593. 8.

Drechsler Tract. vom Goldmachen, 1751.

Plusius Spiegel der heutigen Alchimie, 1725.

Lapis philosophorum, nonens, oder kurzer Bericht u. ſ. f. Schneeb. 1732. 8.

Stahls Bedenken von der Goldmacherei.

Adeptus inptus von Tharſander, d. i. Georg Wilh. Wegner.

Geſpräch über die Alchimie, Berlin 1776.

Wiegleb hiſtor. kritiſche Unterſuchung der Alchimie, Weimar 1777. 8.

Kriegsgeſchichtliche Beiträge.

7. Szenen und Ereigniſſe aus dem deutſch-franzöſiſchen Kriege von 1814 und 1815. *)

Vom General Freiherrn von Czettritz-Neuhauß.

Die Truppen bezogen Kantonnirungen auf beiden Seiten des Rheins von Koblenz bis Köln. In den erſten Tagen des Auguſt 1814 erhielten wir plötzlich den Befehl zum Aufbruch, und wurden von dem preußiſchen General-Lieutenant von Kleiſt, als wir bei Koblenz den Rhein überſchritten, beſichtiget.

Da niemand wußte, wohin unſer Marſch ging, ſo glaubten viele und vorzüglich der gemeine Soldat: zurück nach Sachſen. In der Gegend von Dillenburg ſtießen wir auf die ruſſiſch-deutſche Legion; und hörten, daß dieſe an die Befehle des General-Lieutenants von Thielmann gewieſen ſei, und wir (die Sachſen) in das Kurfürſtenthum Heſſen rückten, um als Exekution den Kurfürſten zu veranlaſſen, ſeine Obliegenheiten, hinſichtlich ſeiner Truppen, die er faſt alle beurlaubt hatte, zu erfüllen.

General von Thielmann, der nach Kaſſel vorausgegangen war, gab „aus Artigkeit dem Kurfürſten das Verſprechen“, daß bis auf 2 Meilen von der Reſidenz keine Truppen des Korps kantonniren ſollten und nahm für

*) Vergl. „Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges,“ 48. Band, drittes Heft, 1840.

Digitized by Google

seine Person in Marburg das Hauptquartier. Die Kavalerie-Brigade kam an die Edder und unser Regiment nach Frankenberg und Umgegend.

Während der sechs Wochen, die wir hier standen, kamen Nachrichten aus Sachsen, daß der König (der noch in Friedrichsfelde war) das Land verlieren und anderweitig entschädigt werden sollte, welches auf dem Kongreß, der sich in Wien versammelte, entschieden worden, und daß von Seiten des Landes Adressen dagegen eingereicht werden würden, welches doch auch von dem Armeekorps geschehen möchte. Es wurde daher ein Komité niedergesetzt und eine solche Adresse entworfen, welche zur Unterschrift in den verschiedenen Offizierkorps zirkulirte. Auf die Länge konnte diese Machination dem General Thielmann nicht verborgen bleiben, der die Absendung einer solchen Adresse untersagte, wodurch ein höchst gespanntes und unangenehmes Verhältniß zwischen ihm und der sächsischen Generalität entstand, das sich auch den Offizieren mittheilte.

In solcher Stimmung traten wir den Marsch nach dem Rhein an, und fanden in Koblenz den General-Lieutenant von Kleist, der die Generale und Regiments-Kommandanten zu sich beschied, um ihnen das Mißfallen der Monarchen über den oben genannten Schritt mitzutheilen, da es der bewaffneten Macht nicht zustehe, als eine Korporation so zu handeln. Der Chef seines Generalstabs, Generalmajor von Müffling, hatte den Auftrag, dieses den Stabs- und übrigen Offizieren gleichfalls bekannt zu machen. Leider trat nun eine sehr strenge, ja fast feindliche Spannung zwischen unsern Kommandirenden und den Truppen ein.

Man hat Thielmann im Leben vielfach angefeindet, so auch nach seinem Tode, ohne an das Sprüchwort „de mortuis nil nisi bene“ zu denken, aber ihm dabei häufig schweres Unrecht gethan. Sechszehn Jahre habe ich mit ihm in einem und demselben Regiment gedient, und drei dieser Jahre standen wir als Lieutenants bei einer Schwadron, wo wir uns gegenseitig genau kennen lernten und Freunde im engern Sinne des Wortes wurden. Thielmann war von kräftiger Natur, mit vielem Scharfsinn und Offenheit ausgerüstet und hatte sich durch eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung Kenntnisse in allen Fächern erworben. Kleinigkeitskrämerei war ihm zuwider, da er stets das Große im Auge hatte, weshalb auch später die Schwadron, die er befehligte, hinsichtlich ihrer Ausbildung zum wahren Zweck, nichts zu wünschen übrig ließ, aber freilich den Paradehelden nicht ganz genügend erschien. Er war Kamerad in jeder Beziehung, und jeder Aufopferung fähig. Seines Uebergewichtes sich bewußt, gab er nicht nach und machte sich dadurch, vorzüglich in seinen späteren Verhältnissen, manchen Feind. Als Kavalerist war er ein rascher, dreister Reiter, hatte einen schnellen Ueberblick und bald entschlossen. Er war ein ausgezeichneter Mensch!

Digitized by Google

Um die Landesbewohner durch unsere Verpflegung nicht zu sehr zu drücken, kantonnirten wir am Rhein, an der Mosel, in der Eifel oder dem Jülicher Lande und lernten durch dieses Herumziehen die herrschende Stimmung für die Zukunft kennen. Die Aussicht, derjenigen Macht zugetheilt zu werden, die sie jetzt provisorisch verwaltete, war keine Lieblingsidee, mehr waren sie mit dem Gerüchte, daß der König von Sachsen durch sie entschädigt werden könnte, zufrieden, zumal diejenigen, welche früher zu Kur-Trier gehört hatten, da sie durch ihren letzten Fürsten, den Kurfürsten Klemens, mit dem sächsischen Fürstenhause bekannt waren. Die Anhänglichkeit entstand nicht aus der gleichen Religion, der diese Fürsten mit ihnen zugethan waren, denn man war zu jener Zeit in dieser Hinsicht aufgeklärter als jetzt.....

In den letzten Tagen des März erfuhren wir die Landung Napoleons auf französischem Boden, so wie daß der Ausbruch eines Krieges unvermeidlich sei. Meinen Abgang zum Korps, welches in der Gegend von Lüttich kantonnirte, setzte ich auf den 2. April fest. Noch vor meiner Abreise ließ General von Ryßel II. mich rufen und eröffnete mir, daß die Theilung Sachsens festgestellt sei, so wie, daß aus der Mannschaft der Kavalerie, welche in dem abgetretenen Theil geboren (die mit den Pferden übernommen wurden) ein Regiment Husaren und ein Regiment Ulanen gebildet werden sollte; ferner, daß er beauftragt sei, mich zu fragen, ob ich jetzt gleich in den preußischen Dienst treten wolle, in welchem Fall er mir das Kommando des Husaren-Regiments zusichern könne. Als Jugendfreund (er war noch Kadet, als ich schon Offizier war) könne er mir nur dazu rathen.“

Meine Erwiederung war, „daß, wenn sich die Theilung bestätige, allerdings für mich keine Aussicht in dem sächsischen Dienst sich eröffne, da ich dienen müsse; aber so lange mein König sich nicht darüber erklärt habe, könne ich, meinem Gefühle nach, den Dienst nicht verlassen, und würde es selbst auch dann nicht thun, wenn der König von Sachsen sämmtliche Offiziere beizubehalten beschlossen hätte; würde aber von dem Könige die Erlaubniß zum Austritt ertheilt, so würde ich bestimmt um Aufnahme in den preußischen Dienst nachsuchen.“

Den 21. April traf ich bei dem Regiment ein. Die Kavalerie-Brigade kantonnirte auf dem rechten Ufer der Maas, von Lüttich bis gegenüber Mastricht, wobei unser Regiment den rechten Flügel hatte. Bei Verviers kantonnirten die Infanterie und Artillerie; das Hauptquartier war in Lüttich, wo das Grenadier-Regiment stand. Am 15. April war der General von Thielmann in den preußischen Dienst übergetreten und von Lüttich abgereist. Auch die Generale von Ryßel I. und von Brause hatten den sächsischen Dienst

Digitized by Google

mit dem preußischen vertauscht, so daß, da der General von Lecoq noch in Dresden war, der Chef des Generalstabes das Korps-Kommando führte.

Bei der Infanterie hatten sich mehre Offiziere auf höhere dringende Veranlassung gleichfalls zu dem Uebertritt in den preußischen Dienst öffentlich bereit erklärt, wodurch die Mannschaft in einen sehr aufgeregten Zustand gerathen war. Die Mannschaft der Kavalerie erwartete mit Ruhe und Festigkeit das unabwendbare Geschick und beharrte in ihrem ritterlichen Sinne.

In den letzten Tagen des Aprils nahm der Fürst Blücher gleichfalls sein Hauptquartier in Lüttich; preußische Truppen rückten nicht mit ein. In den ersten Tagen des Mai wurden die Regiments- und Partei Kommandanten nach Lüttich in das preußische Hauptquartier beschieden, wo ihnen der General-Lieutenant Graf von Gneisenau eröffnete, daß durch Bestimmung der wiener Konferenz mehre Theile des Königreichs Sachsen an Preußen übergegangen wären, so wie, daß die Eingebornen dieser Theile, die unter den Waffen wären, bis mit dem Feldweibel und Wachtmeister, mit Waffen, Gepäck, Ausrüstung und Pferden der preußischen Armee einverleibt seien. Unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen, da die Zustimmung Sr. Majestät des Königs von Sachsen den Truppen noch nicht zugegangen wäre, begnüge man sich, daß sofort das Korps nach der Abtretungsbestimmung in zwei Divisionen formirt werden müsse, von denen diejenige, welche aus preußischen Unterthanen bestehen würde, die Fahnen, das Feldzeichen wie bisher, bis nach der förmlichen Uebergabe, beibehalten, so wie von ihren jetzigen Offizieren geführt werden sollte.

Sr. Exzellenz wurde die aufgeregte Stimmung der Infanterie vorgestellt, welche der Ausführung dieses Befehles entgegenstehe; da hingegen, blieben die Truppen in ihrer bisherigen Verfassung, bis der Wille ihres Herrschers über diesen Gegenstand ihnen offiziell mitgetheilt worden wäre, die anwesenden Kommandanten für die Ruhe und Ordnung der Truppen einstehen könnten, so wie daß sie ihre Schuldigkeit, in dem Fall, daß Feindseligkeit gegen den Feind einträte, in dem ganzen Umfang des Wortes thun würden. Man wollte die Aufregung als kein Hinderniß erkennen und bestand auf der Ausführung des gegebenen Befehls.

Während dieser Verhandlungen waren die drei Bataillone des Grenadier-Regiments, 400 Mann ausgenommen, welche sich im Dienst auf den verschiedenen Wachtposten befanden, zum Apell zusammengekommen, wozu der Platz nicht entfernt von der Wohnung des Fürsten lag, woselbst eben die vorstehenden Verhandlungen im Gange waren. Der Himmel weiß, durch welche Veranlassung den Grenadieren kund wurde, daß so eben ihr Geschick durch die Zerstückelung Sachsens entschieden sei, worauf sie dem Könige von Sachsen ein Lebehoch über das andere brachten, und in eine große Aufregung geriethen.

Digitized by Google

Man wollte sie beruhigen, aber vergebens, da auch die Lütticher Lazaroni sich unter sie gemischt hatten, die den Spektakel vermehrten und durch Aufreißen des Straßenpflasters ihre Mitwirkung bethätigten; und als ein hoher preußischer Offizier den Degen zog, war es nicht mehr möglich, den Sturm durch Worte zu beschwichtigen und die Wachen mußten auf ihre Kameraden mit gefälltem Bayonnet anrücken, welches sie auch ohne sich zu besinnen ausführten und so die Masse von der Wohnung des Fürsten zurückwarfen. Das, was ich so eben erzählte, habe ich nicht durch eigene Anschauung, sondern durch Mittheilung. Das Hauptquartier des Fürsten wurde nach Namür verlegt, wohin derselbe auch die 400 Grenadiere, die auf Wache gewesen, mitnahm und sie allein den Dienst in seinem Hauptquartier thun ließ, so lange er in Namür blieb, was bis zum 15. Juni der Fall war.

Das Grenadier-Regiment wurde an dem folgenden Tage durch preußische Truppen entwaffnet, mehrere Soldaten erschossen und die Fahne verbrannt. Diese Truppe hatte gegen die militärische Disziplin, obgleich nicht unter den Waffen, schwer gefehlt, weshalb, zumal bei der herrschenden Stimmung der Landeseinwohner zu Gunsten Napoleon's, Sühnopfer fallen mußten....

Die Bildung der beiden Divisionen unterblieb. Die Artillerie, mit Ausnahme der berittenen, welche der Kavalerie-Brigade zugetheilt war, und die Infanterie gingen über den Rhein zurück und die Kavalerie den 15. Mai nach St. Trond und die Umgegend vor, wo in jedem Regiment, die Mannschaften, welche Preußen zugefallen, in besondere Eskadrons formirt wurden, die aber in Verbindung mit ihren Regimentern blieben. In dem Husaren-Regiment waren es zwei starke Schwadronen, über welche ich das Kommando erhielt.

Da ich gegen diejenigen, welche mich fragten, ob ich in den preußischen Dienst treten würde, kein Geheimniß daraus machte, daß es geschehen würde, insofern der König den Offizieren die Freiheit zu handeln, wie sie wollten, zugestände, so war es bald in der Brigade bekannt, und machte auf die Mannschaft, welche an Preußen fiel, keinen unangenehmen Eindruck, da ich mir stets die Liebe und Anhänglichkeit der Soldaten in allen Regimentern zu erwerben gewußt, die mich in den Feldzügen kennen gelernt hatten. So lange dieser provisorische Zustand dauerte, trat eine ziemliche Schwüle ein, die viele Konferenzen der höhern Offiziere veranlaßte und manches Band alter getreuer Freundschaft auflockerte oder wohl gar zerriß; doch selbst bei den entschiedensten Antagonisten that es mir, wenige ausgenommen, keinen Abbruch in dem Zutrauen und der Liebe meiner Waffenbrüder.

Digitized by Google

8. Berichtigung eines Mißverständnisses und Entgegnung auf einen Einwurf, hinsichtlich der unbedingten Vollstreckung erhaltener Befehle im Kriege.

Von Ezetritz-Neuhauß.

Nachdem sämtliche Truppen des rechten Flügels, unter Hieronymus, den Bug überschritten hatten, entwickelte sich der Angriffsplan Napoleons in seiner ganzen Ausdehnung. Die sämtlichen Heere bildeten einen Keil, dessen Spitze die Hauptarmee, nach den beherrschenden Ebenen zwischen den Quellen des Dniepr und der Düna vorrückte, während die Baiern, die sich gegen Dünaburg bewegten, und die Preußen, die auf Riga losgingen, ihm die linke, die unter dem König von Westfahlen vereinigten Korps hingegen die rechte Flanke deckten. Eine solche Masse mußte unwiderstehlich sein, und in sich selbst die Haltung wiederfinden, welche sie durch die Entfernung von ihrer Basis, der Linie von Warschau nach Königsberg, verlor.

Sich eine zweite Grundlinie zwischen Smolensk und Witepsk zu erobern, konnte nach dem Urtheil der Kenner der einzige Zweck des ersten Feldzuges sein, und dazu gehörte nothwendig der Besitz von Riga und Dünaburg, so wie schulgerechte Ausführung des Planes, damit nicht der eine Schenkel des großen Dreiecks durchbrochen würde. Napoleons Kriegsführung stimmte damit nicht überein; in seinen siegreichen Feldzügen hatten bis jetzt die Seitenkorps ihm stets nur gedient die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen; sobald dieser Zweck erreicht war, verminderte er sie, unbekümmert um ihr Schicksal, und den Verlust der einzelnen Theile, gegen den Erfolg eines mit Uebermacht ausgeführten Hauptschlages, nur gering achtend. Er mußte jedoch die Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß es ihm gelingen würde die Feinde in dem Augenblicke, wo sie sich durch Absendungen gegen die Seitenkorps geschwächt hätten, zu einer Schlacht zu nöthigen. In der unermeßlichen Ausdehnung Rußlands fehlte es wenigstens nicht an Raum zum Ausweichen, und während alle Länder von den raschen Fortschritten der großen Armee ertönten, schienen die ersten rückgängigen Bewegungen der Russen auf Napoleon's Angriffsweise sehr zweckmäßig berechnet zu sein.

Der König von Westfahlen setzte unterdessen, sobald die Oestreicher nahe genug herangekommen waren, seinen Marsch in der angefangenen Ordnung fort. Die Sachsen brachen den 5. Juli von Bialystok auf und trafen den 10.

Digitized by Google

in Slonim ein. Der Marsch ging rasch vorwärts bis Klezk, in der Statthalterschaft Minsk. Den 15. Juli kam Reynier in Nieswice mit Hieronymus zusammen und am folgenden Tage nahmen die Sachsen ihre Richtung rückwärts. Der König von Westfahlen ging nach Kassel, seine Truppen eilten nach dem Dniepr, die Oestreicher aber sollten Minsk, den ersten und wichtigsten Verbindungspunkt zwischen Wilna und dem großen Heere besetzen. Napoleon, seiner alten Weise, alles auf einen Punkt zu häufen, getreu, hatte den ganzen Kriegsplan auf unserer Seite zerstört. Von der siebenzigtausend Mann starken Armee, welche den rechten Schenkel des großen Angriffswinkels bilden sollte, waren nur noch die Sachsen übrig, die die Hälfte ihrer Reiterei und des leichten Geschützes an die große Armee hatten abgeben müssen.

Es wurde nicht mit Zuverlässigkeit bekannt, ob der König von Westfahlen durch einen Irrthum das sächsische Korps so weit mitgenommen hatte; Reynier kehrte desto eiliger zurück, indem er die Straße über Slonim den Oestreichern überließ und sich südlich gegen die Sümpfe wendete, wo er am 18. einen Rasttag bei Ostrow-Lelinowa machte.

Das alte Litthauen wird von Volhynien durch Moräste getrennt, die abwechselnd 6 bis 20 Meilen breit, sich in einer Länge von mehr als 60 Meilen von Abend gegen Morgen erstrecken, und in der Linie von Brzesz, Pinsk und Mozyr, den größten Theil des Zwischenraumes zwischen dem Bug und dem Dniepr ausfüllen. Sie neigen sich mit kaum merklicher Abdachung von der Ebene Litthauens gegen Mittag und Abend, und umschließen trockene Bezirke von ungleicher Ausdehnung, die, zum Theil gut angebaut, in der Mitte der Sümpfe als Inseln oder Oasen erscheinen. Nur an solchen Stellen fließen die vielen Ströme der Gegend in ordentlichen Betten, bald nachher verlassen sie ihre Ufer, verbreiten sich über das Land und machen es zum undurchdringlichen Bruch. Die Moräste selbst sind mit Waldungen und Gebüsch bedeckt, wo ein jeder große Baum eine kleine Insel bildet; hart an dem Stamm auf fester Erde, zwei Schritte weiter versinkt man in den Boden. Der Przypiez, der in der niedrigsten Gegend fließt, nimmt den größten Theil dieser Gewässer auf, um sich mit ihnen in den Dniepr zu ergießen. Hier kommen die Pina, die Jasiolda, der Sluzk, der Ptyß von der Mitternachtseite, und aus Volhynien ein anderer Sluzk, der Horin, der Ubort, der Styr und die Tura zusammen, von denen einige für sich ganz bedeutende Flüsse sind; die Narew hingegen und die schiffbare Mechawiez vereinigen sich mit dem Bug.

Drei auf breiten Holzdämmen angelegte Hauptstraßen durchschneiden die Moräste von Mitternacht nach Mittag. Die erste führt von Mohilew nach Mozyr und von da getheilt nach Kiew und Zytomirsz; die zweite geht von Minsk über Klezk nach Pinsk, im Mittelpunkt der Moräste und dann in zwei

Digitized by Google

Armen gerade fort nach Stary-Konſtantinow und gegen Abend nach Brzesc; die dritte, nördliche, läuft von Slonim über Rozanna und Pruſchanna nach Brzesc. Die Holzdämme und Brücken auf dieſen Hauptſtraßen fanden wir gut unterhalten, die ſchmäleren Nebenwege hingegen, die in verſchiedenen Richtungen die Sümpfe durchkreuzen, in deſto ſchlechterem Zuſtande.

Dieſe Gegend war vollkommen geeignet, um die rechte Flanke des Hauptheeres bis an den Dniepr zu decken. Durch den Beſitz der drei Hauptpäſſe von Brzesc, Pinsk und Mozyr konnten alle Ausgänge aus Volhynien verſchloſſen werden; keiner dieſer Orte war befeſtiget, und allen dreien fehlte es bei Eröffnung des Feldzuges an Vertheidigern. Es würde daher leicht geweſen ſein, ſie zu nehmen und gegen einen Angriff zu ſichern, 40,000 Mann hätten hingereicht ſie zu behaupten und der Reſt der Armee des Königs von Weſtfalen wäre immer noch zur Beſetzung von Minsk übrig geblieben. Indem Hieronymus vorbeieilte, ohne ſich um die Schlüſſel der Moräſte zu bekümmern, machte er den Fehler den Ruſſen, die ſie früher vernachläßigt hatten, wieder gut. Als wir dahin zurückkehrten, war der günſtige Augenblick verſtrichen und das kleine Korps der Sachſen auch viel zu ſchwach, ein ſolches Unternehmen auszuführen.

Der Armee des Generals Tormaſſow, die über 40,000 Mann ſtark ſein konnte, mit 17,000 Mann den Ausgang aus Volhynien zu verſperren, war nicht mehr möglich. Reynier verſuchte ſie wenigſtens dort feſtzuhalten und dieſe Aufgabe konnte nur dadurch gelöſet werden, daß er ſich des einen der drei Päſſe bemeiſterte, um den Feind bei einem Uebergange auf einer andern Stelle um ſeinen Rücken beſorgt zu machen. Mozyr lag zu entfernt von Warſchau, welches die Sachſen zugleich decken ſollten; bei Pinsk hätte das Korps von der Gemeinſchaft mit dem offenen Lande abgeſchnitten werden können. Brzesc war alſo der einzige Punkt, der die Möglichkeit darbot, ohne Warſchau Preis zu geben, den Kampfplatz bald auf die eine, bald auf die andere Seite der Moräſte zu verſetzen. Die Ruſſen hatten dieſen Ort bei der Annäherung der Oeſtreicher geräumt und wir mußten eilen, ihn aus den Händen unſerer Verbündeten zu übernehmen, weil der Fürſt Schwarzenberg nur eine ſchwache Beſatzung daſelbſt hatte zurücklaſſen können.

Um dieſe abzulöſen und ſich nachher in Brzesc feſtzuſetzen, wurde unter den Befehlen des General-Majors von Klengel aus deſſen Brigade mit acht vierpfündigen Kanonen, nebſt drei Schwadronen Ulanen, ein kleines Korps gebildet. Als Hauptzweck war ihm die Behauptung von Brzesc vorgeſchrieben, und da dieſer Ort einer Vertheidigung unfähig war, hatte man einen in Lublin zu uns gekommenen franzöſiſchen Ingenieur, den Oberſt Brulet, mitgeſchickt, um einige leichte Befeſtigungen anzulegen; übrigens blieb es dem Anführer überlaſſen, nach den Umſtänden ſeine Maßregeln zu be-

Digitized by Google

ſtimmen; vor der Hand ſollte er nur eine ſtarke Abtheilung nach Pruſchanna ſenden, um unſere, nebſt dem ſchweren Gepäck angekommene Kriegskaſſe in Empfang zu nehmen.

Der Vortrab unter dem General-Major von Gablenz ging über den Jaſſolda Moraſt gegen Janow, nicht entfernt von der Pina, und entſendete die noch übrige Ulanen-Schwadron unter dem Major von Seidlitz zur Beobachtung von Pinsk ab.

Da Reynier durch drei Entſendungen in ſeiner Front und auf beiden Seiten gedeckt war, ging er am 24. Julius mit dem Korps auf einer Nebenſtraße über Koſſo und Verzja nach Chomyk; er ſtand hier auf einer der angebauten Inſeln des Moraſtes im Brennpunkte der drei abgeſchickten Haufen und bereit, ſich nach derjenigen Seite zu wenden, wo die Umſtände ſeine Gegenwart erfordern würden.

Eine Nachricht von dem Vortrabe bewog ihn, die Stärke des Feindes bei Janow zu vermuthen, ſo daß er ſich entſchloß, ungeachtet gleichzeitig bedenkliche Nachrichten von Kobryn eingingen, zuerſt dem Vortrabe Unterſtützung zuzuführen. Der General Klengel meldete, daß ſeinen durch angeſtrengte Märſche ermüdeten Truppen ein Angriff von der vereinigten Macht des Generals Tormaſſow, der auf den beiden Nebenſtraßen von Dywin und Mokany über die Sümpfe gegangen und ſchon ganz nahe wäre, bevorſtehe; ſo wie, daß die nach Brzesez vorausgeſchickte Abtheilung von 80 Ulanen bereits von dort vertrieben und zerſprengt, ihr Anführer ſchwer verwundet und gefangen und das ihr folgende Fußvolk auf dem halben Wege bei Bulkow beunruhigt worden ſei.

Reynier hatte ſein Hauptquartier in Bezdaſch, und hier bekam er die Meldung von Kobryn vom 25. Abends. Ob er eine buchſtäbliche Ueberſetzung derſelben erhalten hat, ſteht dahin; nach dem, was er erfuhr, mußte er die Gefahr bei dem Vortrabe für dringender halten. Gewiß iſt es indeſſen, daß er den Inhalt des in der Nacht zurückgeſchickten, wie gewöhnlich blos von dem Chef des Generalſtabs unterzeichneten Befehls nie genau erfahren hat. Nach ſeinem Willen ſollte dem General Klengel keineswegs geſchrieben werden: „daß er Kobryn auf jeden Fall bis zum 28. behaupten müſſe“, ſondern nur: „er möchte ſich ſo lange als möglich halten, den 28. würde Reynier beſtimmt bei ihm eintreffen.“

Die eingeführte Weiſe der Ausfertigungen konnte einen ſolchen Irrthum leicht veranlaſſen und da er unglückliche Folgen nach ſich zog, mußte er verſchwiegen bleiben....

Vorſtehende Mittheilung erhielt ich im Frühjahr 1815 von meinem nun verſtorbenen Freunde, dem General v. Funk, welcher in dem Feldzuge von 1812 die zweite Infanterie-Diviſion befehligte. Vermöge ſeiner Stellung

Digitized by Google

seines scharfen Verstandes und seiner Beobachtungsgabe, ist derselbe wohl als eine zuverlässige Autorität anzuerkennen, die bezeugt, daß Kobryn nicht das Objekt war, welches fest gehalten werden sollte, sondern Brzesc, so wie die in Pruschanna angekommene Kriegskasse durch eine starke Abtheilung zu sichern. Da der General von Klengel zur Division des Generals von Funk gehörte, so läßt sich nicht bezweifeln, daß er diesen, als er sich bei seinem Abgange meldete, mit seiner Instruktion bekannt machte, welche lautete, daß er nach Umständen seine Maßregeln bestimmen sollte. General Reynier selbst äußerte sich nach dieser Mittheilung mißbilligend, daß der General Klengel sich nicht bei Zeiten von Kobryn zurückgezogen hatte, woraus hervorgeht, daß er die Behauptung von Kobryn nicht absolut befohlen haben konnte. Daß der General Klengel durch einen Befehl des Generalstabes veranlaßt wurde, diesen Ort bis zum 28. halten zu wollen, ist außer Zweifel gestellt, und es macht ihm als bravem Soldaten Ehre, daß er sich und seine Truppen aufopferte; aber er handelte, wie ich schon bemerkte, nicht als ein umsichtiger General, der die Sachlage, wie die Verhältnisse scharf ins Auge faßt und danach sein Benehmen regelt.

Hätte der General von York am Ende des Jahres 1812 die Unterhandlungen mit dem General von Diebitsch nicht angenommen, und hätte er später nicht die Konvention in der Mühle zu Poscherun abgeschlossen, würde Preußen wie Deutschland nicht das sein, was sie jetzt sind. Denn, wie General von Clausewitz in seinen hinterlassenen Werken, in dem Feldzuge von 1812, Seite 219 bis 239, klar und bestimmt nachweist, würde ohne diese Ereignisse höchst wahrscheinlich der russische Feldzug vor der Hand an der preußischen Grenze sein Ziel gehabt haben: und wie dann?

Vandamme würde nicht bei Culm gefangen und sein Korps aufgerieben worden sein, hätte der General Ostermann den Befehl des Generals Barclay de Tolly, die Hauptstraße über Griesshübel zu verlassen, befolgt.*)

Würde die Schlacht von Dennewitz**) so glorreich gewesen sein, wenn der General von Borstell den Befehl des Kronprinzen von Schweden, nach Erdmannsdorf zu marschiren, wohin das russische, wie das schwedische Korps bestimmt waren, befolgt hätte?

Dies sind allerdings Beispiele, welche selten vorkommen, zu deren Ausführung auch Männer gehören, welche die Wichtigkeit des Augenblickes erkennen, und mit Selbstaufopferung, wie mit Kraft aus dem Kreis des Gewöhnlichen heraustreten. Nur wenigen Menschen ist dieses aber gegeben, da es um so viel leichter und bequemer ist, auf dem Kopfkissen der Observanz zu ruhen.

*) Vergl. „Oestr. milit. Zeitschrift, 1821, fünftes Heft, S. 176—180.

**) Vergl. ibid. 1821, sechstes Heft, S. 282 und 283.

Digitized by Google

Erläuternde und geschichtliche Politik.

8. Oestreichs innere Politik seit dem Kongreß zu Wien.

Nach P. E. Turnbull.

Die Geschichte zeigt uns die Krone in allen Ländern der östreichischen Monarchie Jahrhunderte hindurch in einem fortwährenden, aber im Allgemeinen friedlichen Kampfe mit jenem Feudaladel, der zu einer oder der andern Zeit in jeder Provinz des Kaiserthums eine gleichstehende, und oft eine oberste Macht bildete. Sie hat für ihre Zwecke die Vorfälle auswärtiger Kriege und innerer Unruhe gewonnen. Sie hat mächtige Fürsten durch Ehren und Stellen zu ihren Ansichten bekehrt; oder sie hat ihre Feudalstellung mit kostspieligen, obgleich ehrenvollen Würden umgeben, daß oft eine freiwillige Aufgebung dieser Stellung die Folge war. In dem Maße, wie sie das Uebergewicht gewonnen hat, ist die Aristokratie gesunken, und die Monarchie hat sich auf ihren Trümmern erhoben; aber dieses Uebergewicht konnte durch die Macht der Krone allein weder erreicht noch erhalten werden. Es konnte nicht allein durch militärische Macht (wenn der Souverän je geneigt gewesen wäre, zu ihr seine Zuflucht zu nehmen) in einem Lande gewonnen werden, wo die Armee von Sprößlingen des hohen Adels befehligt und die Glieder aus ihren Vasallen zusammengesetzt werden. Andere Mächte waren dazu nöthig. Die Städte, die kleinen Grundbesitzer, die Mittelklassen hoben sich nothwendigerweise als die Verbündeten der Krone; und jene unbeschränkte Obergewalt, welche durch ihre Mittel erzeugt wurde, konnte später durch den willigen Gehorsam der Bevölkerung im Allgemeinen erhalten werden.

Daher rührt die eifrige Sorgfalt, mit welcher die Krone, einmal oberherrschend geworden, den Volksgeist durch die Vereinigung der Erziehung, Neigungen und Interessen in eine gemeinschaftliche Form bereitwilliger kindlicher Unterwerfung unter eine unbeschränkte, aber väterliche Herrschaft zu bilden bemüht ist. Wir sehen, wie es ihr gelungen ist, dem Volke jene Gefühle der Anhänglichkeit einzuprägen, welche standhaft bei allen Unruhen des revolutionären Europas aushielten, und welche verursachten, daß diejenigen ihrer deutschen Staaten, welche durch die Glücksfälle des Krieges

Digitized by Google

auf einige Zeit von ihr getrennt waren, sich mit Freuden wieder unter ihr Scepter begaben.

Den so geschaffenen ruhigen, vertrauenden Zustand des Geistes durch jedes Mittel dauernd zu erhalten, ist die Politik der Regierung gewesen. Sie erdrückt mit despotischer Gewalt jede Art politischer oder religiöser Streitigkeiten. Sie überwacht mit strengem Blick die Organe und Instrumente der Erziehung. Sie entmuthigt auf der einen Seite die allgemeine Verbreitung fremder Literatur und fremder Erzeugnisse, während sie auf der andern Seite nach ihrem großen Prinzip, jedes Mißvergnügen zu vermeiden, zum Privatgebrauch Alles erlaubte, was zum geistigen oder sinnlichen Genuß nur verlangt wurde. Sie verweigert, wo es nur möglich ist, argwöhnisch der Aristokratie die Erlaubniß, neue Ideen durch Reisen in fremde Länder zu erlangen, welche sie dem Kaufmann ohne Zögerung gibt; und in geistlichen Angelegenheiten, während sie allgemeine Duldung befiehlt, behält sie eine gleich absolute und ungetheilte Kontrole über die römisch-katholische Hierarchie, die protestantische Synode, und die hebräische Synagoge. Ihre Polizei, überall streng, wo sie politischen Verdacht hegt, wirkt, wo sie wirkt, hauptsächlich auf den niedern Adel, fremde Müßiggänger, und solche ihrer italienischen und ungarischen Unterthanen, welche ohne anscheinende Geschäftszwecke in die deutschen Staaten übersiedeln; aber die Masse des Volkes sieht und fühlt sie nicht, außer als Werkzeuge der öffentlichen Ruhe, die sie selbst so sehr lieben.

Die Criminalgesetze sind mild; das Gerichtsverfahren langsam, und der allgemeine Charakter ihrer Anwendung mehr bessernd als strafend. Die Erziehung ist auf jede Classe ausgedehnt; aber nur die Erziehung, die zu den praktischen Zwecken des Lebens nöthig ist; und der religiöse Theil derselben ist so eingerichtet, daß er die besten Gefühle erregt, ohne den Verstand anzureizen.

Die Regierung arbeitet mit der Sorge eines Vaters für die irdische Wohlfahrt ihrer Kinder, während sie zugleich mit etwas von der väterlichen argwöhnischen Sorglichkeit ihr Betragen zu überwachen und ihre Angelegenheiten zu regeln sucht. Die Kinder mögen in einigen wenigen Fällen eine schnellverschwindende Klage aussprechen, daß so viel väterliche Sorglichkeit überflüssig und beschwerlich sei; während sie in viel zahlreicheren sich im Gegentheil sehnen werden, von der Härte der Lehnsherrschaft unter ihren Schutz zu fliehen. Im Ganzen ist ein ruhiger vertrauender Geist der allgemeine Charakter der Regierer und Regierten; und man kann es nicht unrichtig von den Bewohnern der deutschen Provinzen Oesterreichs behaupten, daß, wo die Krone obherrschend ist, oder jene Orts- oder natürlichen Mängel nicht vorhanden sind, denen keine Regierung entgegenwirken kann, sie mehr als alle Nationen Europa's ein ruhiges, zufriedenes und glückliches Volk sind.

Digitized by Google

Unterbrechen wir hier den Lauf unserer Betrachtungen ein wenig, um die Handlungsweise zwei großer rivalisirender Nationen bei der Unterdrückung des Lehnswesens zu betrachten. In Frankreich kämpfte die Krone, wie in Oesterreich, lange Zeit um die Oberherrschaft mit ihren mächtigen Vasallen; und das Hauptendergebniß war die Centralisation, die Ueppigkeit und die Verderbniß der Hauptstadt. Der Hof wurde mit Glanz und Genüssen umringt; und der für einmal dahingezogene Adel verlor für immer seine persönliche Freiheit. Aber der große Fehler des Hofes bestand darin, denen noch zu schmeicheln, die sie so erfolgreich sich unterworfen hatte.

Die Privilegien blieben, wo die Macht verschwunden war, der Adel blieb steuerfrei. Es war immer noch der Titel, ohne den keine Stelle in der Armee oder im Civildienste erlangt werden konnte; und eine unüberschreitbare Grenze war zwischen dem Adel- und Bürgerstande durch das barbarische Gesetzprinzip, daß der Handel den Adel erniedrige und demnach seine Vorrechte vernichte, gezogen. Das Volk gewann so nichts von dem, was der Adel verlor. Das Volk allein zahlte fortwährend die direkten Steuern — es war von allen Ehren ausgeschlossen und durch Privilegien verhöhnt — und man darf nicht erstaunen, daß, als endlich die Nothwendigkeit zwang, den Tiers état einzuberufen, um den Bedürfnissen des Staates abzuhelfen, das Volk in eine blutige und ungezügelte Revolution ausbrach.

Wie verschieden ist das Verfahren Oesterreichs gewesen. Als es den Adel unterworfen hatte, unterwarf es ihn der vollkommensten Gleichheit der Besteuerung mit den anderen Ständen; es hat allen auf gleiche Weise den Eintritt in den Dienst des Heeres, des Staates und der Kirche gestattet; und wo es die Lehnsgerichte abgeschafft hat, ließ es das Volk das höhere Rechtsgefühl und den größern Schutz der Tribunale fühlen, welche es an deren Stelle errichtete. In dem kaiserlichen Gerichtshofe spricht es allen ein gleiches Recht zu.

Wo die Feudalgerichte noch bestehen, macht es sie durch seinen mächtigen Einfluß durch die Person der Kronfiscale in der Form nichtig und in dem Wesen gerecht; und gewöhnt die Lehnsunterthanen, die Krone als ihre letzte und beste Beschützerin anzusehen. Während es dem Adel seine Feudalmacht entzieht, lockt es ihn nicht durch den Luxus eines glänzenden Hofes nach der Hauptstadt, um dort seine Einkünfte zu vergeuden; denn sein Hof ist vom einfachsten Karakter; im Gegentheil sucht es die Mitglieder des Adels zu nützlichen Bewohnern ihrer Güter zu machen, indem sie den Provinzialbehörden, deren Mitglieder sie wahrscheinlich sind, den größten Theil der örtlichen Verwaltung überträgt. Handel und Fabriken betrachtet es als ehrenvolle Berufswege, indem sie denen Adelsbriefe ertheilt, die in diesen Zweigen am Größten sind; und unter den neuerlich ernannten Baronen sind mehre der angesehensten Kaufleute und Banquiers Wiens.

Digitized by Google

Das Resultat von allem diesem ligt der Welt vor Augen. Mehr als wie einmal haben die Armeen der Revolution das Kaiserreich überschwemmt, seine Hauptstadt erobert, und ein Drittel seiner Provinzen für eine Zeit hinweggerissen; mehr als einmal war seine Regierung bankerutt, seine Bevölkerung zermalmt von Staats- und Familienelend; sein Adel machtlos, um ein Feudalprivilegium zu erzwingen; aber nie hat in Oesterreich eine Revolution stattgefunden. Seine Institutionen blieben unverletzt — denn Bauern, Bürger und Adel schaarten sich um den Thron, der außer dieser allgemeinen Liebe keinen Strohhalm hatte, auf den er sich stützen konnte.

Doch hat Oesterreich auch seine Schwierigkeiten. Ihm ist es eine unbedingte Nothwendigkeit der Monarchie, die freiwillige Volksanhänglichkeit, auf welcher seine Stärke beruht, dauernd zu erhalten; und dies ist nicht in allen Hinsichten und unter jeden Umständen ein leichtes Werk. Betrachten wir den Zustand seiner Finanzen, so finden wir ihn zwar in so fern gesund, daß die Schuld nicht beträchtlich, die Umlaufsmittel untadelhaft, die Quellen des Nationalreichthums in ausgedehnter Entwicklung, und demnach der Ertrag der Steuern im allmäligen Zunehmen ist. Aber so lange die Ausgabe die Einnahme noch übersteigt (und daß dies noch der Fall ist, zeigt sich durch die Contrahirung einer neuen Anleihe, die in diesem Jahre gemacht wurde), muß die Befürchtung einer Erhöhung der Besteurung vorhanden sein — eine Maßregel, die stets der Popularität gefährlich ist, vorzüglich in einem Lande, wo kein Budget veröffentlicht wird.

Obgleich der Gesammtbetrag der Steuern sehr gering ist, klagten doch eben jetzt die niederen Volksklassen sehr über die Verzehrungssteuer und das Monopol, und jede Vermehrung der Auflagen würde jene nicht zu wirklichem Widerstand führen, aber doch im Ganzen die Sicherheit der Regierung gefährden, indem sie ihre Popularität vermindert. Untersuchen wir ferner die Details der fiskalischen und Verwaltungs-Departements, so werden wir leider in ihnen beträchtliche Mißgriffe, Mißbräuche und Bestechlichkeit finden. Die Minister Metternich und Kollowrat sind vollkommen von ihrem Dasein unterrichtet, und bemüht sie abzuschaffen; aber allen, welchen die Einrichtung des Zivildienstes, wie ich mich bemüht habe, sie in einem frühern Kapitel darzulegen, klar ist, werden einsehen, daß bei einer so eigenthümlichen Organisation keine große öffentliche Reform möglich ist, ohne den Staat in große Verlegenheiten oder selbst Gefahr zu setzen. Personen, welche hartnäckig an einem veralteten Systeme hängen, oder gewöhnt sind, aus althergebrachten Mißbräuchen Gewinn zu ziehen, können nicht mit Sicherheit von Stellen entsetzt werden, zu welchen sie durch die gewöhnliche Routine des Dienstes gelangt sind. Sie können nicht mit Sicherheit entlassen werden, um Unzufriedenheit und Mißtrauen unter die tausend und zehntausend Fa-

Digitized by Google

millien zu säen, deren Anhänglichkeit an die Regierung mit der Erwartung, fast dem Anspruch vereint ist, daß ihre Kinder den Gewinn dieser Dienste erben werden.

Es ist in dieser Hinsicht, daß das zusammenhängende Prinzip selbst, welches die Regierung mit dem Volke vereint, eine Nebenquelle von Schwierigkeiten wird, da es in manchen Punkten Veränderungen verhütet, deren Annahme das Volk durch die im Staatsdienste gefühlte Erschütterung verletzen würde; und daher kann das österreichische Ministerium nur langsam und vorsichtig jene Verbesserungen bewirken, die zum Gedeihen des Staates so wesentlich nothwendig sind.

Wenn wir uns endlich zu der Anwendung der Polizeigesetze wenden, so wird man begreifen, daß gelegentlich einige Bedrückung das Resultat der unverantwortlichen Gewalt ist, welche die Grundherren, die Provinzialbehörden und die Familienhäupter mehr oder weniger durch diese Gesetze besitzen. Wo die Presse keine Beschwerden veröffentlichen darf, und wo öffentliche Debatten in Kirchen- und Staatssachen verboten sind, kann das Gefühl erlittener persönlicher Ungerechtigkeit der Keim einer ausgebreiteten Unzufriedenheit werden, der mit heimlicher Gluth und unbemerkt von der Regierung fortbrennt, bis er endlich in eine offene Feuersbrunst auflodert.

Ich habe keine Ursache zu glauben, daß irgend etwas dieser Art in den deutschen Provinzen Oesterreichs vorhanden sei. Ich glaube, daß die schützende Wachsamkeit der Regierung einerseit, und die allgemeine Milde des Volkscharakters anderseit, im Ganzen jede wirkliche Bedrückung, außer von untergeordneten Beamten, und dies auf Feudalbesitzungen, die oben erwähnten Gewalten verhütet. Ich möchte auch hoffen, daß die amtlichen Veruntreuungen und Bestechlichkeiten nicht so häufig sind, als man gewöhnlich angibt. Ich erwähne diese Dinge mehr als Uebel und Gefahren, denen alle absolute Staaten mehr oder weniger ausgesetzt sind.

In dem gegenwärtigen Zustande des österreichischen Volkes in den deutschen Provinzen, ruhig und glücklich, mild und väterlich regiert, und in irdischem Glück gedeihend, würde ihm, nach meiner Meinung, eine freie Presse ein sehr unseliges Geschenk sein; aber in demselben Verhältniß, wie das Sicherheitsventil der Staatsmaschine belastet ist, müssen die Machinisten wachsam und thätig sein; sie müssen auf alle Details der Maschinerie Acht haben, und Alles verbessern, was sie fehlerhaft finden. Durch eine weise und gütige Leitung des Volksgeistes müssen sie ihm so viel Elastizität gestatten, als zum Spiel der Maschine erforderlich ist, während sie mit sorglicher Wachsamkeit jede Unzufriedenheit voraussehen und verhüten, welche ein Uebermaß der Spannkraft oder eine Hast des Vorwärtstreibens hervorbringen könnte, die keinen andern Ausweg als in einer allgemeinen Zerstörung finden könnten.

Digitized by Google

Oeſterreich hat auch ſeine Schwächen, obgleich nicht in dem Maße wie man gewöhnlich glaubt. Es iſt keine ſeltene Bemerkung, daß die verſchiedenen Glieder des Staates nur loſe zuſammenhängen; und daß bei der Verſchiedenheit der Sprachen, Sitten und zum Theil der Intereſſen ein kleiner Anſtoß eine allgemeine Erſchütterung hervorbringen könne. In dieſen Bemerkungen, wie in den meiſten, die über Oeſterreich gemacht werden, ſcheint eine Miſchung von einiger Wahrheit mit vielem Irrthume zu ligen, und da dieſer Gegenſtand von vielem Intereſſe iſt, wollen wir hier die politiſche Lage der verſchiedenen Hauptglieder des Kaiſerſtaates kurz betrachten.

Ehe ich von Ungarn und Italien ſpreche, welche gewöhnlich für die verletzbarſten Theile gehalten werden, muß ich Alles, was von unſicheren Elementen in den deutſchen Staaten exiſtirt, dem theilweiſen Fortbeſtehen der Feudalinſtitutionen und den Reſten verſchiedener Nationalitäten zuſchreiben. In Böhmen, Mähren, Schleſien und Galizien, die zuſammen eine Bevölkerung von beinahe 11 Millionen enthalten, herrſchen ſie mehr oder weniger; und ſo vorſichtig, aber ſyſtematiſch ſind die Eingriffe der Regierung, daß noch viel Zeit vergehen wird, ehe ſie ganz abgeſchafft ſind. Die Unzufriedenheit des Volkes könnte in dieſer Zwiſchenzeit erregt werden; die Vaſallen könnten ſich gegen ihre Lehnsherren auflehnen, und es könnte der Krone die Beſchwichtigung dieſer Unruhen, oder ihre Verwendung zum Nutzen des Landes nicht ſo gelingen, als es mit dem großen Aufruhr 1773 der Fall war.

Auch darf ſich die Krone ihrer Neigung zu allgemeiner Vereinigung unter ihre unmittelbare Autorität nicht ohne große Vorſicht überlaſſen. In Böhmen halten die einheimiſchen Grundbeſitzer uud die Mittelklaſſen immer noch mit Vorliebe an der Sprache und den Denkmälern der Zeiten, wo Prag noch der Sitz eines mächtigen Souveräns war. Ihre Volksgefühle können nicht ungeſtraft verletzt werden; und als ſie ſich vor Kurzem noch dem Wiener Cabinette, welches die böhmiſche Sprache zu vernichten wünſchte, entgegenſtellten, erfochten ſie einen ſo vollſtändigen moraliſchen Sieg, daß die Krone nicht nur vermocht wurde, ihre Abſicht aufzugeben, ſondern auch in die Errichtung von Akademien und Anſtalten zur Aufmunterung der böhmiſchen Literatur zu willigen.

Es iſt jedoch von Böhmen wenig zu fürchten. Die Krone hat die Weisheit gehabt, in Punkten des Nationalgefühles nachzugeben, wo es zur Erhaltung der Volkszufriedenheit nöthig war; ihre heilſamen Eingriffe in die Feudalität ſind ſehr erfolgreich geweſen; und die Ausgedehntheit der Herrſchaften, und der von faſt fürſtlichem Glanze begleitete Aufenthalt der Grundherren auf ihren Gütern während eines Theils des Jahres hat einen den Unterthanen günſtigern Zuſtand der Dinge hervorgebracht, als wenn der Boden unter kleinere und ärmere Eigenthümer vertheilt wäre. Kein Land Europa's kann

Digitized by Google

wahrscheinlich eine größere Verbesserung in der Lage des Volkes in den letzten 20 Jahren aufweisen, als diese größere Provinz.

Auch Mähren ist im allmäligen und steten Gedeihen begriffen; aber in Galizien herrscht noch viel Volksarmuth und Härte der Feudalmacht. Galizien, die letzte der österreichischen Erwerbungen, ist wesentlich polnisch, und ist noch sehr mit dem eisernen Joche der polnischen Feudalität bedrückt. In ihm sind mehr als in jeder andern österreichischen Provinz, außer Ungarn, der Adel Alles und das Volk nichts. Während der kriegerischen Bewegungen, durch welche ein großer Theil der polnischen Adelshäupter ihr altes Königreich wiederherzustellen suchte, wurden ihre Brüder in Galizien nur durch den starken Arm der Macht zurückgehalten, sich mit ihnen zu vereinigen. Sie brachten ungeheuere Geldopfer, um das zu unterstützen, was sie als Nationalsache betrachteten; sie verschuldeten sich und ihre Güter auf das Tiefste; und so haben sie, selbst in Armuth gerathen, den elenden Zustand ihrer Unterthanen noch elender gemacht.

Zwei Uebel können daher in Galizien die Ruhe des Staates bedrohen, von denen aber keines wahrscheinlich ist. Die Bauern könnten durch ihr Elend zum Aufruhr gegen ihre Herren getrieben werden; oder diese Herren selbst könnten an Versuchen zur Wiederherstellung der polnischen Unabhängigkeit theilnehmen. Es muß noch besonders bemerkt werden, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach durch kein andres politisches Interesse aus ihrer Ruhe gestört werden würden. Sie betrachten Frankreich mit Abneigung und Rußland mit Abscheu; und sind nur in dem Maße dem österreichischen Scepter abgeneigt, als sie jene alten Erinnerungen nationaler Unabhängigkeit beibehalten, welche wahrscheinlich an Kraft abnehmen werden, wenn die polnischen Provinzen unter den gegenwärtigen Regierungen bleiben.

Wenden wir uns nun zunächst nach Ungarn, so finden wir ein höchst eigenthümliches System. Der ganze Grundbesitz ist in den Händen des Adels, der allein in Ungarn dazu berechtigt ist. Die Gesammtheit dieses Adels ernennt als Comitatversammlung alle Beamten des Comitats in den Rechts-, Fiscal- und Verwaltungsdepartementen ohne Einfluß der Regierung. Sie selbst sind von allen Steuern frei, und erheben durch ihre eigenen Beamten die direkten Abgaben von den Bauern, und zahlen sie an die Krone aus. Der Reichstag, durch welchen alle direkten Auflagen bestimmt werden, besteht aus dem Souverän und zwei Tafeln oder Kammern. Die erste oder Magnatentafel besteht aus den Magnaten durch Titel und Amt; die zweite oder Landtafel aus Deputirten des Adels der Comitate, und der privilgirten Gemeinden oder königlichen Freistädte; aber an der Landtafel dürfen nur die Deputirten des Adels votiren; denen der Städte ist nur erlaubt, den Sitzungen beizuwohnen und zu sprechen. Der Bauernstand, welcher die große Masse der

Digitized by Google

Bevölkerung bildet, hat keine politischen Rechte und befindet sich unter dem drückenden Joch feudaler Herrschaft*).

Die Krone hat einen Vicekönig in Ofen, und einen ungarischen Kanzler in Wien; und sie ernennt Richter in den obersten Gerichtshöfen und einige wenige Civilbeamte; aber sie kann zu allen diesen Stellen nur geborne Ungarn nehmen. Die privilegirten Städte haben geschlossene Corporationen und ihre eigne städtische Verwaltung, der der deutschen Städte ähnlich, wie sie früher beschrieben worden ist. So war die alte Constitution Ungarns, und so ist sie noch bis auf den heutigen Tag. Ein Blick auf ihre Bestandtheile wird zeigen, welche ausnehmend schwierige Stellung das Wiener Cabinet in ihrer Regierung hat. Die Regierungsprinzipien beider Länder stehen sich direkt entgegen, das monarchische Prinzip ist in Oesterreich vorherrschend — das aristokratische in Ungarn unbeschränkt. Unter solchen Umständen ist es kaum vorauszusetzen, daß die eine Partei den Absichten, Meinungen und Gefühlen der andern Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Die Regierung Oesterreichs, für das Glück aller ihrer Unterthanen besorgt — aber in ihren Begriffen von diesem Glück durch die Prinzipien ihrer eignen väterlichen Herrschaft geleitet, sucht auf Ungarn die Institutionen des Civil- und Criminalrechts, der Volkserziehung und allgemeinen Regierung auszudehnen, welche in ihren deutschen Provinzen so erfolgreich in der Erzeugung von Zufriedenheit, Wohlfahrt und Ruhe gewesen sind; und sie steht in denen, die sich ihr aus verfassungsmäßigen Prinzipien widersetzen, nur den Geist factiöser und unruhiger Hartnäckigkeit. Die herrschende Partei in Ungarn, die Schmälerung ihrer constitutionellen Rechte als das größte aller Uebel betrachtend, bewacht mit unermüdlichem Verdacht jeden Schritt des österreichischen Cabinets; und verwirft oder vereitelt nur zu oft Vorschläge zu inneren Veränderungen, welche anerkannt wohlthätig für das Land sind, weil sie von der Krone gemacht werden, und weil die Constitutionalisten fürchten, daß unter der Hülle des öffentlichen Nutzens eine hinterlistige Absicht verborgen sei, sie in den Bereich des allgemeinen Absolutismus zu verlocken. Die Masse des Volkes nimmt an den Gefühlen seiner Obern Theil. Der

*) Einige behaupten, daß das Feudalsystem eigentlich nicht in Ungarn bestehe, da der Souverän nur eine bedingte Herrschaft über den Boden habe; und weil er bei Erledigung eines Lehns wegen Mangel an Erben grundgesetzlich verbunden ist, es sofort einem andern Adeligen zu reichen. Diese Meinungsverschiedenheit ist von zu wenig praktischer Wichtigkeit, um hier weiter in Betracht gezogen zu werden. Ich brauche das Wort feudal von Ungarn, weil seine Staatsverfassung — das Verhältniß zwischen Souverän und Adel, und zwischen Adel und Bauern — außer den durch die Zeit herbeigeführten geringfügigen Abänderungen, — der ganz analog ist, welche als Feudalverfassung in den meisten europäischen Staaten herrscht.

Digitized by Google

ruhige und zufriedene, an seiner Regierung hängende Oesterreicher betrachtet den Magyaren*) als wenig besser als einen rohen, gesetzlosen Barbaren; und der Magyar verachtet den Oesterreicher als einen der politischen Rechte Unwürdigen, und als ein williges Werkzeug des Absolutismus.

Die Krone hat während der letzten drei Jahrhunderte wiederholte, ja fast beständige Versuche gemacht, dem Adel Terrain abzugewinnen; aber der Adel, die Folgen auch der geringsten Concession fürchtend, hat seine Stellung bis auf das Aeußerste vertheidigt. Selbst von direkten Steuern frei, duldet er auch nicht, daß dem Bauer ein einziger Gulden mehr auferlegt werde, als unter Maria Theresia bewilligt wurde; er bewilligt keine Vermehrung der Zahl seines Contingents in Krieg oder Frieden; und er läßt lieber seine Ländereien halb wüst und seine Vasallen halb barbarisch, als daß er irgend eine Veränderung ihrer Zustände gestatte, welche der kaiserlichen Einmischung, die sie stets bekämpfen, einen Weg bahnen könnte.

Anderseit hat die Krone seit drei Jahrhunderten jedes Mittel versucht, diese alte Constitution zu verändern oder umzustürzen. Zuweilen hat sie Gewalt, zuweilen Ueberredungskünste gebraucht; aber stets mit der gleichen Erfolglosigkeit; und seit den letzten Jahren scheint sie einen Kampf aufgegeben zu haben, der sich als hoffnungslos herausstellt. Sie sucht sich jetzt einigermaßen für die Kärglichkeit der ungarischen Einkünfte dadurch schadlos zu halten, daß sie an der Grenze zwischen Ungarn und Oesterreich Zölle auf die dieselben überschreitenden Güter erhebt, und sie benutzt den Einfluß, den sie noch auf die Städte und die Magnatentafel besitzt, als ein sehr leichtes Gegengewicht gegen die Prädominanz der Landtafel.

Auf eine nur oberflächliche Betrachtung des Zustandes der Dinge hat man zuweilen die Vermuthung aufzustellen gewagt, daß Ungarn nicht lange mehr dem österreichischen Scepter freiwillig unterworfen bleiben würde. Meine eigne Ueberzeugung, welche sich auf eine sorgfältige Untersuchung der Zustände und auf persönlichen Umgang mit Männern jedes Standes in Ungarn gründet, ist ganz verschieden. Der Adel, die einzigen „liberi homines", werden allerdings inner- und außerhalb des Reichstags laut genug gegen österreichische Minister und österreichischen Absolutismus sprechen; und werden auf unkonstitutionelle Handlungen in früheren Zeiten anweisen, Handlungen, die vielleicht gelinder beurtheilt, aber nicht geleugnet werden können.

Wenn es die Regierung je wieder versuchen sollte, ihren konstitutionellen Rechten zu nahe zu treten, werden sie ihr einen entschiedenen, aber passiven Widerstand entgegensetzen — einen Widerstand, der jedoch durch den eigenthümlichen Mechanismus ihrer Institutionen wirksam genug sein wird, um

*) Der eigentliche Name der Ungarn.

Digitized by Google

an die Krone, wie immer, zur Aufgebung ihres ungesetzlichen Angriffes zu nöthigen. Dies werden sie thun; aber sie werden nicht in offene Rebellion ausbrechen, oder versuchen, sich der österreichischen Herrschaft zu entziehen. Eine privilegirte Feudalaristokratie*) ist wenig zur Annahme der westlichen Doctrinen von Liberalismus und Demokratie geneigt; und die Ungarns ist zu klug, um den Gedanken, ihrem Vaterlande eine vollkommene Unabhängigkeit zu erkämpfen, zu hegen. Von dem zahlreichen Körper des ungarischen Adels eine Beschreibung zu geben, ist hier nicht der Ort; aber in denen, die man als seine Häupter bezeichnen kann, befinden sich Männer von eben so scharfsichtigem Urtheil, als hoher Gesinnung. Wer soll Männer tadeln, welche ihre Namen und Besitzthümer aus Zeiten herleiten, wo Ungarn zu den mächtigsten und angesehensten Staaten Europa's gehörte, daß sie kühn die Rechte vertheidigen, welche sie von einer so langen Reihe ruhmvoller Vorfahren ererbt haben?

Wie wenig auch ihre veraltete Konstitution dem jetzigen Zustande Europa's angemessen sein mag, wie sehr sie auch berechnet sei, die Bildung und das physische Gedeihen des Königreiches aufzuhalten, doch frage ich, wer möchte ihren Widerstand gegen frühere Eingriffe tadeln, die es darauf abzielten, ihre eigenthümliche Nationalität, ihr tausendjähriges Eigenthum zu zerstören, — Ungarn, gleich Böhmen, mit der Masse der österreichischen Provinzen zusammen zu schmelzen — und seinen alten Adel dem Throne zu Füßen zu legen?

Doch kennen diese hochsinnigen Männer die Gefahren ihrer Lage. Sie merken, mit welchen feindseligen Empfindungen sie von den Städten angesehen werden, und welchen schlecht-versteckten Haß eine halb-barbarische Bauernschaft gegen sie hegt. Welche Stellung sie daher auch gegen die Krone annehmen, sie sind überzeugt, daß das Interesse und die Politik derselben Krone sie vor den wilden Verheerungen eines Volksaufstandes schützen wird; würde aber die Verbindung mit Oesterreich aufgelöst — bliebe Ungarn in seinem jetzigen Zustande der alleinigen hilflosen Obhut seiner Edeln überlassen, — so würde es nicht lange dauern, und sie selbst, wie ihre Schlösser, würden durch den Sturm einer gewaltsamen Sklavenrevolution von der Oberfläche des Landes hinweggefegt.

Ganz anders ist die Lage der italienischen Provinzen. Da gibt es keine Feudalunterschiede; keine Eifersucht wird da durch die Obermacht von

*) Ich beschränke diese und die folgenden Bemerkungen auf die Häupter des liberalen Adels, die jetzt das Uebergewicht über den Schwarm des niedern Adels besitzen. Von der Erhaltung dieses Uebergewichts, und von der Klugheit, mit der es ausgeübt wird, hängt die Ruhe Ungarns in bedeutendem Maße ab.

Digitized by Google

Privilegien erweckt. Die Bevölkerung ist einig — was weder in Ungarn, noch in den deutschen Provinzen der Fall ist — durch die Gemeinsamkeit der Sprache, Sitten und Empfindungen; und, wie man wohl hinzufügen kann, durch eine instinktartige Abneigung gegen — nicht gerade die österreichische, — aber gegen alle deutsche Herrschaft überhaupt. Was jedoch die Masse der Bevölkerung betrifft, so wird jene Abneigung keine That hervorrufen, so lange die Italiener sehen, daß ihr Wohlstand gedeiht und die Hand der Administration nicht bedrückend wird.

In Italien, wie in den deutschen Provinzen, scheint es der Hauptzweck der Regierung zu sein, die mittleren und niederen Klassen mit einander zu vereinigen, während sie die größeren Landeigenthümer zu überwältigen oder, wenn sie das nicht kann, herabzudrücken sucht; denn obgleich diese keinen gesetzlichen Vorrang besitzen, so üben sie doch den Einfluß, den gewöhnlich das Vermögen giebt, und sind natürlicherweise gegen die transalpinische Herrschaft feindlich gesinnt.

Es war die Politik Oesterreichs, so weit es in seiner Gewalt stand, eine Gleichförmigkeit, nicht nur der Institutionen, sondern auch der Sprache, in den verschiedenen Provinzen des Kaiserthums einzuführen; aber der Erfolg dieser Bestrebungen war nichts weniger, als vollständig. Die Empfindungen eines Volkes verweben sich in der Regel mehr mit den vertrauten Tönen und den kleinen Alltagsgewohnheiten; die ihm von seinen Vätern überliefert wurden, als mit den großen, politischen Maximen, auf die sich seine Regierung stützen mag. Es war jenes Dekret Joseph's II, nach welchem die deutsche Sprache allein in Ungarn gelehrt und gesprochen werden sollte, das den Geist des Nationalwiderstandes weckte; und dieser Geist ward immer stärker, bis er zuletzt, das Lateinische, wie das Deutsche stürzend, die Krone zwang, ein Gesetz zu genehmigen, kraft dessen der noch immer magere und ungestalte asiatische Dialekt, die magyarische Sprache genannt, zur Sprache der Schulen, des Landtages und der Gerichtshöfe gemacht worden ist.

Auch in Italien macht jetzt die Regierung einen ziemlich ähnlichen Versuch. Sie strebt das Deutsche in die Normalschulen einzuführen, offenbar, um es zur offiziellen, und sogar, wo möglich, zur Muttersprache zu machen: aber langsam und vorsichtig muß sie in dieser Hinsicht zu Werke gehen, sonst vernichtet sie ihre eigenen Pläne, und ruft eine eben so furchtbare Reaktion, wie in Ungarn hervor.

In Sachen der öffentlichen Verwaltung in Italien sucht die Krone ihr Verfahren ganz im Geiste des österreichischen Prinzips einzurichten; immer sich einzumischen und zu regeln, während sie im Wesentlichen nachsichtig zu sein wünscht; aber der italienische Geist ist nicht, wie der österreichische, zu kindlicher Unterwerfung geschaffen; und deswegen zeigt das väterliche Prinzip hier

Digitized by Google

mehr seine Autorität, weniger seine Nachsicht. Was den fiskalischen und den militärischen Druck betrifft, fühlt man doch; daß die österreichische Herrschaft bei weitem milder ist, als die französische war; und alles, was zur Beförderung des Ackerbaus, des Handels und des allgemeinen Wohlstandes dienen kann, wird eifrig befördert. Durchstreift einmal jene lieblichen Fluren, ihr werdet sie bebaut und blühend, wie einen Garten finden. Ihr werdet einen Boden sehen, der vom Ueberfluß seiner Erzeugnisse geradezu erdrückt wird, — ausgezeichnete Straßen, — hübsche Städte, — ein offenbar wohlgenährtes und wohlgekleidetes Volk, und jedes Anzeichen von öffentlichem, und individuellem Wohlstand.

Die Regierung macht größere Ausgaben für öffentliche Bauten in Italien, als in irgend einer der andern Provinzen. Das Repräsentativsystem ist ein wenig wirklicher, als in irgend einem andern Theile des Kaiserstaates, ausgenommen die Magnatentafel in Ungarn; und im Ganzen glaube ich, daß die Einwohner der kleineren Städte und Dörfer, so wie die Landbebauer überhaupt mit der bestehenden Herrschaft ganz zufrieden sind. Anders mag es in den größeren Städten, und besonders in Mailand sein, obgleich sich, wie es heißt, auch da die Unzufriedenheit mindert, und die neuliche Amnestie für politische Verbrecher die Popularität des Souveräns sehr vermehren wird; aber bis vor sehr kurzer Zeit konnte man nicht leugnen, daß in jenen Städten die Polizei außerordentlich streng und in manchen Punkten quälend und drückend war. Als Ursache führte man die Nothwendigkeit an, jenes niedrige und verworfene Intriguensystem, das selbst jetzt noch von Frankreich aus arbeitet, zu überwachen und zu unterdrücken, und jene zahlreichen und mächtigen Mißvergnügten niederzuhalten, die zu einer frühern Zeit eine Allianz mit Frankreich gern gesehen hätten, und die vielleicht noch jetzt nicht ganz die Hoffnung aufgegeben haben, ganz Italien zu einem unabhängigen Staat vereinigen zu können.

Die Polizei hat dieselbe Macht in den deutschen, wie in den italienischen Provinzen; aber dort verfährt sie nachsichtig und ohne Mißtrauen, weil sie mit einer anhänglichen und zufriedenen Bevölkerung zu thun hat. In Italien, in den größern Städten jedenfalls wurde sie streng, weil sie das Volk für feindselig erkannte, oder im Verdacht hatte, und diese Strenge hat vermuthlich wieder jenes Gefühl der Erbitterung hervorgerufen, das sie ursprünglich zu unterdrücken und zu beherrschen bestimmt war. Doch ist kein Zweifel, daß ihre Wachsamkeit und Energie in den Städten, verbunden mit der allgemeinen Zufriedenheit, die auf dem Lande herrscht, und der gewaltigen Militärmasse, welche die französische Grenze entlang aufgestellt ist, genügen wird, den innern Frieden zu erhalten, so lange wenigstens, als kein bedeutender Stoß von Außen erfolgt, und so lange die Regierung sich nicht ihrer unablässigen Sünde hingiebt, germanisiren zu wollen.

Digitized by Google

Die Mißvergnügten, oder diejenigen wenigstens, die es waren, bilden zwei Klassen. Die eine besteht aus blos demokratischen Revolutionären, die ihren eignen, persönlichen Vortheil in der allgemeinen Verwirrung suchen, — Personen meist unmoralisch in ihrem öffentlichen und Privatcharakter, Bankerotteurs an Ehre und Vermögen. Von der andern Klasse möchte ich in ganz anderen Ausdrücken, mit dem Gefühle aufrichtiger Hochachtung sprechen. Viele von ihnen kannte ich und schätzte ich hoch; einige als Verbannte in fremden Ländern — Männer von großem Reichthum und vielen Kenntnissen, liebenswürdig und ehrenwerth in ihren Ansichten und ihrem Wandel, und nur zu enthusiastisch für die Zeit und die Verhältnisse, in denen sie lebten.

Nur wenige rechtgesinnte Menschen gibt es, die den Empfindungen dieser patriotischen, aber irregeleiteten Männer ihre Theilnahme versagen könnten, wenige, die nicht mit Schmerz daran dächten, daß die Idee eines italienischen Königreichs, welches die verschiedenen Staaten des

— Gartens dieser Welt, der Heimath
Von allem, was Natur und Kunst erschaffen,

vereinigte, nur ein Gebilde der Phantasie ist. Der praktische Staatsmann, der wirkliche Freund Italiens muß seine Privatwünsche vor den Lehren der Beobachtung und Erfahrung verstummen lassen. Italien hat kein gemeinsames Centrum für seine Völkerschaften, keine gemeinsamen Interessen, oder Empfindungen — kein Element politischer Combination — und was vielleicht noch wichtiger ist, keinen hinreichenden Kern von öffentlicher oder häuslicher Moralität, um seine Unabhängigkeit zu ertragen, selbst, wenn es sie für einen Augenblick erringen könnte.

Wie unpassend die Vereinigung der Lombardei mit Oesterreich erscheinen mag, eine Vereinigung mit Neapel wäre es nicht minder. Ein Jahrtausend hindurch war Italien der Schauplatz blutiger Kämpfe oder hinterlistiger Intriguen zweier auswärtiger Mächte, von denen eine gewöhnlich den unumschränkten Einfluß über seine kleineren Staaten und den wirklichen Besitz eines Theils seiner Nordprovinzen behauptete. Bei dem Stande der Weltangelegenheiten muß die Unterwerfung unter transalpinischen Einfluß und Herrschaft für jetzt sein Schicksal bleiben: und wenn dies der Fall ist, so wird gewiß jeder praktische Staatsmann, jeder ächte Menschenfreund — Alle, die Europa's Ruhe, oder die wirklichen Interessen und das Gedeihen des italienischen Volkes berücksichtigen, Alle werden sich in dem Streben vereinigen, den unumschränkten Einfluß auf Italien lieber Oesterreich, als Frankreich zu sichern.

Digitized by Google

Länder- und Völkerkunde.

14. Der Josefsberg bei Wien und seine Schicksale.

Im Zusammenhange mit dem Leopoldsberge, dem ersten Gipfel des Kahlenberges, früher Kettenberg genannt, steht der sogenannte Josefsberg. Der Besucher dieses Berges kann von Heiligenstadt oder Grinzing aus, zu Fuß oder zu Pferde, auf denselben gelangen, und für Damen, welche dem Bergsteigen nicht gewogen, stehen um eine geringe Summe (20 kr. K. M.) Tragthiere in den genannten Orten bereit, welche sie auf geduldigem Rücken gefahrlos die Höhe hinanbringen. Diese Kavalkaden sind zu einer Lieblingsunterhaltung der Wiener geworden.

Auf dem Josefsberge findet man ein hübsches Dörfchen, in dessen Mitte sich die alte Kamaldulenser-Kirche befindet. Das Dörfchen besteht aus 22 Häusern mit 57 Einwohnern, niedlichen Gärten, dem sogenannten Schloß-Wirthshause und dem Kasino des Herrn Gottfried Egermayer. Vorzüglich ist an beiden letztgenannten Orten die Aussicht auf den Leopoldsberg und auf die Kaiserstadt und ihre ganze weite Umgebung.

In dem Kasino, dessen Lokalität ziemlich ausgedehnt und zur Bewirthung einer großen Zahl Gäste mit städtischem Komfort eingerichtet ist, wird noch das Zimmer sammt dem Tische gezeigt, auf welchem Mozart seine „Zauberflöte“ schrieb. Nur wenige Häuser dieses Dörfchens, welches sich Josefsdorf nennt, sind im Winter bewohnt, da sie meistens Eigenthümern aus Wien angehören, welche nur die Sommermonate in denselben zubringen.

Die Kirche, ein schönes Gebäude, ist ziemlich gut erhalten; sie wird als eine ehrwürdige Reliquie auf Verlangen geöffnet, was auch ehedem mit der Gruft geschah, welche auf höhere Anordnung seit kurzem wegen argen Muthwillens, der dort getrieben wurde, geschlossen bleibt. Man findet in ihr unter vermoderten Särgen mehre zu Mumien eingeschrumpfte Leichen.

Auf dem Platze zwischen dem Kloster und dem Schloß-Wirthshause befindet sich der in Stein gehauene Brunnen von 18 Klafter Tiefe, dessen Wasser köstlich ist. Das in ein Gastgebäude durch Vermiethung umgestaltete Schloß ist ziemlich groß und bequem. Vor dem Hause ist ein freier mit Bäumen besetzter Platz, welcher gegen die Hauptstadt hin eine Art Terrasse mit einem Geländer bildet.

Einzelne erhaltene Inschriften mahnen noch an die entschwundene Kloster-

Digitized by Google

zeit. So zeigt sich über dem Einfahrtsthor das alte Klosterwappen mit der Ueberschrift: „Sit nomen Domini benedictum MDCCXLIII.“ Der Keller des Gastwirthes ist ebenfalls ein Werk der Mönche.

Die Höhe des Josefsberges beträgt 1060 Fuß über dem Donauspiegel; er ist also bedeutend höher als sein südlicher Nachbar, der Leopoldsberg. In den ältern Zeiten war dieser Berg ein Eigenthum des benachbarten Stiftes zu Kloster-Neuburg, ganz mit einem düstern Eichenwalde bedeckt, und führte den Namen: „Schweinsberg“, wahrscheinlich von den vielen Ebern, welche das Dunkel des Urwaldes zu ihrem Aufenthalte gewählt hatten.

Nikolaus Wollsky, der Stifter eines Kamaldulenser-Klosters und Marschall in Polen, dann der kaiserliche Rath Mathias Anoldini, und der dalmatinische Graf Athanasius Geogeri empfahlen dem Kaiser Ferdinand II. die Kamaldulenser-Mönche auf das Angelegentlichste, und bewogen ihn, auch für diesen Orden ein Kloster in seinen Staaten zu stiften, damit die aus Italien nach Polen wandernden Kamaldulenser mindestens in der Mitte ihres beschwerlichen Weges eine Unterkunft in einem Hause ihrer Regel fänden. Kaiser Ferdinand berief hierauf im Jahre 1627 die Söhne des heiligen Romuald von der Kamaldulenser Einöde, *Montis Coronae*, aus Italien hierher.

Diesem Rufe folgend, erschienen vier Mönche jenes Ordens. Zwei der Brüder erwählten den öden finstern Schweinsberg zu ihrem künftigen Aufenthalte. 1628 wurde diese ganze Waldgegend von dem Stifte Kloster-Neuburg dem Kaiser Ferdinand abgetreten, von welchem sie am 2. April desselben Jahres den Kamaldulensern, mit Bewilligung des apostolischen Nuntius und des Diözesanbischofes von Passau, Leopold II, Erzherzogs von Oestreich, als Eigenthum übergeben wurde. Den dritten Juli erfolgte die Schenkungsurkunde des Berges und die Anweisung eines Stiftungskapitales von 36,000 Gulden. Diese Summe war das Vermögen zweier adeliger, aufrührerischer Brüder, Namens Struncheda von Kölln, welches dem Fiskus anheim gefallen war.

Der Kaiser legte am 10. August 1628 den Grundstein zu Kirche und Kloster, die Kaiserin den zum Krankenhause, und König Ferdinand jenen zur Gründung des Gastgebäudes. Nach Beendigung dieser Feierlichkeiten wurde von dem Hofe das Mittagsmahl auf dem Berge eingenommen, bei welcher Gelegenheit der Kaiser noch 1000 Gulden den Mönchen zum Geschenke machte, und den Namen des Berges: „Schweinsberg“ in „Josefsberg“ verwandelte; dem zu erbauenden Kloster aber den Namen jener Einöde in Italien, von welcher die Brüder kamen, nämlich „*Montis Coronae*“ ertheilte.

Digitized by Google

Der Bau machte rasche Fortschritte. Bald erblickte man das Noviziat, einen Keller, das Preßhaus, die Küche, Apotheke und eine Herberge für Fremde. Das Ganze war in Gestalt eines Vierecks erbaut, und hatte mit seinen zwanzig Zellen und der Mauer, welche diese umgab, das Aussehen eines Dörfchens. Jeder der Mönche hatte nach der Regel des Ordens ein besonderes, von den andern abgesondertes Häuschen mit zwei Zellen, an welches sich ein kleiner Obst- und Blumengarten schloß. Im Hofraume selbst war von Zelle zu Zelle ein Gang geführt, der sich an die Kirche und das Krankenhaus und die Apotheke anschloß. In der Mitte befand sich die Kirche, das Priorat nebst den Gastgebäuden, vor welchen sich die herrliche Aussicht auf die Kaiserstadt und ihre reizvolle Umgebung bot.

Kaiser Ferdinand II hatte nicht die Freude, die Vollendung des Baues zu erleben, da er schon am 15. Februar 1637 das Zeitliche segnete. Doch sah er noch das Kloster zu einem Priorat erhoben, und den Pater Prosdomicus Murianensis im Jahre 1636 mit der Würde eines Priors bekleidet. Erst sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Ferdinand III, erlebte die Beendigung des heiligen Baues, welcher 1639 erfolgte, nachdem er im Jahre zuvor demselben all' seine Gerechtsamen und Freiheiten ertheilt hatte.

Nun lebten die frommen Büßer ein stilles, Gott ergebenes Leben, getheilt in einsame Betrachtungen und in Ausübung ihres Gottesdienstes. Sie sangen nach der Regel ihres Ordens ununterbrochen Psalmen und fasteten die Hälfte des Jahres. Dreimal in der Woche, vorzüglich an Sonn- und Feiertagen zogen sie nach dem Leopoldsberge und beteten dort in der Kapelle für das Wohl des Landesfürsten. Sie durften kein Leinenzeug auf dem Leibe tragen, und nur auf Strohsäcken schlafen. Ihre Kleidung bestand nur aus einer Kutte von weißem groben Tuche, einem Ledergürtel und hölzernen, mit Leder bedeckten Sandalen. Beim Ausgehen trugen sie breitkrämpige weiße, mit schwarzer Leinwand gefütterte, Hüte, und einen weißen bis auf die Knie reichenden Mantel, an dem eine Kapuze befindlich war, und welcher am Halse mittelst eines Querholzes geschlossen werden konnte.

1683 brachten die Türken dem angefangenen Werke sowohl, als den alten Gebäuden, gänzliche Zerstörung. Am 7. Juli jenes Jahres verkündigten die aufflammenden Dörfer das Nahen des furchtbaren Feindes, und ermahnten die frommen Einsiedlermönche zur Flucht. Ihr Prior Cerbonius raffte alle wichtigen Dokumente, Bücher und Reliquien zusammen, und verbarg sie in zwei wohlverschlossene Zellen, nahm sodann die Kirchenschätze, das Grundbuch des Klosters nebst den kaiserlichen Privilegien zu sich, und floh mit neun anderen Eremiten nach Linz. Aber auch hier sich nicht für sicher haltend, begab er sich nach Italien, während seine Begleiter in Baiern eine Zufluchtsstätte suchten. Es war die höchste Zeit zur Flucht, denn der Hof selbst,

Digitized by Google

welcher Wien verließ und nach Linz flüchtete, sah schon in dem ersten Nachtlager, welches er in Korneuburg hielt, die zum Himmel steigende Flammenlohe des Kamaldulenser Klosters auf dem Josefsberge.

Am 11. September 1683 erschien das christliche Heer zum Entsatze der Hauptstadt auf dem Kahlenberge. Es war bei 85,000 Mann stark, und führte 186 Kanonen. Der tapfere Polenkönig und der Herzog von Lothringen sahen von dem Berge das in Staub eingehüllte, und von dem Geschütze der Ungläubigen so hart bedrohte Wien. Die alten Wälle waren zerstört, doch hatte Starhemberg neue erbaut und alle Mittel angewandt, dem Feinde zu trotzen. Am Abend dieses Tages waren die Kanten der ganzen Bergkette beleuchtet, welche Erscheinung Freude und Jubel unter die bedrängten Wiener brachte, und die während der Nacht häufig aufsteigenden Raketen versicherten sie der Ankunft ihrer Retter.

Mit Tagesanbruch versammelte die Kriegsfürsten eine Messe in den Ruinen der Kamaldulenserkirche, welche der Feldprediger Avianus las. Nach Beendigung des Gottesdienstes schnallte Sobiesky seinem Sohne Jakob den Panzer um, und stellte ihn dem Herzog von Lothringen mit den Worten vor: „Mein Sohn lerne von diesem großen Feldherrn, wie man Krieg führen soll.“ Hierauf sprach er zu seinen Kriegern: „Polen! Euer König, Euer Beispiel!“ Nach diesen Worten gab er das Signal zur Schlacht, welche Wien aus den Banden der Ungläubigen rettete.

Den 6. November desselben Jahres kehrte Cerbonius mit seinen Mönchen wieder auf den Josefberg zurück. Er fand die verborgenen Schätze in den heiden Zellen noch unversehrt, obgleich alle übrigen Gebäude von den Türken in Schutt verwandelt waren. Die frommen Brüder begannen sogleich die Brandstätte vom Schutte zu reinigen und arbeiteten, vom Kaiser Leopold und dem Adel unterstützt, mit rastlosem Eifer an dem Wiederaufbaue ihrer Zellen und der Kirche. In Kurzem erstanden auch die Gebäude wieder, jedoch nicht in einem so vollkommenen Zustande als vor ihrer Zerstörung. Ein günstiger Zufall beschenkte aber bei diesem Baue die Brüder mit dem, was sie seit einem halben Jahrhundert vergebens gesucht hatten. Am Festtage Maria Schnee entdeckte nämlich einer der Kamaldulenser-Mönche unfern des Klosters eine Quelle. Er schöpfte und fand das klarste, köstlichste Wasser. Man denke sich die Freude der frommen Gemeinde, welche einem beschwerlichen Mangel nun für immer abgeholfen sah.

Im Jahr 1782 wurde das Kloster aufgehoben. Zehn Priester, drei Kleriker und sechs Laienbrüder verließen am 4. Februar mit großer Trauer den Ort, an welchem sie in Abgeschiedenheit und Stille ihr Leben zu enden gedachten. Noch im selben Jahre brachte Herr von Kriegl den Josefsberg sammt der entweihten Kirche, den Zellen der Kamaldulenser und der

Digitized by Google

Waldung an ſich. Die Zellen verkaufte er als Bauſtellen, die übrigen Kloſtergebäude veränderte er in ein Wirthshaus. Auf ſein Anſuchen wurde die Kirche am 21. Dezember 1783 wieder eingeweiht, und dabei eine eigene Lokal-Kaplanei errichtet, welche durch einen Kapitularen des Stiftes Kloſter-Neuburg beſetzt und dem Leopoldsberge eingepfarrt wurde.

Später kam der Joſefsberg in die Adminiſtration, von welcher ihn im Jahre 1795 das oberwähnte Stift käuflich an ſich brachte. Im Jahre 1809 wurde die Lokal-Kaplanei, nachdem ſie 26 Jahre gedauert hatte, wieder aufgehoben, und die Bewohner des Joſefsberges der Pfarre zu Heiligenſtadt zugetheilt. Hierauf erkaufte Frau von Traunwieſer von dem Stifte den Berg, welche ihn jedoch wieder dem Fürſten Liechtenſtein überließ, der noch jetziger Beſitzer deſſelben iſt. Das Einſame des Joſefsberges, mit ſeinen reizenden Umgebungen, erwarb demſelben viele Freunde, unter dieſen nennen wir den geiſtreichen Fürſten von Ligne, welcher viel zur Verſchönerung des Berges beitrug, und auch ſeine Grabſtätte auf demſelben wählte.

Herr Dr. Poßinger aus Wien beſitzt nebſt dem Caſino, das er einem thätigen Manne zur Miethe gibt, mehre der hübſchen Häuſer, welche faſt alle eine prächtige Ausſicht bieten, während auch jenes an das Caſino gränzende — einſt Ligne's Sommerhaus — drei Gärten mit der üppigſten Vegetation hat. — Das Häuschen der Erben des Herrn Ziegler, eines vermöglichen Fabrikanten und Naturfreundes aus Wien, deſſen Ueberreſte noch auf dem joſefsdorfer Friedhofe, vielleicht dem ſchönſtgelegenſten in der Monarchie, ruhen, iſt durch ſeine niedliche Bauart, wie das Thürmchen mit der prächtigen Ausſicht ein Gegenſtand der Neugier luſtreiſender Städter. In wahrhaft romantiſchem Zauber ligen die Häuſer des Herrn Friedrich Wilhuber, mit der überraſchendſten Ausſicht, die man ſich denken kann. Ueberhaupt ſcheint die äuſſerſt geſunde und ſchöne Lage dieſes Ortes und ſeiner Umgebung noch nicht jener vollen Würdigung, die ſie verdient, ſich zu erfreuen.

J. N. Vogl.

Digitized by Google

Gebiet der Reisen.

14. Ausflug von Mainz nach Athen.

Mit praktischen Bemerkungen über den gesellschaftlichen, den Handels- und Gewerbthätigkeits-Zustand der Rhein- und Donau-Länder, der Türkei, Griechenlands, ꝛc.

Von J. Hoffmann, k. pr. Art. Lieut.

III. Von Wien bis Pest *).

Will man das von Wien nach Pest gehende Dampfschiff benutzen, so miethet man, um zum Abfahrtsplatz zu gelangen, entweder einen Wagen, oder man findet sich am Reisetage um halb 3 Uhr Morgens auf dem Judenplatze in Wien ein, wo die sogenannten Dampfschifffahrts-Wagen zur Fortschaffung bereit stehen. In diesem Falle muß man sich jedoch tags vorher in dem Büreau der Dampfschifffahrts-Expedition für einen Gulden eine Karte lösen, und unter allen Umständen das Gepäck Nachmittags um 3 Uhr in den Hof des bezeichneten Lokals bringen lassen.

Der Weg zum Dampfschiffe führt durch den Prater, diesen unschätzbaren Vergnügungsort und Spaziergang der Wiener, den ich schon einige Tage vorher in allen Richtungen durchstreift. In ihm findet man für rauschende Freuden (und dazu dient vorzüglich der Wurstelprater) eben so wohl wie für einsamere und edlere Vergnügungen, in Betrachtung einer Natur, Genuß, die hier, was selten wieder zu finden, in die Nähe einer so großen Stadt einen prachtvollen Wald auf die schönsten Wiesenteppiche ausgebreitet hat. Die verschiedenartigsten Bäume in malerischen Gruppen oder vereinzelt kunstlos durch einander gestreut, bald durch Alter gebeugt und in ihren Stämmen geborsten, bald mit majestätischer Größe, in jugendlicher Kraft die dick belaubten Kronen über die Umgebung erhebend, laden sie den einsamen Wanderer in die kühlenden Schatten ihrer geheiligten Bezirke. Ganze Heerden Hirsche und Rehe, sicher vor des Menschen tödtender Waffe, durchziehen in

*) Vergl. mit den früheren Mittheilungen über denselben Gegenstand im dritten vierten Band für 1840 der Bibl. d. n. Welt.

Digitized by Google

ungestörter Freiheit diese herrlichen Haine, in welchen von allen Zweigen die Freiheits-Gesänge der kleinen Waldbewohner erschallen, des Menschen Seele in selige Genüsse einwiegend oder zum Frohsinn belebend. Ich halte den Prater für das Dorado Wiens und glaube, daß so lange er steht Wien stehen und groß bleiben wird, denn er ist seine beste und schönste Aegide.

In fünf Viertelstunden ungefähr erreicht man den Abfahrtsplatz der Dampfschiffe. Man muß daselbst gewöhnlich noch eine volle Stunde bis zum Augenblick der Abreise warten; eine Unbequemlichkeit für den Reisenden, der man sehr leicht dadurch abhelfen könnte, wenn man vom Judenplatz, statt um halb 3 Uhr, eine Stunde später abführe. Der Hauptübelstand bleibt dabei freilich immer noch unbeseitigt, daß man nämlich überhaupt einen so weiten Weg zurückzulegen hat, bevor man zum eigentlichen Anfangspunkt der Reise gelangen kann.

Ich habe zwar bemerkt, daß man den Kanal, der durch Wien geht und nicht genug Wasser hat, um die Dampfschiffe aufzunehmen, jetzt zu reinigen sucht, allein es ist dabei so wenig Ernst sichtbar, daß man die Zeit der endlichen Beendigung der bezüglichen Arbeiten noch gar nicht voraussehen kann. Mir scheint, nach genauer Besichtigung der Kanäle, ein günstiger Erfolg nur dann denkbar, wenn man das sogenannte Kaiserwasser, in welches die Hauptströmung geht und das immer noch Wasser enthält, wenn alle anderen Arme und Kanäle daran schon Mangel leiden, zuschütten wollte. Große Schwierigkeiten würden zur Ausführung dieses Unternehmens allerdings zu überwinden sein; denn Mühlenbesitzer und andere Grundeigenthümer haben am Kaiserwasser alte Gerechtsame, die sich nicht leicht ablösen lassen; allein zur Bewerkstelligung eines für Wien so wichtigen Gegenstandes, scheint es mir, sollte man das Aeusserste versuchen.

Von Wien nach Pest fährt das Dampfschiff zwei oder drei mal in jeder Woche; von Pest aus weiter, stromabwärts, nur alle acht Tage. Da die Verbindung zwischen beiden Orten sehr lebhaft ist, so mangelt es dem Dampfschiff nie an Passagieren. Auch diesmal war das sichtbar; denn auf dem Verdeck konnte man sich wegen aufgestellten Wagen, Koffern und Reisenden kaum bewegen.

Bevor man aber das Schiff besteigen kann, hat man noch eine Kontrolle zu bestehen; wonach man etwas freier athmen darf. Man muß nämlich einem aufgestellten Wachtposten den Zettel abgeben, den man „gültig für drei Tage“ von der Polizei ausgestellt bekommt. Auf dem meinigen war der Termin bereits seit einem Tage abgelaufen. Ich hatte deshalb schon von Festhalten, Zurückbringen nach Wien, Verlust meines schon bezahlten Platzes und anderen Skrupeln geträumt; allein gegen Erwarten lief noch alles gut ab. Ich that als verstände ich nicht deutsch, als sich mir die fünf Finger

Digitized by Google

einer Schergenhand entgegen streckten, zuckte mit den Achseln, wurde von anderen fortgedrängt und kam so glücklich durch die verhängnißvolle Barriere. Als ich mich später am Bord des Schiffes aufpflanzte, um die nach mir kommenden Reisenden zu mustern, warf der Wachtmann wohl von Zeit zu Zeit noch fragende Blicke auf mich, doch diese konnten mir jetzt gleichgiltig sein, da ich wohl wußte, daß er unser Sagunt, das Dampfschiff, nicht betreten durfte.

Um 5 Uhr stießen wir bei heiterem Himmel aber widrigem Winde ab, nachdem mich die nächsten Umgebungen einige Minuten vorher in historische Betrachtungen versenkt hatten; denn auf der Gemeindewiese des bald unterhalb Wien gelegenen Simmering sollen die türkischen Gesandten früher empfangen worden sein, und das große Pulvermagazin oder sogenannte Neugebäude soll die Stelle einnehmen, wo Sultan Soliman im J. 1529 sein Zelt aufgeschlagen hatte. So erinnert uns jeder Schritt an die Vergänglichkeit, womit der Mensch so ungern sich befreundet, und dem kleinsten Insekte, wie dem größten Eroberer, ist seine Zeit gemessen. Die große Stunde schlägt endlich für jeden. Was war die Türkei damals Oestreich gegenüber; was ist sie jetzt, nach wenigen Jahrhunderten? ....

In der Nähe, vom linken Ufer der Donau etwas weiter ab, ligen neben einander Aspern und Eslingen, und erinnern an die 1809 für die Franzosen so unglücklich ausgefallenen Gefechte, desgleichen bietet die Ansicht der Insel Lobau hinlänglichen Stoff, die Gedanken zu beschäftigen.

Ehe man in die Nähe derselben kommt, theilt sich die Donau in mehre Arme und die Fernsicht wird durch die dicht bewachsenen Ufer gehemmt. Allein diese Buchen und Birkenhaine, die sich bald als Wald in weiten Revieren, bald als kleinere Gruppen auf Wiesengrund an beiden Ufern entlang ziehen, tragen ein sehr malerisches Gepräge, und sind nicht ohne poetische Einwirkung durch den Karakter der Einsamkeit, der in diesen friedlichen Gefilden sich ausspricht. Indem nun der Strom mit seinen Inseln hier die Breite des Rheins bei Mainz überschreitet, wird, im Verein mit dem traulichen Waldesdunkel seiner Ufer, oft ein zauberischer Reiz dadurch hervorgebracht, auf dem das Auge mit Entzücken weilet. Die blauen Gipfel einzelner Berge schauen hier und da aus dem Hintergrund dieser Waldperspektive herüber und verlieren sich nur hinter den das Gesichtsfeld deckenden Inseln, um bald wieder um so unerwarteter hervorzutreten.

Im allgemeinen wird von Kosclau bis Hainburg das linke Ufer vom rechten dominirt. Bei jenem Orte bildet die Donau ein weites Becken, dessen Periferie rechts durch einen hohen Uferrand mit vorgeschobenem Gebüsch, links durch ein auf Wiesen ausgebreitetes Gehölz, und beide Theile verbunden durch eine kurze Bergkette begrenzt wird. Von Hainburg hingegen

Digitized by Google

bildet der sogenannte Hainburgerberg einige Zeit den Richtpunkt für den Lauf des Schiffes. Bei Schwärhat steht auf dem Felde eine steinerne Säule die zum Andenken der Zusammenkunft des Kaiser Leopold I mit König Sobiesky, damals Wiens rettender Genius, nach Vertreibung der Türken 1683, gesetzt wurde.

Um 6 Uhr 40 Min. kamen wir bei Petronell an, dessen gothischer Kapelle ein hohes Alter zugesprochen wird, während der Ort selbst ein Römersitz gewesen sein soll, den Attila zerstörte. Zehn Minuten später begrüßten wir das malerisch gelegene Deutsch-Altenburg, wo die Donau einen großen Bogen bildet, nachdem man in der Nähe der Ruinen eines, von Augustus errichteten Triumfbogens, ein Denkmal der Eroberung Pannoniens durch Tiberius, und alter römischer Verschanzungen, vorbei gekommen ist, welche 1683 von den Oestreichern gegen die Türken benutzt wurden. Deutsch-Altenburg hat gegenwärtig etwas über 1000 Einw. und soll ein schönes im modernen Styl gebautes Schloß haben, so wie außerhalb des Ortes ein sehenswerthes gothisches Gebäude, die Kirche zum heil. Johannis.

Hainburg hat schöne und reiche Obstgärten, die aber einen traurigen Anblick darboten, indem sie von den Raupen völlig entlaubt waren. Das Bemerkenswertheste dieses Ortes ist die berühmte Rauch- und Schnupftabackfabrick, die ihre Blätter großentheils aus Ungarn bezieht und die bedeutendste im Kaiserreich ist. Da wo die March in die Donau mündet, ligt auf einem Felsen das alte Schloß Theben. Die Berge treten hier auf eine Strecke dicht ans Ufer, während die des rechten einen Vordergrund von Gehölzen haben, so daß beide Ufer ein sehr anmuthiges Gemälde umfassen, das aber bald von einer reichern Landschafts-Komposition durch die Erscheinung von Preßburg, verdrängt wird.

Schon in großer Entfernung, oberhalb der Stadt, erblickt man das königliche Schloß, dessen Ruinen ein Denkmal mannigfacher Erinnerungen sind. Denn es war, um nur Einiges anzuführen, ebenso wohl einst Aufbewahrungsort der Krone des heiligen Stefan, als zeitweise Asyl der kaiserlichen Familie, so wie später Seminar und zuletzt sogar Kaserne, so oft die endliche Bestimmung der Gebäuden, die einst in fürstlichen Glanze prangten. Erst seit dem letzten Brande im Jahr 1811 sank dies Gebäude zur Ruine herab.

Preßburg, durch eine Schiffbrücke mit dem entgegengesetzten Ufer verbunden, gewährt einen überaus heiteren und freundlichen Anblick. Seine Einwohnerzahl von etwa 35000 Seelen, soll sich seit zwei Jahren nicht wesentlich vermehrt haben, weil das Fabrikwesen sehr unbedeutend und in keinem Wachsthum begriffen ist, und fast keine Neubauten unternommen werden, da jeder Hauseigenthümer während der Landtagssitzungen verpflichtet ist, eine,

Digitized by Google

nach der Größe seines Besitzthums, angemessene Anzahl Deputirten, unentgeldlich bei sich aufzunehmen. Der Handel aber, der sich hauptsächlich auf Früchte beschränkt, ist fast ganz in den Händen der Juden, weil mit ihnen die oft geldbedürftigen Gutsbesitzer am besten fertig zu werden glauben, obgleich bei solchen sich oft wiederholenden Geldvorschüssen, der Vortheil doch stets in der Wagschale jener ligen bleibt. Der Handel mit Wein dagegen, der früher nicht unbedeutend war, ist jetzt ganz im Verfall. Daher kommt es, daß Preßburg im Allgemeinen tod ist und nur dann von Jubel laut wird, wenn eine Krönung statt findet, zu welchem Zweck alsdann die Krone im feierlichen Zuge von Ofen abgeholt wird; oder auch wann sich der Landtag versammelt, der stets die Stadt mit regerem Leben beseelt. Das Landtags-Gebäude befindet sich in der Michaels-Straße; sein Inneres ist in mehre dekorirte Säle abgetheilt. Der Erzherzog Palatin ist dauernd Präsident an der Magnaten-Tafel, während jener der Stände für einen Tag oder eine Woche gewählt werden kann. Dem ersten zur Seite rechts sitzt der Primas des Reichs, der Erzbischof von Gran, links der Reichsrichter; (judex curiæ); ihm folgt der Primas von Kroatien und weiter hin die andern Würdenträger des Reichs.

Es werden nur die Wünsche der Regierung oder des Landes verhandelt, und beide Präsidenten haben das Recht, zur Stimmabgabe aufzurufen, wen und wie sie wollen, ohne verpflichtet zu sein, eine gewisse Rang- oder Reihefolge zu beobachten.

Bei dieser Gelegenheit soll es zuweilen sehr wild zugehen, so daß es nicht selten vorkommt, daß selbst der Palatin beleidigt wird, der alsdann das Recht hat die Sitzung aufzuheben. An ihn gesandte Deputationen, bemühen sich hierauf sein Wiedererscheinen zu erbitten, das nach einigen Tagen gewöhnlich erfolgt und oft bald eine abermalige Unterbrechung erleidet.

Die Zuhörer, welche in den Magnatensaal Zutritt zu erlangen wünschen, müssen in ungarischer Nationaltracht, mit Kalpack, Säbel, ꝛc., erscheinen; die Geistlichen aber, gewöhnlich die zahlreichsten, in ihren Ordenskleidern. In dem Saal der Stände steht Jedem ohne Ausnahme und Unterschied des Standes der Eintritt frei. Das Endresultat all des Schreiens, Lärmens und des überhaupt oft ziemlich polnischen Reichstages ist gewöhnlich, daß nur das durchgeht, was die Regierung will. Man kann sich hierbei des Wunsches nicht enthalten, daß sie doch bald einmal die Ausführung des, für das Land wohlthätigsten Werkes wollen möchte, nämlich die Aufhebung der Frohndienste und der verjährten, die Fortbildung des Volkes beeinträchtigenden, Rechte der Magnaten, um dieses, von der Natur so gesegnete Land, dadurch in höheren Aufschwung zu bringen und die Geistesbildung der Bevölkerung, Industrie und Kultur, aus ihrem wahrhaft kläglichen Zustande zu reißen.

Digitized by Google

Im Banat, dieser Kornkammer des Reichs, wo das Korn 32fach trägt und in Erzeugung aller Produkte eine fast beispiellose Fruchtbarkeit vorwaltend ist, werden alljährlich ungeheure Haufen Kuh- und Schaafmist, die an andern Orten mit Gold aufgewogen werden, verbrannt, weil der Boden ohne dem fett genug ist, und dennoch ligen dort große Strecken Landes wüste, obgleich man das Korn gleichsam nur in den Boden werfen darf, um einer reichen Erndte gewiß zu sein. Unter solchen Umständen läßt sich natürlich von Seiten Ungarns, für die Regulirung der Donau, wodurch vieles Land dem Strome abgewonnen werden könnte, gar nichts erwarten. Der Bauer erblickt darin keinen Vortheil für sich; und der Edelmann begreift ihn entweder nicht, oder ist zu träg, liebt zu sehr sein behagliches Wohlleben, als daß er durch dergleichen, das allgemeine Wohl betreffende Intressen, angeregt werden könnte.

Alles trägt in Ungarn, sagt Marmont, das Gepräge des Mittelaliers. Das Eigenthumsrecht ist nicht gehörig gesichert; es beruht einzig auf dem Lehngesetze. Der Bauer ist, ohne daß er es, in Folge langer Gewohnheit und ohne Kenntniß von etwas Besserem, selbst weiß oder fühlt, nicht viel mehr als Sklave, indem er in förmlicher Leibeigenschaft lebt und der Edelmann kennt gewöhnlich unter allen Baumarten, allein seinen Stammbaum, den z. B. der Fürst Esterhazy von Adam und das Haus Croi von Noa herleitet.

In der Befriedigung materieller Bedürfnisse, Reiten, Fahren, Jagd, Essen und Trinken sucht der ungarische Edelmann mit wenigen Ausnahmen, die höchsten Lebensgenüsse welche ihn zu einem Luxus und zu Ausgaben verleiten, die bald sein Einkommen übersteigen, und ihn den Händen der Juden überliefern, die mit dem Rest seines Eigenthums bald fertig werden, um ihn verarmt sich selbst zu überlassen.

Ungarn ist ein glückliches Land, wenn man darunter seinen gesegneten Boden versteht, ein unglückliches in Bezug des geistigen Standpunktes seines Volkes. Was gehen mich Dampfschiffe und Eisenbahnen an, sagt die Masse der ungarischen Edelleute, wenn ich mein Auskommen habe; aber dieses Auskommen verwandelt sich wie gesagt oft nur zu bald in ein Ausgehen seiner Mittel.

Wie und was der Bauer arbeitet, ob er sein Feld theilweise oder gar nicht bestellt, darum kümmert sich niemand, so lange er die auf ihm lastenden Abgaben regelmäßig entrichtet. Der Bauer sagt: „Ich werde mich hüten mehr zu bebauen, da ich weiß, daß die Folge davon nur größere Belastung der Steuern von Seiten meiner Herrschaft sein würde.“ Deshalb überschreitet er nicht das Geleise seines Vorgängers. Dieser in geistiger Beziehung herabgedrückte Zustand des ungarischen Volkes aber ist um so mehr zu bedauern,

Digitized by Google

als in ihm unverkennbar ein so reicher Stoff vortrefflicher Eigenschaften verborgen ist, wie in wenig andern Völkern; ein Stoff, der gleichsam nur auf einen befruchtenden Regen wartet, um die Blüten und Früchte hervorzubringen.

Die besten Anlagen des Verstandes, durchglüht von einer reichen Fantasie, schlummern daher unter der Asche nicht mehr zeitgemäßer Privilegien der höhern Stände, bei denen die Gastfreundschaft eine von den wenigen Tugenden ist, welche sie aus der Vergangenheit in die Gegenwart mit herüber genommen haben. Der Bauer aber vegetirt, in unbewußter Herabwürdigung seiner selbst, als der Fußschemel seines Herrn.

So sehr ich daher auch geneigt bin dafür zu stimmen, einem jeden Volke nicht allein seine Sprache, als die Pulsader seines Blutumlaufs, zu lassen, sondern dieselbe auch so viel als möglich nach allen Seiten auszubilden, so kann ich mich doch nicht von der Ueberzeugung los sagen, daß die Wünsche, welche jüngst in dieser Beziehung von den ungarischen Landständen geltend gemacht wurden keineswegs der Ausdruck des Volkes, sondern nur der bevorrechteten Stände sind, und daß dabei der unedle Beweggrund nicht undeutlich durchblickt, einer jeden Verschmelzung mit dem gebildetern Deutschland vorzubeugen. Allerdings besteht darin das beste Mittel, das Volk in jener, von der europäischen Zivilisation isolirten, dem Adel aber abhängigen Lage zu erhalten, indem man wohl einzusehen scheint, daß mit der nähern Bekanntschaft der Sprache eines Landes auch dessen innere und äussere Verhältnisse nicht unbekannt bleiben können, was den gemeinen Ungar leicht aus seinem Schlafe wecken könnte.

Ueber die ursprüngliche Heimath der Ungarn (Magyaren) herrschen verschiedene Meinungen. Mit ziemlicher Gewißheit läßt sich behaupten, daß sie bereits über eilf Jahrhunderte in Europa ansässig sind. Zu Anfang des 7. Jahrhunderts kamen sie aus Asien herüber, ließen sich an der Wolga nieder und verweilten hier etwa 200 Jahre. Gegen das Ende des 9. Jahrhunderts (884) machten sie, vereinigt mit den Slaven, bestehend im Ganzen aus 80,000 Familien und 200,000 bewaffneten Männern, einen großen Heereszug gegen das südliche und östliche Europa, besiegten die Russen, Galizier, Lodomirier, Bulgaren und Kumanier und drangen im Jahr 895 in der Gegend von Munkacz in Ungarn ein, wo sie durch die Schlacht bei Rakos (Swatopluk) in den Besitz des Landes kamen.

Wer Preßburg als Fremder betritt, wird es nicht verlassen, ohne daß ihm das, für Oestreich verhängnißvolle Jahr 1741 ins Gedächtniß gerufen würde, an welchem die bedrängte Maria Theresia, mit ihrem Kinde auf den Armen, den ungarischen Patriotismus für ihre Sache zu entflammen suchte. — Der Hauptspazziergang der Preßburger, die sogenannte Au, befindet sich der Stadt gegenüber, auf dem rechten Ufer der Donau. Auch werden in einer

Digitized by Google

Art Arena zuweilen theatralische Vorstellungen gegeben, die besonders Tabakraucher stark besuchen, da der leidenschaftliche Genuß ihrer dampfenden Pfeife hier keine Einschränkung erleidet.

Die Gegend wird von Preßburg an einförmiger als irgendwo vorher, und selbst die Auen, welche beide Ufer decken, bieten nicht mehr das Eigenthümliche der unterhalb Wien befindlichen. Die Gehölze sind im Verhältniß zur Breite des Stromes zu niedrig und gehen oft in monotone Gestrüppe über, die dem Strome viel von seinen Reizen rauben. Einen wohlthuenden Eindruck verursacht daher die große Wiesenfläche, einige Stunden unterhalb der Stadt, die einen freiern Blick gestattet und auf der wir die ersten weissen Rindviehheerden in großer Anzahl weiden sahen.

Nach 8 Uhr hatten wir Preßburg verlassen, um ½ 1 Uhr fuhren wir Raab vorüber, eine Stadt, die an Größe und Bevölkerung von Jahr zu Jahr zunimmt. Die eine Hälfte derselben ist jetzt von ihren Festungswerken befreit und nach dieser Seite zu erweitert sie sich hauptsächlich; die andere ist mit Benutzung der Wälle in Spaziergänge verwandelt worden. Der Fruchthandel dieses Ortes ist sehr bedeutend und bewegt sich die Donau auf- und abwärts. Es ist im Werke, den an die Stadt stoßenden Arm der Donau in der Art schiffbar zu machen, daß die Schiffe von hier aus wieder in die Donau einmünden können. Fabrikwesen ist ausser einer großen Gold- und Silberschmelze (wenn man diese dazu rechnen will) nicht vorhanden; diese aber macht weit verbreitete Geschäfte.

Nach einer Zählung von 1840 soll Raab 26,000 Einwohner haben. Die Häuser sind meistens von hübscher Bauart; auch herrscht in den gut gepflasterten Straßen eine große Reinlichkeit. Die Klagen über Vernachlässigung der Donau haben sich auch hier in mehren Eingaben an die Regierung wiederholt. Was die Gegend betrifft, so weicht diese bis Komorn wenig von dem vorhin angedeuteten Karakter ab. Selbst das dem Auge wohlthuende Grün wird häufig durch öde, kahle Sandhügel, entblößt von aller Vegetation, verdrängt. Im Strom schwimmende Mühlen beleben allein zuweilen in etwas diese traurige Einförmigkeit; denn selbst Dörfer sind eine seltene Erscheinung und wo sie sich zeigen, bieten sie dem Auge nichts erhebliches. Wen daher auf dieser Strecke der Regen in die Kajüte nöthigt, und wer dabei Gelegenheit findet, in angenehmer Gesellschaft die Zeit zu verplaudern, der braucht sich nicht zu härmen, denn er verliert auf dem Verdeck nichts.

Erst bei Komorn, wo wir gegen 2 Uhr ankamen, zeigen sich wieder Berge, auf denen der Blick mit um so größerm Wohlgefallen ruhet, weil man sich so lange vergeblich nach ihnen umgesehen. Eine Bergkette scheint sich in der Ferne dem Strom entgegen zu legen, und diese zeigte sich uns in um so ansprechenderer Schönheit, als sie, von der Sonne beleuchtet, mit maleri-

Digitized by Google

schen Farben in Licht und Schatten spielte. Komorn ist bekanntlich eine von Mathias Corvinus gegründete starke Festung, die schon mehrmals durch Erdbeben heimgesucht ward. Die alte Festung bildet ein bastionirtes Viereck, das geräumige und wasserdichte Kasematten hat. Die neuere Befestigung besteht aus einem Hornwerk, das die ältern deckt. Durch eine Esplanade, mit zur Vertheidigung eingerichteten Kasematten, sind beide getrennt. Das rechte und linke Ufer wird durch Brückenköpfe gedeckt. Nach Marmonts Ansicht kann es am besten am Umfang des Hornwerks angegriffen werden. Eine Blokade, sagt er, würde deshalb große Streitkräfte erfordern, weil die Umschluß-Linie der Belagerer vom dies- und jenseitigen Ufer der Donau durchschnitten wird. Die Einwohnerzahl von Komorn, welche von einigen Geografen auf 17,000 bis 18,000 Seelen angegeben wird, soll, nach dem Ergebniß der neuesten Zählungen um einige tausend geringer sein. Die Stadt ligt eigentlich ausserhalb der Festung, in dem durch die Wag und Donau gebildeten Winkel. Zur Zeit Marmonts wurde daran gearbeitet, sie durch fünf große verkleidete Redouten mit selbstständiger Vertheidigung zu decken, was seitdem ausgeführt worden ist.

Da Komorn zugleich mit einer schwachen Garnison, ohne Mangel an Raum zur Aufnahme einer stärkern, sich vertheidigen kann, so glaubt Marmont, mit Bezugnahme auf die Lage des Orts, daß es im Fall eines, für Oestreich unglücklichen Krieges, eine wichtige Rolle spielen werde und gleichsam die Zitadelle der Monarchie bilden könne. Desgleichen möchte es im Fall eines Aufstandes in Ungarn einen trefflichen Anhaltspunkt für die östreichische Armee bieten. Jedoch macht sich hierbei ein großer Uebelstand geltend, daß nämlich der Ort sehr ungesund ist, da dessen Einwohner beständig am Fieber leiden. Das periodische Austreten der Donau, wodurch die Sümpfe stets neue Nahrung bekommen und schädliche Ausdünstungen erzeugen, mag die Ursache davon sein. Den Namen der Stadt leitet man von „Komm-Morgen“, als eine den Feind höhnende Devise, ab, welche die Unterschrift einer in der Stadt befindlichen alten Figur bilden soll. Von den vielen oder gar zahllosen Flößen und Holzschiffen, die andere Reisende hier aus der Wag kommend gesehen haben wollen, und die, wunderbar genug, sogar das Dampfschiff begleitet haben sollen, war ich nicht so glücklich etwas zu bemerken, so sehr ich mich auch nach dergleichen Schnellseglern umsah.

Das Dampfschiff hält sich bei Komorn nur etwa 10 Minuten auf, um die aussteigenden Passagiere abzusetzen und die neuankommenden aufzunehmen. Es setzt sodann die Fahrt weiter nach Szöny fort, hinter welchem Orte die Aussicht zu beiden Seiten ganz frei wird, wo sich weite Ebenen, bedeckt mit Wiesen und Getreidefeldern, ausbreiten, welche sich an eine sanfte Hügelkette schließen. In Almas, das man hinter Szöny erblickt, ward vor 2 Jahren

Digitized by Google

vom Steinmetzmeister Ober ein neuer Steinbruch entdeckt, der rothen Marmor gab. Ober schloß zur unumschränkten Benutzung desselben mit dem Eigenthümer, dem Fürstprimas von Gran, einen Vertrag auf 10 Jahre. Im Jahr 1840 stieß Ober auf den schönsten feinkörnigen Marmor, der dem karrischen an Güte nichts nachgeben soll. Der Fürstprimas wollte ihm deshalb die fernere Ausbeute streitig machen, verlor aber den Prozeß und Ober bezieht nun natürlich ungeheuern Vortheil von diesem kostbaren Fund.

Gegen 5 Uhr erblickten wir das malerisch gelegene Gran, dessen Haupttheil die Schlucht zweier Berge ausfüllt, bis zu denen hinauf sich die Häuser ziehen. Die Verbindung mit dem gegenüberliegenden Orte Parkany wird durch eine fliegende Brücke unterhalten. Nicht weniger vortheilhaft als die Stadt selbst, zeigt sich der Dom von seinem Bergkamme herab, um dessen Fuß sich eine Häuserreihe schlängelt. Dieses Gebäude, vom verstorbenen Fürstprimas von Ungarn, Rudnay, gegründet, blieb nach seinem Tode unvollendet, vielleicht, weil es nach einem zu großen Maßstabe angelegt war. Vom Dampfschiff aus konnte man nur die nach der Donau zu gerichtete Seite, mit dem, wie es schien von korinthischen Säulen gebildeten Portal, ziemlich deutlich erkennen. Copazy, der gegenwärtige Primas, thut alles mögliche, die Mittel zur Vollendung des Baues zu erlangen, wozu sich jetzt gegründete Hoffnungen bieten sollen. Gran, Geburtsort des heil. Stefans, war lange Zeit die Residenz der ungarischen Könige und bis zur Zerstörung durch die Türken, eine der schönsten Städte des Landes. Sobiesky und der Herzog von Lothringen nahmen sie den Türken ab. Von Komorn bis Gran ist das rechte Ufer dominirend. Die Tracht der Landleute, mit ihren breiten Krämpenhüten, kurzen blauen Jacken, und weiten leinenen Pluderhosen, die sie häufig in die kurzen Stiefeln stecken, wird von jetzt an gewöhnlich.

Hinter Gran drückt sich der Strom zwischen Porfyrgebirgen hindurch und bietet manche groteske Ansicht. Nach einem kurzen Laufe in diesem Kanal erweitert sich das Thal. Eine Reihe Mühlen lagern im Strom und drücken der Gegend ein heiteres Gepräge auf. Auch hier zeigten sich große Verheerungen der Raupen. Die jungen Birken waren gänzlich entlaubt, und ihre kahlen, rothen Zweige, schienen in der Masse wie von einem Rosenanflug umflort, was angenehm gegen das Grün des Wiesengrundes abstach.

Vor Wissegrad (Stuhlweissenburg), das wir um 6 Uhr erreichten, bildet der erweiterte Strom ein reizendes Gebirgsthal. Die Beleuchtung des rechten Ufers war dabei ausserst günstig und erzeugte im Kontrast mit dem im Schatten ligenden linken, Reflexe von der malerischsten Wirkung. Die Stadt ligt auf dem Gipfel eines steilen Felsen und spielt in der Geschichte Ungarns keine unbedeutende Rolle. Sie war gleichfalls Residenz der unga-

Digitized by Google

rischen Könige, unter denen Mathias Korvinus für ihre Verschönerung am meisten that. 1529 ward sie vom Sultan Soliman zerstört und unter Kaiser Leopold wurden die Festungswerke geschleift.

Kleine Gruppen, von niedrigen Hütten gebildet, zeigen sich auf den Anhöhen des linken Ufers vor Maros, und ziehen sich an den Abhängen der Berge, die hier wie Vorgebirge auftreten und mit üppigen Getreidefeldern bedeckt sind, bis in die Schluchten, in welche sie der Zufall mit ungekünstelter Hand gestreut zu haben scheint. Höhere Berge blicken mit ihren dunkeln Laubhölzern über die niedrigern hinweg und bilden zuweilen tiefe, perspektivische Oeffnungen, welche kegelförmige Bergkuppen wieder schließen. Das rechte Ufer dagegen wird durch belaubte Berge steil begrenzt, die in ein breites Gebirgs-Gefilde übergehen, das, sich in sanften Wellenlinien fortsetzend, an eine Bergkrone anschließt, gebildet von überaus schönen Umrissen. Bald hinter Maros nimmt auch das linke Ufer einen ähnlichen Karakter an. Steile Berge treten ihm näher und aus wilden Gebüschen ragen verwitterte Felsentrümmer hervor. Bei Waitzen, bekannt durch seine großen Viehmärkte, ziehen sich die Berge von den Ufern etwas zurück und fallen bis zu scheinbar flüchtig hingeworfenen Hügelreihen ab, die sich bei Totfallo auf dem linken Ufer endlich ganz verlieren und einer weiten Ebene Platz machen, während das rechte seine Anhöhen fortsetzt. Hinter diesem Orte kamen wir auch wieder in die Hauptströmung, die bei Waitzen links ligen blieb; jedoch benutzt man diesen nähern Weg, den rechten Arm der Donau, nur dann, wenn in demselben hinlänglich Wasser vorhanden ist, was zu unserer Zeit der Fall war. Gegen halb acht Uhr sahen wir St. André, das sich mit seinen vielen Thürmen von weitem viel großartiger ausnimmt, als es ist. Die Stadt lehnt sich theilweis an den Abhang eines niedrigen Berges, dessen Kamm vom größten Theil der Vorstadt bedeckt ist.

Nach 8 Uhr warfen wir vor der größten und schönsten Stadt Ungarns, Pest, den Anker. Man muß hier einen Tag verweilen, will man die Reise mit dem Dampfschiff fortsetzen. Um mir einen doppelten Transport zu sparen ließ ich meine Sachen auf dem Dampfschiff, mit welchem wir angekommen waren, in der Absicht sie den folgenden Morgen auf das, für die Weiterreise bestimmte, zu bringen. Mit meinem Reise-Necessaire und ein paar Pantoffeln in der Tasche, wanderte ich dem „Jägerhorn“ zu, welcher Gasthof mir sehr empfohlen worden. Ein als Schild ausgehängtes mächtiges Jägerhorn, dem nächtlichen Dunkel trotzend, wies mir schon von weitem den Weg dahin. Ich trat durch ein breites Thor in eine geräumige Hausflur. Kaum hatte ich mich hier blicken lassen, als sich mir ein hagerer Tressenmann, mit einem ungeheuern dreieckigen Hut auf dem Kopfe in den Weg stellte. Er fragte mich ob ich hier übernachten wolle? und als ich dies bejahte,

Digitized by Google

manövrirte er, mit der Steifheit eines 60jährigen Rekruten der Marrburg, zwei Schritt rückwärts, zog so ſtark er konnte, an einer Glocke, daß das ganze Haus erdröhnte, ſtieß mit ſeinem nach Art der Hellebarden beſchlagenen Speer auf den Boden und ließ mich in einer gravitätiſch militäriſchen Haltung bei ſich vorbei defiliren. Kaum hatte ich die zweite Stufe erreicht, als ich wie von unſichtbarer Macht hervorgezaubert, drei ſchmächtige weiße Geſtalten in gleichen Diſtanzen auf der Treppe aufgepflanzt ſah von denen die mir zunächſt ſtehende, ein friſirter Jüngling, welcher, wie es unter den Stutzern jetzt Mode iſt, dermaßen nach Moſchus roch, daß mir beinah der Athem verging, Bewegungen machte, als ſollte ich, wie ein Ziegel, den man nachdem Dach befördern will, von dem einen dem andern zugeworfen werden. „Aber zum Teufel;“ fuhr ich deshalb den mir zunächſt ſtehenden Queckſilbermenſchen etwas barſch an, „was hat man mit mir vor? Bleiben Sie mir mit ſolchen Bezeugungen vom Leibe; meine Beine werden mich ſchon allein tragen.“ Mit einem ſchiefen Geſicht balanzirte der Friſirte etwas ſeitwärts, ſo daß meine Perſon mehr in die Erleuchtungsſfäre ſeines Lichtes trat, und nun erſt ſchien er damit im Reinen zu ſein, in welche Klaſſe er einen Menſchen zu werfen habe, der ohne Schachteln und Kaſten, in einem ſehr einfachen Reiſeanzug erſchien. Denn nach einem auf mich geworfenen prüfenden Blick, rief er Nr. 12. dem zweiten Zitteraal zu, dieſer dieſelbe Nummer dem dritten, bis das Echo, wie es mir ſchien, unter dem Dache verſchwand. Hierin aber hatte ich mich getäuſcht, denn ich durfte nur bis in den dritten Stock ſteigen. Daß das Zimmer in welches man mich führte ſehr klein war bemerkte ich bald, weil ich mich nur um meine eigene Axe drehen konnte, und zwar auf einem Raume von etwa 2 Fuß im Geviert, der von einem Bette, einem kleinen Tiſchchen und einem Stuhl umſtellt war. Ich nahm nun das Licht und ſuchte nach einem, auf die Straße gehenden Fenſter, konnte aber keines außer den nach dem Hausflur zu gebauten finden. Ich ſchloß daraus, daß in dieſe Mauern das heitere Licht der Sonne niemals dringen könne und da ich durchaus kein Freund von dergleichen Dachslöchern oder den Inquiſitions-Gefängniſſen ähnlichen Gemächern bin, ſo ſchlug ich ſogleich Lärm. Nach wenig Augenblicken erſchien hierauf der Moſchusmenſch, der, wie ich ſpäter erfuhr in Berlin ſeine Kellnerſtudien gemacht hatte und von da mit Nr. 1. abgegangen war. Ich bemerkte, daß mir dieſe Danielshöle nicht zuſage und daß ich den Gaſthof verlaſſen würde, im Fall keine beſſere Stube vorräthig ſei. An einer ſolchen war aber keineswegs Mangel. Mein Erſcheinen ohne Gepäck und der braune Italiener (ſo nannte ich meinen ſchon auf der erſten Reiſe nach Italien vor mehren Jahren getragenen Reiſerock) hatten mir allein dieſen Streich geſpielt.

Wenn uns die Geſchichte der Menſchheit belehrt, und wenn wir es in

Digitized by Google

den Zirkeln der sogenannten gebildeten Welt täglich wiederholt sehen, daß der Rock des Menschen eine weit größere Rolle spielt, als der Mensch selbst, und daß man bei seiner Beurtheilung immer zuerst einen Blick auf jenen, statt auf diesen wirft, so sollte uns die Geschichte der Gasthöfe wenigstens eines andern belehren, da sie die meiste Gelegenheit hat, wahre Menschenkenntniß zu sammeln und da sie die Huldigung jener trügerischen und falschen Maxime so oft hat theuer bezahlen müssen. Die Geschichte der Gasthöfe hat in neuerer Zeit einen hohen Aufschwung erhalten. Pensionirte Majore, Regierungsräthe, berühmte Schauspieler und Lustspieldichter haben es nicht verschmäht, die Gastwirthsschürze umzuhängen. Es gibt eine Gasthofs-Politik und eine Gasthofs-Belletristik, aber noch immer keine Gasthofs-Filosofie, obgleich grade sie einen äußerst reichhaltigen Stoff auszubeuten haben würde. Zu ihrer Beweisführung brauchte sie sich nicht durch die Dornenpfade der Metafisik zu winden und von der Wesenheit oder Unwesenheit des Ichs oder Nichtichs zu faseln. Ihr bietet das praktische Leben so viele Thatsachen, daß sie mit Leichtigkeit die Merkmale des wahren und falschen Landstreichers, die Unterscheidungszeichen des poetischen und prosaischen, des politischen und literarischen Ahasver, des vermeinten und wirklichen Gaudiebes angeben könnte; ein Ergebniß, das die Filosofie aus ihrem jetzigen somnambulen Zustande wecken und sie fürs praktische Leben eingänglicher machen müßte. Dann erst würde ein mit Seide gefütterter Rock nicht mehr den Mann machen, und das Geld eines in einem vierspännigen Wagen sitzenden Gob-Däm'n nicht für besser gehalten werden, als das eines bescheidenen Fußreisenden. Ich würde nicht mehr erst bei 3 oder 4 Gasthöfen um Aufnahme anfragen dürfen, wenn ich noch einmal mit einem großen Strohhut und einem langen Alpstock in Triest einwandern und in Pest sogleich eine bessere Wohnung erhalten, wenn ich zum zweitenmale in einem braunen Italiener (in so fern er noch tragbar wäre) nach dieser Stadt kommen sollte. Alle Paßweitläufigkeiten hätten ein Ende, denn das Benehmen eines jeden Menschen, der Ausdruck seines Wesens, der äußere Abdruck seiner Seele, wären der untrüglichste Paß.

Doch kommen wir wieder zur Sache. Nachdem der Moschusmann tausend Entschuldigungen vorgebracht, daß er „meine Gnaden“ in jene Stube geführt und mich gebeten hatte ihm zu folgen, avancirte ich, nicht wie bei Erlangung von Ehrenämtern, höher hinauf, weil ich sonst unters Dach gekommen wäre, sondern hinab und zwar in eine geräumige, schön möblirte Stube des zweiten Stocks. Ich war so eben im Begriff es mir bequem zu machen, hatte meine beblümten Pantoffeln aus der Tasche gezogen und las die, in den beiden darauf gestickten bluthrothen Vergißmeinnichtherzen ausgedrückte dreißigversige Liebesode, als ich in die Nebenstube; durch welche ich

Digitized by Google

in die meinige gelangt war, eine ältliche Dame mit einem bildhübschen, etwa 16 bis 17 jährigen Mädchen eintreten sah. Mit dem Bescheid: „wir sind sehr müde und bedürfen heute nichts mehr," wodurch der Aufwärter abgefertigt wurde, warf dieser die Thüre hinter sich zu, und beide Damen machten sich sogleich an das Werk des Auskleidens. Ich ward dadurch natürlich in eine sehr peinliche Lage versetzt. Um derselben wenigstens einigermaßen zu entgehen, schlich ich mich auf den Zehen hinter die halbgeöffnete Thüre und begann das Geschäft des Stiefelausziehens. Schon steckte ein Fuß in seinem Schlafhabit, aber der unglückliche zweite Stiefel wollte nicht herunter. Da kein Stiefelknecht vorhanden war, nahm ich die Bettstelle zu Hülfe. Diese jedoch, wahrscheinlich an dergleichen Strapatzen nicht gewöhnt, trennte sich von ihrem Pfosten und ich lag mit einem lauten Krach, aber akkompagnirt zugleich mit dem Duoschrei der beiden Damen im Nebenzimmer, der Länge nach auf dem Boden. Nun war es mit den schönen Träumen, in die ich mich bereits eingewiegt vorbei. Man rief nach dem Kellner und in dessen Begleitung traten beide Damen nach wenigen Augenblicken in mein Zimmer. Mit einigen verlegenen, in meiner Lage natürlichen Verbeugungen, schritt ich ihnen entgegen; da ich aber den Rock bereits ausgezogen, mit dem einen Fuß im Pantoffel, und mit dem andern im halb ausgezogenen Stiefel vor ihnen erschien, so bekamen die 16 Jahre einen Wink sich zu entfernen.

Ich bat nun mit den Redensarten, wie sie in den sogenannten Vekomplimentirbüchern vorgeschrieben sind (die beiläufig bemerkt, unsere Sprache erst zum Konversations-Geschwätz gebildet haben und mit denen schon mancher gebrechselte Schöngeist eine Frau gewonnen) um Entschuldigung, indem ich zugleich, durch einige herzhafte Stöße den halbausgezogenen Stiefel von mir zu schleudern suchte. Madame lächelte und sagte, daß es der Entschuldigungen gar nicht bedürfe, sondern daß es sich jetzt allein darum handele, wer von uns sein Zimmer verlassen müsse, indem beide nur einen gemeinschaftlichen Ausgang hätten. Es versteht sich von selbst, daß ich sogleich die Räumung des meinigen anbot, da aber der Kellner in diesem Anerbieten nur einen Tausch der beiden Zimmer verstanden hatte, so entspann sich ein Wortstreit zwischen ihm und der Dame, in welcher er dieser zu beweisen versuchte, daß, wenn es finster sei, man nichts sehen könne, daß dies also auch gar nichts zu bedeuten habe, wenn ja nach geschehenem Wechsel der Stuben, (denn das konnte er nicht begreifen, daß dadurch die Sache nicht geändert wurde) eine Dame genöthigt würde, durch mein Zimmer zu gehen.

Ich sah wohl ein, daß hier kein Mittel übrig blieb, die Ruhe herzustellen, als mich zu entfernen, obgleich es mir schwer fiel, mich von so reizender Nachbarschaft zu trennen. Nach wenigen Minuten war ich reisefertig und stand mit vollgestopften Taschen vor den beiden Unbekannten, mich bei ihnen

Digitized by Google

zu verabſchieden. Es war eine rührende Scene, dieſes Scheiden, nach ſo kurzer, unter ſo ſeltſamen Auſpizien geſchloſſenen Bekanntſchaft. . . . Ich war ſchon auf der unterſten Hausflur angelangt, als man mir noch nachrief, eine andere Stube zu nehmen, allein ich dachte: aut Cæsar aut nihil, und ſtürzte auf die dunkele Straße hinaus.

Wohin jetzt? Die beiden in der Nähe des Jägerhorns gelegenen Gaſthöfe waren beſetzt; das wußte ich. Ich hielt daher einen der Vorübergehenden an, ihn bittend, mir einen guten Gaſthof zu nennen. Der Befragte rieth mir, in die „beiden Piſtolen“ zu gehen, wobei er zugleich ſo viele Vorzüge von denſelben herzuzählen wußte, daß ich augenblicklich den Weg dahin einſchlug. Allein der Gaſthof führte den Namen mit der That. Wie die Piſtolen als Waffe viel mehr Lärm machen, als an ihnen reeller Werth iſt, ſo war es auch mit dem nach ihnen benannten Wirthshauſe. Ich mußte bis an das andere Ende der Stadt laufen, um zu dem einſtöckigen damit beſchildeten Hauſe zu gelangen, und mußte für eine kleine, nach dem Hofe zu gelegene Stube ſo viel bezahlen, als andern, mit denen ich ſpäter auf dem Dampfſchiff ſprach, in dem König von Ungarn, dem erſten Gaſthofe von Peſt, in Rechnung geſtellt worden. So geht es im Leben häufig. Wir ſtoßen oft das ſcheinbar Uebele von uns, um uns mit dem wirklich Schlechten zu begnügen. Ich hatte ſchon oft die Erfahrung gemacht, daß es in den meiſten Fällen am gerathenſten iſt, bei der Wahl irgend eines Gegenſtandes ſich raſch und beſtimmt zu entſcheiden und daran feſtzuhalten; aber wir ſchwingen uns nur ſelten bis zu unſerem eigenen Lehrmeiſter empor und alle Erfahrungen, die wir im Leben machen, wenden wir gewöhnlich am wenigſten auf uns ſelbſt an, wohl aber zur Belehrung anderer. Alle Lehrſätze, welche wir bilden, beziehen ſich auf Figuren *auſſerhalb* des Kreiſes, zu welchem wir den Mittelpunkt bilden und die Hilfslinien, welche wir zur Auflöſung unſerer Aufgabe ziehen, gehen nie, wie die Radien, vom Mittelpunkt nach der Periferie, ſondern von der Periferie ins Unendliche. So tappen wir ewig im Dunkeln und benutzen ſelbſt unſer Auge nur dazu, uns ſelbſt zu täuſchen, indem wir wie Kinder ſtets nach dem neuen und ungewöhnlichen greifen, und in nie zu befriedigender Sehnſucht unſeres Herzens uns ſtets neue Schmerzen bereiten. Der Menſch tritt überall als Schüler auf und die hervorragendſten Geiſter ſind nichts als geniale Schüler.

Den folgenden Morgen durchwanderte ich die Straßen von Peſt, die Stadt der Oppoſition und der Neuerer, den Zentralpunkt des Handels und der Induſtrie von ganz Ungarn. Die Spuren der letzten großen Ueberſchwemmung waren noch nicht verwiſcht. Sie waren beſonders an den beiden Enden oberhalb und unterhalb der Stadt, nächſt dem Donauufer, ſichtbar. In anderen Theilen hatte ſich bereits eine Maſſe neuer Häuſer erhoben. Unter den im

Digitized by Google

Bau begriffenen fiel mir besonders eines durch seine größere Ausdehnung auf; man bezeichnete mir dasselbe als das neue Museum. Es steht an der Landstraße in der Nähe der Jetzgematter-Gasse. Man sieht in Pest überhaupt viele schöne und großartige Gebäude, unter denen die aus acht Höfen bestehende vierstöckige Artillerie-Kaserne, deren Haupthof 300 Fuß im Durchmesser hat, am meisten in die Augen fällt. Die Ueberschwemmung, welche eine Masse schlechter Hütten verschlungen hat, veranlaßt eine große Erweiterung und Verschönerung der Stadt, und es ist hier wie in Stuttgart eine wahre Bauwuth sichtbar. Alle Neubauten müssen jedoch massiv aufgeführt werden, da sich herausgestellt hat, daß der Schaden, den die Fluten anrichteten, nur deshalb so groß war, weil die aus Lehm erbauten Hütten theils bei dem ersten Andrang des Wassers einstürzten, theils davon in wenigen Stunden ganz durchweicht wurden. In dem oberen nach Wien zu gelegenen Theile von Pest ist ein ganz neuer Stadttheil ausgesteckt worden, mit dessen Bau man bereits beschäftigt war und der später eine bedeutende Vergrößerung ausmachen wird.

Die Kettenbrücke läßt der bekannte reiche Sina unter für ihn höchst vortheilhaften Bedingungen bauen. Ende April 1840 hat man sie begonnen und nach zwei Jahren soll sie beendet sein, obgleich der Vertrag auf sechs Jahre festgestellt ist. Sina läßt dann bis zum Ablauf dieser Kontraktzeit, oder, wie andere sagen, die zehn Jahre nach Beendigung des Baues, eine bestimmte Abgabe von jedem (ohne Unterschied des Standes) die Brücke überschreitenden erheben. Daß er dabei seine Rechnung finden werde, daran ist nicht zu zweifeln, wenn man die Einnahme der jetzigen Schiffbrücke in Erwägung zieht, die sich auf 90,000 fl. Scheine im Durchschnitt jährlich beläuft, obgleich die Steuer von einem Kreuzer Schein nur den Juden und denen abgenommen wird, welche sich in schlechten Röcken am Zoll sehen lassen. Doch machen die Edelleute auch hier eine Ausnahme, indem diese mit Löchern von allen Dimensionen die Brücke frei passiren können, wenn sie sich als Kavaliere dokumentiren. Jedenfalls entnimmt man daraus, wie lebhaft der Verkehr zwischen Ofen und Pest ist. Man rechnet, daß, besonders was die Kolonial-Waaren betrifft, wenigstens der zehnte Theil der Bewohner von Ofen seine Bedürfnisse von Pest bezieht.

Die Gebrüder Halbauer, die Häuser Liedemann, Kappel, Bodiama, Burgmann und Appiano machen in dem sehr lebhaften Handel mit Früchten, Fellen und Wolle die bedeutendsten Geschäfte. Allein die Wagschale des Glückes steigt und sinkt in den Händen der Kaufleute vielleicht in wenig Orten so auffallend und schwankend als hier.

Während viele zu Reichthum gelangen, gehen alle Jahre mehr oder weniger zu Grunde. So fallirten im Jahre 1839 acht Häuser, unter denen

Digitized by Google

mehre bedeutende, und dennoch wurde das nicht als etwas außerordentliches angesehen. Als Ursache gibt man die ungewöhnlich große Miethe der Gewölbe und Wohnungen in den Hauptstraßen an. Auch spielt der Luxus in Pest eine große Rolle, dem sich, bis zur Zeit der Ueberschwemmung, eine so sehr um sich greifende Unsittlichkeit beigesellte, daß sich „nach der Sündfluth“ die Priester bewogen fanden, das Unglück als eine gerechte Strafe des Himmels zu bezeichnen.

Auch in Ofen und Pest ist übrigens der Handel größtentheils in den Händen der Juden, deren beste Kunden, wie bereits früher angedeutet, die Edelleute sind. Es ist etwas sehr gewöhnliches daß diese, um z. B. 15,000 fl. baar zu erhalten, 20,000 fl. verschreiben, oder den Ertrag ihrer Ländereien gegen baares Geld anweisen.

Karl I, Ludwig I und Mathias Korvin haben den Grund zu dem Emporblühen der Stadt Pest gelegt, die viele herbe Schicksale, besonders unter türkischem Joche, erlebte. Karl VI, Maria Theresia und Josef II unterstützten sie später nach Kräften. Hinsichtlich der Kirchen, deren es für alle christliche Glaubensgenossen gibt, habe ich zwar nur einige besucht und in diesen fand ich nichts, was besondern Kunstwerth hätte; auch in den übrigen soll derselbe Mangel sichtbar sein. Graf Szechenyi hat sich in Pest durch seine Stiftung des National-Kasinos und National-Museums ein bleibendes Denkmal gesetzt. Jedes ist in seiner Art sehenswerth, besonders was die vorzügliche Münzsammlung des letzten betrifft. Das Theater an der Donau faßt gegen 3000 Menschen und ist in einem geschmackvollen Styl gebaut. Die Vorstellung, der ich am zweiten Abend meiner Anwesenheit beiwohnte, ließ nichts zu wünschen übrig. Kleiner, aber eine sehr gefällige und dabei elegante Bauart zeigend, ist das National-Theater, in welchem nur Stücke in ungarischer Sprache aufgeführt werden.

In dem zur Universität gehörigen Observatorium auf dem Blocksberge, befindet sich einer der größten Teleskopen von Frauenhofer. Jene besitzt ausserdem noch reiche Sammlungen an Münzen, Reliquien aus der früheren Zeit der Ungaren und Ueberbleibsel aus der Römerzeit. Historisch merkwürdig ist noch die in der Nähe gelegene Ebene Rakos, wo ehemals die großen Reichsversammlungen gehalten wurden, bei welcher Gelegenheit sich dann oft gegen 100,000 Menschen einfanden. Als Vergnügungsorte der Pester werden das eine Viertelstunde von der Theresienstadt gelegene Stadtwäldchen und die Margarethen-Insel am meisten besucht. Die Einwohnerzahl soll in einem Zeitraum von fünf Jahren um 6000 gestiegen sein.

Ofen hat eine schöne Lage, da der Haupttheil der Stadt auf dem Gipfel eines, die Gegend beherrschenden Felsen gebaut ist. Der Theil der Stadt, welcher sich an den Fuß desselben längs der Donau anlehnt, heißt die Wasser-

Digitized by Google

stadt, die sich von da bis hinter den Felsen des Schlosses zieht und die Abhänge und Schluchten der umgebenden Anhöhen und des Blocksberges theilweise mit bedeckt. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren die wie Kartenhäuser an einander gereihten kleinen, einstöckigen Gebäude, welche man von dem Platze vor dem Schlosse, in dem von der Donau abwärts ligenden Thale sieht. Die Stadt auf dem Berge scheint sehr still zu sein, denn obgleich ich in der Nachmittagszeit durch die Straßen wanderte, so schienen dennoch diese wie ausgestorben.

Der Palast des Palatin, den Karl VI auf demselben Platze erbaute, auf welchem der des Mathias Korvin stand, hat eine schöne Lage und besteht aus einer langen Vorderseite mit einem reich verzierten Portal und zwei kürzeren auf der Südwestseite daran stoßenden Flügeln. In seiner Kapelle wird die ungarische Krone aufbewahrt. Die Vorstadt, welche sich in langen Reihen über die Abhänge des Blocksberges hinaufzieht, von dessen höchstem Punkte man die ausgedehnteste Uebersicht von Pest und seinen Umgebungen hat, heißt das Raizenstadtl. Es wird großentheils von sogenannten Raizen, d. h. den Ansiedlern bewohnt, welche im 15. Jahrhundert aus Serbien nach Ungarn wanderten, wo sie sich an vielen Orten niederließen.

Auf der Straße längs der Donau begegnete ich einer Menge Frachtwagen, die mit Wolle geladen nach Leipzig gingen und von denen mehre mit elf Pferden, je drei neben einander, an der Spitze zwei, bespannt waren. Der Handel mit Wein ist der Haupterwerb der Bewohner Ofens und man rechnet, daß jährlich gegen 180,000 Eimer davon ausgeführt werden. Die am Fuße des Blocksberges entspringenden heißen Quellen, deren Hauptbestandtheil Schwefel ist, wurden zur Zeit der Türken und Römer mehr benutzt als jetzt, wiewohl noch gegenwärtig mehre Bäder besucht werden, und zwar besonders das zunächst der Brücke unter dem Blocksberge gelegene, aber dieses meist nur von Leuten aus den unteren Ständen. Eine Stunde oberhalb der Brücke befindet sich das Kaiserbad, dessen Besuch mir die Zeit nicht erlaubte.

Nachdem Ofen über anderthalb Jahrhunderte unter dem Joche der Türken geschmachtet hatte, ward es ihnen im Jahr 1686 durch den Fürsten von Lothringen und den Markgrafen von Baden wieder abgenommen. Wohl nie mehr möchte es in Besitz der Muselmänner zurückfallen, denn der Glanz des türkischen Halbmondes ist erloschen, der ungestüme Falanx ihrer orientalischen Natur durch europäische Parademärsche gesprengt, ihre krummen Säbel sind, indem man sie grade machen wollte, zerbrochen und der Sultan wird sich mit seinen, nach pariser Schnitt gemachten anligenden gelben Nankinhosen nicht mehr ins Schlachtengewühl wagen, denn er liefe Gefahr, daß sie zerplatzten.

Digitized by Google

Wissenschaftliche und industrielle Kuriositäten.

1. Eine Sprechmaschine.

Die Maschine ruht auf einem Gestell von zwei parallel über einander ligenden, drei Fuß langen, einen Fuß breiten, dünnen Brettern, die durch Stützen von einander abgesondert, übrigens ringsum frei sind, so daß man durch sie hindurch sehen kann. Mit diesem Gestell kann die Maschine auf jeden Tisch gehoben und in unverrückter Lage erhalten werden. Auf dem obern Brette, in der Höhe von einem halben Fuß, ist ein Blasebalg angebracht, der einen Fuß neun Zoll lang und neun Zoll breit, von einem Gewicht aufgehoben wird, das über eine Rolle an einem drittehalb Fuß hohen Bogen herabhängt.

Die Windlade des Blasebalgs führt in ein Kästchen, auf dessen Boden sich die künstlichen Sprachwerkzeuge befinden. Des Kästchens Länge beträgt 10½, die Breite und Höhe 9 Zoll. Der obere Theil des Kästchens dient als Resonnanzboden, und hat 16 Löcher in vier parallelen Reihen. Durch die beiden größern Oeffnungen unter ihm greifen des Künstlers Hände; durch die runde an der Seite, wo er steht, die linke, durch die andere die rechte Hand, um das Werk bequem leiten zu können. Der Vorhang über der letztern ist aufgeschlagen und ruht auf dem Arme des Künstlers, wenn er das Werk spielen läßt.

Im Kästchen ist ein gezahntes Sternrad, mit einem Stellhäckchen. Das Werk dient dazu, der künstlichen Menschenstimme einen höheren oder tieferen Grundton zu geben. Daneben sieht man vier Klappen, durch die zum Theil die Deutlichkeit der Sylben hervorgebracht wird. Die Züge unter den Klappen modifiziren die Töne und vermindern das Zischen und das Rauhe. Zwei trichterförmige, nach der Länge und Breite des Kästchens gehende Oeffnungen dienen zu Schalllöchern für die hergebrachten Sylben und Worte. Vier kleinere Oeffnungen sind in der Mitte, über dem Ende der Röhre, und eins an jeder Seite des Werks, alle nahe beisammen und in gleicher Höhe, um darauf, wie auf den Löchern einer Flöte mit den Fingern spielen zu können.

Um das Werk zu spielen, greift der Erfinder mit der linken Hand in den rauhen Seitenausschnitt des Kästchens, mit der rechten in die große Oeffnung, hinter dem Vorhange; sein rechter Arm ruht über dem Blasebalge und drückt denselben nieder, den Gewichte wieder emporziehen, während der

Digitized by Google

Künstler, der mit der einen Hand die Klappen regiert, mit den Fingern der andern die Löcher bedeckt, je nachdem es die Umstände erfordern. Auf solche Weise bringt man aus dieser Maschine artikulirte Töne hervor, welche die Worte, wie der Eigenthümer des Automaten sie vorsagt, jedoch in dem komischen, weinerlichen Tone eines etwa fünfjährigen Kindes, vernehmlich nachspricht.

„Man stelle diese künstliche Sprachmaschine nicht in eine Reihe mit den Ciceronsköpfen, den Puppen, die man auf Stühlen, wie in einem Karussel herumdreht, oder andern Täuschungen, wo ein verborgener Mensch im Namen der Maschine spricht," sagt der Mechaniker und Professor Hill. „Ich bin überzeugt, daß sie durch ihren innern Mechanismus Töne hervorbringt, welche die menschliche Sprache nachahmen und ganze Wortfügungen in derselben wiedergeben. Diese Töne sind jedoch mehr denen eines Kindes als eines erwachsenen Menschen ähnlich."

Die Maschine spricht meistentheils französisch, weil diese Sprache nicht so viel zischende Töne enthält, als die deutsche. Indessen konnte sie doch Mississipi und sogar Schachspieler erst unvollkommen, hernach reiner aussprechen, obgleich im letzten Worte das zischende sch mit dem Gaumenlaute ch, und dem zischenden und Lippentone sp und dem schnarrenden r verbunden ist. Sie sagte also das erstemal „Skaks-pieler", dann „Schags-spieler", endlich ziemlich erträglich „Schachspieler".

Dieser naive Menschenton läßt sich mit keinem der bekannten Instrumente besser als mit einer Hautbois vergleichen, durch deren Ansatz man hinein reden wollte. Etwas näher kömmt ihr schon die Stimme einer Orgel. Aber grade die Unvollkommenheit beweiset jedoch, daß die Maschine ein Werk der Kunst ist. Auch steht dieselbe ganz frei, auf einem kleinen, unten ganz offenen Tisch, über einem festen Boden, und läßt sich von einem Ort zum andern bringen.

Die Worte steigen vernehmlich aus dem Kästchen hervor, man mag nahe dabei oder etwas entfernt stehen, und das Kästchen spricht die Worte so laut aus, daß man in einem geräumigen Zimmer sie überall deutlich hören kann. Ganz nahe bei dem Kästchen scheinen sie dem Ohre etwas schreiend. Noch mehr, sie lispelt dem, welcher sein Ohr über die Mittellöcher des Resonnanzbodens herabneigt, die Worte: „Verstehen Sie mich", so leise zu, daß keiner der übrigen Umstehenden davon etwas vernimmt. Wenn der Künstler die Worte: „Papa romanus" laut vorsagt, so wiederholt sie die Maschine, die ihrer Einfachheit wegen jeden Verdacht eines Betruges verscheucht.

Ein nicht minder beachtenswerther Automat war auch der Flötenspieler von Vaucanson, der 12 Stücke auf der Querflöte blies. Er war von Holz, 5½ Fuß hoch und nach dem marmornen Faunus im Kabinet von

Digitized by Google

Koyfevau gearbeitet. Das Umständlichere darüber findet man in der kleinen Schrift: „Le mecanisme du fluteur automate par Vaucanson. Paris. 1738.“

Die künstliche Ente von demselben Meister verschlang Hanfkörner und trank Wasser. Sie verdaute, was sie zu sich genommen und gab es hinten wieder von sich. Sie bewegte den Schnabel, streckte den Hals aus, schlug mit den Flügeln und machte noch mehre andere Bewegungen.

2. Bestandtheile des griechischen Feuers.

Kallinikus soll das griechische Feuer, unter der Regierung des Konstantinus Pogenatus, erfunden und gegen die Araber zuerst angewendet haben, welche etwa um das Jahr 678 nach Christi Geburt Konstantinopel belagerten. Er verbrannte damit ihre Flotte, nachdem sie diese Stadt sieben Sommer nach einander eingeschlossen hatten. Es war ein flüssiges Feuer, das aus Gefäßen verschossen und auf Brander gebracht wurde. Der Sage nach soll man es nicht mit Wasser, sondern nur mit Sand und Essig haben löschen können.

Man befestigte an den Vordertheilen der Schiffe hohle Thierköpfe von Eisen, durch deren Rachen die Soldaten das Feuer verspritzten. Gewöhnlich schleuderte man dieses Wurffeuer nach allen Richtungen, und bediente sich seiner sowohl in Feld- als Seeschlachten und bei Belagerungen. Vielleicht bediente man sich großer eiserner Spritzen, für welche das Oel vorher siedend gemacht wurde, weil nur Oel Flammen hervorbringt, wenn seine heißen Dünste, die im Sieden als eine dichte gelbliche Wolke aufsteigen, von einer nahen Flamme in Brand gerathen.

Weingeist und Branntewein sieden in einem gemäßigten Himmelsstrich bei dem 157. Grad (Fahrenheit) der Hitze. Steinöl erfordert eine Hitze von 200 Grad. Wenn also die Oele gespritzt wurden, so konnten weder Weingeist noch Steinöl dazu verwendet werden, weil durch die Fortschleuderung die Hitze sich bedeutend vermindert. In der That gebraucht man ausgepreßte Oele weit besser dazu, da sie eine größere Hitze vertragen, als die destillirten. Baumöl kocht und verdickt sich erst bei 560 und Leinöl bei fast 600 Grad Wärme.

Wenn man auf einem tüchtigen Kohlenfeuer ein Pfund Leinöl in einem kupfernen Topfe kocht, so steigen erst leichte wässerige, nachher gelbe dichtere Dünste auf, erreicht den sechshundertsten Grad der Wärme und geräth in Flammen, wenn man es gleichförmig umrührt. Gießt man eine Unze Wasser

Digitized by Google

auf einmal in dieses siedende und flammende Oel, so entstehet ein Knall und ein zischendes Gepraſſel in der ganzen Masse. Die Flamme schlägt zehnmal höher und wirft, gleich einer feurig brausenden Schleuse helle Knallkügelchen nach allen Seiten. Es brennt also siedendes Leinöl mit einer dreimal stärkeren Hitze als siedendes Wasser.

Nach Cardans Behauptung brennen Kunstfeuer im Wasser, wenn sie aus Schiffspech, griechischem Peche, Schwefel, Tischlerleim, Salpeter, Steinöl, alles zu gleichen Theilen, nebst doppelt so viel ungelöschtem Kalke, zusammengesetzt, mit Eiweiß gemischt und in Pferdemist verscharrt werden.

Eine andere Angabe Cardans ist: flüssiger Firniß, Schwefelöl, Wachholderöl, Steinöl, Leinöl, Lerchenbaumharz, viertehalb Theile heißer Weingeist, so viel Salpeter und geraspeltes Lorbeerholz, daß die Masse so dick wie Lehm wird. Diese Mischung gräbt man drei Monate lang in einem Glase in Pferdemist ein.

Aus der Zusammenstellung der verschiedenen Nachrichten der Alten geht jedenfalls nicht hervor, daß das griechische Feuer unter dem Wasser, wohl aber, daß es auf demselben gebrannt habe. Später verdrängte die Erfindung des Schießpulvers den Gebrauch des griechischen Feuers, weil das Schießpulver nicht nur weiter reicht, sondern auch viel sicherer und genauer angewendet werden kann, als blindlings ausgespritztes und bis auf den sechshundertsten Grad erhitztes Leinöl.

Kampfer brennt, wenn er auf dem Wasser schwimmt, ohne daß die Flamme dasselbe berührt. Wollte man doch behaupten, daß das griechische Feuer auch unter dem Wasser gebrannt habe, so könnte dies nur dadurch geschehen sein, daß geübte Taucher es in starken Gefässen unter die Schiffe gebracht und jene durch Röhren mit der äußern Luft in Verbindung gestanden hätten.

3. Genealogie der europäischen Obstbäume.

Der frühere Bewohner Europas lag mit, den Lumpen der Armuth, mit Schaffellen bekleidet in den dichten Wäldern, und weidete seine Heerden. Außer dem Ertrage, den er davon gewann, lebte er nur von sauerm Holzobst, welches ohne alle Pflege nicht schlechter werden kann. Sobald aber Rom den Herrschersitz der Welt bestieg, brachten seine Feldherrn aus den schon mehr gelichteten Waldungen Griechenlands, Asien's oder Afrika's eine Menge neuer Gewächse und Früchten mit von ihren Siegeszügen. Sie entnahmen sie dem Schooße wollüstiger Provinzen, welche bereits seit Jahrtausenden angebaut waren, um durch sie in den eroberten Ländern die Macht der Römer desto sicherer fest zu stellen.

Digitized by Google

Lukull und andere Befehlshaber bildeten die erste Epoche in unserer Botanik. Die zweite rief Kolomb hervor; und der Fleiß der Liebhaber und Naturforscher holt bis auf die gegenwärtige Stunde, neue Rinden, Wurzeln, elastisches Harz, Quassia und tausenderlei neue Kräuter, Stauden und Bäume aus Ost- und Westindien, um unsern Garten oder unsern Kräuterbüchern immer größere Ausdehnung zu geben. Jetzt ist also Europa das allgemeine Naturalienkabinet der fünf Welttheile; und da Kolomb dem gesegneten Italien entstammte, so kann man dieses Land in vielfacher Hinsicht als die Mutter der Pflanzenkultur ansehen, aus deren Herzen eine europäische Provinz nach der andern ihre Pflanzen wie ihre Sitten und Künste entnahm. Ohne Zweifel äußerten auch die in ihren Wirkungen so segensreichen Kreuzzüge, ihren Einfluß in dieser Beziehung.

Die Alten ertheilten dem Oelbaum den ersten Rang unter den nützlichen Bäumen. Er wurde zuerst nach Italien gebracht, wo man, wie Plinius erzählt, bald zwölferlei Arten desselben kennen lernte, aus welchen man sich die schönsten und besten griechischen und asiatischen zum Anbaue aussuchte. Der Handel mit Baumöl, der sich in kurzem bildete, war keineswegs unbedeutend, da die Alten das Oel vielfach anwendeten. Sie salbten mit dem feinen Oele, in das einige wohlriechende Spezereien gemischt wurden, ihre Könige und Priester und verliehen denselben dadurch erst ihre rechte Würde. Sie bedienten sich des Oeles in den Bädern, um die zu große Erschlaffung der Lebensgeister zu verhindern, den übeln Geruch des Schweißes zu verbannen und die von der Hitze ausgetrockneten Muskeln geschmeidig zu erhalten; auch wurde es stets als erstes und vorzüglichstes Heilmittel angewendet. Die Athleten suchten die Erschöpfung ihrer Kräfte in den anstrengenden Kämpfen durch eingeriebene Oele zu verhüten.

Der Nußbaum, der verschiedenen Völkern des Oelbaumes Gaben ersetzte, kam aus Persien, zur Zeit der römischen Könige, in die Tiberstadt. Der Bräutigam warf diese sogenannten Welschnüsse oder Wallnüsse den Knaben, ich weiß nicht, ob zur Nahrung, Belohnung oder Ermahnung vor. Die Haselnüsse kamen aus Pontus, von da nach Griechenland und Italien. Mit der Zeit wurden sie auch bei uns eingeführt, um hier, wie die meisten asiatischen Stammfrüchte, ihre Natur zu verändern.

Vom Birnbaum kannte bereits Plinius 35 Arten, und das Pfropfen, wie die verschiedenen Erd- und Himmelsstriche, bringen täglich neue Arten dieses Obstes hervor. Neun- und zwanzig Arten Aepfelbäume waren den Römern schon bekannt, welche sie theils aus Afrika und Griechenland, theils aus Syrien und Aegypten kommen ließen. Pflaumenbäume zählte man zu Neros Zeiten dreißig Arten. Asien liefert, ohne Beihilfe der Menschen, diese Obstart, in einer solchen Vollkommenheit, daß kaum der Europäer

Digitized by Google

Kunst und Fleiß ähnliche hervorbringen kann. Der Europäer pfropft, in seinem kälteren Himmelsstriche, die Pflaumenreiser auf Aprikosen- und Mandelbäume, in welchem letztern Falle, wenn man trocknen Boden und Mandeln mit den weichsten Schalen gewählt hat, die Früchte um etliche Wochen früher reifen. Man steckt die ausgesuchten Mandeln vor dem Winter in eine Erde, welche mit feinem Sande und gutem Pferdemiste gemischt ist. Sie schlagen im Frühlinge aus, wo man sie alsdann in Gruben voll guter Erde verpflanzt. Im nächsten September pfropft man, bei aufsteigendem Safte, Pfirsiche, Pflaumen- und Aprikosenbäume auf einander, welche selten fehl schlagen und man hat das Vergnügen in eben dem Jahre den Mandelkern, den Mandelbaum, Pflaumen- Pfirsichen- und Aprikosenbaum schon fortkommen zu sehen, so nahe verwandt sind diese Fruchtbäume unter einander.

Virgil sagt, es sei ein gewöhnlicher Kunstgriff der Gärtner seiner Zeit, den Hageapfel auf den Nußbaum, das Aepfelreiß auf Ahornbäume, die Kastanie auf die Buche, das Birnenreiß auf die Esche, die Eiche auf die Ulme zu impfen. Plinius führt ein Beispiel von einer auf den Kirschbaum gepfropften Ulme an, und versichert eine Linde gesehen zu haben, welche mit mancherlei Arten von Früchten bedeckt war. Ein Zweig trug Nüsse, ein anderer Lorbeeren, ein dritter Reben und die andern Feigen, Birnen, Granatäpfel ꝛc. (Virg. Georg. 2 B. Plinius 17 B. 16 Kap.)

Der Pfirsich, mit seinem weinartigen feinen Safte, deutet schon in seinem Namen sein Vaterland Persien an, obgleich ich sehr an der Wahrheit der Behauptung zweifele, daß die Pfirsiche in Persien giftig seien und in unserm kältern und minder trockenen Erdreiche ihr Gift verlören; es müßte denn unser deutscher Magen eine gute Dosis Gift ertragen können.

Die Quitten kamen von Kreta nach Griechenland und von da nach Italien.

Kirschbäume brachte der als Sieger aus dem mithridatischen Kriege in die Siebenhügelstadt zurückkehrende Lukull mit und England holte sie 120 Jahre später von da. Man hatte zu Rom ganz rothe, schwarze und fleischfarbene Kirschen. Lorbeerkirschen hießen die angenehm bittern Kirschen, welche auf Lorbeerbäume gepropft waren.

Der Feigenbaum scheint mit der Weinrebe verwandt. Er kam ebenfalls aus Asien und Afrika, obgleich alle verpflanzten Obstarten, in dem magern Erdboden kleiner blieben und saftlos wurden. Die süßen Feigen wuchsen am südlichen Ufer des kapischen Meeres und Plinius sagt, daß daselbst ein Feigenbaum gegen 270 Scheffel Feigen geliefert habe. Schon die Römer bedienten sich, bei dem Reifmachen der Feigen, der heutigen Tages im Archipel üblichen Kunst der Kaprifizirung. Man pflanzte wilde Feigenbäume, um gewisse Fliegen herbei zu locken, welche man auf die zahmen Feigenbäume vertheilte, wo alsdann ihr Stich durch eine frühe Wunde und

Digitized by Google

Ausdünstung die herbe Milch der Feigen verbesserte. Jetzt durchsticht man die halbreifen Früchte mit einem, in Baumöl getauchten Strohhalm, damit sie früher reifen. Alles angestochene Obst wird eher reif und süßer.

Der Pomeranzen- und der Zitronenbaum wuchs nur in Medien und Persien; die Poeten leiten den Ursprung dieser Goldäpfel aus dem Garten der Hesperiden in Afrika ab.

Die Aprikose verbessert sich, wenn man sie auf große weiße Pflaumen pfropft, indem sie dadurch an Größe zu nimmt, so wie sich ihr Geschmack verfeinert, wenn man sie auf den kleinen schwarzen Damas pfropft.

Die Granate ist ein afrikanischer Apfel, den man vorzüglich in den Gärten von Karthago pflegte.

4. Der Schall unter dem Wasser.

Aus den bisher angestellten Versuchen entnimmt man, daß ein Schall, der in offener Luft hervorgebracht wird, von Menschen unter dem Wasser gehört werden kann. Man ließ drei Männer zu gleicher Zeit untertauchen, und trug ihnen auf, in einer Tiefe von zwei Fuß, unter der Oberfläche des Wassers zu verweilen. Alsdann rief man ihnen sehr laut zu. Als sie wieder in die Höhe kamen, wiederholten sie die Worte, beschwerten sich aber, daß man ziemlich leise gesprochen.. Eben diese Personen tauchten nachher zwölf Fuß tief unter. Man schoß eine Flinte über sie ab und sie sagten aus, daß sie alle den Knall gehört, er wäre für sie aber kaum bemerklich gewesen. Folglich schwächt die Tiefe des Wassers den Schall aus der Luft ungemein.

Um aber auch zu erfahren, ob und wie der Schall, so unter dem Wasser gemacht wird, in der freien Luft vernommen werden könne, mußte jemand einige Fuß tief untertauchen, und sich alle Mühe geben, laut zu schreien. Man konnte ihn vom Ufer, wiewohl schwach, hören. Da man glaubte, daß ihm das in den Mund gelaufene Wasser an der Anstrengung zum Geschrei hinderlich gewesen, so zündete man eine Handgranate an, und warf sie an einem Orte ins Wasser, wo dasselbe neun Fuß tief war. Sie brannte eilf Sekunden unter dem Wasser, und gab, als sie los ging, einen so heftigen Schlag, daß ein ganzes Gebäude, so etliche Ellen davon stand, von dem Krachen erzitterte. Eine Wirkung, die viel stärker war, als man sie von so wenigem Pulver erwarten konnte. Was würde nicht eine Bombe unter dem Eise, das man zu zerspalten wünscht, ausrichten?

Um zu untersuchen, ob ein Schall unter dem Wasser von einem andern gehört werden könne, der sich ebenfalls unter der Oberfläche des Wassers befindet, mußte jemand mit einer Glocke in der Hand untertauchen. Dieser

Digitized by Google

verſicherte, deren Klang in verſchiedenen Tiefen faſt eben ſo wohl, als dies in freier Luft der Fall iſt, gehört zu haben. Zugleich hatte er das Geräuſch und Hereindringen des Waſſers, welches etwa zwanzig Fuß von ihm durch die Schleuſe ſtürzte, ganz deutlich vernommen.

5. Unterirdiſche Wälder.

Hier und da finden ſich unter der Erdoberfläche einzelne Stücke Holz, viele Bäume mit Wurzeln, Stämmen und Zweigen und verſteinerte Hölzer, z. B. in Böhmen, Heſſen, am Harzgebirge, in Irland und an andern Orten. Daß überſchwemmende Waſſerfluten auf ſolche Länder eingewirkt, ihre Oberflächen überſchlammt und jede Vegetation durch den bedeckenden Sand verhindert haben, iſt einleuchtend. Erſt mit der Zeit, durch Verwitterung wurde der Boden wieder befähigt, Pflanzen hervorzubringen. Die große kimbriſche Waſſerfluth brach 340 Jahre vor Chriſti Geburt, nach einem entſetzlichen Gewitter herein, und ſetzte Holland und die ganze deutſche Küſte an der Nordſee unter Waſſer; ganze Landſchaften verſchwanden und der Sund wurde gebildet, indem ein Theil der tiefliegenden Provinz Schonen vom Waſſer bedeckt ward. Die kimbriſchen Völker, nun ohne Obdach, ohne Nahrungsmittel, ſelbſt ohne Land, mußten ſich eine andere Heimath erringen. Marius gebot ihnen einen Halt, den die Geſchichte als blutroth bezeichnet.

Vermuthlich rühren von jener Verwüſtung im alten Kimbern-Lande die noch jetzt in Oſtfriesland 8 bis 18 Fuß tief unter dem Torfmoor ligenden Stämme her. Aus der Lage der Bäume unter der Erde erſieht man, daß die damalige Flut von Nordweſt gekommen ſein muß; und da noch die Wurzeln in ihrem alten Sandboden ſtecken, glaubt man annehmen zu können, daß dort einſt die Bäume ſtolz ihre Häupter erhoben und nicht erſt durch die Strömung dahin geführt worden ſeien.

Gemeiniglich ſind es Kienholzſtämme, deren Holz viel heller brennt, als jenes, welches friſch gefällt worden. Was einſt Natur hervorgebracht, muß jetzt den Menſchen nützen. So dienen noch heute die von Moos bedeckten Bäume und deren verfaulte Wurzeln, ſtatt der alten kimbriſchen Wälder den Bewohnern jener Gegend zur Feuerung. Erſt im Jahre 1230 nach Chriſti Geburt begannen die Niederländer Torfraſen zu ſtechen, kurz vorher, ehe die große Waſſerfluth zwiſchen Gröningen und Oſtfriesland fünfzig Städte und Dörfer vom Erdboden verwiſchte. Die Moosrinde wird im Frühling leicht behackt, und man verbrennt die ausgehobenen Stücke, nachdem ſie getrocknet, zu Aſche, in die man mit Vortheil Buchweizen ſäet.

Digitized by Google

6. Wirkung der Elektrizität auf den Menschen.

Nach Leuwenhoecks Beobachtungen sind die Schweißlöcher oder einsaugenden Gefäße der Haut so klein, daß ihrer 250,000 von einem Sandkorn bedeckt werden können. Nun bringen Quecksilber-Salben, Wasser, spanische Fliegen, durch die Haut in das Blut ein, um wie viel eher wird es wohl die so zarte und unsichtbare Substanz der elektrischen Materie thun? Man nehme an, die Oberfläche einer gewöhnlichen Menschen-Gestalt betrage 15 Quadratfuß, wie viele Millionen Schweißlöcher sind alsdann vorhanden, um die Elektrizität bis in alle Eingeweide einzusaugen und wieder ausströmen zu lassen, sobald der Dunstkreis das in uns angehäufte Uebermaß von Elektrizität dem Körper wieder entzieht, durch die unmerkliche Ausdünstung der Haut und durch Ausathmung in diesem Geschäfte der Entleerung unterstützt wird.

Unsere Poren, unsere Lungen und Haare sind also beständige Komunikations-Röhren zwischen dem menschlichen Körper und der Luft-Elektrizität; ständen uns hinreichend scharfe optische Gläser zu Gebote, so wären wir im Stande, die beständige Ebbe und Flut in uns zu beobachten. Und doch weiß Jedermann, daß man vor einem Gewitter nur mit Beklemmung athmet, und sich höchst verstimmt fühlt, daß eines Kranken Zustand sich verschlechtere, daß aber nach dem Gewitter, wenn wir Elektrizität eingezogen haben und unsere Körper wie Flaschen geladen sind, Menschen und Thiere sich in einem Meere von Behaglichkeit wälzen möchten.

In einer Minute athmen wir zwanzigmal und unsere Lunge schöpft beim Athemholen vierzig Kublkzoll Luft ein. Der körperliche Inhalt, oder die Summe der Hölen aller Lungenbläschen zusammengenommen, beträgt mindestens 220 Kublkzoll Luft. Diese eingeathmete Menge Luft, welche unsere Lunge aufnimmt, ist die beständige Einfahrt der elektrischen Materie, wenn die Atmosfäre positiv ist. Diese Materie geht aus der Lunge in das Blut über, sobald die eingeathmete Luft in den Hölen nicht weiter fort kann; die Luftröhren und Wände der Lungenbläschen sind das animalische Reibzeug der Elektrizität, und die verbrauchten Theile des Athems gehen unter dem Namen der flogistisirten Luft wieder in die Athmosfäre zurück.

Digitized by Google

Praktiſche und kommerzielle Politik.

6. Die Hauptſtraße des britiſch-oſtindiſchen Handels führt fortan mitten durch Deutſchland.

Sechste und letzte Beweisgabe*).

Nach Beendigung des Ludwigs-Kanals werden nothwendigerweiſe noch ſehr weſentliche Arbeiten ſowohl auf dem Main als auf der Donau vorgenommen werden müſſen. Die bisher gebräuchliche Segel-Schifffahrt hat auf dieſen beiden Strömen noch mit zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und die Dampf-Schifffahrt, die auf dem erſten jetzt beinah ganz unmöglich iſt, kann, unter den gegenwärtig obwaltenden Umſtänden nur von Regensburg hinweg benutzt werden.

Das Städtchen Kelheim, an der Mündung der Altmühl und des Ludwigs-Kanals in die Donau, hat etwas über 2000 Einwohner. Auf ſeinen Werften werden die größten Donau-Schiffe gebaut. Es treibt beträchtlichen Holzhandel und hat jetzt ſchon eine ausgedehnte Schifffahrt, die ſich in nächſter Zukunft gewiß noch ſehr bedeutend vermehren wird. Auch der Handel mit den bei Solnhofen gebrochenen Steinen, die von Kelheim ſtromabwärts verſendet werden, iſt nicht unweſentlich. Zwiſchen dem letzten und Weltenburg beginnt der unter der Benennung „Teufels-Mauer“ oder „Pfahlgraben“ bekannte Römerwall, der ſich an Weltingen vorüber gegen Lorch und von dort zum Rhein zieht. Zwei baieriſche Meilen unterhalb Kelheim, bietet der am rechten Ufer der Donau gelegene Flecken Abach nichts merkwürdiges als die alte Heinrichsburg, in deren Nähe Otto von Wittelsbach ermordet wurde.

Dem Laufe des Stromes nach ligt, beinah drei Meilen weiter unten, die alte ehemalige freie Reichsſtadt Regensburg auf der linken oder Südſeite des Fluſſes, über den eine faſt 500 Schritt lange Brücke nach dem gegenüber befindlichen Stadt am Hof führt. Das erſte hat nahe an 25,000 Einwohner, wovon die zwei Drittel Katholiken ſind; die Bevölkerung des letzten

*) Vergl. mit den früheren Aufſätzen über denſelben Gegenſtand im erſten und zweiten Bande für 1840 der Bibl. d. n. Weltkunde.

Digitized by Google

übersteigt nicht 2000 Seelen. Es ist seit 1809, wo es gänzlich niedergebrannt wurde, regelmäßig aufgebaut worden, hat Hopfenbau, mehre Bierbrauereien und ziemlich lebhaften Handel auf der Donau. In Regensburg stehen die beiden letzten Gewerbe ebenfalls in Flor, und zwar in einem noch viel größeren Maßstabe. Man weiß wie berühmt das Bier, die Würste und der Meth dieser Stadt sind. Der eigentliche Mittelpunkt der Schifffahrt und zum Theil auch des Handels auf der Donau ist auf den von Fischern und Schiffern bewohnten Inseln Ober- und Unterwörth. Unter den Fabriken verdienen besonders die der Gebrüder Bernhard, welche guten Taback liefert, die Bleistift-Manufaktur von Rehbach, eine Porzellan-, eine Zucker-, eine Maschinen-Fabrik und eine Baumwoll-Spinnerei namhaft gemacht zu werden.

Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist der im 13. Jahrhundert erbaute Dom. Die Stadt-Bibliothek enthält viele wichtige Werke. Die höhern und untern Lehranstalten sind lobenswerth. Auch die Blinden-Anstalt und die Sternwarte verdienen nicht unbeachtet gelassen zu werden. Die Walhalla ist von Regensburg etwa anderthalb Stunden entfernt *). Von Kelheim bis zu der letzten Stadt beträgt der Fall der Donau 26 Fuß auf nicht ganz fünf Meilen, also mehr als fünf Fuß auf die Meile.

Bei dem fünf Viertelmeilen unter Regensburg am linken Ufer der Donau gelegenen Städtchen Donaustauf, das nicht ganz 900 Einwohner hat, führt eine sehr üble hölzerne Brücke über den Fluß, welche der Schifffahrt ziemlich hinderlich ist, und wo die Röhre des Dampfschiffes umgelegt werden muß, um darunter hinweg zu kommen. Das hiesige Schloß ist ein Eigenthum des Fürsten von Thurn und Taxis und von schönen Garten-Anlagen umschlossen. Man ist hier der auf dem Salvator-Berge, unfern der alten Burg Staufen sich erhebenden Walhalla ziemlich nahe.

Bis Straubing, sieben Meilen von Regensburg, bietet sich längs dem Laufe der Donau kein irgend bemerkenswerther Ort dar. Der Flecken Wörth ligt eine Viertelmeile links von der Donau; er hat über 1000 Einwohner, aber wenig Handel und Verkehr. Das in sehr getreidereicher Gegend am rechten Ufer sich zeigende Straubing ist eine nicht unwichtige Stadt von 8000 Seelen, mit schönen Kirchen, beträchtlichem Korn- und Viehhandel und einigen geschichtlichen Merkwürdigkeiten, namentlich denen, welche sich auf Agnes Bernauer beziehen. Der flüssige Hang der Donau von Regensburg bis hierher beträgt 50 Fuß, also etwas mehr als 7 Fuß auf die Meile.

Bei Bogen, Flecken von 800 Individuen, fast anderthalb Meilen unter

*) Vergl. mit dem Aufsatz: „Ausflug von Mainz nach Athen," im dritten Bande für 1840, S. 377 bis 403 der Bibliothek der neuesten Weltkunde.

Digitized by Google

Straubing, beginnt die bis dahin ziemlich einförmige Gegend etwas abwechselnder und romantischer zu werden. Das Gebirg nähert sich mehr dem Ufer und seitwärts gewahrt man die Gebäude der ehemaligen Abtei Ober-Altaich, deren Kirche gesehen zu werden verdient, wäre es auch nur ihrer prächtigen Decken-Gemälde wegen.

Die kleine Stadt Deggendorf, eine halbe Meile oberhalb der Isar-Mündung und 5½ Meilen unter Straubing, hat nahe an 3000 Einwohner, große Wachsbleichen, viele Siebmacher und Töpfer, treibt starken Handel mit Leinwand, Obst, Getreide und Vieh und findet in den zahlreich hierher kommenden Wallfahrern ebenfalls nicht geringen Verdienst. Dem Ort gegenüber, am rechten Ufer des Stroms, befindet sich der mit einer alten Burg gekrönte Natterberg. Der Fall der Donau von Straubing bis Maria-Posching beträgt 27 und von dem letzten bis zur Isar-Mündung 17 Fuß. Von Deggendorf, wie von Straubing führen große gut unterhaltene Landstraßen nach Klattau in Böhmen und über Landshut nach München.

Die Mündung der Isar, unweit Deggenau, stellt sich dem natürlichen Laufe der Donau beinah direkt entgegen. Die Richtung der letzten ist hier nämlich fast ganz südlich, die der ersten dagegen nordöstlich. Ohne Zweifel ist dieser auffallende Mißbestand, dem indeß leicht abgeholfen werden könnte, wenn man dem untersten Laufe der Isar von der Schiffmühle hinweg, eine mehr östliche, oder noch besser eine südöstliche Richtung, gegen Kugelstadt und Nieder-Alteich gäbe. Der Durchstich würde kaum über eine halbe Meile lang und nicht besonders schwierig sein, weil das Land auf der zu durchgrabenden Strecke eben und niedrig ist. Nächstdem würde dadurch auch noch der Wasserabzug der Isar beträchtlich vermehrt, das Isarmoos trocken gelegt, die Schifffahrt erleichtert und verkürzt und der Verkehr wesentlich vermehrt werden. Bei dem Flecken Plattling, der über 1000 Einwohner hat und fünf Viertelmeilen oberhalb der Mündung der Isar, am linken Ufer dieses Flusses ligt, sammeln sich die nach Wien bestimmten Flöße, auf denen es nicht selten von Menschen wimmelt, welche diese wohlfeile Reise-Gelegenheit benutzen.

Auf der neun Meilen langen Strecke von Deggenau bis Passau hat die Donau einen flüssigen Hang von 66 Fuß, also mehr als 7 Fuß auf die Meile. Hier sind die bemerkenswertheften Orte der Flecken Hengersberg, mit 950 Seelen, unfern Nieder-Alteich, links, das uralte Städtchen Osterhofen, mit 1200 Einw., rechts, der Flecken Hofkirchen, mit 600 Indiv., links, der Flecken Pleinting, mit 850 Seelen und die kleine Stadt Vilshofen, mit 2400 Seelen, rechts. Mit Ausnahme des letzten, das hübsch gebaut ist und nicht unwichtigen Handel mit Getreide, Hopfen und Leinwand treibt, haben die vorgenannten Orte wenig Verkehr. Bei dem letzten, wo

Digitized by Google

sich die große Vils in die Donau ergießt, treten auf der entgegengesetzten Seite die Berge des Baier-Waldes dicht an den Strom und zeigen einige hübsche Partien. Weiter unten erhebt sich auch auf dem rechten Ufer der gebirgige Neuburger-Wald, der sich bis zum Inn, oberhalb Passau, zieht. Die malerische Hilgartsburg und der Flecken Windorf, mit 600 Seelen, beide am linken Ufer, sind ebenfalls recht freundliche Punkte.

Bei Passau mündet rechts der wasserreiche Inn und links die vom Böhmerwald herabkommende Ilz in die Donau. Die Stadt hat eine reizende Lage auf der Landzunge zwischen den beiden Hauptflüssen. Mit ihren Vorstädten, der Innstadt, auf der rechten Seite des Inn und der Ilzstadt, am linken Donau-Ufer, gegen die Ilz, hat sie eine Bevölkerung von 12,000 Seelen. Ausser einigen Leder-, Porzellan- und Tabacksfabriken, Eisen- und Kupferschmieden, Papiermühlen und Töpfereien ist der bürgerliche Betrieb von keiner besondern Wichtigkeit. Mehr ist dies der Fall mit Handel und Schifffahrt, sowohl auf der Donau als auf dem Inn; auch die Salzspedition ist sehr bedeutend. Passau ist sowohl durch seine Lage als durch die Kunst eine starke Gränzfestung, von der das östreichische Gebiet kaum eine Viertelmeile entfernt ist. Die zwischen der Ilz und Donau gelegenen Bergfesten, Ober- und Unterhaus, welche alle übrigen Theile beherrschen, sind besonders stark. Der Dom und das ehemalige Jesuitenkollegium, letzteres mit einer Bibliothek, sind sehenswerthe Gebäude. Ein höchst interessanter Punkt in der Nähe ist der bei dem Flecken Hals, wo die Ilz einen vereinzelten Berg dergestalt umschlingt, daß er mit dem Flecken eine Halbinsel bildet.

Drei Viertelmeilen unter Passau ist auf dem rechten Donauufer die östreichische Gränze, auf dem linken dagegen erst drittehalb Meilen weiter abwärts, Engelhardszell gegenüber. Hafnerzell, unterhalb Griesbach, ist der letzte bemerkenswerthe Ort in Baiern auf dieser Strecke. Die 2000 Einwohner dieses gewerbigen Fleckens beschäftigen sich mit Verfertigung von Schmelztiegeln und Töpferwaaren, welche erste bis nach Amerika und Sibirien ausgeführt werden. Der Grafit, aus dem man sie macht, wird bei Griesbach gebrochen; dagegen wird die in der Nähe gegrabene Porzellanerde nur in Nymphenburg verarbeitet. Man verfertigt hier auch sehr viele Bleistifte. Engelhardszell, am Fuße des Sauwaldes, der den großen Haugstein bedeckt, hat nichts Bemerkenswerthes als das Schloß des Fürsten von Wrede.

Unterhalb Waldkirchen macht die Donau eine so sonderbare Schlangenwindung, daß sie auf ihren Lauf zurückzukommen scheint. Sie strömt nämlich zuerst gegen Südost, wendet sich dann plötzlich gegen Nordwest und bildet auf eine ziemlich lange Strecke ein kaum zehn Minuten breites Vorgebirg. Dann strömt sie direkt gegen Ost und drei Viertel-Meilen weiterhin gegen Süd, wonach sie sich abermals gegen Nord, Ost und Südost wendet. Bei

Digitized by Google

Asbach tritt sie aus dem Gebirg in eine kleine Ebene, die augenscheinlich früher ein See war und deren Länge zwei Meilen auf eine halb so große Breite beträgt. In derselben liegt der Flecken Eferding, etwas seitwärts vom Strom und auf der andern Seite desselben das Mineralbad Mühlacker. Eine Meile oberhalb Linz treten die Berge von beiden Seiten wieder nahe an die Donau, die, nachdem sie in der vorbemerkten Ebene sich sehr ausgebreitet und viele Inseln gebildet, jetzt abermals mit Schnelligkeit in einem engen Bette strömt. Dem Laufe des Flusses nach beträgt die Entfernung von Passau bis Linz 13 Meilen und der Fall desselben 155 Fuß, also etwa 12 Fuß auf jede Meile.

Linz hat sich in der neuesten Zeit sehr vergrößert und verschönert. Es ligt am linken Ufer des Flusses am Ende der Welserhaide und hat jetzt über 30,000 Einwohner. Seine kaiserliche Woll- und Teppich-Fabrik, die gegen Ende des letzten Jahrhunderts im höchsten Flor stand und damals fast 30,000 Menschen beschäftigte, ist jetzt nicht mehr so bedeutend, obgleich sie immer noch 4000 Arbeiter hat. Sie liefert nicht allein Wollenzeuge jeder Art, sondern auch nachgemachte persische Schwals; nächstdem gibt es auch noch viele Woll- und Baumwoll-Fabriken, eine türkischroth Garn-Fabrik, eine andere für Leinenzeuge, eine Maschinen-Fabrik, eine Pulvermühle und mehre andere Gewerbthätigkeitsherde in dieser Stadt, deren Messen stark besucht sind und die einen lebhaften Speditions-Handel treibt. Ausser den gewöhnlichen höhern und niedern Lehranstalten befindet sich in ihr auch eine Kunst- und eine Ingenieur-Schule, eine Blinden- und eine Taubstummen-Anstalt. Linz ist nach einem durchaus neuen System befestigt und von Thürmen umschlossen, deren sich auf dem Pöstlingberg allein 34 befinden. Sie sind drei Stockwerke hoch und sollen jeder 200 bis 300 Soldaten in sich aufnehmen können. Von Linz führt eine 17 Meilen lange Eisenbahn über das Gebirg nach Budweis, in Böhmen.

Anderthalb Meilen unter Linz, dem Städtchen Steyeregg gegenüber, mündet die Traun in den Hauptfluß, und zwei Meilen davon, unterhalb Enz, der Fluß gleichen Namens, beide auf der rechten Seite. Enz ist ziemlich gut befestigt, hat 3500 Einwohner, mehre Band- und Baumwollwebereien und einige Eisenwerke. Das auf dem entgegengesetzten Donauufer gelegene Städtchen Mauthhausen verdient nur seiner schönen Granitbrüche wegen genannt zu werden. Es geht von hier eine vielgebrauchte Handelsstraße nach dem 200 Fuß über dem Meere gelegenen Freistadt, dessen 2500 Einwohner starken Zwirn- und Leinwandhandel treiben.

Von Linz bis Irdacker, auf einer Strecke von 7 Meilen, strömt die Donau in verschiedenen Armen, welche viele größere und kleinere Inseln bilden. Bei der eben genannten Stadt wird sie durch die Berge wieder eingeengt,

Digitized by Google

wendet sich gegen Mitternacht nach Grein, und strömt von da in östlicher und südöstlicher Richtung nach Ips. Alle diese Orte sind wenig bedeutend, sowohl in Betreff der Bevölkerung als des Verkehrs. Es ist ganz dasselbe auch mit dem weiter unten gelegenen Groß-Pöchlarn, Mölk, Schönbühel, Dürrenstein und Mautern. Nur Krems macht davon eine Ausnahme. Es hat 5000 Einwohner, mehre Pulver-, Salpeter-, Stahl-, Alaun- und andere Fabriken, baut viel Safran und Wein und bereitet einen ziemlich berühmten Senf. Auch hat es eine Militär-Erziehungsanstalt und ein Militär-Krankenhaus, Und genannt. Das seitwärts auf der Höhe gelegene Städtchen Stein, von wo eine Brücke über die Donau nach Mautern führt, hat nichts Merkwürdiges, In dem Schlosse zu Dürrenstein, wo Richard Löwenberz als Gefangener bewacht wurde, werden Mühl- und Wetzsteine gebrochen; auch gibt es hier einige Bleigruben.

Von Krems bis Wien, auf einer Strecke von 11 Meilen, wo die Donau ein weites Thal ungedämmt durchschlängelt, bieten sich nur die unbedeutenden Orte Hollenburg, Tulln, Korneuburg und Kloster Neuburg. Tulln ist ein Städtchen von 1800 Einwohnern mit einer Pionier-Schule. Korneuburg hat deren etwa 200 mehr. Kloster-Neuburg dagegen 3500, mehre Fabriken, einen Schiffsbauhof des Pontonierkorps, ein reiches Stift mit einer Bibliothek von 30,000 Bänden und einer Gemälde-Sammlung.

Der Landungspunkt für alle zu Wasser von Regensburg Ankommende ist das eine Stunde von Wien entfernte Nuszdorf. Mit dem Dampfschiffe legt man die Strecke von Regensburg bis Linz in 13 Stunden zurück und zwar folgendermaßen: Gabelweis 12 Minuten, Tegernheim 13, Donaustauff 7, Demmlingen 10, Bach 18, Trenkhofen 3, Tiefenholz 12, Münd 45, Bondorf 19, Seideldorf 36, Straubing 25, Reibersdorf 22, Ober-Alteich 8, Bogen 7, Einbrach 30, Jelbach 15, Deggendorf 44, Nieder-Alteich 30, Pleinting 1 Stunde 4 Minuten, Vilshofen 16 Min., Windorf 10, Passau 49, Engelhardszell 1 Stunde 40, Aebach 2 Stunden, Hottesheim 45 Min., Linz 30.

Von Linz bis Nusdorf braucht das Dampfschiff 10 Stunden, nämlich bis Mauthhausen 1 Stunde, Wallsee 5 Minuten, Grein 1 St. 23 Min., Persenberg 47, Säussenstein 16, Groß-Pöchlarn 24, Mölk 23, Aggsbach 37, Ips 16, Weißkirchen 17, Rossach 7, Dürrenstein 5, Stein 15, Hollenburg 35, Tulln 1½ St., Langen-Lebern 10 Minuten, Greifenstein 27, Kloster-Neuburg 28, Kaltenberg 10, Nuszdorf 45 Minuten.

Die Kaiserstadt Wien ligt nicht an der Hauptströmung der Donau, sondern an einem Nebenarme dieses Flusses, der nicht mit Dampf- und größern Segelschiffen befahren werden kann. Alle nach Oestreichs Hauptstadt bestimmte Waaren, gleichviel ob sie stromauf- oder abwärts bestimmt sind,

Digitized by Google

müssen also auf kleinere Fahrzeuge verladen oder aus dem Hauptflusse zu Land dahin gebracht werden. Daß Handel und Verkehr, wenn schon durch lange Gewohnheit mit einem solchen Bestand der Dinge befreundet, dennoch mehr oder weniger dadurch beeinträchtigt wird, braucht nicht näher erörtert zu werden. Man versichert, daß wenn das sogenannte Kaiserwasser zugedämmt würde, welches den größten Theil der Donauwassermenge nutzlos entführt, dieses sich gegen Wien wenden und den südlichen Flußarm für Schiffe jeder Art wie zu allen Zeiten fahrbar machen würde.

Die eigenthümliche Gewerbthätigkeit und der Handel von Wien sind sehr bedeutend. Es gibt in ihr über 250 Fabriken mit nahe an 25,000 Arbeitern. Die wichtigste derselben ist die kaiserliche Porzellan-Fabrik mit 54 Oefen. Es gibt hier so viele Groß- und Kleinhandlungen, daß man deren fast in jeder Straße einige findet und in Betreff der Fabrikation sind alle bürgerlichen Gewerbszweige in Ueberfluß vertreten.

Nächstdem ist Wien noch ein sehr angenehmer Aufenthalt für den Fremden, sowohl durch seine biedersinnige Bevölkerung, als durch die zahlreichen Vergnügungen, welche sich ihm, wie dem Einheimischen, auf jedem Schritte bieten. Sogar an Volksfesten, die infolge unserer immer mehr sich verfeinernden Gesittung gewissermaßen langsam aussterben, fehlt es in Wien noch nicht. Man braucht sich nur an die Kirchweihe auf der Brigittenau und an die zahlosen Lustbarkeiten in den nahe gelegenen hübschen Ortschaften zu erinnern.

Wie man weiß, ist das eigentliche Wien eine für sich abgeschlossene, größtentheils noch von Wällen und Gräben umgebene Stadt, mit einer Bevölkerung von etwa hunderttausend Seelen. Die darum sich ausbreitenden 33 Vorstädte haben eine dreimal stärkere Bevölkerung, und enthalten eine Menge Paläste, Kirchen, öffentliche Gebäude und große schöne Häuser. Am beachtungswertheften sind in dieser Beziehung die Leopold- und die Josefsstadt. Die erste ligt, nebst der Brigittenau, dem Augarten, der Jägerzeile und dem Prater nördlich von Wien, auf der großen Donauinsel. Die Josefsstadt befindet sich auf der entgegengesetzten Seite. Sie besteht aus einer fast eine Stunde langen Houpt- und mehren Seitenstraßen. Sehr reizend sind die vielen herrlichen Gärten und Landhäuser in diesen Vorstädten, welche von einer Mauer und einem Graben, die Linie genannt, umschlossen werden.

Zwischen den 32 westlich, südlich und östlich gelegenen Vorstädten und der eigentlichen Stadt dehnt sich das 600 Schritt breite Glacis aus, das in allen Richtungen von Alleen durchschnitten wird, welche vielbesuchte Spazirgänge bilden. Zu den merkwürdigsten öffentlichen Gebäuden gehört die kaiserliche Burg, am südlichen Ende der Stadt, und in Nähe des Burgthores. Vor derselben breitet sich der große Paradeplatz aus. Der Palast, in welchem die kaiserliche Familie wohnt, ist eben so unregelmäßig als weit-

Digitized by Google

läufig. Es befindet sich darin die große aus 400,000 Bänden und 15,000 Handschriften bestehende Bibliothek, nebst einer Sammlung von 300,000 Kupferstichen, verschiedenen Alterthümern und Kunstwerken, 35,000 Medaillen, ein Mineralien-Kabinet, die kaiserliche Schatzkammer, worin die Krönungs-Insignien aufbewahrt werden. Die große Reitschule, die jedoch eben so wenig mit der Burg zusammenhängt, als die Reichskanzlei (ein großartiges Gebäude, das von einigen Gliedern der kaiserlichen Familie bewohnt wird) sind ebenfalls sehenswerth. In dem nahen Kaiser-Garten befinden sich eine Menagerie und sehr lange Treibhäuser mit einem großen Blumensaale.

Durch seine Größe wichtig ist auch der trattnersche Freihof und das Bürgerspital, welches 220 Wohnungen enthält. Unter den Kirchen ist der Dom zum heiligen Stefan die sehenswertheste. Allein kein Fremder darf es versäumen die Fürstengruft unter der Kapuzinerkirche zu besuchen. Fast alle Klöster, deren es fünf in der eigentlichen Stadt gibt, haben Bücher-Sammlungen von 10,000 bis 30,000 Bänden. Die Universitäts-Bibliothek zählt deren nahe an 100,000. Alle höheren, mittlern und untern Lehranstalten sind vortrefflich eingerichtet, reich dotirt und beinah jede derselben hat ihre eigene Bibliothek, wovon die der Ritter-Akademie aus mehr als 30,000 Bänden besteht. Es gibt außerdem noch viele andere, öffentliche und Privat-Büchersammlungen, unter welchen letzten die kaiserliche, die lichtensteinische, die des Erzherzogs Karl und die schwarzenbergische mit 30,000 bis 40,000 Bänden oben anstehen.

Die Zahl der milden Stiftungen ist wirklich außerordentlich. Den ersten Rang davon nehmen das Findelhaus, das Taubstummen-Institut, das Waisenhaus, die Irren- und die Blinden-Anstalt ein.

Zu den am meisten besuchten Vergnügungs-Orten in der Nähe von Wien gehören die kaiserlichen Lustschlösser Schönbrunn und Laxenburg, die Gloriette, das Mineralbad in Döbling, die Bäder zu Baden, ferner Laach, Meidlingen, Hitzing, der Kahlenberg, Kloster-Neuburg, Sömmering, Mariabrunn, Traiskirchen, Pottendorf, Neustadt und viele andere.

Eine halbe Meile unterhalb Wien gelangt man, durch den diese Stadt bespülenden Nebenarm, wieder in den Hauptstrom der Donau und sieht unmittelbar nachher die fast ¾ Meilen lange, ½ Meile breite Insel Lobau zur Linken. Darüber hinaus gewahrt man die neuen Häuser von Groß- oder Stadt-Enzers-Dorf und von Aspern, welche beide Orte während der berühmten, nach dem letzten benannten Schlacht, im Jahre 1809, gänzlich niedergebrannt worden. Denselben schräg gegenüber, am rechten Ufer des Flusses ligt der große Flecken Schwöchatt und weiter unten Fischament, ebenfalls ein ansehnlicher Flecken.

Die Donau breitet sich hier in vielen Armen aus und bildet mehre große

Digitized by Google

Inseln, auf deren einer der Flecken Orth ligt. Dann gewahrt man die Flecken Petronell und Altenburg und die kleine Stadt Haimburg mit 3,500 Einwohnern und einer kaiserlichen Tabaksfabrik, auf der rechten Seite. Unfern dem letzten bezeichnet, auf dem entgegengesetzten Ufer, der Marchfluß die Grenze zwischen Oestreich und Ungarn. Auf der andern Seite ist sie erst eine halbe Meile vor Preßburg.

An der Mündung der March schon zu Ungarn gehörig ligt der Flecken Theben. Dem Laufe des Flusses nach beträgt die Entfernung von Wien bis Preßburg 9 Meilen und sein Fall etwa 70 Fuß. Preßburg hat 40,000 Einwohner, wenig Handel und Gewerbe, dagegen ziemlich viel Weinbau, und nächst dem ständischen Hause, dem Palaste des Erzbischofs von Gran, der Domkirche und der Akademie noch viele schöne Gebäude.

Die Donau theilt sich bei dieser Stadt in zwei Arme, welche die große Insel Schütt umschließen, die ihrer Fruchtbarkeit wegen der goldene Garten genannt wird. Sie ist 11 Meilen lang und 7 Meilen breit. Ihr Hauptort ist Bischdorf. Der links oder nordöstlich strömende Donauarm ist für größere Fahrzeuge nicht schiffbar, während der südliche durch eine niedrige Gegend sich windet, und nächst dem kleinen Schütt noch eine Menge anderer, wenig bedeutender Inseln bildet.

Auf der ganzen Strecke von Preßburg bis Komorn bietet sich, längs dem Flusse, kein besonders beträchtlicher Ort. Karlburg, Halaszi und Ungarisch Altenburg sind Flecken, die außer Ackerbau wenig Handel und Verkehr pflegen. Die kleine Stadt Wieselburg mit 3,500 Einwohnern treibt ebenfalls nur Getraide-Handel. Die Festung Raab, an der Mündung des gleichnamigen Flusses und der Raabnitz in den rechten Nebenarm der Donau, oder Kis Duna, hat sich in neuester Zeit sehr emporgeschwungen und soll jetzt eine Bevölkerung von 26,000 Seelen haben. Es befinden sich hier eine Menge Tuchfabriken, Messerschmieden, Baumwoll-Spinnereien und andere Gewerbszweige, weshalb denn auch der Handel, sowohl zu Land als auf der Donau, von Wichtigkeit ist. Die nächste Umgegend erzeugt viel Getreide und Wein, welche Produkte ebenfalls versandt werden.

Bei Komorn vereinigen sich wieder die beiden Hauptarme der Donau. Die Stadt ligt auf der Stelle, wo die Insel Schütt endet und sich die Neitra in den Hauptfluß ergießt. Komorn ist eine starke Festung und durch seine Lage beinah unangreifbar. Es hat mehre Tuch- und Leder-Fabriken und einen ausgedehnten Handel. Die Bevölkerung der Stadt wird auf 20,000 Seelen angegeben, was jedoch übertrieben sein soll. Dem Laufe des Flusses nach beträgt die Entfernung von Preßburg bis Komorn 13 Meilen und sein Fall etwa 50 Fuß.

Sechs Meilen unterhalb Komorn bietet sich Gran, am rechten Donau-

Digitized by Google

Ufer, der Mündung des Granflusses gegenüber. Mit den beiden dazu gehörigen Flecken S. Thomas und S. Georg, hat diese Stadt eine Bevölkerung von beinah 12,000 Seelen, für sich allein jedoch nur 7000. Sie treibt Handel mit Wein, Mais und Getreide, hat ein festes Schloß, einen herrlichen Dom, und ist Sitz des Erzbischofs-Primas von Ungarn. Ihre warmen Bäder werden ziemlich stark besucht. Gran gegenüber, auf der andern Seite der Donau ligt die ziemlich große Ortschaft Parkany, wo 1683 die Türken geschlagen wurden.

Drei Meilen östlich von diesen beiden Orten bildet die Donau abermals eine 3 Meilen lange, ziemlich schmale Insel. Die Schifffahrt geht gewöhnlich durch den linken Arm des Flusses, der die Stadt Waitzen berührt; ihre Bevölkerung wird verschiedentlich zu 6,000 und 10,000 Seelen angegeben. Ihre innere Gewerbthätigkeit und ihr Handel waren früher viel ausgedehnter als jetzt. Außer einem prächtigen Dom, dem Schlosse Migazyburg, und einem Taubstummen-Institut hat sie nichts merkwürdiges. Auch in dem weiter oben gelegenen Wissegrad oder Plintenburg, Flecken am linken Donauufer findet man nichts als die Trümmer des einst so berühmten Schlosses. Die kleinen Städte Sankt Andre oder Endre, Totfallo und Marös, welche zwischen 2,000 und 3,000 Einwohnern haben, sind in Betreff des Handels von so geringer Bedeutung, daß man ihrer kaum zu erwähnen braucht.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit Pest, dem Haupthandelsorte des Königreichs Ungarn. Diese alte, unregelmäßig gebaute Stadt von geringem Umfange, um welche sich viel größere und schönere Vorstädte schlingen (unter denen auch hier, wie zu Wien, die Leopoldsstadt den ersten Rang einnimmt); hat sich in neuester Zeit, ungeachtet einer verheerenden Ueberschwemmung und mehrer Feuersbrünste so außerordentlich gehoben, daß ihre Bevölkerung binnen 20 Jahren sich verdoppelt hat und jetzt 75,000 Seelen übersteigt. Sie ligt am linken Donauufer der alten Hauptstadt des Landes, Ofen oder Buda gegenüber, mit der sie in kurzem durch eine Eisendraht-Brücke verbunden sein wird.

Außer einem sehr großen und lebhaften Handel mit Wein, Wolle, Taback, Getreide, Vieh und hundert andern Gegenständen, der durch vielbesuchte Messen stets erhalten und vermehrt wird, hat sie noch eine Menge Tabaks-, Leder- und andere Fabriken. Die hiesige Universität wird von etwa 1,800 Studenten besucht, auch die ungarische Akademie und das National-Museum mit reichen Sammlungen, befinden sich in blühendem Zustande. Gut eingerichtet ist die Sternwarte, der botanische Garten und die aus 70,000 Bänden bestehende öffentliche Bibliothek.

Die Donau hat zwischen Pest und Ofen eine Breite von 1,450 Fuß,

Digitized by Google

sie ist also beinah eben so breit als der Rhein zwischen Mainz und Kastel. Ofen scheidet sich in zwei ganz verschiedene Orte, nämlich in die auf dem Felsen gelegene Festung und in die Unter- oder Wasserstadt, nebst deren Zugehörungen, der Raazen- und Christinenstadt, der Landstraße und dem Neustift. In der ersten wohnen die meisten ungarischen Adeligen, die jedoch immer mehr und mehr nach Pest hinüber ziehen. Ueberhaupt hat Ofen ein sehr stilles, beinah ausgestorbenes Ansehen und steht in solcher Beziehung mit der benachbarten Stadt im auffallendsten Kontrast. Unter seinen 23,000 Einwohnern sind viele Fischer, Schiffer, Ackerbauer und Winzer, dagegen wenig Handelsleute und Handwerker. In der Festung ist das große königliche Schloß mit einem schönen Garten. Es ist die Residenz des Reichspalatins. Die warmen Bäder von Ofen, zum Theil von den Türken prächtig erbaut, werden stark besucht. In der Nähe ist das große Pferdegestüt zu Bobalina und der Flecken Altofen mit 8,000 Einwohnern.

Die Entfernung von Komorn bis Ofen-Pest beträgt auf der Donau 18 Meilen und der Fall des Flusses 60 Fuß. Die Dampfschiffe legen die Strecke von Wien bis Pest in 15 Stunden zurück und zwar folgendermaßen: Von Wien bis Koselau 1 Stunde 10 Minuten, Petronell 30 Minuten, Deutsch-Altenburg 10, Heimburg 10, Theben 15, Preßburg 30 Minuten. Der Aufenthalt bei dem letzten dauert etwa 20 Minuten. Man fährt von da bis nach Wasa in 40 Minuten und von diesem Orte bis nach Gönyö, unterhalb Raab, in zwei Stunden 50 Minuten; von da nach Komorn in einer Stunde 20 Minuten. Bei Komorn verweilt man eine Viertelstunde, erreicht Szöny in 12 Minuten, Almas in 37, Nesmül in 7, Piska in 33, Neudorf in 13, Gran in 1 St. 2 M., legt bei dem vom linken Ufer etwas abwärts ligenden Dob nach 34 Minuten an, berührt Döwös nach 21 Minuten, Wissegrad nach 15, Marös nach 14, Waitzen nach 21, Totfallo nach 29, Sankt Andre nach 21 Minuten und langt 25 Minuten später zu Pest an.

Die Gegend, welche die Donau von hier bis Belgrad durchströmt, ist wenig anziehend. Sie bietet nichts als ein flaches, einförmiges Land, durch welches sich der Fluß, dessen Hauptrichtung von Waitzen bis zur Mündung der Drau die südliche ist, in vielen Windungen schlängelt, und große Inseln bildet. Eine dieser letzten, die über 6 Meilen lang und etwa eine Meile breit, beginnt bald unterhalb Pest. Die Schiffsmühlen sind auf dieser Strecke so häufig, daß sie bei einigen Städten den Fluß außerordentlich verengen und der Schifffahrt hinderlich werden. Der einzige nennenswerthe Ort ist das 16 Meilen unter Pest, am linken Ufer gelegene Kolokfa mit 7000 Einwohnern, wichtiger Schafzucht und beträchtlichem Obst- und Melonenbau.

Digitized by Google

Die Waldungen in der Nähe dieses Ortes gehören zu den schönsten längs der Donau. Bei Tolea wird die Schifffahrt durch große Sandbänke unsicher. Neun Meilen von Koloksa ligt Baja, an einem Seitenarm des Flusses, berühmter durch seine großen Schweinemärkte als durch sein Gymnasium. Diese Stadt hat über 12,000 Einwohner. Mohaks, an einem rechten über 20 Minuten breiten Seitenarm der Donau, wo ein Gebirgszweig sich derselben wieder nähert, ist nur durch die Schlachten von 1526 und 1687 bekannt. Wichtiger ist Zombor, Stadt von 22,000 Seelen, nahe an der Mündung des Kaiser Franz Kanals, welcher die Donau mit der untern Theiß verbindet. Es blühen hier viele Gewerbe, doch besteht die Hauptbeschäftigung der Einwohner in Ackerbau und Viehzucht. Der Handel hat sich in den letzten Zeiten sehr gehoben und verspricht auch in Zukunft rasche Fortschritte zu machen. Die Entfernung von Baja bis hieher beträgt 8 Meilen.

Etwa 4 Meilen unterhalb Zombor mündet die Drau, an welcher etwa 3 Meilen aufwärts die slavonische Stadt Essek ligt. Sie ist stark befestigt, hat mehre Seiden-Fabriken, sehr beträchtlichen Viehhandel und die Hauptniederlage für den Verkehr mit Pelzwaaren. Ihre 10,000 Einwohner scheinen aus allen Theilen des östlichen Europas zusammengebracht. Die meisten davon sind jedoch Raazen, Serbier und Ungarn. Die unter einem rechten Winkel in die Donau einströmende Wassermasse der Drau nöthigt den Hauptfluß seine bisherige Richtung zu verlassen und sich gegen Morgen zu wenden. In vielen Windungen zieht er sich sodann gegen Südost, springt auf einmal nun gegen West und verfolgt endlich langsam seinen Lauf, zuerst gegen Südost, endlich ganz gegen Ost.

An einigen unbedeutenden Orten, namentlich Buckoward, Kamenitz, Ilock und einem großen Franziskaner-Kloster, auf einem Berge, vorüber gelangt man nach der Stelle, wo die starke, zur Militärgrenze gehörige Festung Peterwardein am rechten und die bedeutende Handelsstadt Neusatz am linken Ufer ligt, jene in schöner hügeliger, diese in flacher Gegend. Ueber Peterwardein ligt eine starke Zitadelle auf einem steilen Felsen an der Donau. Es hat nur eine Bevölkerung von 4000, Neusatz dagegen von nahe an 20,000 Einwohnern, welche aus allen Völkerschaften des ganzen Königreichs zusammengesetzt sind. Der Handel von Neusatz befaßt sich vorzüglich mit den Erzeugnissen des Landes und mit morgenländischen Produkten, die von hier aus in das Innere der Monarchie befördert werden. Dem Strome nach beträgt die Entfernung von Zombor bis Peterwardein nahe an 25 Meilen und von dem letzten bis Semlin ungefähr 14 Meilen.

Auf dem Wege nach dem letzten bietet sich die hübsch gelegene Stadt

Digitized by Google

Karlowitz, mit 6000 Seelen rechts und Köttel, nahe am Einfluß der Theiß in die Donau, links von diesem Strom. In der Umgebung des erstern gehören über 20 Frei-Dörfer dem Fürsten von Esterhazy. Semlin ligt am rechten Ufer der Donau und am linken der Sau, unfern der Mündung dieses Flusses, an der äusersten Grenze der kaiserlich königlichen Erbstaaten gegen Serbien. Es ist stark befestigt, hat etwa 12,000 Einwohner und treibt einen sehr lebhaften Verkehr mit der Türkei. Von hier aus sieht man sehr genau die Dome und Minarete von Belgrad, das in gerader Richtung kaum eine halbe Stunde entfernt ist.

Dies letzte, eine der stärksten und berühmtesten Festungen des türkischen Reichs, hat jetzt über 36,000 Einwohner, ist übel gebaut, sehr schmutzig und zeigt sich viel schöner aus der Ferne, als es im Innern ist. Die Zitadelle ligt auf einem Hügel zwischen der Donau und Sau und am Fuße desselben die ebenfalls befestigte Wasser- und Raizenstadt, nebst der Vorstadt Palanka. In der ersten ist der Palast des Fürsten von Serbien. Handel und Verkehr sind in Belgrad lange nicht so bedeutend, als sie es nach der Größe und Wichtigkeit der Stadt sein sollten. Als Stapelplatz allein behauptet es noch einen hohen Rang und läßt sich in dieser Beziehung durchaus nicht umgehen. Die Entfernung von Peterwardein-Neusatz bis Belgrad beträgt, dem Laufe der Donau nach, 15 Meilen und ihr Fall, von Pest bis hierher 140 Fuß. Von Belgrad führt eine türkische sogenannte Hauptstraße über Sofia, Filippopel und Adrianopel nach der Hauptstadt des Reichs.

Anderthalb Meilen unter Belgrad ligt, am entgegengesetzten oder linken Donau-Ufer die Stadt Pankowa, an der Mündung der Temes. Sie hat über 10,000 Einwohner, große Maulbeer- und Baumwoll-Pflanzungen, ein Kontumazhaus und treibt ziemlich starken Handel mit der Türkei, weshalb auch beträchtliche Waaren-Niederlagen in dem Dorfe Kubin, Semendria gegenüber sich befinden. Die ebengenannte Stadt und halbzerfallene Festung, auch Smederewa genannt, ligt auf dem von der Jessowa und Donau gebildeten Rechtwinkel und hat 12,000 Einw., die einen berühmten Wein bauen. Weiskirchen, 7 Meilen weiter unten, ligt weder dicht an der Donau, noch an der in diese sich ergießenden Nera, sondern in einiger Entfernung von beiden. Es hat eine Bevölkerung von 5000 Seelen und treibt nicht unwichtigen Handel mit dem Banat, mit Siebenbürgen, Ungarn und Serbien.

In der Nähe von Kubin scheidet sich der Strom in mehre Arme, die bis zur Inselstadt Moldowa eine Menge großer und kleiner Eilande bilden. Zwischen Wipalanka und dem ebengenannten Orte schlängelt sich die Donau (nachdem sie bei Belgrad und Semendria ein schönes breites Becken gebildet) in sehr ruhigem Laufe, längs bis zum Gipfel bewaldeten Bergketten hin,

Digitized by Google

welche sie auf beiden Seiten einschließen, und wo sich von Zeit zu Zeit Schluchten öffnen, oder mit hübschen weissen Häusern geschmückte Thäler, die durch zahlreiche Viehheerden belebt werden. Weiterhin zeigen sich Maisfelder neben steilabgerissenen Felsen, die aus der Ferne gesehen, Festungen oder halbzertrümmerten Gebäuden nicht unähnlich sind.

Von Belgrad bis Neu-Orsowa, an der Mündung des Mehadia-Flüßchens, gehört das Land längs dem rechten Donau-Ufer zu Serbien, und steht folglich unter türkischer Hoheit, während es auf der linken Seite zur östreichischen Militär-Grenze gehörig bleibt. Die Strecke beträgt, dem vielverschlungenen Laufe des Flusses nach, etwa 32 Meilen, der flüssige Hang desselben aber höchstens 20 Fuß. Bei dem ziemlich gut befestigten Neu-Palanka ist eine Goldwäsche auf den Sandbänken in der Donau. Alt-Orsowa, an der Mündung der Tscherna und Neu-Orsowa, auf einer Donau-Insel gelegen, sind von geringer Bedeutung und erlangen nur durch ihre Lage, an der äussersten Grenze der östreichischen Monarchie gegen die Wlachei, eine gewisse Wichtigkeit.

Bei dem Dorfe Plawiszowitsche, wo die Donau ihrer Stromschnellen wegen unschiffbar ist, hat sie eine Breite von kaum 500 Fuß. Man beabsichtigt diese Stelle durch einen Kanal zu umgehen. Nördlich von Orsowa öffnet sich das Mehadiathal, worin der Ort gleiches Namens und die warmen Herkules-Bäder sich befinden, deren 22 Quellen eine Wärme von 26 bis 51° R. haben. Unterhalb Neu-Orsowa ist die für die Schiffahrt so gefährliche Stelle Scherdaps oder Eisenthor genannt, der die Türken den Namen Demirkapi geben. Es ist eine Schlucht, durch die der Strom über zerklüftete Felsen 12 bis 15 Fuß brausend sich hinabstürzt, um sich jenseit wie ein See auszubreiten, der die Insel und das Städtchen Poretsch umschließt.

Oberhalb der Porta ferrea, deren Länge nicht ganz eine Stunde beträgt, ligt die Insel Moldawa, wo Reisende und Waaren ausgeschifft und bis nach dem erstgenannten Orte, entweder in sehr kleinen Nachen, oder zu Lande, befördert werden. Zwischen Orsowa und Kladowa ist ebenfalls eine Flußenge, durch die man jedoch mit einiger Vorsicht ohne Mühe gelangt.

Die ganze Gegend ist sehr romantisch und vereinigt, nächst ihrer natürlichen Schönheit, noch ein anderes Interesse in sich. Auf jedem Schritte trifft man hier nämlich auf Ueberreste aus der Römerzeit, die vorzüglich in den Trümmern der berühmten trajanischen Brücke sich beurkunden. Wo die Gegend offener wird, verläßt die Donau auf einmal ihre bisherige südöstliche Richtung, strömt zuerst nach Nordwest, dann nach Südwest und kehrt endlich, an der steilen Felsmauer des Gollubianan-Gebirgs brandend, gezwungenerweise zu ihrer frühern Richtung gegen Südost zurück. Die Gegend,

Digitized by Google

vorzüglich längs dem linken wlachischen Ufer, ist öde und einförmig, und selbst das mehr hügelige Land zur Rechten bietet keine besonders angenehme Abwechselung.

Um so mehr überrascht der Anblick der bedeutenden Stadt und Festung Widdin, zur Bulgarei gehörig, mithin am rechten Ufer. Sie erhebt sich mit ihren Kuppeln, Kirchen und weissen Minareten zwischen dem dunkeln Grün der Zypressen, gleich einer malerischen Dekoration am Rande eines traurigen Vordergrundes. Ihre Bevölkerung übersteigt 25,000 Seelen. Sie dient einem Pascha von zwei Roßschweifen als Residenz und scheint eines ziemlich lebhaften Handels und Verkehrs sich zu erfreuen. Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses ligt die kleinere Stadt Kalefat, wo starkbesuchte Märkte gehalten werden.

Die Entfernung von Orsowa bis Widdin beträgt 20 und die von Widdin bis Rahowa 17 Meilen. Dies letzte ist ein Städtchen von etwa 2000 Seelen, und nur der vielen seichten Stellen wegen, wodurch der Fluß bei niederm Wasserstande sehr unsicher wird, von einiger Wichtigkeit, weil man alsdann hier die Mittel findet, weiter fortzukommen. Die ganze Gegend von hier bis zum schwarzen Meere ist ein vollkommenes Tief-Land, welches die Donau zwischen ausgedehnten Sümpfen und Steppen mühsam durchschleicht. Ihr Fall ist so unbedeutend, daß man ihn im Durchschnitt nicht auf einen Fuß auf die Meile berechnen kann.

An Izlas, am linken Ufer vorüber, gelangt man nach der Festung Nikopolis auf der rechten Seite, der gegenüber sich die von den Karpathen herabkommende Aluta in die Donau ergießt. Sie hat über 20,000 Einwohner, ebenso das 6½ Meile weiter unten gelegene Sistow, beides Städte von Bedeutung, die unter den Händen der türkischen Verwaltung verkümmern. Dem letzten gegenüber, in der Niederung, ligt die Stadt Simitza, ein Muster wlachischer Unordnung und fast unglaublichen Schmutzes.

Neun Meilen von Sistow entfernt bietet sich die große und machtige Festung Rustschuk, am rechten Ufer der Donau und am Kara-Low, der wlachischen Stadt Dschurdschewo oder Giurgewo gegenüber. Diese hat 20,000, jene über 35,000 Einwohner. In beiden befinden sich mehre Fabriken und ihr Handelsverkehr ist von großer Wichtigkeit. Der Strom bildet zwischen beiden einen schönen eine halbe Meile breiten See, der in allen Richtungen von zahlreichen Fahrzeugen, sogar von einigen Briggs, Kuttern und zwei Fregatten durchschnitten wird. Von Rutschuk führt einerseit eine Hauptstraße über den Balkan und Schumla nach Varna, Adrianopel und Konstantinopel, auf der andern Seite nach Bukarest und Jassy. Bis Sistow beträgt die Entfernung 9 Meilen und bis Toturkan 10. Dies letzte ist nicht besonders groß und verdient nur als Zwischenstation auf dem Wege

Digitized by Google

nach dem 7 Meilen weiter unten gelegenen Silistria namhaft gemacht zu werden. Beide Orte ligen auf dem rechten Ufer.

Silistria ist ziemlich gut befestigt und hat über 20,000 Einwohner. Es treibt starken Handel mit Bukarest und dem schwarzen Meere. Rassowa, das 7½ Meile von Silistria entfernt ist, wird nur dann bedeutend werden, wenn der von hier nach Kostendsche zu grabende Kanal, dessen Länge 8 Meilen betragen soll, wirklich in Ausführung gebracht würde. Dadurch könnte nicht allein der russische Grenzzoll an der Sulina-Mündung vermieden, sondern auch die Schiffahrt nach Konstantinopel mit Dampf um anderthalb bis zwei Tage verkürzt werden. Selbst die Strecke gegen Trapezunt würde um 38 Meilen kürzer sein.

Die acht Meilen von Rassowa bis Hirsowa umfassen wo möglich die traurigste Strecke des ganzen Donaulaufes. Denn hier hat man auf der einen Seite nichts als eine unübersehbare steinige Steppe und auf der andern weitausgedehnte Sümpfe, die sich bis nach Braila und Galatz erstrecken. Das erste ist 10, das andere 15 Meilen von Hirsowa entfernt. Dieses hat 4000 Einwohner und ist ein höchst trauriger Ort. Es ligt auf dem rechten, die beiden ebengenannten Städte dagegen auf dem linken Ufer des Flusses.

Braila oder Ibrail, mitten im Moorlande, ist eine starke Festung und zugleich der einzige Handelshafen der Wlachei. Es hat nahe an 30,000 Einwohner und steht in lebhaftem Verkehr mit dem benachbarten Matschin, ebenfalls an der Donau, aber am rechten Ufer derselben. Galatz, an der Mündung des Sereth, der die Grenze zwischen der Moldau und Wlachei bildet, gehört zur ersten, hat beinah 10,000 Einwohner und scheint auf den ersten Blick ein über alle Beschreibung elender und schmutziger Ort, wo jedoch sehr viele wohlhabende und selbst reiche Kaufleute wohnen. Sein Handel ist ebenso lebhaft als bedeutend, da ziemlich große Kauffahrteischiffe bis hieher kommen können.

Etwa zwei Meilen unterhalb dieser Stadt ergießt sich der Pruth in die Donau und drängt diese gegen Süd. Nach einiger Zeit wendet sie sich jedoch wieder, gegen Morgen, scheidet sich bei dem an ihrem rechten Ufer gelegenen Städtchen Tuldscha in drei Hauptarme, wovon der mittlere oder Sulinaarm der stärkste ist. Das von ihm durchschnittene Donau-Delta hat eine Länge von beinah 10 und eine Breite von 8 Meilen. Tuldscha war früher eine Festung, deren Werke von den Russen gesprengt worden. Am nördlichen oder Kiliaarm der Donau ligt die Festung Ismail mit 15,000 Seelen, zu der russischen Provinz Bessarabien gehörig, die sich längs der Donau vom Pruth bis zur Sulina-Mündung erstreckt. Ismail hat mehre Chagrin- und andere Fabriken. Es ist nächstdem noch bekannt durch die blutige Erstürmung von Suwarow, im Jahr 1770. Fünf Meilen weiter unten ligt

Digitized by Google

die ebenfalls ſtarke Feſtung Kilia, mit 6000 Seelen und einem ſtarkbeſuchten Hafen.

Weder am Georgs- noch am Sulinaarm befinden ſich irgend nennenswerthe Orte. An der Mündung des letzten erhebt ſich ein Leuchtthurm auf ruſſiſchem Grund und Boden, und alle Schiffe haben deswegen hier einen ziemlich hohen Zoll zu entrichten. Während dem Jahre 1839 ſind durch dieſe Mündung, die allein für größere Schiffe zugänglich iſt, 1542 Schiffe eingelaufen, worunter nur 160 belaſtete. Die Zahl der ausgelaufenen Fahrzeuge betrug 1472, ſämmtlich ſchwer beladen. Von dieſen Schiffen waren die meiſten türkiſche und griechiſche, ſodann 145 ſardiniſche, 132 öſtreichiſche, und 180 ruſſiſche. Die bedeutendſten Ausfuhrartikel waren Weizen, Gerſte, Mais, Wein und Wolle.

Gebiet der Reiſen.

Maleriſche Dampfreiſe auf dem Rhein, mit empfindſamen Abſtechern zur Rechten und Linken.

X. Ausflug von Mainz nach Darmſtadt.

Die Gegend zwiſchen Mainz und Darmſtadt gehört nicht zu den beſonders angenehmen. Sie beſteht aus flachem, größtentheils ſandigem oder ſumpfigem Boden, der hier und da mit Kieferwald bedeckt iſt. Die Straße, welche von Koſtheim bis Groß-Gerau nicht das Anſehn einer ſolchen erſter Klaſſe hat, iſt wenig belebt und berührt nur ein einziges Dorf.

Es war ein etwas kalter Maimorgen als ich, allein in dem gelben Eilwagen, von den drei Reichskronen in Mainz (wo ſich die Expedition der fahrenden und Brief-Poſten befindet), durch das nun abgetragene Eiſenthor und durch die unvollkommen bebaute Rheinſtraße der Schiffbrücke zu rollte. Man zahlt für den Platz 1 fl. 20 kr. und hat 40 Pfund Gepäck frei; mithin reiſet man von Mainz nach Darmſtadt um ein Drittel wohlfeiler, als dies früher von Mainz nach Frankfurt der Fall war.

Es iſt ein ganz eigenes Gefühl, beinah wie auf elaſtiſchen Sprungfedern geſchaukelt, über die breite Waſſermaſſe des herrlichen vaterländiſchen Stromes dahin zu ſchweben, bei jeder Radwendung ſowohl rechts als links, durch

Digitized by Google

das offene Wagenfenster, ein wechselndes landschaftliches Bild zu gewahren und, mit Erinnerungen aus der Vorzeit beschäftigt, diese so offene, so reizende Gegend in allen ihren malerischen Einzelnheiten zu durchmustern.

Stolz rollt der Eilwagen-Reisende, unter der Aegide des großherzoglichen Privilegiums, an dem Zollhause in Kastel vorüber, wo jeder andere, sei es zu Wagen, zu Pferd oder zu Fuß, seinen Tribut entrichten muß, insofern er nicht Militär oder öffentlicher Beamter ist. Das Städtchen Kastel, abwechselnd offen und befestigt, befindet sich jetzt in dem letzten Falle, und ist zur Freude des Reisenden, der an dessen übelm Steinpflaster kein besonderes Behagen findet, bald durchrasselt.

Ausserhalb der frankfurter Barriere wird man bewillkommt von 3 oder 4 weiß und roth angestrichenen Pfählen, die an den nach Hochheim und Kostheim führenden Straßen neben einander gruppirt sind und ein ehrbares Menuett in Ausführung zu bringen scheinen. Man begreift nicht leicht, wozu es vier verschiedener, sorgsam gezimmerter und schön bemalter Pfähle bedurfte, um an dem einen den Wegweiserarm, an dem zweiten die Fußwegtafel, an den dritten den Ortsnamen und an den vierten, ich weiß nicht was, zu befestigen. Eine wohlverstandene Einrichtung dürfte sich vielleicht mit einem einzigen, etwas größeren Pfahl begnügen, der oben den Ortsnamen zeigte, darunter rechts und links die Wegweiserarme und unter denselben die Hinweisung auf den Fußpfad, den übrigens jeder Fußgänger auch ohnedem erkennt.

Die Straße nach Kostheim ist gut unterhalten. Sie wird etwa auf dem ersten Drittel ihrer Länge von der Eisenbahn durchschnitten. Kostheim an sich selbst besteht größtentheils aus neuen Häusern und gewinnt immer mehr ein städtisches Ansehen. Es ist 25 Minuten von Kastel und 40 von Mainz entfernt. Die hier befindlichen Wirthshäuser, namentlich die „Mainlust“ und die „Krone“ werden im Sommer und Herbst stark besucht, und würden es noch mehr sein, wenn ihnen die Eisenbahn, die fast alles nach Wiesbaden zieht, nicht sehr bemerklichen Abbruch zufügte, oder wenn sie näher an ihnen vorüberführte.

Bei Kostheim geht eine sogenannte „fliegende“ Brücke über den Main, auf der man im Durchschnitt immer 5 bis 6 Minuten braucht, um ans jenseitige Ufer zu gelangen, das kaum einen Steinwurf entfernt ist. Man zahlt für die Ueberfahrt beinah eben so viel, als auf der 650 Schritte langen Rheinbrücke. Das Wirthshaus „Gustavsburg“, etwa 3 Minuten vom Main, erhebt sich ausserhalb dem Umschluß der alten Feste gleiches Namens, von der nur noch einige Aussenwerke und Graben vorhanden sind *). Die Strecke

*) Das Nähere über diese alte Schwedenfestung sehe man in dem Aufsatz: „Die Hauptstraße des britisch-ostindischen Handels führt fortan mitten durch Deutschland,“ im zweiten Band für 1840 S. 297 u. f. der Bibl. d. n. Weltkunde.

Digitized by Google

von Kostheim bis zum Dorfe Bischofsheim ist eben so weit, wie die von Kostheim bis Mainz. Man durchschneidet eine ziemlich gut bebaute Gegend. Der Rückblick auf Mainz ist auch hier, wie auf allen Seiten, von denen man die alte berühmte Stadt aus einiger Entfernung betrachten mag, eben so großartig als interessant.

Die ehrwürdige rothe, viel bethürmte Dommasse tritt ernst und einladend zugleich aus dem vielverschlungenen Gewirr der blaugrauen Schieferdächer hervor und trägt in ihren beiden oben abgeschossenen, gegen den Rhein gewendeten Treppen-Thürmen die Narben der tiefen Wunden, welche das Kriegsschwert der mainzer Kathedrale schlug, noch jetzt zur Schau. Droben, von seinem städtischen Kulminationspunkte, winkt der achteckige über 200 Fuß hohe Stefans-Pfeiler, zu dessen Füßen die Stadt sich amphitheatralisch ausbreitet, gleich einem ehrwürdigen Jahrhundert-Zeiger herab. Unfern davon gewahrt man den noch merkwürdigern Eichelstein, und auf der entgegengesetzten Seite, über dem städtischen Rebhügel des Kästrichs, dessen Raum früher ein römisches Lager einnahm, erhebt sich auf uralten Grundmauern der runde Pulverthurm, von dem hinweg sich die mittelalterliche 30 Fuß hohe Stadtmauer gegen das Gauthor zieht.

Dieser Stadttheil, der aussichtreichste und gesundeste von Mainz, beherbergt leider eine Bevölkerung, die für den Freund prachtvoller Naturgemälde nichts einladendes hat. Die scherzweise „klein Paris" genannte Oertlichkeit, die nur aus einer schmalen Straße besteht, scheint von dem großen Vorbilde, nach welchem man sie getauft, nur die Schattenseite sich angeeignet zu haben, obgleich sie gerade den reinsten und belebendsten Strahlen der Morgensonne zugewendet ist. Man findet hier ein übelduftendes Gemisch von Courtille und Rue Cherche-midi nebst einigen Variationen vom Temple-Boulevard und den Extremitäten der Straßen Poissonnière, St.-Denis und St.-Martin. Jeder Anständiggekleidete ist auf dem Kästrich ein Gegenstand des Anstoßes und nicht selten der Spötterei, was vielleicht auch daher rühren mag, daß gewöhnlich nur solche Bewunderer schöner An- oder Aussichten hier sich sehen lassen, die in dieser Zone ihre Petites maisons haben. Uebrigens ist der Karakter der „Kästricher" bieder, wenn gleich derb, und das reizende Bild, welches die unter ihren Füßen sich ausbreitende Gegend ihnen bietet, würde vielleicht einen noch milderndern Eindruck auf sie machen, hätten die Besitzer der nahen Weinberge ihnen nicht dasselbe zur Hälfte durch eine Mauer entzogen, welche die Mannslänge übersteigt.

Näher, zwischen Kostheim und Bischofsheim, erblickt man die freundlichen einladenden Häuser des langgedehnten Dorfes Weißenau, dessen Kaserne den Ort bezeichnet, wo früher ein Nonnenkloster stand und über dem sich das bedeutende Aussenwerk des Weißenauer Lagers erhebt. Zur Linken zeigt sich,

Digitized by Google

gleich der Krone auf dem Haupte eines Winzers, die naſſauiſche Stadt Hochheim, auf ihrem reichen Rebhügel, deſſen edles Traubenblut den Namen der ſonſt wenig bedeutenden Ortſchaft zu den entfernteſten Himmelsſtrichen trägt.

Main-Biſchofsheim iſt an ſich wenig bedeutend, kaum halb ſo groß, als Koſtheim und im Ganzen ein ächtes Bauerndorf. Weiterhin ſieht man den Flecken Rüſſelsheim und das Städtchen Flörsheim, beide am Main zur Linken, wie die Dörfer Ginsheim und Bauſchheim zur Rechten. Die Niederung, worin der eine ſtarke Stunde von Biſchofsheim entfernte Schönauer-Hof ligt, bezeichnet das alte Bett des Mains, deſſen Lauf in früheren Zeiten von Raunheim ganz gegen Süd gewendet war, und weiter unten mit dem des Neckars ſich vereinigte, wonach beide Flüſſe ſich in der Nähe des heutigen Ginsheim in den Rhein ergoſſen. Nach andern würde der Neckar bei Trebur in den Rhein gemündet, und dieſer würde, etwa eine halbe Meile weiter unten, bei Bauſchheim, den Main in ſich aufgenommen haben.

An dem ſeitwärts ligenden Dorfe Rauheim vorüber, kommt man nach dem eine Stunde vom Schönauer-Hof entfernten Städtchen Groß-Gerau. Es iſt ziemlich gut gebaut und hat über 2500 Einwohner. Zwiſchen Koſtheim und Darmſtadt bildet es die Mitte. Der Schwarzbach, welcher es beſpült, füllt zum Theil das alte Neckarbett, welches die nach Oppenheim führende Straße durchſchneidet, ebenſo wie das alte Bett des Rheins, das von Groß-Gerau nur eine halbe Meile entfernt iſt. Es ergibt ſich aus dieſen Zuſtänden, daß ſowohl der Rhein, als der früher von Ladenburg bis Trebur mit ihm parallel laufende Neckar, in der Vorzeit viel näher gegen den Odenwald gedrängt waren, als dies jetzt der Fall iſt, wo der Neckar ſchon bei Mannheim ſeine Mündung hat und der Rhein von Oppenheim bis Mainz den Fuß der weſtlichen Hügelreihe beſpült.

Das nur eine halbe Stunde von Groß-Gerau entfernte Dorf Büttelborn iſt die einzige Ortſchaft, welche die nach Darmſtadt führende Landſtraße durchſchneidet. Die übrigen drittehalb Stunden gewahrt man nichts als magere Kiefer-Waldungen, abwechſelnd mit noch magerern Kartoffelfeldern. Am Ende einer ziemlich langen Pappel-Allee durchſchneidet man, am ſogenannten Pittelsdorfer-Eck, einer früher als Raubſtelle berüchtigten Gegend, die alte von Pfungſtadt nach Frankfurt am Main führende „Geleit-Straße“, die jetzt größtentheils verfallen iſt. Bald nachher paſſirt man auf einer Brücke den ausgetrockneten Darm, das unbedeutende Flüßchen, deſſen geringe Waſſermaſſe von Darmſtadt, dem es den Namen gegeben, vollkommen abſorbirt wird.

Endlich am Eck bei Griesheim, einem Dorfe von 2600 Einwohnern, das eine halbe Stunde zur Rechten ligt und von dem eine neue Straße in

Digitized by Google

schnurgerader Richtung nach der Hauptstadt führt, wendet man sich plötzlich links und erreicht binnen drei Viertelstunden durch den von verschiedenen Seitenwegen, „Schneißen“ genannt, durchschnittenen Wald, der sich bis nahe an die Stadt erstreckt. Auf dieser Strecke sieht man den Thurm des alten Schlosses beständig vor sich und befindet sich am Rheinthor, ehe man es vermuthet. Durch die breite, aber sehr stille Rheinstraße und über den Luisenplatz gelangt man zur Post, neben der man im „hessischen Hofe“ ein gutes Absteige-Quartier findet, insofern man es nicht vorzieht, nach der „Traube“ oder dem „Darmstädter-Hof“, oder nach einem der etwas mehr bürgerlichen Wirthshäuser in der Altstadt sich zu begeben.

Mit dem Eilwagen fährt man von Mainz nach Darmstadt, den Aufenthalt zu Kostheim bei der Einschiffung und zu Groß-Gerau beim Umspannen mit inbegriffen, in kaum 3 Stunden 35 Minuten. Die Entfernung zwischen den beiden Städten wird auf 7 Stunden berechnet.

Der Raum, den die Neustadt einnimmt, ist gewissermaßen dem nahen Wald abgewonnen und besteht größtentheils aus Sandboden. Von den 9 oder 10 Haupt- und Querstraßen dieses Stadttheiles ist nur die von Südwest nach Nordost sich ziehende Rheinstraße, die gegen Südost angelegte Neckarstraße und die in der gleichen Richtung gezeichnete noch nicht vollkommen ausgebaute Wilhelminenstraße bemerkenswerth. Die Häuser stehen meistentheils vereinzelt, nur auf dem Ludwigsplatz, in der Schul- und in der Ludwigsstraße, zum Theil auch in der Luisenstraße sind sie dicht neben einander gebaut.

Die Altstadt, welche ungefähr den vierten Theil der Ausdehnung von Darmstadt einnimmt, verhältnißmäßig aber viel stärker bevölkert ist als der Ueberrest, hat krumme, enge, winkelige Gassen, ist, der Anbauung gegen den Fuß des abfallenden Hügels wegen, sehr uneben und wird ausschließend von Handwerkern, kleinen Krämern, ꝛc., bewohnt.

Ausser der erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts angelegten Neustadt, erhielt Darmstadt schon etwa hundert Jahre früher eine Vergrößerung durch den Bau der für die damalige Zeit schönen und regelmäßigen Arheilgen- und Dieburgerstraße, wie des Birngartens und des Ballon-Platzes. Zwischen den beiden letzten befindet sich die ziemlich große Infanterie-Kaserne, ein Gebäude, das noch mehr gewinnen würde, wenn es nicht zum Theil wie unter den Boden versenkt wäre.

Im Ganzen ist der Anblick, den Darmstadt dem Fremden gewährt, interessant in seiner Art, doch nicht ganz befriedigend. Man sucht manches, ohne es zu finden. Die das alte Residenzschloß umgebenden Plätze scheinen einerseit zu klein und auf der andern Seite zu groß. Das erste dürfte vorzüglich von dem Markt, das letzte von dem Paradeplatz gelten. Das großherzog-

Digitized by Google

liche Bosket, hinter dem Exerzierhause und dem Schauspielhause, oder dem Hofopern-Theater, wie man hier sagt, läßt sich weder mit der „neuen Anlage“ bei Mainz, noch mit dem „Schloßgarten“ zu Biebrich vergleichen. Es dient als Durchgang für die benachbarten Ortschaften oder nach der Pankrazius-Vorstadt Gehenden, wird sonst aber wenig besucht. Ein Theil davon, den man als Gemüsegarten benutzt, ist dem Publikum unzugänglich. Der vom Darmbach genährte Teich, mit der darin befindlichen Insel, dürfte sich vielleicht mehr Schatten wünschen.

Im Winter soll es in Darmstadt sehr kalt, im Sommer sehr heiß sein. Während dieser letzten Jahreszeit beschwert man sich über den so häufigen Staub, während der ersten über starke Zugluft. Die Ursache des letzten Mißbeständnisses wenigstens soll darin ligen, daß man bei Anlegung der Neustadt den Straßen nicht eine vollkommen entsprechende oder wünschenswerthe Richtung gegeben. Sachkenner wollen behaupten, daß man statt gegen Nordwest gegen Süd oder Südost hätte bauen sollen, wie das in neuester Zeit bei der verlängerten Wilhelminenstraße und bei der nicht regelmäßigen Karlsstraße, welche beide sich gegen das nahe Dorf Bessungen ziehen, der Fall gewesen.

Leider scheint man dem ersten Fehlgriff treu bleiben und ihn konsequent in Ausführung bringen zu wollen, da die projektirten Straßen an und jenseit dem riedeselischen Gut der Richtung von Südwest gegen Nordost gemäß gebaut werden sollen. Es entstehen in Darmstadt von Jahr zu Jahr eine Menge neuer Häuser, die meisten jedoch in solchen Straßen, die aus dem oben angeführten Grunde nicht die vortheilhafteste Lage bieten. So baut man ziemlich stark auf der Bleichstraße, die keinen andern Ausgang, als einerseit gegen die Spitalstraße und auf der andern Seite gegen das Rheinthor hat, sonst aber gewissermaßen ganz abgesondert ist. Die neuen Häuser in der Nähe des Mainthors sind gegen Mitternacht gerichtet und die in der verlängerten Hügelstraße haben nichts anlockendes. Mehre der entstehenden Straßen, welche auf dem Stadtplan als projektirte angedeutet sind, haben das unangenehme der Feldwege; sie sind nämlich ungepflastert und bei anhaltendem Regenwetter fast unbetretbar.

Die angenehmste Oertlichkeit dürfte, nach meinem Ermessen, die sein, welche der Nieder-Ramstädterweg zum Theil durchschneidet, oder welche sich zwischen demselben und der verlängerten Wilhelminenstraße befindet. Jenseit des Gottesackers, der vielleicht der Stadt zu nahe ist, sieht man eine Menge kleiner Häuser, die, mit Ausnahme einiger Bäder, fast nur von Gärtnern und Landarbeitern bewohnt werden.

Die eigentliche und beinah einzige Gewerbs- und Handels-Straße von Darmstadt ist die, welche den Namen des Großherzogs Ludwig trägt. Die

Digitized by Google

Kaufladen sind schon viel seltener auf dem gleichnamigen Platze, in der Rhusstraße und selbst am Markt. Der Anfang der Rheinstraße zwischen dem alten Schlosse und dem Luisenplatze hat deren auch mehre, die zum Theil von Juden eingenommen werden.

Der Birngarten hat ein reichsstädtisches Ansehen, die große Arheilgen-Straße das einer zum Theil verarmten Ackerbauernstadt. In der Altstadt gibt es vielleicht keine einzige Gasse, über die man etwas besseres als über die des ersten besten Landstädtchens sagen könnte. Durchaus nichts trägt hier das Gepräge einer fürstlichen Residenz und selbst die Namen der Gassen sind sehr alltäglich. Wenn ich nicht irre, wird davon die große Ochsengasse als die vorzüglichste betrachtet.

Ungeachtet seiner beträchtlichen Ausdehnung, und seiner Bevölkerung von etwa 23,000 Seelen, welche letzte sich mit Einschluß des Militärs und des Dorfes Bessungen sogar auf 29,000 belaufen soll, hat Darmstadt nur eine Kirche, die überdem nicht besonders groß und schön ist. Sie ligt nahe an der Altstadt und wird von den Bewohnern der Neustadt für so entfernt gehalten, daß sie dieselbe wenig besuchen. Sie geben der Kapelle im alten Schlosse den Vorzug. Ein schönes Gebäude ist die neue katholische Kirche die jedoch ebenfalls zu entlegen und für die wenigen katholischen Einwohner zu groß ist. Sie zeigt sich als ein hübsches Rundgebäude auf dem obern Theil des Hügels, welcher den Wilhelminenplatz einnimmt, und macht von der Mainstraße und dem Ludwigsplatz gesehen keine übele Wirkung.

Nach den Glaubens-Meinungen bilden die evangelischen mit etwa 17,000 Seelen die Mehrheit der Bevölkerung von Darmstadt. Ihnen schließen sich 3000 Lutheraner und 100 Reformirte an, die, wie es scheint, mit der evangelischen Union sich noch nicht befreundet haben. Katholiken zählt man 2,200 und Juden nicht ganz 600. Die mittlere jährliche Bevölkerungszunahme wird auf 1170 Seelen berechnet, was viel bedeutender ist als für Mainz, wo sie binnen den letzten 26 Jahren nicht 346 jährlich überstiegen hat. In dem bei weitem kleineren Wiesbaden, dessen Bevölkerung sich nur auf 11,700 Seelen beläuft, ist sie beinah eben so groß und in Frankfurt, das über 50,000 Einwohner hat, wird der jährliche Bevölkerungszuwachs im Durchschnitt auf 1500 Seelen berechnet.

Die Bewohner Darmstadts sollen, im Ganzen genommen, ein heiteres, zuvorkommendes, biederes Völkchen sein, bei denen sich die deutsche Bedächtlichkeit und Herzlichkeit mit dem überrheinischen Frohsinn paart. Ihre Sprache hat das eigenthümliche, daß sie das R nur mit Mühe auszusprechen vermögen, so daß sie sich selbst „Dahmstädte“ nennen. Im Uebrigen ist die Sprache ziemlich rein und frei von entstellenden oder niedrigen Volksausdrücken. Auch die Gastfreundschaft der hiesigen Einwohner wird sehr ge-

Digitized by Google

rühmt, und es bedarf für den anständigen Fremden kaum eines oder einiger Empfehlungsbriefe, um Zutritt in den angenehmsten Gesellschaften und interessantesten Kreisen zu gewinnen.

Die Lage der Stadt ist gesund, vorzüglich in den oberen Theilen und gegen Bessungen, wo die Abdachungen und Vorsprünge der allmählig sich verflächenden Hügel dem häufig herrschenden Nordost oder Hessenwind freien Zutritt verstatten, der jede ansteckende Krankheit gewissermaßen in der Wurzel ausrottet. Dagegen sollen, des vielen Staubes und der scharfen Luft wegen, Augen- und Lungen-Krankheiten ziemlich häufig sein. Die mittlere Höhe der Stadt beträgt 100 Fuß über den Rheinspiegel bei Oppenheim. Wer im Frühling nach Darmstadt kommt und Liebhaber von Spargel ist, kann dies Gemüse hier in seiner größten Entwickelung und Feinheit genießen. Die Gasthöfe wenigstens die drei in der Neustadt, in denen ich zu verschiedenen Zeiten eingekehrt bin, sollen mit denen ersten Ranges in Frankfurt und Mainz auf gleicher Linie stehen; ob das wirklich der Fall sei, mögen die entscheiden, welche von der innern Einrichtung und den Preisen vollkommen befriedigt worden. Ich für mein Theil muß gestehen, daß es mir scheint, die eine könnte noch einige Verbesserung und die andern einige Milderung ertragen.

Der Handel von Darmstadt ist, mit Ausnahme des Verkehrs mit Landes-Produkten, wenig bedeutend. Die zu große Nähe von Frankfurt und Mainz thut ihm in dieser Beziehung vielen Abbruch. Es fehlt ihm an einem schiffbaren Fluß und die Erbauung eines Kanals, welcher es mit dem Main wie mit dem Rhein in Verbindung setzen dürfte, scheint mit so großen, wo nicht unüberwindlichen, Schwierigkeiten verknüpft, daß man die Verwirklichung eines solchen Unternehmens als in sehr weitem Felde stehend betrachten muß.

Fabriken gibt es hier mehre, die im Ganzen ziemlich viele Arbeiter beschäftigen. Die vorzüglichsten derselben sind die großherzogliche Wagenfabrik; Dorns Maschinenbauerei; die Hemdenfabrik von Fräulein Görz, deren Produkte nach Nord- oder Südamerika versandt werden; Gärtlers Fayence-Ofen-Fabrik; Hochstädters Tapeten-Fabrik; Jordans Maschinenbau-Fabrik; Links chemische Fabrik. Die Neusilber-Fabrik von Moldenhauer, eine Schönfärberei, eine Blumen-Fabrik, eine solche, worin sogenanntes Darmstädter-Wasser verfertigt wird, zwei chemische Laboratorien, eine Buntpapier-Fabrik ꝛc., verdienen beachtet zu werden. Es gibt in Darmstadt auch noch mehre ausgezeichnete Instrumentenmacher, zwei Spielkarten-Verfertiger, mehre Wachsbleichen und Tabaks-Fabriken, einen Mechaniker (Loos), der vorzügliche Barometer liefert, und einige geschickte Uhrmacher.

Unter den Künstlern steht der Kupferstecher Professor Felsing oben an. Neben ihn gruppiren sich der geschickte Holzschneidekünstler Pfnorr, der

Digitized by Google

Hofbildhauer Scholl, der Komponist Rink, der Musiker Gottfried Weber (der vor Kurzem gestorben ist), der Hofbau-Direktor Moller und mehre andere.

In Betreff der Literatur, die in Darmstadt sehr glänzend vertreten ist, bekleiden den ersten Rang der Filolog Geheimerath Schleiermacher, der geheime Staatsrath Knapp, der Ministerialrath Linde, der Oberstudienrath Schmitthenner, der geheime Oberbaurath Schleiermacher, der Medizinalrath von Plönnies und dessen Gattin, Dr. Eduard Duller, Oberstudienrath Schacht, der Hofprediger Zimmermann, Dr. Kaup, Oberforstrath von Wedekind, der Ministerialrath Hallwachs, Oberstudienrath Dilthey, von Ladiges, Pabst, von Lynker, Künzel und viele andere.

Das interessanteste Gebäude in Darmstadt ist unstreitig das großherzogliche Schloß, weniger ausgezeichnet durch seinen Bau (indem es kein regelmäßiges Ganzes bildet, sondern aus mehren an einander gehängten, zu verschiedenen Zeiten aufgeführten Massen besteht, wovon die älteste gegen den Paradeplatz mit der Schloßkirche noch das Eigenthümliche des Mittelalters an sich trägt), als durch die darin aufbewahrten Schätze der Kunst und Literatur, enthält es die aus mehr als 200,000 Bänden bestehende Hofbibliothek, worin nicht allein die seltensten und ausgezeichnetsten ältern, sondern auch die bessern Werke der heutigen Literatur zu finden sind. Diese vortreffliche Sammlung steht das ganze Jahr hindurch täglich dem Publikum offen. Unter den vielen merkwürdigen Handschriften unterscheidet man einige paläografische, oder durch ihre Miniatur-Zeichnungen merkwürdige, wie unter den Inkunabeln das erste mit einer Jahreszahl bezeichnete Druckwerk, „Gutenbergs Psalterium von 1457," das leider unvollständig ist.

Einige Schritte weiterhin gelangt man in das „Museum" in dem sogenannten neuen Schlosse. Die darin aufgestellten ziemlich bedeutenden Kunstsammlungen sind größtentheils unter der Regierung des letztverstorbenen Großherzogs zusammengebracht und aufgestellt worden. Sie bestehen in einer Gemälde-Galerie, worin die deutsche und altdeutsche, die französische, italienische und niederländische Schule vertreten sind; in dem alten Museum, wo die vorzüglichsten Kupferstiche und Handzeichnungen, plastischen Werke, römischen und ägyptischen Alterthümer, Antiken u. s. w. aufgestellt sind; dem Naturalienkabinet, das seiner Größe nach unter denen zweiter Klasse einen ausgezeichneten Rang einnimmt; endlich der Waffen- und Trachten-Sammlung, worin man Waffen und Kleidungsstücke aus den ältesten Zeiten sieht.

In seinen wenig geräumigen Höfen ist das Residenzschloß, (welches der regierende Großherzog übrigens nicht bewohnt) ziemlich düster; um so freund-

Digitized by Google

licher dagegen sind seine Graben, die sich größtentheils in hübsche Bosketts und Garten-Anlagen verwandelt haben.

Das ganz in der Nähe befindliche Hofopernhaus habe ich im Innern nicht gesehen, und kann dem äußern Anschein nach nur voraussetzen, daß es ziemlich groß und schön sein mag. Es sollen 2,000 Zuschauer bequem darin Platz finden. Das Hauptportal wird von 6 korinthischen Säulen getragen. Auf dem Schaudachum, welches auf dem höchsten Punkte des Daches angebracht ist, hat man eine angenehme Aussicht über die Stadt und deren Umgegend, auf der Kuppel der katholischen Kirche ist dies Panorama indeß noch viel größer und anziehender, weil man hier nicht allein das Gebirg des Odenwaldes, sondern auch den Rhein, mit den Städten Mainz, Oppenheim und Worms, den Donnersberg, das Rheingau-Gebirg, den Taunus und den untern Theil des Main-Laufes gewahrt.

An dem Exerzierhause, unfern des Opern-Gebäudes, ist vor allem seine unverhältnißmäßige Größe auffallend. Die 800 Mann, welche man darin während der übeln Jahreszeit in den Waffen sich üben läßt*), müssen sich in den ungeheuern Raum beinah verlieren, worin mit Bequemlichkeit ein paar Regimenter manövriren können. Die Hauptmerkwürdigkeit dieses Gebäudes soll in seinem Dach bestehen, welches ein durch 8 Schrauben zusammengehaltenes Hängewerk bildet, das von keiner Säule getragen, bei einer Länge von 320 und einer Breite von 150 Fuß, über dem weiten Raume schwebt. Da ich von dergleichen Dingen nichts verstehe, lasse ich Sachkenner darüber urtheilen und entscheiden.

Unter den übrigen beachtungswerthen Gebäuden nennt man den Palast des regierenden Großherzogs am Luisenplatze, ein langgedehntes Viereck mit einem dahinter befindlichen, nicht besonders großen Garten; das dem ersten gegenüber befindliche Kollegienhaus, worin sich die Büreaux der öffentlichen Verwaltungs-Behörden befinden und das durch einen Hinterbau gegen den Mathildenplatz bedeutend vergrößert worden; ferner das Ständehaus, der Palast des Prinzen Karl in der verlängerten Wilhelminenstraße auf dem riedeselischen Berge, den Marstall, die Münze, beide am Mainthor, das hinter dem ersten gelegene Spital und die drei Kasernen in der Neckar-, Wilhelminen- und Dieburger-Straße. Die neuen eben sowohl als die alten Gefängnisse haben nichts eigenthümliches.

Nächst den bereits genannten Plätzen, verdienen noch der Kavalerie- und der Wilhelminen-Platz bemerkt zu werden. Der erstgenannte, und der

*) Die militärische Besatzung von Darmstadt beträgt im Winter nur 800 Mann. Während den Exerziermonaten befinden sich 1892 Mann in der Residenz, und im September zur Zeit der großen Manöver 2912 Mann.

Digitized by Google

Mathildenplatz am Mainthor, sind mit Bäumen bepflanzt. Auffallend ist es, daß man bei Anlegung der Neustadt versäumt hat die in der Folge nothwendigen Verbindungen zu sichern. So würde eine solche von der Neckar gegen die Bleichstraße schon jetzt unumgänglich erforderlich sein. Aber gerade wo sie eröffnet werden sollte, steht ein großes Gebäude, das man nicht gern wird abbrechen wollen. Aehnliche Verbindungen fehlen zwischen der Bleich- und der hintern Hospitalstraße und die große Häusermasse zwischen der Rhein-, Neckar, Wald- und Gräfenstraße sollte wohl durch eine Querstraße durchbrochen sein, welche mit der Weinbergstraße korrespondiren könnte. Die verlängerte Hügelstraße soll in die Karlstraße münden, aber bis jetzt existirt diese Verbindung nur auf dem Stadtplane.

Der Fremde hat in einer oder anderthalb Stunden ganz Darmstadt durchwandert und wenigstens die Außenseite von allem gesehen, was es merkwürdiges enthält. Dazu gehört denn auch noch der Garten des Großherzogs zwischen der Hügel- und Sandstraße. Ob er dem Publikum zum Besuche offen steht, weiß ich nicht. Auch der Garten des Erbprinzen, vor dem Dieburgerthor, ist sehenswerth. Sehr angenehm ist die Umgebung von Darmstadt auf der Seite gegen den Odenwald. Die herrlichen Buchen-Waldungen gegen Traisa und Roßdorf, die einzelnen daraus hervorspringenden Hügel, welche die verschiedensten Aussichten gewähren; die in solcher Beziehung vorzüglich zu empfehlende Ludwigshöhe jenseit Bessungen, nur eine halbe Stunde von der Stadt, der Kirschberg, bei der romantischen Emmelinenhütte, der Donnersberg, der Spieß, der schönste Buchenwald den man sich denken kann, der Steinbrückerteich, ein reizender Park, die sogenannte Fasanerie, die landwirthschaftlichen Anstalten zu Kranichstein und mehre andere Punkte, verdienen wirklich einen Besuch. Nächst der bereits angedeuteten Ludwigshöhe findet man gewöhnlich die meiste Gesellschaft auf dem Karlshof, jenseit der Pankratius-Vorstadt und in Nähe der Fasanerie, im Köhlerschen Garten und im Chausseehaus.

Die untere Gegend, nämlich der Theil gegen Griesheim, ist weniger anziehend, weil er fast nur aus einer Sandebene besteht, die mit Kiefer-Waldung bedeckt ist. Aber auch diese wird von zahlreichen Wegen durchschnitten, die bald nach den benachbarten Straßen und Ortschaften, bald auf das offene Feld hinaus führen. Die Jagd soll in der Umgebung von Darmstadt noch sehr ergibig sein, weshalb es an Jäger auf allerlei Wild nicht gebricht. Die Stadt selbst besitzt sehr ansehnliche Waldungen, die auf 2000 Morgen Nadelholz und 4000 Morgen Laubholz (letzteres jedoch gemeinschaftlich mit dem Fiskus) angegeben werden.

Einen der reizendsten Spazirgänge bietet das Mühlthal, bei Eberstadt und die Ersteigung der 1160 Fuß hohen Burgruine Frankenstein, ober-

Digitized by Google

halb Malchen. Zu den Zeiten des Faustrechts war Frankenstein eines der furchtbarsten Raubnester, vorzüglich für die nach Frankfurt reisenden Kaufleute, welche entweder einen starken Loskauf zahlen, oder der Gefahr sich preisgeben mußten, rein ausgeplündert zu werden. Geht man der Modau entgegen, so kommt man an sehr vielen Mühlen vorüber nach dem Dorfe Nieder-Ramstadt, von wo man über die Emmelinenhütte oder das Dorf Traisa, durch den schönen Wald nach der Stadt zurückkehren kann. Auch Jugenheim, Seeheim und Auerbach sind besuchenswerthe Orte; das letzte ist besonders das Stelldichein der Tanzlustigen, welche oft bis tief in die Nacht dort bleiben und in den bereit stehenden Wagen binnen anderthalb Stunden nach Hause zurückkehren. Ein Lieblingsausflug der Darmstädter ist auch, und vorzugsweise am Pfingst-Montag, gegen Oppenheim gerichtet, obgleich die Gegend bis dahin, sowohl über Groß-Gerau und Geinsheim, als über Wolfskehlen und Leeheim, nicht zu den anziehenden gehört.

Unter den Vereinen blüht der seit einigen Jahren entstandene zur Pflege der Wissenschaft, Literatur und Kunst bestimmte, immer schöner empor. Auch der Musik-Verein für Dilettanten ist ein lobenswerthes Institut. Unter den in Darmstadt erscheinenden Zeitschriften verdienen vorzüglich die allgemeine Kirchenzeitung, die Schulzeitung, Militärzeitung, das landwirthschaftliche Blatt, das für Alterthums-Wissenschaft, das Archiv für Kirchenrechts-Wissenschaft, die allgemeine Zeitschrift für Land- und Hauswirthschaft und die großherzoglich hessische Zeitung, welche letzte täglich ausgegeben wird und das einzige politische Journal der Stadt ist, bemerkt zu werden.

Unter den geschlossenen Gesellschaften hat die des Kasino etwa 200 Mitglieder, die vereinigte Gesellschaft über 450, die der Ressource 100, die Waltherſche Lesegesellschaft 90 und die Schwärzelsche 60 Mitglieder. Die drei ersten geben Bälle, wozu junge Männer mit einem Beitrage von drei Gulden Zutritt finden. Sie halten viele deutsche und französische Zeitungen und Zeitschriften.

Die Verbindung zwischen Darmstadt und den benachbarten Orten ist ziemlich gut eingerichtet und so häufig, daß man täglich mehrmals Gelegenheit findet, nach Frankfurt, Mainz, Heidelberg, Mannheim u. s. w. zu gelangen. Von den kleineren Städten wie Benzheim, Offenbach, Dieburg, Köniz, Michelstadt, Fürth, Weinheim und Gernsheim treffen ebenfalls jeden Tag sogenannte Boten- oder Gesellschaftswagen ein und gehen an demselben Tage dahin wieder ab.

Um nicht auf demselben Wege, den ich gekommen war, nach Mainz zurückzukehren, zog ich es vor, einen Platz zu nehmen in dem Wagen der Dampfschifffahrts-Gesellschaft, mit dem man in weniger als zwei Stunden nach Gernsheim gelangt. Für die, welche nach Mainz reisen wollen, ist

Digitized by Google

das eigentlich ein bedeutender Umweg, weil man, um nach Nord zu gelangen, in südlicher Richtung vordringt. Allein da es für die vom Oberrhein Kommenden und Gehenden wirklich vortheilhafter ist, eher bei Gernsheim als bei Oppenheim aus- oder eingeschifft zu werden, so hat man ihnen, als der Mehrzahl, billigerweise diesen Vortheil zugewendet.

Die Straße nach Gernsheim führt über Eberstadt, einen ziemlich großen und hübschen Flecken von 2200 Einwohnern, wovon der noch größere Flecken Pfungstadt, mit 2300 Seelen, den man ebenfalls berührt, nur eine halbe Meile entfernt ist. In dem letzten besteht eine bedeutende Zucker-Raffinerie. Beim Bruchhof berührt man das alte Neckarbett und trifft noch zeitig genug in Gernsheim ein, um sich in dieser kleinen Stadt mit Muße zu langweilen. Denn außer der Bildsäule Schöffers bietet sie wenig Bemerkenswerthes.

Endlich gegen 6 Uhr legt das von Mannheim kommende Dampfschiff am neuen Hafendamm an. Man eilt schnell an Bord und folgt mit der Schnelligkeit des Windes der raschen Strömung, die, in Uebereinstimmung mit der Kraft des Dampfes, das zierliche Fahrzeug binnen einer Stunde nach Oppenheim und während der zweiten nach Mainz versetzt. *)

11. Neueste Bemerkungen auf einer Reise durch die Türkei und das Mittelmeer.

Vom k. p. Artillerie-Lieutenant Hoffmann.

Dritter Brief.

Hermopolis, auf Syra, den 17. August 1840.

Gestern habe ich die Quarantaine verlassen und da ich genöthigt bin mich noch mehre Tage hier aufzuhalten, bevor ein Dampfschiff nach Athen geht, so benutze ich einige Stunden zu einem Schreiben an Sie, denn 29 Grad

*) Ueber die Dampfschifffahrt zwischen Gernsheim und Mainz vergleiche man mit dem Aufsatz: „Malerische Dampfreise auf dem Rhein, ꝛc.“ im vierten Bande für 1840, S. 102. der Bibl. der neuesten Weltkunde. — Der Eilwagen zwischen Mainz und Darmstadt legt mit folgender Schnelligkeit diese Strecke zurück: von Mainz bis Kostheim 28 Minuten, Bischofsheim 26, Schönauerhof 35, Groß-Gerau 34, Büttelborn 19, Pittelsdorfereck 27, Straßeneck bei Griesheim 17, Darmstadt, Post 26, Aufenthalt in Groß-Gerau 5, zusammen 3 Stunden 37 Minuten.

Digitized by Google

R. Hitze sind für einen Nordländer eben nicht sehr einladend zu großen Spaziergängen. (Bis zu diesem Grade steigt übrigens hier die Hitze selten. Während sie in Athen sehr oft den 33. Grad erreicht, zeigt das Thermometer auf den Inseln Syra, Andros, Pinos, Keos, ꝛc. selbst in den heißesten Sommer-Monaten selten mehr als 23 — 25 Grad.)

Vierzehn Tage sind es nun ungefähr, seitdem ich Stambul auf einem östreichischen Dampfschiff verließ. Meine rückwärts gewandten Blicke weilten noch lange auf den weißen Minareten, welche wie Gedächtnißsäulen auf den Hügeln Verstorbener, aus ihren Kuppelfeldern hervorragten. Werde ich dich, du heiteres, viel durchfurchtes Marmormeer, noch einmal wiedersehen? dachte ich. Und wenn mich das Schicksal wieder in den stillen, großen Zypressenhain deiner in Skutari schlummernden Glaubensgenossen leiten sollte, wie werde ich dich, du stolze Kaiserstadt, dann wieder finden? Welche Arme werden deinen safirblauen Meergürtel halten? Welche Flagge wird deinen Hafen beherrschen? Werden sich die nach Mekka gehenden Karavanen auf deinem Atmeidanplatz noch versammeln? Wird von dem Kranze deiner schlanken Thüren der Muselmann noch sein Allahù Eckber (Gott ist groß) ausrufen? (Diesen dreimal hinter einander wiederholten Worten folgt: La illah he illala Muhamed ressiul üllaoh, und sonst kein anderer Gott als er; — Mohammed sein Gesandter; hai alelsele (e wie ä) hai alefelè eschhadù ene Jlahè illala hoüweescedou Muhammeden Abdeühoù weres sulouhùni (die letzte Sylbe sehr lang gezogen) kommt euch zu stellen vor der Gnade Gottes und verlanget Nachlassung der Sünden. Gott ist ein starker Gott. Gott ist groß und es ist kein anderer Gott als er.)

Werden sich dann noch Dschamis oder christliche Dome in den Fluthen deines prächtigen Bosporos spiegeln und statt näselndem, heiserem Geschrei, das dumpfe Geläute der Glocken die Frommen zum Gebete aufrufen. Werden die Gebete des Korans oder Evangeliums in deinen Tempeln wiederhallen, und von den goldenen Zinnen der Aga Sofia, der große Halbmond noch oder das Kreuz des Erlösers als eine neue Trofäe des Kristenthums, als ein prosetisches Zeichen der Zukunft nach Asien blicken?

Der Wangenglanz deines Antlitzes, o Stambul, ist längst entschwunden. Bleich und verstört siehst du einer verhängnißvollen Zukunft entgegen. Doch du darfst vor ihr nicht zittern. Es wird die Zeit kommen, welche deine Wangen wieder röthen wird. Dann werden Dichter, wie Schehrengis, dich wieder als das irdische Paradies besingen, von dem aus keiner mehr in den Himmel fahren wolle, die wie er, deine Mauern bis an die Sterne reichen lassen, so daß Engel und Menschen sich einen guten Morgen wünschen können.

Man braucht eben kein Profet zu sein, um das Schicksal der Türkei zu

Digitized by Google

verkünden, besonders wenn man Gelegenheit hat, an Ort und Stelle sich von allem zu überzeugen. Man flicke an dem vermorschten hölzernen Baue so viel man will, ein neues Gebäude kommt darum doch nicht zu Stande und selbst Mehmed Alis Sturz, der gewiß nicht lange ausbleiben wird, kann die innere Zerrissenheit dieses Landes nicht herstellen.

Die Armee ist in der kläglichsten Verfassung. Die vielen Doktoren haben ihren Magen mit so widersprechender Medizin angefüllt, daß nicht allein eine die andere wieder neutralisirte, sondern den ganzen innern Organismus zerstört und die Verdauungswerkzeuge erschlafft wurden. Der alte Geist der Kavallerie ist längst untergegangen, so daß sie nicht mehr ein Schatten von dem ist, was sie früher war. Die Infanterie ist ein Gemisch von allen möglichen Systemen, wiewohl sie verhältnißmäßig noch besser als jene ist. Die Artillerie in Pera hält ihre Schußproben nach wie vor in Topchane, und ihr Ziel ist der große Spiegel des Marmormeers, kein Wunder also wenn ihre Resultate stets gut ausfallen, da keine Kugel fehl geht. Als Fehlschüße betrachtet sie wie es scheint, nur diejenigen, welche sich zu einer der tausend Kalken verirren, die zu derselben Zeit die Schußlinien durschneiden; aber merkwürdigerweise soll dies nur höchst selten vorkommen. Eine so traurige Verfassung ist bei der Gelehrigkeit, dem offenen Verstande und dem Eifer des gemeinen Türken etwas zu lernen, um so mehr zu bedauern. In dieser Beziehung habe ich bereits in einem früheren Briefe darauf hingewiesen, welche glänzenden Erfolge der preussische Artillerie-Hauptmann von Kutz-Kowsky, mit seinem zur Instruktion ihm überwiesenen Artillerie-Regiment eingeerndet hat. Dieser ausgezeichnete und wegen seiner Anspruchslosigkeit von hohen und niederen Türken allgemein geachtete Offizier, wird aber eben so wenig für die Zukunft und das Ganze wirken, als jeder andere Instruktor vor ihm. Nur seine Energie und aufopfernde Thätigkeit, hält den Oberst und die übrigen Stabsoffiziere des Regiments in Bewegung; hören jene mit seinem Abgange auf, so wird nach wenig Monaten alles wieder in das vorige Nichts zusammen fallen, da die Paschas sich um das nie kümmern, was sie am meisten angehen sollte.

Dennoch glaube ich, daß die Todesfrist sehr verlängert werden und das Heer eine gewisse Freiheit erhalten könnte, wenn ein tüchtiger General, mit einer verhältnißmäßigen Anzahl Subaltern-Offiziere, der türkischen Armee als Instruktoren überwiesen würden, bei deren Auswahl hauptsächlich auf einen klaren Verstand und Menschenkenntniß gesehen werden müßte. Ein General an der Spitze scheint mir deshalb erforderlich, damit er von Haus aus mit der nöthigen Autorität seines Ranges unter den Türken auftreten und den Umtrieben und Kabalen der trägen Paschas kräftig entgegen wirken könnte, denn in ihnen, deren größere Zahl sich durch Ränke und Schlechtigkeiten

Digitized by Google

aller Art, vom Sklaven oder Pfeifenstopfer, bis zu den höchsten Würden emporgeschwungen haben, ist die Quelle vielen Unheils zu suchen.

Was die Verpflegung wenigstens der in Konstantinopel garnisonirenden Truppen betrifft, so ist es unwahr was man darüber in einigen Blättern angegeben, daß sie nämlich sehr schlecht bezahlt würden und ihren Sold nicht einmal regelmäßig erhielten. Das erste gilt vom Subaltern-Offizier allerdings; der gemeine Soldat aber erhält monatlich 30 Piaster (3 fl. 36 kr. rh.) und sein Essen, außerdem, gleich dem Subaltern-Offizier, jährlich einen Fez, Mütze, 2 Jacken, 1 paar Tuchhosen, 2 paar leinene Hosen und 3 paar Stiefel.

Als eine sehr zweckmäßige Veränderung muß es betrachtet werden, daß vom Oktober 1840 an ein regelmäßiges Rekrutirungs-System beginnen, nicht mehr nach Willkühr zum Soldatenstand eingefangen, sondern die Dienstzeit, von der lebenslänglichen auf 5 Jahre herabgesetzt werden soll. Zugleich sprach man von zu errichtenden Versorgungs-Anstalten für alte Soldaten, die bisher in keiner Art bestanden, indem der Invalide, da nur in höchst seltenen Fällen Gnadengehalte ausgetheilt wurden, seinem traurigen Schicksal überlassen blieb.

Welche vortheilhafte Umgestaltung aber auch die Armee erhalten mag, ich glaube eben so fest als die Türken selbst, daß ihre Zeit in Europa bald zu Ende sein wird. Die Aeußerung: „Wir sind lange genug in der Fremde hier gewesen und haben das Gute dieses Landes genossen, mag nun auf einmal ein anderer kommen," hörte ich von hohen und niedern Türken oft aussprechen und der Glaube des Volkes ist, daß es früher oder später nach Asien zurückwandern muß. Die Türken blieben den christlichen oder zivilisirten Ländern nur so lange furchtbar, als in ihnen noch die volle Kraft ihrer jugendlichen, asiatischen Natur vereint war und ihr ungestümer, vom Fanatismus beseelter Muth, dem verweichlichten Europa imponiren konnte. Die Nähe des Kristenthums brach diese Kraft und vor dem Kreuze des Heilandes mußte sich die heilige Fahne Muhameds senken. Es trat ein Kampf sich gegenseitig zerreibender Elemente ein, aus welchem das weniger Gute siegreich hervorging. Ihr Karakter verlor seine Festigkeit, ihre Kühnheit erlahmte, ihre Politik begann zu schwanken. Sie machten Bekanntschaft mit einem, bisher von ihnen ungekannten Reiche göttlicher Ideen. Sie mußten es zugeben, daß es noch eine andere, höhere Verklärung des Lebens gebe, als nur die von ihren Proseten verheißene und diese Erfahrung versenkte sie in selbst beschauliche Träumereien und eine politische Unbeweglichkeit, aus der sie mit der gebrochenen Kraft ihres einst eisernen Willens erwachten. Ja sogar der Sturz der Janitscharen, dieses letzten Restes früherer Stärke, hat der Pforte eher geschadet als genutzt.

Digitized by Google

In Asien konnten die Türken, als eine rein kriegerische Nation, fortbestehen, in Europa aber mußte ihre Kraft brechen, als ihnen der Friede mit seinen beiden Kindern, Handel und Industrie mit denen zu befreunden sie sich nicht geneigt zeigten, feindlich entgegen traten. Losgerissen von ihrer heimatlichen Erde, umgeben von zivilisirten Staaten, die sie durch verschiedene Wiegenlieder in den Schlaf lullten, mußten die Organe ihres einst gefürchteten Wesens erkranken. Der Krieg weist den Staaten ihre Grenzen an, er gibt ihnen Festigkeit und persönliches Selbstvertrauen; der Friede dagegen und seine Begleiter, Handel und Industrie, halten die Wage des Staates im Gleichgewicht und bewirken, daß das kriegerische Element nicht vorherrschend werde und die Zivilisation überwinde. Nur dadurch, daß Krieg und Friede von einer Sprache beseelt, sich gegenseitig durchdringen, wird das Blut des Staatskörpers dünn und flüssig erhalten und Nationalsinn und Nationalehre befestigt oder begründet.

Wie jeder denkende Mensch im Leben, der Vergangenheit nur in so weit anhängen soll, daß er deren Erfahrungen zur Richtschnur für die Gegenwart benutzt, um in dieser von den herrschenden Meinungen und Ideen der Zeit nicht blindlings fortgerissen zu werden, so muß auf dieselbe Art der Staat handeln, um damit eine Basis für die Zukunft zu gründen. Er muß seine Geschichte, seine besondere Volksthümlichkeit, sein Jahrhundert mit den Erscheinungen der Gegenwart auſſer ihm in Einklang zu bringen wissen. Dann erlaubt der Kredit der öffentlichen Meinung der Politik die ausgedehntesten und vortheilhaftesten Spekulationen zur Befestigung der innern Größe. Aber damit ist noch nicht alles gethan; auch der Himmelsstrich hat Einfluß auf das Leben des Staats. Die Pflanze, deren Heimat Asien ist, kommt in Europa nicht fort, wenn der Gärtner sie nicht an den Boden zu gewöhnen versteht. Darum darf es keinem Staate gleichgültig sein, welchen Boden seine Wurzeln durchdringen und in welchen Umgebungen er sproßt. Die Türkei hat auf alle diese Rücksichten wenig oder gar nicht geachtet, sondern ergriff vielmehr oft die verkehrtesten Maßregeln zu ihrer politischen Akklimatisirung in Europa, indem man zu Zeiten grade da, wo man hätte stehen bleiben sollen zu eingebildeten Reformen sich verleiten ließ. Die Pforte hat nie verstanden die Kraft des Krieges mit der Milde des Friedens zu verschmelzen.

Ich habe während meiner Anwesenheit in Konstantinopel mehre Offiziere gesprochen, welche in der ägyptischen Armee gedient. Ihre Aussagen erinnerten mich nur noch mehr an jene Mahnung: daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei. Ich glaube, daß Mehmed Ali binnen kurzer Zeit fallen wird, fallen wie Polen, früher unter ähnlichem Schutze und unter ziemlich gleichen Versprechungen. Ich übergehe die Karakter-Schilderung,

Digitized by Google

welche mir jene Offiziere von dem jedenfalls höchst merkwürdigen Manne machten; sie stimmte im allgemeinen mit dem bezüglichen Artikel im Magazin für die Literatur des Auslandes Nr. 154, vom Jahr 1839 überein. Auch nahmen sie viel von dem Nimbus, mit dem man bisher Ibrahim Pascha umgeben hatte. Seine Armee, sagten sie, stände in einem ganz unverdienten guten Ruf und sie könnten nicht begreifen, daß man von ihr so viel Aufhebens mache. Die Schlacht bei Nisib könne dies doch unmöglich bewirkt haben; sie beweise für die Tüchtigkeit des Heeres gar nichts.

Ich bin gespannt, wie sich die politischen Verhältnisse Europas nach Mehmed Alis Sturz gestalten werden. Jedenfalls würde das Ministerium in Frankreich in eine sehr peinliche Lage versetzt werden. Das französische Volk würde seine National-Eitelkeit verletzt sehen und nach Krieg schreien. Wird dann die lang gefürchtete Katastrofe über Europa hereinbrechen? Gewiß würde man sehr blutige Szenen auf der Bühne des Kriegs-Theaters aufführen sehen und wahrscheinlich würde Konstantinopel der Apfel des Paris aller streitenden Parteien sein. Möchte ihn Oestreich und nicht Rußland erringen. Für das Wohl Deutschlands kann man nichts anders wünschen; dessen Handel müßte dann einen unberechenbaren Aufschwung erhalten, wenn sich in Kleinasien deutsche Kolonien bildeten und mit der Zivilisirung dieses schönen Landes durch deutsche Auswanderer begonnen würde. Oder sollten sich etwa Griechenlands Hoffnungen erfüllen? Welche Armee nun aber auch einst vor die Mauern Konstantinopels rücken mag, eine hartnäckige Vertheidigung wird sie gewiß nicht zu bekämpfen haben, weil der Glaube im Türken wie bereits angedeutet, zu fest gewurzelt ist, daß sein Verhängniß ihn in kurzem nach Asien zurückführen wird. Dies gibt sich zugleich durch die seit einigen Jahren so ungewöhnlich starken Besuche der Todten auf dem Friedhofe Skutaris zu erkennen. Wer nur irgend im Stande ist die Kosten dazu aufzutreiben, läßt die Seinigen von dessen Zypressenlaub beschatten.

Zugleich würde die kristliche Bevölkerung der Hauptstadt, die über ein Drittel ausmacht, den Türken eben keinen Vorschub leisten, obgleich Konstantinopel, mit verständiger Benutzung des Terrains, sehr gut vertheidigt werden kann. Auf der Landseite kann sich der Feind nur auf der Straße von Adrianopel nähern, da ihm die unwegsamen Gebirge das Vordringen von jeder andern Seite verbieten. Dort hat er aber ebenfalls mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn er muß 2 Engpässe durchschreiten (das erste 6, das zweite 3 Stunden von Konstantinopel) die von Anhöhen beherrscht, bei einer nur mittelmäßigen Vertheidigung den Durchgang unendlich erschweren können. Die Straße zieht sich nämlich einige Zeit längs des Marmorameeres fort und wird bei Bujuk Tschekmedsche durch eine Brücke fortgesetzt, die über eine Bucht jenes Meeres führt, in die ein Flüßchen mün-

Digitized by Google

det; daſſelbe findet bei Kutſchuk Tſchekmedſche ſtatt. Zwiſchen beiden ſeeähnlichen Buchten, gleichwie hinter der letzten, kann der Feind von Anhöhen dominirt werden.

Bei Bujuk Tſchekmedſche blieb ſchon im Jahr 450 Attila ſtehen und die Hauptſtadt rettete ſich durch einen Tribut. Hundert Jahre ſpäter drangen die Hunnen bis hieher, bei welcher Gelegenheit der alte Beliſar noch einmal ins Feld rückte und ſie ſchlug. Alexius Komnenus ſtellte hier ſeine Wachtpoſten auf, um den Briefwechſel zwiſchen Gottfried von Bouillon und Raimund aufzufangen. Auch Nikephorus Briennius erkannte dieſen Punkt als den, von welchem die Vertheidigung der Hauptſtadt abhing, weshalb er ihn mit 2 Legionen beſetzt hielt. Die Brücke rührt, wie Hammer vermuthet, noch von Konſtantin her und war ein herrliches Werk der Baukunſt, das die Bulgaren im Jahr 814 zerſtörten.

Selbſt wenn der Feind bis an die dreifache Mauer Konſtantinopels vorgedrungen iſt, könnte ihm die Einnahme der Stadt noch ſehr erſchwert werden, wenn man jene ihrem verfallenen Zuſtande nicht überließe, ſondern zur Geſchütz-Vertheidigung einrichten wollte. Man müßte in dieſem Falle die Thürme etwas abtragen, die Mauern ſelbſt, welche ſehr ſtark ſind, mit Erdanſchüttungen verſehen, um beide für Geſchütz-Placirungen geeignet zu machen, den Graben reinigen und auf die, zunächſt dem Glacis ligenden Anhöhen detaſchirte Forts anlegen. Die höhern, weiter rückwärts ligenden Berge ſind zu entfernt, als daß von ihnen aus etwas unternommen werden könnte. Was die Vertheidigung des Bospor betrifft, ſo ſind die Batterien deſſelben zwar mit etwa 486 Geſchützen ausgerüſtet, allein die meiſten dienen zu weiter nichts, als in verfallenen Ställen Paradepferde zu ſpielen. Auch iſt die Anzahl der Geſchütze größer, als die der Bedienungsmannſchaften. Mit Ausnahme der Batterien rechts und links am Ausgang des Bospor ins ſchwarze Meer und der Hiſſaren, die nur als Reſerve-Poſten gut, (die auf der aſiatiſchen Seite kann zwar eingeſehen werden, jedoch ſchadet dies nicht, da die Wege dahin ganz unbefahrbar ſind) können alle übrigen Batterien einem durchſegelnden Feinde wenig oder gar nichts ſchaden. Dies gilt beſonders von den Batterien zunächſt den Leuchtthürmen, auf der aſiatiſchen und europäiſchen Seite; ſie ſind rein überflüſſig.

Als ich das Auge der Welt, wie Konſtantinopel von einem morgenländiſchen Dichter genannt wird, verließ, ſah ich in der Nähe des alten Hafens der Byzantiner einen ganzen Wald von den Maſten der Schiffe, die meiſtentheils ſchon ſeit acht Tagen auf Südwind warteten, um mit ihm nach dem ſchwarzen Meere zu ſegeln. Im Sommer iſt bekanntlich der Nordwind hier vorherrſchend und der Südwind hält ſelten über drei Tage an. Tritt dieſer aber ein, ſo verwandelt ſich das Marmormeer plötzlich in die belebteſte Brücke.

Digitized by Google

Unübersehbare Segelreihen tauchen dann aus seinem Hintergrunde hervor und ziehen sich wie eine Schaar weisser Schmetterlinge auseinander, wenn sie die Dardanellen, dieses Meerdefilee, hinter sich haben. Mit geschäftiger Eile sucht dann eines dem andern zuvorzukommen, um die Strömung früh genug zu gewinnen, welche nahe der europäischen Küste den ganzen Bospor entlang bis ins schwarze Meer geht, während die nach dem Marmormeer zunächst der asiatischen Küste dahineilt. Die allgemeine Strömung vom schwarzen Meere nach dem Mittelmeer, dem tiefern Niveau, und das Streben und Drängen der Wassermasse dahin, bleibt natürlich überwiegend. Dieser, die östlichen Küsten treffende Andrang der Flut, welche durch die Bewegung des Mondes um die Erde hauptsächlich bestimmt wird, fand ich an mehren Inseln des Archipels sehr bemerkbar, indem die nach Osten zu ligenden Felsen derselben, eine Masse Hölen und Ablagerungen von höhern Schichten zeigten, die durch die Wogen ausgespült, an manchen Stellen schon dermaßen unterminirend gewirkt hatten, daß dadurch wahrscheinlich ganze Felsenkolosse zum Sturz ins Meer gebracht wurden, wo ich sie dann oft in ausgebreiteten Trümmermassen die Küsten umlagern sah. Dagegen fand ich die westlichen Inselküsten fast überall in ihrer natürlichen Formation, wo nicht die Zeit durch Verwitterung den Stempel der Zerstörung aufgedrückt hatte, was man aber sehr wohl unterscheiden konnte. Eine entgegengesetzte Richtung haben die Strömungen des Mittelmeeres. Sie folgen dem Impulse, den sie durch den Strom der Gibraltar-Straße empfangen haben, d. h. sie gehen von West nach Ost. Die westlichen Winde sind auf ihm vorherrschend.

Eine starke Luftströmung kam uns in der Nähe der, eine halbe Stunde von einander entfernten Dardanellen-Schlösser, entgegen, in denen bereits über ein Jahr der ehemalige preußische Artillerie-Lieutenant Köyke, an der Seite eines Pascha, kommandirt. Die Batterien ligen auf den beiden Vorsprüngen der Ufer, ihre Basis mit dem Niveau des Meeresspiegels ziemlich zusammenfallend. Ihre massiven Mauern werden von starken, viereckigen Thürmen überragt und von runden thurmähnlichen Vorsprüngen bestrichen. Die Garnison kampirte auf der asiatischen Seite in einem Lager von kleinen grünen Zelten, auf deren Spitze rothe Fähnchen wehten, während die der Quarantäne getrennt und mit Wachen umstellt, durch gelbe Fahnen sich bemerkbar machten. Der Theil der Batterien auf der asiatischen Seite, welche nach dem ägeischen Meer gerichtet sind, besteht aus Erdbrustwehren. Der Befestigung auf der europäischen Seite muß jedenfalls als Fehler vorgeworfen werden, daß die sie dominirenden, nahe ligenden Berge, nicht mit in die Befestigung gezogen worden sind. (Eine ähnliche Vernachlässigung fand ich auch bei der neuen Befestigung von Varna.) Was aber eigentlich mit dem „Zurückziehen der Batterien“ Marmont sagen will, ist nicht wohl zu begreifen.

Digitized by Google

Um halb 1 Uhr Nachmittags hielten wir einige Minuten vor Tenedos. Die Stadt ligt am Fuß der Bergkette, welche die Insel durchzieht, an einer durch das Meer gebildeten Bucht. Hohe Mauern, mit einer doppelten Zirkumvallationslinie und einigen starken, zur Geschütz-Vertheidigung eingerichteten Thürmen, bilden das, von der Stadt isolirte Kastell, welches zugleich durch Abschnitte verstärkt ist. Auch die äusserste Spitze von Baba ist durch ein kleines, viereckiges Kastell befestigt, dessen Mauern mit schartenähnlichen Einschnitten versehen sind, während die Ecken, in spitzen Winkeln bastionsartig vorspringend, Geschützscharten eingeschnitten haben. Abgesehen davon, daß die Stadt wie das Kastell, vom Lande dominirt werden, kann ich diesem selbst, so wie ich es sah, keinen besondern Werth beilegen.

Den 7. August, um 3 Uhr Morgens, warfen wir vor Smyrna, dem asiatischen Marseille, die Anker. Diese bedeutende Handelsstadt ist für einen Europäer von hohem Interesse, da sich das orientalische Leben hier ganz vor ihm entfaltet. Tausende von Kameelen standen in Karavanen auf den Plätzen vor der Stadt versammelt und zogen gemessenen Schrittes, schwer belastet und von Arabern oder Mohren geführt, in unübersehbaren Linien über die Brücken, theils aus den Wüsten oder dem Innern Asiens kommend oder dahin sich wendend.

Auf dem Gemüsemarkt sah ich die schönste Fruchtausstellung in meinem Leben, wie in den griechischen Quartieren die edelsten Profile weiblicher Schönheit. In Konstantinopel sind die Türkinnen die schönsten, nach ihnen die Armenierinnen und dann erst die Griechinnen; in Smyrna soll die Reihenfolge umgekehrt statt finden. Dort hatte ich das Glück mehre Türkinnen entschleiert zu sehen, und in der That es waren reizende Geschöpfe; hier gelang mir dies nicht, obgleich meine Fantasie sich mit jener Behauptung nicht recht befreunden wollte, als ich unter ihnen so viele niedlichen Gestalten mit kleinen Füßchen und runden Alabasterhändchen sah und die zarten Silbertöne ihrer weichen Stimme, unter der schwarzen Flormaske hervorperlen hörte.

Ich habe den Pagus bestiegen (bei einer Hitze von 30°) und die, aus der Zeit Alexanders des Großen stammenden Ruinen der Burg durchwandert, wo in der Mauer, rechts am Hauptthore, die kolossale Büste der Smyrna, der Gründerin der Stadt, zu sehen ist, und bin, nachdem ich den Eindruck der von hier aus so vortrefflichen Aussicht über die Stadt und die vielleicht herrlichste Rhede der Welt, tief in meine Seele gegraben, durch das Lorbeer-Rosenthal des Melas gewandelt, in welchem der unsterbliche Homer sich seinen poetischen Meditationen so oft überlassen haben soll. Noch manches andere sah ich, das mir neu war, allein ich darf Ihre Geduld nicht länger auf die Probe stellen.

Ich bemerke Ihnen daher nur noch schließlich als geografische Notiz, daß

Digitized by Google

die Insel Tynos an Bevölkerung und Anbau, von allen Inseln des Archipels beinah am meisten zunimmt, denn sie soll bereits 30 römisch-katholische und 36 bis 38 griechisch-kathol. Dörfer haben, von denen allerdings manche nur aus wenigen Häusern bestehen, die aber doch meist durch Wohlstand beglückt sind. Seiden- und Viehzucht, (das Hornvieh von Tynos versorgt alle umgebenden Inseln mit Fleisch) ganz besonders aber Weinhandel, machen den Haupterwerb der Bevölkerung aus. Die Stadt gleiches Namens besitzt eine prächtige, mit Marmor ausgelegte und reich ausgestattete Kirche und zählt 3000 Einwohner.

Die Insel Syra dagegen hat eine Bevölkerung von 21,000 Seelen. Davon kommen 3000 auf die alte, am Gipfel eines Berges gelegene ganz katholische Stadt gleiches Namens, 15,000 auf das von dieser weiter abwärts gelegene, getrennte Hermopolis, dessen bedeutender Handel fast ganz in den Händen der Schioten ist, die es 1826 gründeten, und 3000 auf die, auf der Insel zerstreut gelegenen Meiereien und Gehöfte.

Meine Sehnsucht ruft: Athen, Athen! Wird mich die Befriedigung derselben glücklicher machen? Fast möchte ich im voraus daran zweifeln. Je weiter wir in bisher ungekannte Fernen bringen, desto mehr verlieren wir den Spielplatz unserer Jugend aus unsern Augen und mit ihm alle jenen kleinen Freuden, Hoffnungen, Schwärmereien und harmlosen Wünsche.

Digitized by Google

Religiöse, sittliche und politische Volkszustände.

1. Ueber die gefährlichen Klassen der Bevölkerung in den großen Städten und den Mitteln, sie zu bessern.

Die unter diesem Titel vor einiger Zeit in französischer Sprache veröffentlichte, von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris gekrönte Preisschrift von H. A. Frégier, Büreau-Chef an der Seine-Präfektur, welche von C. von M. ins Deutsche übertragen in zwei Heften, im Verlag von R. F. Hergt erschienen ist, verdient in jeder Beziehung näher beachtet und genauer erörtert zu werden.

Obgleich das Werk des Hrn. Frégier fast ausschließend nur mit den gefährlichen Klassen der Bevölkerung in Frankreich und selbst hier größtentheils nur mit denen in Paris sich beschäftigt, würde es dennoch, sogar bloß in einer solchen beschränkten Beziehung genommen von besonderm Interesse sein, enthielte es nicht auch Angaben, Erläuterungen und Winke, die sich auf die eine oder die andere Weise auf alle Länder und Oertlichkeiten anwendbar machen lassen.

Denn das bestrafende Gesetz ist nicht die alleinige Sicherung, welche die Gesellschaft gegen die sie bedrohenden bösen und verbrecherischen Neigungen in Anwendung zu bringen berechtigt ist. Neben die unumgänglich nothwendige Ahndung des Vergehens und die dadurch zu erzielende heilsame Wirkung, muß man auch noch der möglichen Besserung der lasterhaften Klassen Raum gönnen, und mit der Einschüchterung die sittliche Reform gleichen Schritt halten lassen. Nur muß man sich hüten, bei Erforschung der eigentlichen Basis einer solchen Reform nicht im Voraus die einwirkende und bessernde Kraft der Bestrafung aufzuopfern.

Leider war das vor etwa einem Jahrzehent das entschiedene Streben der sogenannten Verbesserer; die zu große Strenge der Strafgesetze, welche in einigen Gegenden ans Barbarische gränzte, empörte ihre Menschlichkeit. Sie dachten nur daran sie zu mildern, ohne anderweitig die Sicherheit wieder festzustellen, welche sie der Erhaltung der öffentlichen Ruhe entrissen. So wurde das Gesetz vor allem der heilsamen Furcht entkleidet, welche es bis dahin verbreitet hatte, und als man endlich darauf sinnen mußte, die dadurch

Digitized by Google

entstandene verhängnißvolle Lücke wieder auszufüllen, war, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, „Holland in Noth.“ Man hatte es wohl so weit gebracht das Schwert der Gerechtigkeit abzustumpfen, aber man wußte nicht, wie man ihm wieder seine alte Kraft und Schärfe verleihen sollte.

So lange man die Sache theoretisch behandelte, war das Unheil nur zur Hälfte gethan, erst als man es in praktische Anwendung brachte, zeigte sich das ganze unabsehbare Gefolge verderblicher Ergebnisse. Die unreifen in die Gesetzgebung übergegangenen Lehrsätze verdarben jene. Der philanthropische Geist, dem man einige Zugeständnisse gemacht, täuschte sich über seinen eigenen Beruf und heckte die unreifsten Hirngespinnste aus. Die unter seinem Einflusse erlassenen Verfügungen, Reglemente und Gesetze trugen das grelle Gepräge der Unbedachtsamkeit auf sich. Ein befremdendes Gemisch politischer und juristischer Begriffe erzeugte eine namenlose Verwirrung. Um den politischer Vergehen wegen Straffälligen möglichst zu schonen, schwärzte man Bestimmungen in die Strafgesetze ein, welche auch dem gemeinen Verbrecher zum Vortheil gereichten und ihn noch mehr in seinem verderblichen Bestreben bestärkten. Die meisten entehrenden Strafen wurden abgeschafft, die gewöhnliche Haft selbst wurde ausserordentlich gemildert und es trat der sonderbare Umstand ein, daß Leute vom untersten Stande, oder von niedriger Gesinnung, daß Arbeitsscheue und Tagdiebe, welche im Elend schmachteten, durch eine Einsperrung auf öffentliche Kosten ihren Zustand so sehr verbessert fanden, daß sie darin beinah Belohnung statt Strafe erblickten und sich nach ihrer Freilassung gar keine Skrupel machten, die Bahn des Lasters zu verfolgen, weil diese, selbst im übelsten Fall, wenig oder keine Dornen für sie mehr hatte.

Diese Verirrung des öffentlichen Begriffes war vorzüglich auffallend in Frankreich seit der Juli-Revolution. Der Einfluß der politischen Neugestaltung machte sich in seiner ganzen Kraft und Ausdehnung fühlbar. Das Volk hatte neue Rechte errungen und war darauf bedacht, auf jede Weise dieselben sich zu erhalten. Das Fieber der Unabhängigkeit und der Neuerung hatte sich aller Gemüther bemächtigt und man würde jedes neue Gesetz als unzeitgemäß betrachtet haben, hätte es nicht den Stempel dieser neuen Aera des Wollens und Schaffens auf sich getragen. Man bedachte nicht, daß es gerade dieser politischen Umwandelung wegen unumgänglich nothwendig gewesen wäre, das wichtigste aller gesellschaftlichen Sicherungsmittel, die Strafgesetzgebung, mit ganzer Strenge aufrecht zu erhalten. Man begriff nicht, oder wollte nicht begreifen, daß der entfesselte Strom der Leidenschaften nur inner starken Dämmen gebändigt werden kann und daß er alle schwachen Abwehren, welche man ihm entgegenstellt, mit Leichtigkeit übersteigt und vernichtet.

Unbedacht gehorchte man dem edelmüthigen Drange, der nur den Schmerz des Leidenden gewahrte und ihn zu mildern wünschte, das Gefahrvolle des

Digitized by Google

wenig oder nicht bestraften Verbrechens verlor man aus den Augen und war in der ersten Befangenheit selbst auf dem Punkte, die allein noch erschreckende Todesstrafe gänzlich abzuschaffen.

Was ist davon die Folge gewesen? Die Kriminal-Statistik sagt es zur Genüge. Mit der Verminderung der Strafen haben die Vergehen und Verbrechen in einem Maße sich vermehrt, daß die Gesellschaft sich jetzt auf der traurigen Alternative erblickt, entweder eine ungewöhnliche die frühere noch überbietende Strenge eintreten zu lassen, oder sich darauf gefaßt zu machen, Recht und Gerechtigkeit mit Füßen getreten zu sehen.

Denn man kann sich in dieser Beziehung nicht irren: die am häufigsten vorkommenden Vergehen und Verbrechen sind geradezu die, mit Bezug auf welche die Strafe wesentlich gemildert worden. Um einer so bedrohlichen Gestaltung der Dinge zuvorzukommen, ist es durchaus nothwendig, zuerst zu erforschen, worin das Uebel eigentlich ligt. Dieser Aufgabe hat der Verfasser der vorangedeuteten Schrift sich unterzogen.

Welches sind die gefährlichen Klassen der Bevölkerung in den großen Städten? Worin bestehen die Mittel sie zu bessern? Das sind Gegenstände, die mit allen großen gesellschaftlichen Fragen in Berührung stehen: mit dem ersten, wie mit dem Religions-Unterricht, mit der Arbeit, wie mit dem Lohn, mit der Verarmung, wie mit dem Strafgesetz; kurz mit allen den großen Problemen, über die man sich seit einem halben Jahrhundert den Kopf zerbricht, ohne sie auf eine befriedigende Weise lösen zu können.

Welches ist das Haupt-Element der gefährlichen Bevölkerung? Frégier bezeichnet es in der armen vernachlässigten und lasterhaften Volksklasse. Eine solche Definition ist vielleicht vollkommen wahr für Paris und mehr oder weniger auch für alle übrigen großen Städte; allein absolut anzunehmen ist es nicht. Wenn es sich nicht ableugnen läßt, daß unter dem Gesichtspunkte des moralischen Gesetzes das von Elend befreite Laster ohne Zweifel immer noch gefährlich ist, aber im Allgemeinen, mit Ausnahme des verderblichen Beispiels, mehr das Individuum als die Masse gefährlich macht, ist damit noch nicht gesagt, daß jeder *Arme*, der sich dem einen oder dem andern Laster ergibt, unumgänglich ein für die Gesellschaft gefährlicher Mensch sein *müsse*. Es würde eine himmelschreiende Ungerechtigkeit sein, wenn man behaupten wollte, daß Armuth immer mit dem Laster Hand in Hand gehe. Erst wenn sie vom Laster in *allen* seinen Schattirungen sich ganz bewältigen läßt, veranlaßt und erzeugt dasselbe das eine oder das andere Vergehen, welches das positive Gesetz bestrafen muß.

„Die Strafgesetze," sagt der Verfasser, „und die mit ihrer Vollstreckung beauftragten Behörden, haben vor Allem dafür zu sorgen, daß die gegen die Gesellschaft gerichteten Angriffe geahndet werden. Es ergibt sich daraus,

Digitized by Google

daß die Verwaltung ihre Aufmerksamkeit beinah weniger auf die lasterhaften Klassen selbst, als auf diejenigen zu richten hat, bei denen mit dem Laster sich noch das Elend verbindet und von denen man also mit Recht voraussetzen darf, daß sie auf Kosten der Gesellschaft leben. Der lasterhafte Wohlhabende mag Abscheu oder Verachtung, doch keine Furcht erregen; er wird erst gefährlich, wenn er selbst in Armuth geräth."

Von diesem Grundsatze ausgehend läßt der Verfasser seine Blicke zuerst auf der arbeitenden Klasse ruhen, deren vorzüglichste Elemente er zu bestimmen sich bemüht. Es gibt in Paris 235,000 Arbeiter beiderlei Geschlechts und von jedem Alter. Diese Zahl vermehrt sich noch um 30,000, wenn es mit der Arbeit gut geht und dieselbe wesentliche Vortheile gewährt. Frégier schildert in lebhaften Farben die bessern Gesinnungen, welche in dieser Klasse vorherrschend sind. Er führt mit Vergnügen mehre Züge von Rechtschaffenheit, Edelmuth und Ehrgefühl an, die man in demselben Maße nicht immer bei den höheren Ständen findet. Die Ursachen, welche diesen Theil der Bevölkerung gefährlich machen, sind sehr einfach: sie bestehen in Müßiggang, Trunkenheit und Ausschweifung.

Durch Berechnungen, die wir für vollkommen gegründet halten, schlägt er den gefährlichen Theil der Arbeiterklasse auf 33,000 Individuen an. Dazu kommen noch die öffentlichen Frauenzimmer, deren Gesammtzahl zwischen 7000 und 8000 schwankt. Davon sind nur etwa 3800 auf der Polizei eingeschrieben. Die Landstreicher, deren Zahl er auf 6000 berechnet, die Spieler von Profession, die Betrüger, Beutelschneider, Diebe, die freigelassenen Sträflinge, ꝛc., bilden eine Gesammtmasse von 60,000 bis 65,000 Individuen.

Zu diesem von der Armuth gestellten Heere kommt noch das Kontingent aus dem sogenannten „wohlhabenden" Stande, das sich vorzüglich unter den öffentlichen und Winkel-Skribenten, den Handlungsdienern, den Studenten und selbst den untergeordneten Lehrern rekrutirt. Das Ganze bildet eine Masse von 80,000 Individuen, die beständig auf Kosten der Gesellschaft leben und von denen jahraus jahrein die Gefängnisse, die Sklavenkerker und das Blutgerüst versorgt werden.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht studirte der Verfasser jede der einzelnen Kategorien der „großen Armee" der Verbrecher. Alles, was er über diesen Punkt angibt, beruhet auf unbestreitbaren authentischen Thatsachen. Es handelt sich da nicht mehr um Theorien oder muthmaßliche Anschläge. Die Zahlen welche er aufstellt, sind bestimmt, unwiderlegbar. Er hat sich in diesem Punkte nicht allein auf die Register und die statistischen Angaben der Hauptstadt beschränkt, sondern alles in Erörterung gezogen, was ihn zur genauen Kenntniß der Schlupfwinkel und Kloake der Gesellschaft führen konnte. Er hat sich persönliche Kenntniß von dem verschafft, was zur Er-

Digitized by Google

reichung ſeines Zweckes nützlich ſein konnte: von der Werkſtatt des fleißigen Arbeiters bis zur Diebshöle, vom Schmerzenlager im Spital bis zur finſtern Kerker-Zelle. Er führt ſeinen Leſer überall hin, wo er ſelbſt geweſen, macht ihm alles auf die klarſte Weiſe anſchaulich, verbirgt ihm nichts, und erklärt ihm alles mit demſelben Muthe, der ihn vermochte die ſcheußlichſten Gegenſtände ſelbſt zu unterſuchen. Wahrlich es gibt nichts Entſetzlicheres, als dies ſchauderhafte Gemälde. Wir wollen zum Beleg einige Auszüge mittheilen, welche wir der durch C. v. M., bei Hergt in Koblenz, veröffentlichten deutſchen Bearbeitung des Werkes von Frégier: „Ueber die gefährlichen Klaſſen der Bevölkerung in den großen Städten“ entnehmen.

„Die Lumpenſammler bewohnen die Vorſtädte, aber vorzüglich die Quartiere St. Jaques und St. Marceau, wo die Zwiſchenverkäufer wohnen. Wenn ihr in den Rückkehrſtunden die Straßen Ourſine und andere dieſer Vorſtädte, die beſonders von Lumpenſammlern bewohnt ſind, durcheilt, ſo könnt ihr die Natur und die Verſchiedenheit der Elemente, aus denen der Handel des Lumpenſammlers beſteht, beurtheilen. Auf ſeinen Tragkorb herabgebückt, wird euch dieſer lächelnd einen großen Rindsknochen zeigen, der eben ſo gut, wie andere nicht weniger vortheilhaftere Artikel, ſeinen Preis hat; während er ſo ſeine Haufen auf dem Pflaſter ordnet, ſagt er euch, daß die Concurrenz den Handel tödtet, daß die Köchinnen keine Menſchlichkeit mehr haben und aus allem Vortheil ziehen, beſonders aus Knochen und zerbrochenem Glaſe, Hauptgegenſtänden der Lumpenſammler-Induſtrie. Es gibt in dieſem niedrigen Verhältniß derſelben Momente des Glücks und der Freude; das iſt, wenn er mit ſeinem Hakenſtock einen noch unberührten Haufen Kehricht durchwühlt, er einen Löffel oder eine Gabel von Silber, die unbeſonnener Weiſe von einer unaufmerkſamen Köchin dahingeworfen iſt, vor ſeinen Augen ſchimmern ſieht. Dieſe reichen Fündlinge ſind nicht ſo ſelten, als man es glauben könnte. Diejenigen, denen ſie zum Vortheil gereichen, feiern ſie durch eine prächtige Mahlzeit vor der Barriere, wohin man ſich mit luſtigen Freunden in einem Fiaker begibt, deſſen Kutſcher nicht der Unzufriedenſte der Geſellſchaft iſt.

„Es wäre zu wünſchen, daß alle Lumpenſammler die Gewohnheit annehmen könnten, ihre Ernte auf der Straße zu ſortiren, wenigſtens in der guten Jahreszeit; die Geſundheit ihrer Wohnung würde dabei gewinnen, ſo wie die des übrigen Hauſes, das ſie bewohnen. Leider iſt dem nicht ſo; der größere Theil derjenigen, die in Familie leben oder in ihren Möbeln, haben oft nur eine einzige Stube zu ihrer Verfügung. Hier iſt es, wo ſie das ſchmutzige Produkt ihrer Nachſuchungen niederlegen; hier iſt es, wo ſie die Sortirung mit Hilfe ihrer Kinder vornehmen; der Fußboden der Stube iſt von mit Koth bedeckten Lumpen, Ueberbleibſeln thieriſcher Stoffe, Glas,

Digitized by Google

Papier und dergleichen überſäet. Es gibt deren in allen Ecken, ſelbſt unter ihrem Bette, ſo daß man nicht in einem ſolchen Orte eintreten kann, ohne von einem Geruch erſtickt zu werden, den nur die Gewohnheit allein erträglich machen kann. Was noch dieſe Miasmen vermehrt, welche aus dieſer ſchmutzigen Beute verdunſten, ſind die großen Hunde, welche die Lumpenſammler in ihren Stuben halten und die ſie bei ihren nächtlichen Ronden mit ſich führen. Unter den Lumpenſammlern, die in möblirten Quartieren wohnen, iſt eine gute Anzahl, die aus Sparſamkeit in der guten Jahreszeit im Felde ſchlafen.

„Der tägliche Gewinnſt der Lumpenſammlerinnen beträgt fünfzehn bis zwanzig Sous und der der Kinder ungefähr zehn Sous. Es gibt Kinder, die im zarteſten Alter das väterliche Haus verlaſſen und Lumpen ſammeln, um leben zu können. Ihr Leben iſt rein nomadiſch und faſt wild. Sie zeichnen ſich durch ihre Kühnheit und durch die Rauhigkeit ihrer Sitten aus. Nach Verlauf einiger Jahre ſind ſie ihrer Familie dermaßen fremd geworden, daß ſie den Namen und die Wohnung ihrer Eltern aus dem Gedächtniß verloren haben und nur noch ihren eigenen Vornamen kennen.

„Die Lumpenſammler, wie alle Handwerksgenoſſenſchaften, bieten in denen, welche ſich einer unordentlichen Lebensart hingeben, Schattirungen dar, die der nähern Betrachtung würdig ſind. Sie haben eben ſo, wie die Arbeiter, die Gewohnheit, die Wirthshäuſer und die Orte, wo man ſtarke Getränke verabreicht, zu beſuchen. Wie ſie, und mehr wie ſie, ſtellen ſie die Ausgabe zur Schau, welche dieſe Gewohnheit ihnen verurſacht. Der Branntwein hat für die alten Lumpenſammler und vorzüglich für die alten Lumpenſammlerinnen einen Reiz, den kein anderer aufwiegen könnte. Dieſe verzehren ſo wenig als möglich feſte Nahrungsſtoffe, um ſich deſto öfter dem Lieblingsgeſchmack hingeben zu können. Sie bilden ſich ein, daß der Branntwein ſie eben ſo ſehr als andere Nahrungsmittel erhalte, indem ſie die künſtliche Farbe, die ihnen dieſes Getränk verurſacht, für ein Zeichen wahrer Stärke halten, während dieſe Farbe doch weiter nichts iſt, als der Reiz, welcher ihren Magen zerſtört und weit davon entfernt iſt, ihn zu befeſtigen; daher herrſcht auch in dieſer Klaſſe eine große Sterblichkeit.

„Die Lumpenſammler begnügen ſich nicht immer mit dem gewöhnlichen Wein in den Weinhäuſern; ſie laſſen ſich Glühwein zubereiten und würden ſich höchlich verwundern, wenn dieſer Wein nicht nebſt vielem Zucker das durch die Zuthat von Citrone bewirkte Aroma enthielte. Die Wirthshausbeſitzer ſind nicht die letzten, welche von ſo viel Unvorſichtigkeit und Sinnlichkeit ſcandaliſirt werden, und dieſer Scandal iſt um deſto fühlbarer, als die Trinker mitunter nicht Geld genug haben, um ihre Zeche zu berichtigen...

„Eine zweite gefährliche Klaſſe iſt die der Schreiber oder Kopiſten. Dieſe ſind ſehr zahlreich in Paris; man zählt deren mehrere Tauſende, die in den

Digitized by Google

Administrationen, Banquierhäusern, Notariatsstuben, bei den Anwälten, Hüssiers, Greffiers, in den Cabinetten der Architekten, mit einem Wort, in allen Etablissements angestellt sind, welche Expeditionen zu machen oder Abschriften zu nehmen haben.

„Die Categorie der Schreiber oder Copisten, von denen ich mir vorgenommen habe zu sprechen, ist diejenige, welche in den Bureau's der öffentlichen Schreiber arbeitet. Diese Bureau's oder Buden sind in großer Menge auf der Straße befindlich. Es gibt deren ungefähr einhundert und fünfzig in Paris. Man kann die Zahl der Commis, die sie beschäftigen, auf fast 600 anschlagen. Die Buden oder Bureau's der öffentlichen Schreiber sind über die volkreichen Quartiere der Hauptstadt verbreitet und nähern sich dem Mittelpunkte der Geschäfte. Am meisten findet man sie im Innern des Justizpalastes, seinen Nebengebäuden und Zugängen.

„Die öffentlichen Schreiber geben ihren Commis zwei Drittel des Ertrages, den sie für die Ausfertigungen oder die Abschriften erhalten. Die einem Schreib-Bureau attachirten Commis sind durch Nummern klassifizirt, so daß die vier oder fünf ersten täglich mit Gewißheit auf Arbeit rechnen können, wenn die Kundschaft des Bureau's nur von einiger Wichtigkeit ist. Ihr Antheil beläuft sich zwischen acht bis fünfzehn Franken in der Woche. Die geschicktesten und vorzüglichsten diejenigen, welche sich in der Autographie auszeichnen, können bis auf vierzig Franken in demselben Zeitraum gewinnen. Es gibt unter ihnen Schreiber jeder Art, die aus den Bureau's wegen Faulheit oder Mißbrauch des Vertrauens verwiesen worden sind, ehemalige Lehrer, Unteroffiziere, die wegen unordentlichem und lüderlichem Lebenswandel von ihren Regimentern entfernt worden sind, Söhne, die wegen Lüderlichkeit und Verderbtheit ihrer Sitten von ihrer Familie verstoßen, losgelassene Verurtheilte, mit einem Wort, mehr oder minder unterrichtete Leute jeden Standes, welche den Auswurf der Gesellschaft bilden. Neben ihnen, und das ist schmerzlich zu sagen, sieht man junge, vorwurfsfreie und gut unterrichtete Leute, die aus Mangel an Vermögen oder einer Anstellung mitunter auch durch unglückliche, unvorhergesehene Fälle zu dem Geschäft eines Copisten oder eines Redacteurs von Bittschriften genöthigt sind, um ihren Lebensunterhalt zu finden. Man bemerkt auch darunter anständige Familienväter. Diese letztere Classe ist von den Unternehmern sehr gesucht, sie bilden den ansässigen Theil ihrer Angestellten und halten sich so viel als möglich von den erstern getrennt. Diese Trennung, die leider wegen der gewöhnlichen Beschränktheit der Localität sehr schwierig ist, wird von einem guten Subjecte dringend verlangt, weniger aus Zartgefühl und Sittlichkeit, als um mit Menschen nicht in Berührung zu kommen, deren Nachbarschaft wegen ihrer greulichen Unreinlichkeit den größten Ekel einflößt.

Digitized by Google

„Die vorzüglichsten Laster der verderbten Classe der Schreiber sind die Trunkenheit, die Gefräßigkeit, das Spiel und die Faulheit; die trägsten und verdorbensten leben abwechselnd vom Schreiben und vom Raub. Aus diesem Haufen Individuen ist Lacenaire, berühmt durch seine Verbrechen, wie durch seine Ausschweifungen, hervorgegangen. Die Gewohnheiten dieses schöngeistigen Bösewichts waren die eines Epicuräers ohne Glauben und Gesetz. Einer der Unternehmer, welcher ihn am meisten gebraucht hatte, hat sie mir erzählt. Seine heftigsten Neigungen waren die des Spiels und der Tafel; was er nicht dem ersten überließ, gab er dem zweiten, um seine Eßlust zu befriedigen. Er mußte stets ausgesuchte Gerichte und das Vorzüglichste der Jahreszeit haben. Er gab täglich acht bis zehn Franken für sein Frühstück oder Mittagsbrod aus. Er liebte den Caffe leidenschaftlich und trank täglich fünf oder sechs Tassen davon. Fälschung und Diebstahl verschafften ihm die Mittel, seinen Appetit, seine Phantasien und seine Leidenschaft für das Spiel zu befriedigen, nur mitunter nahm er seine Zuflucht zur Arbeit; aber gegen das Ende seiner verbrecherischen Laufbahn hatte er sich ganz und gar dem Diebstahl und dem Mord in die Hände gegeben. Ehe er noch ganz mit der menschlichen Gesellschaft gebrochen hatte, d. h. während er noch in den Schreib-Bureau's arbeitete, war er wegen der Zierlichkeit seiner Schrift und der Schnelligkeit in deren Ausführung gesucht. Mitunter begegnete es ihm, die Copie einer bedeutenden Schrift zu unternehmen, und durch die Lockung eines großen Gewinnstes angeregt, beschäftigte er sich damit, unausgesetzt während vierundzwanzig und selbst achtundvierzig Stunden. So wie er seine Arbeit vollbracht hatte, so verschleuderte er im Spiel oder bei einem Frühstück die Frucht seiner arbeitsamen Nachtwachen. Uebrigens war Lacenaire kein Commis im eigentlichen Sinne, es war ihm zuwider, sich einer regelmäßigen Beschäftigung zu unterwerfen. Er nahm nur die Feder bei Gelegenheit oder in Augenblicken der Entblößung in die Hand, die nothwendigerweise bei Leuten seines Schlages sehr häufig sein müssen.

„In der Zahl der Angestellten, die uns beschäftigen, ist es nicht selten, Individuen anzutreffen, die mit dem Geschmack für gute Speisen die Gewohnheiten des ekelhaftesten Cynismus verbinden. Ihr Anzug gleicht wegen seines Schmutzes und seines zerrissenen Zustandes keinem anderen. Die Lumpen des Elends bieten ohne Zweifel einen Anblick dar, der zurückstößt; aber die Entfernung, die man beim Anblick eines Unglücklichen empfindet, wird oft durch die demüthige und sanfte Traurigkeit seines Blickes und durch den bittenden Ton seiner Stimme gemäßigt, während daß der, welchen der Anblick eines schmutzigen und zerlumpten Schreibers, der eben so unmäßig als phantastisch in seinen Begierden ist, darbietet, etwas Unausstehliches, wie das durch den Anblick eines unreinen Gegenstandes verursachte Gefühl hat. Ist es nicht un-

Digitized by Google

nütz zu bemerken, daß die geschicktesten Schreiber zu dieser Categorie schmutziger Feinschmecker gehören, wobei sie zugleich unmäßige Trinker sind. Man hat mir einen ehemaligen Seemann citirt, der mit einem merkwürdigen Talent für die Autographie begabt war, mitten im Winter kein Hemde auf dem Leibe hatte und seine Blöße unter der Weste verbarg, die er mit einer Nadel zusteckte. Dieses Individuum, das kaum bekleidet war, und das mit seiner Entblößung eine stinkende Unreinlichkeit verband, gab sehr oft fünf bis sechs Franken für sein Mittagsbrod aus. Eines Tages, als die Einnahme reichlich gewesen war, bot er naiver Weise seinem Patron an, mit ihm ein Rebhuhn mit Kohl zu verzehren; der ehrliche Unternehmer antwortete ihm, daß dies ein viel zu köstliches Gericht für ihn sei, und daß ein Familienvater frugal leben müsse. Diese Liebhaber des guten Tisches sind außerdem große Freunde des Caffe's und der starken Getränke. Sie scheinen nur die thierischen Genüsse zu lieben; denn gleichgültig für die Annehmlichkeiten eines reinlichen und anständigen Anzuges, bewohnen sie die möblirten Quartiere des letzten Ranges, schlafen auf schlechten Betten voller Ungeziefer für vier Sous (5½ kr.) die Nacht."

In Betreff der Studirenden sagt der Verfasser: „Die Studenten des ersten Jahres und aus der Provinz sind mehr zur Ausgabe und zur Unordnung geneigt, was man sehr leicht begreift. Aus dem Familienleben, dessen Gewohnheiten sanft, aber ernst sind, in ein freies und unabhängiges Leben übergehend, ladet sie alles zum Vergnügen ein: die Unerfahrenheit, das Beispiel und der Mangel aller Beaufsichtigung. Der Hang zum Vergnügen ist in der That hinreißend. Unter den Studenten, wie in allen Anhäufungen junger Leute, welche dieselben Gewohnheiten haben und arbeiten, um denselben wissenschaftlichen oder industriellen Zweck zu erreichen, gibt es Individuen, die besondere Manieren und eine besondere Lebensart annehmen. Sei es Prahlerei, sei es Charakterfehler oder ungestümes Aufbrausen der Sinne, kurz, diese Individuen gefallen sich darin Allem zu trotzen, von den Gesetzen der Schule oder der Industrie, der sie zugehören, an, bis zu den einfachsten und geachtetsten Gesetzen der Gesellschaft. Streitsüchtig, Feinde der Arbeit, dem Caffehausleben zugethan, das Vergnügen nur von seiner cynischen Seite betrachtend, machen sie sich eine traurige Ehre daraus, ihre Ideen, ihre Gewohnheiten und ihren Geschmack fortzupflanzen. Sie ziehen die jungen Studenten an sich, um sie in ihre Doktrinen und schändliche Ausschweifungen einzuweihen; von dem Augenblick an, wo sie dazu gelangt sind, sich zum Herrn ihres Geistes zu machen, reizen sie sie zu thörichten Ausgaben, die sie von ihren Studien abwenden, indem sie die anständigen Neigungen, die sie aus dem elterlichen Hause mitgebracht hatten, verderben, und finden daher das Mittel, ihre eigenen Laster mit einem Theil jener Ausgaben zu befriedigen.

Digitized by Google

So, nicht zufrieden, die Schüler ihrer Verderbtheit zu vervielfältigen, geben sie der Nothwendigkeit nach und benutzen ihre Leichtgläubigkeit, indem sie zu dem schändlichen Geschäft des Verführers die verachtete Rolle des Schmarotzers fügen.

„Dies sind dieselben Individuen, welche die Trunkenheit und die Orgien unter ihren Kameraden eingeführt haben, welche die öffentliche Scham durch obscene Handlungen verletzen, die man in den schlechtesten Orten nicht leiden würde, die sich mit einem Wort darin gefallen, den Frieden der Stadt durch wüthendes Geschrei und zügellose Ausgelassenheit zu stören. Die kleine Anzahl Studenten, die sich in diesen Strudel stürzt, vergißt Arbeiten, Pflichten, Zukunft und sogar die eigene Würde; glücklich, wenn er sich noch zur rechten Zeit in dem Wege der Unmoralität erhält. Die Masse der Studenten verwirft dergleichen Excesse, man muß zu ihrem Lobe sagen, daß die jungen Leichtfüße oder die verdorbenen Männer, die sich dergleichen schuldig machen, wohl hüten würden, in ihrer Gegenwart sich dessen zu rühmen.

„Zu dieser schwachen Minderzahl gehören die Studenten, welche der Justiz wegen kleiner Entwendungen in die Hände fallen, die sie in Augenblicken der Noth, an den Gast- oder Caffewirthen, welche gewöhnlich von dieser Classe der Jugend besucht werden, mitunter wohl aber auch an ihren Kameraden begangen haben. Mehrere sind wegen Fälschungen verfolgt und verurtheilt worden. Es ist traurig, dergleichen Verirrungen aufdecken zu müssen; aber wessen ist die Unordnung nicht alles fähig?

„Die Handlungsdiener gehören im Allgemeinen zu den wenig wohlhabenden Familien. Die ersten Lehrjahre sind hart, die am schlechtesten besoldeten Commis gewinnen jährlich dreihundert Franken, sie sind außerdem von dem Handelsherrn, der sie gebraucht, beköstigt und logirt. Diese letztern Vortheile kommen ebenfalls den andern Commis zu Gute, deren Gehalte sich stufenweise bis zu dreitausend Franken erheben. Der reinliche und sorgfältige Anzug dieser Commis, die Gewohnheit, welche sie haben, die Caffehäuser zu besuchen, und ihr Geschmack an Schauspielen und öffentlichen Bällen erwecken frühzeitig die Leidenschaften derer, die zu der letzten Classe gehören, und deren Gehalt kaum zu ihrem Unterhalte hinreicht; diese Erregungen sind nicht immer durch die Vernunft oder das ruhige Gefühl des Unvermögens, das gewöhnlich die Entsagung herbeiführt, unterdrückt. Wenn der junge Commis sich selbst überlassen ist, wenn sein Muth nicht mehr durch die trostreichen und vernünftigen Worte seiner Familie unterstützt wird, wenn endlich die Leidenschaft am stärksten bei ihm ist, so läßt er sich einfallen, einige geringe Waarenartikel zu entwenden, um sich Geld zu verschaffen, ermuthigt durch die Hoffnung, dem Verdacht zu entgehen, eine Hoffnung, welche sich übrigens öfter verwirklicht, als sie getäuscht wird, vorzüglich in den großen Handlungs-

Digitized by Google

häusern. So gelangen die jungen Leute, von der Hitze und der Unerfahrenheit ihres Alters hingerissen, dahin, sich einige von den andern Commis genossene Vergnügungen zu verschaffen. Aber ihre Indiscretion und ihre Ruhmsucht in Bezug auf diese Vergnügungen lassen ihre Kameraden davon plaudern, das Gespräch dieser kömmt dem Handelsherrn zu Ohren, der die Quellen von dergleichen Ausgaben kennen zu lernen sucht und nicht zögert zu bemerken, daß sie von Diebstahl herrühren, und verabschiedet den unglücklichen Commis.

„Nicht allein die jungen Leute, welche erst in den Handel eintreten, wissen nicht ihre Ausgaben mit dem bescheidenen Gehalt in Verhältniß zu bringen, sondern auch die bestbesoldeten Commis und die am wenigsten Grund hätten, ihre Hilfsquellen zu überschreiten, sind geneigt, darüber hinaus zu gehen. Die Toilette, die Liebe zu den Frauen und Vergnügungen stürzen sie in Ausgaben, die sie nicht bestreiten können, und die Unordentlichsten nehmen oft zum Diebstahl ihre Zuflucht, um ihre Leidenschaften zu befriedigen. In dem Galanteriehandel ist es nicht selten, daß Frauen und niedliche Kammermädchen auf eine verliebte Intrigue speculiren, welche sie mit einem Commis anknüpfen, der ihnen gefällt und woraus sie sich versprechen, einen Vortheil zu ziehen, um ohne Kosten ihren Putz zu erneuern. Diese Verbindungen, die von Seiten der Frauen, die sie entstehen lassen, keinen geheimen und strafbaren Vorbehalt verbergen, unterlassen nicht, bei ihren Geliebten einen Kampf der Eitelkeit zu erzeugen, der oft die Wirkung hat, sie zum Diebstahl anzureizen, außer Stande, wie sie sind, für sich allein die Koketterie ihrer Geliebten zu befriedigen; diese Verbindungen und diese Diebstähle kommen in den großen Handlungshäusern viel öfter vor, als wo anders, weil die Beaufsichtigung, so strenge sie auch sein mag, dort nie so stetig ist, als in den Häusern minderer Wichtigkeit.

„In dergleichen Umständen und in andern, wo ihr Mißtrauen ernstlich erregt wird, warten die Handelsherrn, die unaufhörlich von der Furcht geplagt sind, Opfer einiger Unterschleife zu werden, nicht darauf, bis der Argwohn, den sie gegen einen Commis hegen, gegründet ist, um ihn von ihrem Etablissement zu entfernen, sondern brechen von dem Augenblick an, wo dieser Verdacht auf einiger Wahrscheinlichkeit beruht, unmittelbar mit dem Commis und verabschieden ihn ohne weitere Erklärung.“

Ein Kapitel, zu dem wir nur mit Widerwillen übergehen, und das wir so viel als möglich abzukürzen uns bemühen werden, obschon es in vielfacher Beziehung von eigenthümlicher Wichtigkeit ist, betrifft die öffentlichen Frauenzimmer.

„In allen Quartieren der Hauptstadt gibt es Freudenmädchen, ausgenommen auf der Insel St. Louis, welche durch ihre topographische Lage und

Digitized by Google

das zurückgezogene Leben ihrer Einwohner bis jetzt die Vagabunden und die öffentlichen Mädchen von ihrem Gebiet entfernt gehalten hat. Das Quartier, worin diese am zahlreichsten sind, ist das des Palais-Royal. Es enthält deren über dreihundert. Die von St. Honoré, der Cité, Feydeau, der Bank von Frankreich, des Arcis zählen von zweihundert bis einhundert und fünfzig solcher Mädchen. Es gibt deren einhundert vierzig bis einhundert zwanzig in den Quartieren der Vorstadt Montmartre, Bonne Nouvelle und St. Jacques. Von hundert und fünfzig in den Quartieren St. Martin des Champs, Montorquil, des Tempels, Montmartre, der Porte St. Martin, der Vorstadt St. Denis, du Mail, der Chaussee d'Antin und des Louvres. Die in unserer ersten Aufzählung begriffenen Quartiere, welche nicht in diesen hier figuriren, enthalten jeder zwischen fünfzig und zwanzig Freudenmädchen.

„Man darf nicht aus diesen Nachrichten schließen, daß die Quartiere, die wir so eben bezeichnet haben, mehr als andere den Unternehmungen der Verbrecher ausgesetzt sind; dies wäre ein Irrthum, denn der größere Theil dieser Quartiere ist arm und von diesem Schlage Leute verachtet; nur in Ermangelung besserer Gelegenheit beuten sie die Wohnungen einiger armen Arbeiter aus, vorzüglich derjenigen, die wie die Maurer für sparsam gelten und in großer Anzahl in dem Quartier des Stadthauses wohnen. Diese ehrlichen Arbeiter, die als die treuesten Clienten der Sparkasse gerühmt werden, haben deswegen ihre Koffer immer mit einigem Gelde versehen, und während sie an der Arbeit sind, schleichen sich bei ihnen verruchte Diebe ein, und rauben ihnen hinterlistigerweise die Frucht ihrer mühevollen Arbeit.

„Da ich gerade von den scheußlichen Zufluchtsstätten, die unter dem Namen der gemeinsten Garnis bekannt sind, spreche, kann ich mich nicht enthalten, da es sich um die Topographie handelt, die Zeichnung einiger dieser Höhlen zu entwerfen. Ich habe einige davon des Morgens vor dem Auskehren besucht und ich habe sie mit einem unüberwindlichen Ekel wieder verlassen; aber ich gestehe ein, daß das, was ich gesehen habe und was ich nie aus dem Gedächtniß verlieren werde, weniger die Sinne empört, als die gräulichen Schlupfwinkel von denen, in dem von dem Oberinspektor der möblirten Quartiere, an den Polizeipräfekt geschickten Bericht die Rede ist; dieser Bericht, von dem mehrere Stellen in das wichtige und gewissenhafte Werk des Herrn Parent-Duchatelet: Ueber die Unzucht in der Stadt Paris, übertragen worden sind, wird mir die vorzüglichsten Züge meiner Schilderung liefern.

„Der auffallendste Charakter aller dieser Häuser ist eine unerhörte Unreinlichkeit, die daraus wahre Heerde der Ansteckung machen. Diejenigen, welche Betten enthalten, sind die angesehensten, aber es gibt deren, die statt der Betten nichts als ekelhafte, elende Lagerstätten enthalten; die Kammern

Digitized by Google

gehen auf die der Luft und des Lichts beraubten Corridore; die Regentraufen und die Latrinen laſſen in jeder Ecke einen erſtickenden Geruch ausſtrömen; die Stufen der Treppen ſind mit einem beſtändigen und ſtets feuchten Schmutz überzogen, der ſie faſt ungangbar macht. Man hat in dem Hofe eines dieſer Häuſer, ſo erzählt der Berichterſtatter, Ueberreſte von Thieren, Eingeweide und allen Abfall einer Garküche in voller Fäulniß geſehen.

„Bei anderen iſt der Hof des Garnis nur vier Quadratfuß groß und voller Unrath; auf dieſen öffnen ſich die mit Menſchen überfüllten Stuben; die im fünften Stockwerk beſchädigten Latrinen laſſen die Excremente auf die Treppe fließen, die damit bis zum Erdgeſchoß überſchwemmt iſt. Viele Kabinets haben keine andere Oeffnung, als die Thür, welche auf dieſe Treppe geht. Die Bewohner ſind Spitzbuben, Räuber, Unterſtützer, die ſchmutzigſten Freudenmädchen und alles, was es von Männern und Frauen Verworfenes gibt.

„Hier iſt ein Haus, deſſen ganze Bevölkerung auf den in den Straßen aufgeſammelten Lumpen ſchläft. Dieſe Lumpen, die in dem Erdgeſchoß niedergelegt ſind, werden an die Gäſte vertheilt, welches Bettler, Orgelſpieler, herumziehende Freudenmädchen, Italiener, welche Thiere ſehen laſſen, und Unterſtützer ſind.

„In einem andern Orte endlich ſieht man die Höhle, wo ſich der Auswurf der Menſchheit zuſammenfindet. Man nimmt hier nichts als Räuber, Freudenmädchen, befreite Galeerenſclaven, Vagabunden, Spieler und Spitzbuben aller Art auf. Die größte Unreinlichkeit herrſcht überall, die Fenſter haben ſtatt der Scheiben nur Oelpapier. Die Kammern ſind verpeſtet, in jedem Stockwerke ſtrömt der Unrath, den man in die Abtritte ſchüttet, auf die Treppe über; mit einem Wort, es iſt der zurückſtoßendſte Aufenthalt des Laſters und des Elends. Ich habe mich bei dieſen Einzelnheiten deswegen ſo lange aufgehalten, weil ſie mir durch ihre Nacktheit von der Art ſchienen, ein helles Licht über die Gewohnheiten und die Lebensart der gefährlichen Claſſe zu verbreiten.

„Die Claſſe der Geſellſchaft, in denen ſich die Unzucht vorzüglich rekrutirt, iſt die der Handwerker. Die Töchter dieſer widmen ſich wie ihre Väter den induſtriellen Künſten, und ihre Profeſſionen zerfallen in eben ſo viele Theile als die Arbeit. Alle dieſe Profeſſionen, deren Stufenleiter unendlich iſt, ſind mehr oder weniger von der Unzucht, die ihren thätigſten Brennpunkt in den Werkſtätten und Fabriken aufgeſchlagen zu haben ſcheint, angeſteckt. Den arbeitenden Claſſen muß man noch einige Categorien von Handwerken hinzufügen, welche gleichfalls dem Einfluß deſſelben Laſters zugänglich ſind. Sie beſtehen aus den Blumenverkäuferinnen, ſo wie denen, die Früchte, Gemüſe und andere Gegenſtände auf der Straße feilbieten, aus Seiltänzerinnen,

Digitized by Google

Austernhändlerinnen, Ladenmädchen, Kammerfrauen, Köchinnen, Kindermädchen, Badewärterinnen, Töpferinnen, Lumpensammlerinnen, Tagelöhnerinnen, Gärtnerinnen, Milchfrauen, Winzerinnen, Schäferinnen und dergleichen.

„Die nach dem Alter von Parent-Duchatelet entworfene numerische Liste von dreitausend, zweihundert achtundvierzig Freudenmädchen, datirt vom 31. December 1831. In dieser Tabelle sind die höchsten Zahlen diejenigen, welche die Mädchen zwischen sechszehn und achtundzwanzig bilden. Von vierzehn bis achtundzwanzig Jahren folgt diese Zahl einer aufsteigenden Progression, und von achtundzwanzig bis vierzig Jahren einer abnehmenden Progression. Von diesem letzten Zeitpunkt an nimmt die Progression stets schneller ab, so daß sie mit fünfzig Jahren auf Null kömmt.

„Die Nachforschungen desselben Schriftstellers haben ihn dahin geführt, Zahlen festzustellen, die ich glaube, hier aufzeichnen zu dürfen, insofern sie sich auch gleichzeitig auf, durch die Bande des Blutes verwandte, Unzucht treibende Personen beziehen. So fand er unter fünftausend einhundert und dreiundachtzig Freudenmädchen 164 mal zwei Schwestern, zusammen eingeschrieben, viermal drei Schwestern und dreimal vier Schwestern, in Allem 352 Schwestern.

„Er hat überdieß bemerkt, daß sechszehnmal die Mutter und die Tochter, viermal die Tante und die Nichte und zweiundzwanzigmal die beiden leiblichen Cousinen, in Allem vierhundert sechsunddreißig Personen, die alle durch die engsten Bande der Verwandtschaft unter einander verknüpft waren, sich in Paris der Unzucht hingaben, wenn auch nicht in derselben Zeit, aber in verschiedenen Zwischenräumen in einer Periode von 7 oder 8 Jahren.

„Unter den 352 Schwestern, wovon die Rede ist, waren 219 aus Paris und die andern 133 aus den Departements.

„Und unter den 16 Müttern waren 12 aus Paris und die andern aus den Departements.

„Dies Resultat zeigt eine tiefe Verderbtheit in verschiedenen Familien an, deren Urheber sich nicht schämen, selbst das Beispiel der Unzucht und der Ausschweifung ihren Kindern zu geben; es ist zugleich ein schreckender Beweis der moralischen Ansteckung, die dem Handwerk der Freudenmädchen in allen Classen anhängt.

„Mehrere Liebhaber dieser Frauenzimmer, die man nicht mit den Unterhaltern verwechseln muß, nehmen in der Gesellschaft einen hohen Rang ein. Dies sind Generale, Gelehrte, Finanzmänner und Leute mit hohen Titeln. Die Freudenmädchen einer untern Region, die derselben Classe angehören, treiben ihr Geschäft in der Abendstunde, und überlassen sich des Nachts ihren Liebhabern, die sie vorzüglich unter den Studenten des Rechts und der Medizin und den jungen Advokaten suchen. Die Erziehung, welche diese jungen

Digitized by Google

Leute beſitzen, und vorzüglich ihre geiſtige Bildung haben in der That Einfluß, daß ſie von Mädchen geſucht werden, die nur gewohnt ſind, Leute der guten Geſellſchaft und mitunter mit vieler Intelligenz begabt bei ſich zu ſehen.

„Es iſt unnütz zu ſagen, daß dieſe Mädchen von ihren Liebhabern in Betracht des Geldes keinen Vortheil ziehen. Die Uneigennützigkeit, die im Allgemeinen in den zwiſchen den Freudenmädchen aller Grade und ihren Liebhabern beſtehenden Verbindungen herrſcht, iſt ein Geſetz, das faſt keine Ausnahme erleidet. Man hat ſelbſt beobachtet, daß, je niedriger der Rang des Mädchens iſt, dieſes Geſetz deſto treuer ausgeführt wird. Um jetzt nur von den Mädchen erſten Grades zu ſprechen, ſo begnügen ſie ſich nicht damit, in Bezug auf ihre Liebhaber uneigennützig zu ſein, ſondern ſie ſind auch äußerſt bereitwillig, die Ausgaben für ihre Unterhaltung und ſelbſt ihre Nahrung zu beſtreiten, wenn ſie niedrig genug ſind, darein zu willigen. Eine gute Anzahl junger Leute in Paris haben keine andere Exiſtenzmittel, und unter ihnen gibt es einige, die durch ihre Erziehung ein Intereſſe einflößen, deſſen man ſich trotz des Zuſtandes der Erniedrigung, zu dem ſie herabgeſtiegen ſind, nicht erwehren kann.

„Es iſt ſelten, daß die Mädchen dieſer Claſſe dem übermäßigen Trinken wie die gemeinen Freudenmädchen ergeben ſind; jedoch unterlaſſen ſie nicht, an den Orgien Theil zu nehmen, bei denen der Champagner, die Liqueure und der Punſch, das Lieblingsgetränk dieſer Mädchen, in Strömen fließen. Die Feinſchmeckerei iſt ihr Hauptfehler, und nebſt der Toilette ihre einzige Sorge. Dieſe Frauen, die mehr oder minder den Verfeinerungen des Luxus und den Delicen einer guten Küche zugethan ſind, ſind jedoch denſelben Geſundheitsvorſchriften und denſelben Züchtigungen, als die gemeinſten Freudenmädchen unterworfen. Das Geſundheitsbureau (dispensaire), das Hospital und das Gefängniß nehmen ſie abwechſelnd, je nach den Umſtänden auf. Diejenigen, welche inficirt ſind, können ſich jedoch im Hauſe behandeln laſſen. Wenn ſie ſich im Geſundheitsbureau zur ärztlichen Unterſuchung einfinden, die monatlich 2 mal ſtattfindet, nehmen ſie ſich ſehr in Acht beim Hineingehen, um nicht von Anderen bemerkt zu werden. Dieſe Unterſuchungen werden regelmäßig auf eine Karte geſchrieben, die ſie bei jeder Aufforderung vorweiſen müſſen. Der Aufenthalt im Hospital und im Gefängniß muß ſie auf das tiefſte demüthigen, wenn man an die Verachtung denkt, die ſie gegen die Mädchen der letzten und ſogar der mittlern Claſſen zeigen; dieſe, auf den hohen Preis den ſie für ihre Gunſtbezeugungen verlangen, und den gewöhnlichen Umgang mit Leuten der guten Geſellſchaft gegründete Verachtung, erregt gegen ſie die Eitelkeit aller andern Freudenmädchen, die ſie in dem Gefängniß mit höhniſchem Gelächter empfangen, wenn ſie ſich ihrer ſchönen Kleider beraubt und ſich wie ſie genöthigt ſehen, grobe Kleidungsſtücke zu tragen.

Digitized by Google

Uebrigens sind die Mädchen der mittlern Classe selbst nicht von diesem zurückstoßenden Gefühl gegen die Freudenmädchen der untersten Classe ausgenommen. Die Erziehung, die Neigungen und Gewohnheiten, die ihnen eigen sind, entfernen sie noch mehr von diesen letzteren, als sie selbst einen Abstand zwischen sich und den Mädchen höhern Ranges setzen. In dieser Classe, wie in der ersten, kömmt die wahre Ursache der Verachtung von der ausnehmenden Wichtigkeit, die die Mädchen in Masse daran knüpfen, daß man nicht den Preis ihrer Gunstbezeugungen erniedrigt.

„Die an die Mädchen im Hospital oder Gefängniß gerichteten Briefe werden sämmtlich von der Administration gelesen; es ist daher für die Liebhaber, selbst für die hochgestelltesten, die sie schreiben, schwierig, ihr die Kenntniß der Bekanntschaften zu verbergen, welche sie mit diesen verächtlichen Geschöpfen unterhalten. Sie beschränken sich nicht auf bloße Briefe, sondern kommen oft selbst in die Bureaus der Polizeipräfektur, um persönlich die Reklamationen ihrer Geliebten zu überbringen und sie mit ihren Bitten zu unterstützen.

„Diese verschiedenen und viele andere Umstände werfen ein trauriges Licht auf die höheren Classen der Gesellschaft, und beweisen, daß, wenn die Mittelmäßigkeit und die Armuth ihre Krebsschäden haben, der Reichthum und der Rang die ihrigen haben, die nicht weniger abschreckend sind.

„Das Schicksal des Kindes eines Armen hängt von sehr verschiedenen Ursachen, von seinen natürlichen Anlagen und seinen Leidenschaften ab. Hobbes hat gesagt, daß der Mensch ein starkes Kind sei; man würde den Satz umkehren können, und mit nicht weniger Recht behaupten, daß das Kind ein schwacher Mann sei; denn um die Wahrheit zu sagen, es ist kein Unterschied zwischen dem einen und dem anderen, als von mehr zu weniger. In dem zarten Alter ist es, wo die Natur des Menschen sich in ihrer ganzen Gebrechlichkeit zeigt. Wenn das Kind sorglos und träge ist, so widersteht sein Charakter der Arbeit mit einer instinktartigen Hartnäckigkeit; die regelmäßige und strenge Zucht der Schule ist für ihn eine unerträgliche Fessel; sich selbst auf dem Pflaster von Paris überlassen, von der Beaufsichtigung seiner Eltern befreit, welche eine anhaltende Arbeit vom Morgen bis zum Abend aus ihrer Wohnung entfernt hält, wird es ihm leicht, das drückende Joch dieser Zucht abzuschütteln; statt in die Schule zu gehen, irrt er oft in den Straßen, auf den Boulevards und den Quais herum; angezogen von den Spielen der Kinder seines Alters, mischt er sich mit Freude unter sie, und nimmt ihre Gewohnheiten und ihren Geschmack um so viel lieber an, als sie wie er von einem natürlichen Widerwillen gegen die Arbeit beherrscht sind; endlich aus der Schule wegen seiner beständigen Abwesenheit fortgeschickt, ist er von nun an ohne Rettung dem Müssiggang anheim gefallen.

Digitized by Google

„Die Eltern ſtehen indeß nicht an, die laſterhaften Gewohnheiten ihres Kindes zu bemerken; dieſer Umſtand bewegt ſie, ſich nach ſeiner Aufführung in der Schule zu erkundigen, und ſie erfahren, daß die böſen Beiſpiele, die er gab, zu ſeiner Entfernung beigetragen haben. Er empfängt eine harte Beſtrafung, flieht, und kehrt nicht wieder in die Wohnung zurück. Die beunruhigten Eltern geben ſich alle Mühe, ihn aufzuſuchen, doch bemühen ſie ſich vergebens, ihn zu entdecken. Er hat ſich indeſſen den ſchlechten Subjekten, die ihn verdorben haben, ganz und gar angeſchloſſen, und kennt jetzt von Grund aus die Geſetze des Vagabundirens. Hier folgen dieſe Geſetze. Die jungen Herumſtreicher, d. h. die Kinder zwiſchen 7 und 16 Jahren, welche ein irrendes und träges Leben führen, bilden unter ſich eine Art Körperſchaft, deren Mitglieder ſich gegenſeitig unterſtützen müſſen, um den Nachſuchungen der Eltern und der Lehrherrn zu entgehen. Die am wenigſten verdorbenen und die furchtſamſten betteln und beſuchen die Kaufhallen und Märkte, um dort den Kaufleuten und Käufern ihre Dienſte anzubieten; die andern begehen kleine Diebſtähle. Alle ergeben ſich dem Spiel mit Leidenſchaft. Man erzählt von ſolchen unglücklichen Kindern, die oft zwei Tage lang nichts gegeſſen haben, um dieſe unglückliche Neigung zu befriedigen. Das Schauſpiel hat für ſie einen mächtigen Reiz; Feinde aller nützlichen und ernſten Beſchäftigung, in eine Art von Schlafſucht verſunken, wenn ſie in der Schule ſind, können ſie — einmal daraus entlaſſen — nicht genug laufen und ſpielen; ſie durcheilen Paris in allen Richtungen; alles was ihre Neugierde reizt, zieht ſie an; der Lärm, das Getümmel, der Aufruhr.

„Diejenigen, die ſich dem Diebſtahl überlaſſen, ſind die Wortführer der Körperſchaft, weil ſie deren vorzüglichſte Stützen ſind; es iſt zum Theil auf ihre Koſten, daß die Neuangekommenen und die Furchtſamen leben; ſie verſchwenden auf eine unerhörte Art und ſuchen die Spitzbuben von einem reifern Alter auf, um ſich in allen Kunſtgriffen des Handwerks zu belehren. Mehrere ſind Söhne von Dieben und von ihrer zarteſten Jugend an, in der Schule des Diebſtahls gebildet worden. Einer von ihnen, kaum drei Jahre alt, verſtand ſchon ein Thürſchloß abzuſchrauben und ſpäter, als er anfing zu ſtehlen, erzählte er des Abends ſeinem Vater, ſeine Heldenthaten des Tages, der ein niederträchtiges Vergnügen in der kühnen Naivetät ſeiner Erzählung fand. Die jungen Diebe haben übrigens daſſelbe Rothwelſch als die vollendeten Spitzbuben, ſie zeigen wie jene die Neigung, ſich zur Ausführung ihrer Uebelthaten zu aſſociiren; man hat nach und nach die Exiſtenz mehrerer Banden entdeckt, wovon eine aus 18 Kindern zwiſchen 9 und 16 Jahren beſtand, die mit einer ungemeinen Geſchicklichkeit und Uebereinſtimmung verfuhr. Die jungen Vagabunden richten gewöhnlich ihre Verſuche gegen die Kaufleute, welche ihre Waaren offen auslegen, und gegen die Neugierigen,

Digitized by Google

welche sich auf den Boulevards, vor den kleinen Schauspielen, und in den Passagen vor den Bilderhändlern versammeln. Die gewöhnlichen Theater ihrer Ausbeutungen sind, die öffentlichen Orte, wo sich das Publikum versammelt. Das Leben dieser Kinder ist dermaßen unordentlich, daß sie oft in dem Zeitraum weniger Tage, von einer relativen Wohlhabenheit, zu einem vollständigen Mangel übergehen. Daher haben sie auch die Gewohnheit, während der schönen Jahreszeit, und wenn sich dieser Mangel bemerkbar macht, ihre Nächte auf den Schiffen, unter den Brückenbogen, den Hallenpfeilern, in den Buden, in den Kellern, unter den Wagen, in den Steinbrüchen, in den Gipsöfen, mit einem Wort, überall zuzubringen, wo sie ein Obdach finden können, im Winter schlafen sie in den schmutzigsten Garnis.

„Diejenigen, welche gewöhnlich die Schmuggelei betreiben, sind Faullenzer, schlechte Subjekte, Räuber, Frauen und Kinder, die sich derselben wie einer rechtlichen Industrie widmen. In den schwierigen Zeiten überlassen sich eine große Anzahl Arbeiter ohne Beschäftigung gleichfalls derselben, um ihren Unterhalt dadurch bestreiten zu können. Jedoch von dem Augenblick an, wo sie Gelegenheit haben, in ihre Werkstätten zurückkehren zu können, hören sie auf, aus diesem verwerfenswerthen Auskunftsmittel Vortheil zu ziehen. Die Anführer der Schmuggler nennen sich chefs d'équipes (Wagenzug-Führer); mehrere betreiben die Schmuggelei mit den Waffen in der Hand, und gerathen oft mit den Agenten der Accise in Kampf. Die von den Schmugglern angewendeten Kunstgriffe, um die Aufmerksamkeit der letztern zu täuschen, sind unerschöpflich. Die zahlreichen, von der Administration über sie verhängten Beschlagnahmen hatten es dahin gebracht, in mehreren Lokalen der Accise-Direktion die Instrumente und die Zurüstungen, welche zur Schmuggelei gedient hatten, zu sammeln; aber wie die einen und die anderen sich immer mehr vervielfältigten, so daß sie mit der Zeit den größten Theil der Gebäude der Direktion in ein Museum oder Arsenal verwandelt hätten, hat man für gut befunden, sie zu zerstören.

„Der Gauner lebt, wie der Dieb vom Raube; er macht daher einen Theil der Masse der Diebe aus, aber die leichte Natur seiner Diebstähle setzt ihn in eine besondere Categorie. Das ganze Geheimniß seiner Industrie besteht in der Geschicklichkeit und Schnelligkeit seiner Hand; er vergreift sich nicht an Personen, sondern nur an den Sachen, die sie tragen, an den Sachen, die sie tragen, an den Kleidungsstücken, Geld und Kleinodien. Die Börse und das Schnupftuch sind die Gegenstände, die am meisten bei der Hand sind, mithin auch diejenigen, die er am meisten entwendet. Man bezeichnet ihn daher allgemein unter dem Namen voleur à la tire. Man könnte fast sagen, daß die Gauner die leichten Truppen der Dieberei bilden; sie schlüpfen mit einer erstaunlichen Leichtigkeit unter die Menge. Die Fest-

Digitized by Google

und Sonntage sind für sie Arbeitstage. Sie besuchen die Barrieren und alle öffentlichen Orte, wo sich das Publikum versammelt, sie mischen sich in die Gruppen, verursachen künstliche Drängungen, und arbeiten dann in aller Sicherheit. Sie lauern an den Ausgängen der Schauspielhäuser und benutzen den Zudrang, um die Taschen der Individuen auszuleeren, die sich unter ihren Händen befinden.

Die Polizei-Inspektoren werden durch dieselben Ursachen zu den Gruppen hingezogen, welche die Gauner dahin führen. Die einen wie die anderen haben ihre Blicke auf die Taschen der Neugierigen geheftet; aber die ersten wachen zu ihrer Vertheidigung, wenn die anderen daran denken, sie zu plündern. Daher stammt diese gegenseitige und so zu sagen instinktartige Feindschaft, welche zwischen ihnen existirt. Wer ist derjenige von uns, der die Unternehmungen der Gauner auf dem Spaziergang oder anderswo fürchtet? Wie wenige danken der Polizei diese Sorgsamkeit, die sie selbst vielleicht nicht einmal ahnen? Es ist jedoch wahr, daß bei vielen Gelegenheiten die Polizei-Agenten und die Gauner auf dem Terrain durch Beobachtungen, Vorsichtsmaaßregeln und Gewandtheit grade bei Veranlassung des Gegenstandes kämpfen, der uns am wenigsten beschäftigt. Sie sind die einzigen, die nicht auf die Schauspiele oder die Vergnügungen Achtung geben, die die Blicke Aller fesseln. Diese Unaufmerksamkeit muß für jeden von ihnen ein Grund des Mißtrauens und der Furcht und ein Zeichen der Feindschaft sein, ausgenommen wenn der Inspektor und der Gauner sich kennen, was sehr oft der Fall ist. Jetzt werden die Rollen einfacher, das Ereigniß des Kampfes hängt nur noch von einer Hauptfrage ab, von der Ertappung auf der That. Das Publikum erblickt in dieser Thatsache nur einen unvorhergesehenen Fall, den das Gerücht zu seiner Kenntniß bringt, während daß ein Drama, eine Entwickelung, Schauspieler, Alles von einem tiefen Geheimniß eingehüllt, vorhanden waren.

Die geschicktesten und gefährlichsten Gauner sind diejenigen, welche durch die Eleganz ihres Anzugs und ihrer Sitten leicht einen Zutritt bei den Personen der höhern Gesellschaft finden. Sie besuchen die Schauspiele, die Conzerte, die Museen, die Kirchen, die Subscriptionsbälle und alle Orte, wo sich die gebildete Gesellschaft vorzugsweise vereinigt. Sie beobachten mit großer Aufmerksamkeit die mit irgend einem kostbaren Kleinod geschmückten Personen, und vorzüglich diejenigen, welche in Frankreich fremd zu sein scheinen. Sie suchen vorzüglich die Engländer auf, und folgen ihren Schritten, wie einer reichen und sichern Beute. Diese haben die Gewohnheit, ihre Geldbeutel, ihre Banknoten und andere Gegenstände von Werth in die äußere Tasche ihres Rocks zu stecken, und sind daher Gegenstand von Studien, Berechnungen und Versuchen von Seiten der Gauner. Diese Versuche gelingen

Digitized by Google

nur zu oft in den Schauspielen. Es gibt solche Verbrecher, die, um denjenigen allen Verdacht zu rauben, den sie bestehlen wollen, sich neben ihn setzen, im Vertrauen einige Worte an ihn richten, um zu einer längern Unterhaltung zu gelangen; dabei erspähen sie seine Gewohnheiten, seine Bewegungen, und treffen ihre Anstalten so, sich seiner goldenen Tabaksdose, seiner Börse oder selbst seiner Lorgnette zu bemächtigen, bevor sie sich von ihm trennen.

„Die gewandten Gauner scherzen über die, welche sie Thürerbrecher (casseurs de portes) nennen, oder Diebe im eigentlichen Sinne des Worts, wegen der zahlreichen Hindernisse, welche diese zu überwinden haben, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, und der schweren Strafen, denen sie sich aussetzen, Klippen, die sie selbst nicht zu befürchten brauchen, weil sie immer Körper an Körper, ohne Lärm und unmittelbar verfahren, ohne eine andere Strafe im Fall des Mißlingens zu gewärtigen, als ein- bis höchstens fünfjährige Einsperrung. Diese Ideen befestigen sich auf eine merkliche Art in der Classe der Uebelthäter, und vermehren darin beträchtlich die Gauner, was ohne Zweifel kein Fortschritt in der moralischen Ordnung ist, aber wohl ein reeller in Beziehung auf die innere Sicherheit der Familien. Der Diebstahl in den großen Städten und vorzüglich in Paris nimmt sehr verschiedene Formen an. Jede dieser Formen ist charakteristisch und drückt den Verbrechern, die sie angenommen haben, ein besonderes Siegel auf, so wie sie ihnen zugleich eine besondere Benennung ertheilt.

„Die Hausdiebe*) schreiten zur Ausübung des Diebstahls durch Erbrechung oder durch falsche Schlüssel. Bevor sie in eine Stube eindringen, erkundigen sie sich nach den Gewohnheiten desjenigen, der sie bewohnt, nach den Stunden, in welchen er sich gewöhnlich abwesend befindet, und den Gegenständen, auf die der Diebstahl mit Vortheil gerichtet werden kann. Mit Nachahmung fast aller Diebe handeln sie nur in Gemeinschaft, gewöhnlich zu drei oder vier Personen. Unter ihnen befinden sich mitunter Frauen, welche Hand- oder Tragkörbe bei sich führen, in denen man die gestohlenen Gegenstände verbirgt. Die Häuser ohne Portier sind diejenigen, welche dieser Art von Diebstählen am günstigsten sind. Bevor sie irgend etwas unternehmen, treten die Diebe einzeln ein, und beobachten als vorgeschobene Posten die Ausgänge und Thüren, welche auf die Treppe gehen; einer von ihnen klopft mehrmals an die Thüre des Zimmers, das man berauben will, um zu erfahren, ob Jemand darin ist. Wenn man nicht antwortet, so stellt sich einer der Genossen in dem obern Stockwerk auf die Lauer, der andere thut dies im un-

*) Im Rothwelsch oder der Gaunersprache werden sie mit dem Namen cambrioleurs bezeichnet.

Digitized by Google

teren Stockwerk, während der erste sich bemüht, die Thüre zu öffnen. Trifft sie ein Hausbewohner, der hinauf- oder herabsteigt, so gibt man ihm eine stets in Bereitschaft gehaltene Antwort, und wenn er auf die Idee kömmt, sich darnach zu erkundigen, was Personen, die er nicht kennt, auf der Treppe machen, so sagt man ihm, daß man auf das geheime Cabinet ginge, oder daß man Jemand suche, dem man den ersten besten Namen gibt. Es ist vorzüglich in der schönen Jahreszeit, wo die Hausdiebe ihre reichsten Erndten halten. An den Sonntagen, wenn die arbeitsame Bevölkerung sich nach den Barrieren oder auf das Land begiebt, haben sie die leichteste Arbeit.

Diese Verbrecher sind zweierlei Art; die einen treiben ihre Industrie, ohne irgend eine Vorbereitung, auf gut Glück, d. h. ohne einen bestimmten Zweck zu haben, klopfen sie an allen Thüren*) und gehen ohne Rücksicht in alle Zimmer, deren Thüren sie öffnen können; die andern handeln im Gegentheil nur in Folge genauer Erkundigungen und bestimmter Anzeigen: diese letztern**) suchen, um nichts dem Zufall zu überlassen, sich das Einverständniß der Dienstboten, der Stubenwichser, der Matratzenarbeiterinnen, der Maler, der Tapezierer und dergleichen zu verschaffen. Die falschen Schlüssel***), deren sie sich bedienen, sind meistentheils nach Abdrücken verfertigt, die ihnen von den Anzeigern, ihren Helfershelfern, verschafft worden sind.

Es gibt dergleichen Verbrecher†), welche sich in ein Haus einschleichen und den ersten besten Gegenstand ergreifen, der ihnen in die Hände fällt. Dieser Diebstahl geschieht ohne Einbruch, ohne falsche Schlüssel, ohne Leitersteigung. Derjenige, welcher sich dieser Art Diebstahl überläßt, ist immer reinlich angezogen und mit leichtem Schuhwerk versehen. Er beginnt seine Ausflüge am frühen Morgen zur Zeit, wo die Dienstmädchen ihre Milch holen, und die Herrschaft noch im Bette ist. Es ist selten, daß er in ein Haus tritt, ohne zum wenigsten den Namen zweier Bewohner desselben zu kennen. Der Handelsalmanach und das Dictionnaire der fünfundzwanzigtausend Adressen sind die Quellen, aus denen er größtentheils die Kenntniß dieser Namen schöpft. Er fragt den Portier nach einem dieser beiden Bewohner, und es ist der andere, den er bestehlen will. So wie er aber den Fuß auf die Treppe gesetzt hat, thut er weiter nichts, als die Zimmerthüren zu betrachten. Sieht er einen Schlüssel an einer derselben, so klopft er mehreremale, und antwortet man ihm nicht, so tritt er dreist ein und bemüht sich, das Speisezimmer zu erreichen. Nun geht er grade auf das Buffet los, und wenn der Schlüssel desselben nicht zu sehen ist, so

*) Man kennt sie unter dem Namen der cambrioleurs à la flan.

**) Caroubleurs.

***) Caroubles.

†) Bonjourieurs.

Digitized by Google

ſucht er ihn an allen Orten, wo man die Gewohnheit hat, ihn zu verbergen. Hat er ihn gefunden, ſo öffnet er ſogleich den Schrank, um ſich des Silberzeugs zu bemächtigen, das er in ſeinem Hute fortträgt, nachdem er ein Foulard oder ſein Taſchentuch darüber geworfen hat. Ueberraſcht ihn Jemand, während er den Speiſeſaal unterſucht, oder wenn er bereit iſt, ſich mit ſeiner Beute zurückzuziehen, ſo fragt er mit einem höflichen und lächelnden Geſicht, ob es nicht der Herr ſo und ſo iſt, (der andere Bewohner) den er die Ehre hat zu ſprechen. Man antwortet ihm, daß er in einem andern Stockwerk wohnt, und der glückliche Dieb macht ſich ſofort aus dem Staube, nachdem er ſeinen Diebſtahl mit einer Menge von Entſchuldigungen und Bücklingen bezahlt hat.

„Mitunter hat der Eintretende (der beſtohlene Bewohner oder der Bediente) die Idee, nicht allein gegen denjenigen, dem er begegnet, Verdacht zu ſchöpfen, ſondern auch ihn zu durchſuchen; in dieſem Fall und wenn man bei ihm die geſtohlenen Gegenſtände entdeckt, fleht er die Verzeihung desjenigen an, den er beraubt, und ſucht ihn durch eine ſehr pathetiſche Erzählung, die für dergleichen Fälle vorbereitet war, zu erweichen. Er iſt Spieler, und dieſe unſelige Leidenſchaft iſt es, die ihn durch eine Art von Fatalität zum Diebſtahl verleitet hat. Wenn derjenige, deſſen Mitleid er zu erregen ſucht, über ſein Schickſal verfügt, verfügt er auch über die Zukunft eines achtungswerthen Vaters, der die Schande ſeines Sohnes nicht überleben würde. Mit einem Wort, er ſetzt alles ins Werk, was den gereizten Bewohner entwaffnen kann. Der günſtigſte Ausgang, den er in einer ſolchen Lage erwarten darf, iſt der, daß man ſich begnügt, ihn zur Thüre hinauszuwerfen. Dies iſt es auch, wonach er trachtet, und zu dieſem Zweck hört er nicht auf, ſeine Achtung und ſeinen Schmerz zu bezeugen.

„Andere Uebelthäter derſelben Gattung benutzen die Vorbereitungen des Mittagsmahls. Die Bewegung, die Beſchäftigung der Dienſtboten zu dieſer ſo weſentlichen Stunde des Tages, die Leichtigkeit, die man hat, ſowohl in die Küche, als in den Speiſeſaal einzudringen, bieten den Plänen des Diebes eben ſo viel Ausſichten des Erfolges dar. Wenn der Tiſch gedeckt, und er gut genug unterrichtet iſt ſich zur rechten Zeit in den Speiſeſaal zu ſchleichen, ſo kann das ganze Silberzeug in einigen Augenblicken verſchwinden. Der Diebſtahl wird oft mit nicht weniger Schnelligkeit in der Küche ausgeführt, wenn alle Theile des Silberzeuges gereinigt und zuſammengelegt ſind, um in den Speiſeſaal getragen zu werden. Der Dieb hat in dieſem Augenblick der Criſis Scharfblick, Takt und Geiſtesgegenwart nöthig; man führt Züge einer unerſchütterlichen Kühnheit von Seiten einiger dieſer Diebe an. Wir würden ihrer erwähnen, wenn die vorhergehenden Details nicht ſchon an und für ſich hinreichend charakteriſtiſch wären.

Digitized by Google

„Die möblirten Quartiere bilden einen besondern Gegenstand des Studiums und der Spekulation für einige der Uebelthäter, von denen hier die Rede ist. Sie besitzen eine bewunderungswürdige Kunst, um die Wachsamkeit der Portiers zu täuschen. Einmal in ein Hotel eingedrungen, ist es selten, daß sie nicht dazu gelangen, einige Stuben auszuplündern, deren Schlüssel fast immer in den Thüren sind. Frühauf bei ihren Unternehmungen, nehmen sie ihre Maßregeln dergestalt, den Reisenden im Bette zu finden. Ist er eingeschlafen, so lassen sie die Uhr, den Geldbeutel und die Kleinodien verschwinden, deren sie habhaft werden können; gewöhnlich tragen sie Schuhe von Wildleder mit dünner, biegsamer Sohle, oder Filzschuhe, und haben daher nicht zu befürchten, entdeckt zu werden. Jedoch ist es möglich, daß der Reisende durch einen von dem Dieb unwillkührlich veranlaßten leichten Lärm erwacht; andere hatten die Augen offen, als er eintrat, oder waren schon aufgestanden. In diesen verschiedenen Fällen fragt der Dieb mit ruhigem und heiterem Gesicht, ob es nicht in Nr. 10 wäre, und ob der Herr nicht einen Schneider oder einen Haarkräusler hat rufen lassen; endlich bemüht er sich, seiner Gegenwart in dem Zimmer eines Anderen einen vernünftigen Grund unterzulegen. Diese Ausflüchte gelingen ihm meistentheils, der Bewohner benimmt ihn gutmeinend seines Irrthums, und es ist nicht selten, daß der Dieb mit irgend einem Kleinod versehen davon geht.

„Die auf Wagen transportirten Gegenstände sind nicht weniger den Nachstellungen der Diebe ausgesetzt *); die Individuen, welche sich dieser Art von Diebstahl ergeben, besuchen die Orte, wo die Ankunft jener am häufigsten ist. Sie sind gewöhnlich als Sackträger oder als Fuhrleute gekleidet, und während daß einer von ihnen sich mit dem Fuhrmann in eine Unterhaltung einläßt, nehmen die andern die Stücke von dem Wagen, die sie erreichen können. Die Karrenschieber, die Bleicher und alle diejenigen, deren Fuhrwerke auf irgend eine Art die Begierde dieser letzten Classe von Dieben erregen können, müssen sich gegen ihre Manöver und Unternehmungen besonders in Acht nehmen.

„Die Ladendiebe bei Nacht, bilden eine der furchtbarsten Categorien der Diebe **). Bevor sie den Entwurf des Diebstahls in Ausführung bringen, setzen sie sich durch öfteres Gehen und Kommen in der Nachbarschaft, in Stand, das Oeffnen und Schließen des Ladens, zu beobachten. Sie gehen mehrmals hinein, um zu handeln, sie zeigen sich schwierig in der Wahl der Gegenstände, welche sie kaufen zu wollen vorgeben, und markten lange über den Preis derselben, alles das um mit Bequemlichkeit ihre Blicke auf die

*) Rouletiers.

**) Boucardiers.

Ausgänge und auf die innere Einrichtung richten zu können; endlich kaufen sie etwas, um den Verkäufer nicht unzufrieden zu machen und gehen fort, um die Vorbereitungen zu ihrem Diebstahl zu treffen.

„Der von einem Individuum in einem Laden, wohin er kömmt um Einkäufe zu machen, begangene Diebstahl, erhält einen besonderen Namen*). Dieses Individuum handelt im Einverständniß mit Gehilfen oder Vertrauten, die ihm durch voraus besprochene Mittel, bei der Ausführung des Diebstahls helfen. Eins der Individuen der Bande, geht in einen Laden, um daselbst verschiedene Waaren zu kaufen, die er vor sich ausbreiten läßt. Dies sind Foulards, Mousseline und im Allgemeinen Gegenstände, die leicht bei Seite zu bringen sind. Während er so beschäftigt ist, sie zu untersuchen, kommen ein oder zwei seiner Mitgenossen, die ihrerseits vorgeben, Einkäufe machen zu wollen. Der Kaufmann beeilt sich, die Neuangekommenen zu befriedigen und breitet vor ihnen mehrere Stücke der Waare aus, die sie bezeichnet haben, aber die Dessins dieser Stücke sind nicht nach ihrem Geschmack, sie werfen ihre Augen auf das Fach, was über dem befindlich ist, aus dem sie genommen worden waren und scheinen ihre Wahl auf ein anderes Stück zu richten. Der Kaufmann dreht sich um, um es ihnen zu geben, aber in der Zwischenzeit nimmt einer der Diebe eins der Stücke, die unter seinen Händen sind, und verschwindet.

„Die Juweliere, Bijouteriearbeiter und im Allgemeinen die Detailverkäufer sind häufig von den, dieser Art Diebstahl sich widmenden Individuen besucht.

„Dieselben Kaufleute müssen sich auch, gegen das Verfahren einer anderen Art nicht weniger geschickter Diebe sicher stellen **). Diese Letzteren verlangen, nachdem sie irgend einen Einkauf gemacht haben, Gold gegen, ein gewisses Gepräge tragende, Geldstücke, wie die der Republik oder des Königreichs Italien einzuwechseln. Der Kaufmann breitet einen Sack Geld auf dem Comptoir aus, und der Käufer sucht mit großer Sorgsamkeit die Stücke aus, die den Gegenstand seiner Nachsuchungen bilden. Während dieses Sortirens, das ihm erlaubt, die vor ihm ausgebreiteten Thaler in die Hand zu nehmen, läßt er auf eine überraschende Art, um die ihn oft mancher Taschenspieler beneiden würde, so viel Stücke verschwinden, als es ihm möglich ist, ohne auf eine zu bemerkbare Art, den unter seinen Fingern ausgebreiteten Haufen zu vermindern. Der Kaufmann der nichts ahnt, thut sein Geld wieder in den Sack und bemerkt die Entwendung nicht eher, als wenn er von demselben Gelde Gebrauch machen will, das dann nicht mehr mit der frühern Summe übereinstimmend, die Gaunerei des Fremden augenscheinlich

*) Vol à la détourne.

**) Carreurs.

Digitized by Google

macht. Es gibt Diebe, die auf diese Art Kaufleuten 600 bis 1000 Franks entwendet haben.

„Die Diebe combiniren ihre Raubpläne gegen die Gesellschaft, mit einer unerschöpflichen Verschiedenheit von Hilfsmitteln. Es gibt deren *), welche die öffentlichen Plätze, die Boulevards, so wie die lebhaftesten Straßen durchsuchen, um mit seltenem Scharfblick unter den Vorübergehenden, diejenigen ausfindig zu machen, die sie mit leichter Mühe betrügen können, und ergreifen mit Geschicklichkeit die Gelegenheit, sie anzureden. Diese Gelegenheit setzt sie in den Stand, ihnen einen Dienst anzubieten oder zu erwiedern. Man plaudert, man knüpft Bekanntschaft an, und so wie man das erste Caffehaus erblickt, bietet der Dienstfertige ein kleines Glas Liqueur, oder irgend eine Erfrischung an, welche der ehrliche Unbekannte nicht ausschlägt. Während sich das Alles so zuträgt, benachrichtigt der von einem Vertrauten gefolgte Dieb, diesen Letzteren, durch einige Zeichen von der glücklichen Begegnung, und ladet ihn, immer durch ein stummes Spiel ein, ihm in das Caffehaus zu folgen; man setzt sich, der Vertraute tritt ebenfalls ein, und geht geradezu in den Billardsaal; nach einigen Augenblicken fordert der Dieb seinen Gimpel auf, eine Partie Billard mit ihm zu spielen. Jetzt erblickt er seinen Vertrauten, und scheint überrascht, ihn hier zu finden; man kömmt sogleich überein, eine Partie zu machen, die alle Welt interessirt; der Gauner und der Fremde spielen in Gemeinschaft gegen den Vertrauten, und der erste nimmt es auf sich, ganz allein die vereinigten Interessen zu vertheidigen. Man macht einen Einsatz von drei Fünffrankenstücken, und der Fremde gewinnt; man spielt um die Revanche und diesmal muß dieser in die Schranken treten, aber er verliert; eine andere Partie wird vorgeschlagen, er verliert sie ebenfalls, er will sein Geld durch neue Versuche wieder gewinnen, aber je mehr er sich beeifert, desto mehr verliert er, und der Dieb mit ihm. Endlich des Kampfes müde, verläßt er das Caffehaus, nachdem er dem Verbündeten sein Bedauern bezeigt hat, die Vertheidigung ihrer gemeinsamen Interessen so schlecht wahrgenommen zu haben. So wie der Fremde gegangen ist, theilen sich die beiden Gauner in sein Geld, nicht ohne tüchtig über seine Gutmüthigkeit und seinen Leichtsinn zu lachen.

„In dem folgenden Fall ist es wieder ein Angeführter, den sich der Diebstahl zum Opfer aussucht, mit dem Unterschied, daß er weniger interessant als der erste ist, weil die Begierde mit der Leichtgläubigkeit und Dummheit vereint ist. Die dieser Art von Diebstahl ergebenen Uebelthäter **) halten sich an den Barrieren, an den Zugängen der großen Straßen, auf den Bou-

*) Les flouеurs.

**) Ramastiques.

levards, auf gewiſſen Quais auf, und beobachten mit Aufmerkſamkeit, die Vorbeigehenden, die durch ihr Benehmen ihnen am geeignetſten erſcheinen, ſich umgarnen und betrügen zu laſſen. Sie werfen vorzüglich ihre Augen auf die Landleute, weil dieſe im Allgemeinen begierig nach Gewinnſt ſind. Sie ſprechen ſie, ohne anſcheinenden Vorbedacht, mit Freimüthigkeit und Wohlwollen an, und laſſen nach einigen Augenblicken Unterhaltung, während ſie ihren Weg fortſetzen, ein Goldſtück fallen, ſo daß es nicht bemerkt werden kann. Sie erblicken es ſogleich, wie aus Zufall, heben es mit großer Eile auf, und rufen: Halb Part! Der Bauer von dem Fund überraſcht, obgleich er es ſich wenig merken läßt, iſt noch mehr durch das ſorgloſe und freie Weſen des Finders aufgeregt, der ſich mit einem Fünffrankenſtück für ſeinen Antheil begnügen würde, überdies zufriedengeſtellt, ſeinem Begleiter ein Andenken ihrer Begegnung zu hinterlaſſen. Der Bauer dreht das Goldſtück um und um, nachdem er es wohl betrachtet, nimmt er aus ſeiner Taſche das verlangte Geldſtück, das er dem gewandten Gauner gibt, und er bleibt ſo Beſitzer des gefundenen Gegenſtandes, der wie er ſpäter erfährt, von falſchem Golde und bedeutend unter dem Werth iſt, den er ausgelegt hat.

„Es gibt noch eine Art des Diebſtahls aus derſelben Categorie, wie die Vorhergehenden, von denen ich verſucht würde, nur in wenigen Worten zu ſprechen, weil die Journale ſchon oft die Details und die Charakterzüge derſelben geſchildert haben. Aber die Diebſtähle dieſer Art erneuern ſich noch, ungeachtet der dem Publikum durch die Preſſe wiederholt gegebenen Warnungen, ſo oft, daß ich es für nothwendig halte, hier die gewöhnlichſten Umſtände derſelben zu erzählen, indem ich eine der vorzüglichſten und belehrendſten Thatſachen zum Beiſpiel nehme.

„Der Diebſtahl *), von dem es ſich handelt, ſetzt die Gemeinſchaft dreier oder wenigſtens zweier Individuen voraus. Diejenigen, welche ſich demſelben gewöhnlich hingeben, halten ſich meiſtens an den Zugängen der Bank von Frankreich, des Schatzes, der Meſſagerien, oder in den Handelsquartieren auf. Sie beobachten die mit einem Sack Geld ſich zeigenden Leute, und wenn ſie unter ihnen einen Mann oder eine Frau bemerken, deren bäueriſches Aeuſſere ihnen einigen Erfolg verſpricht, vertheilen ſie die Rollen und beginnen ihren Feldzug. Derjenige, welche die Hauptrolle ſpielt, gibt ſich für einen Amerikaner aus.

„Hier iſt die Thatſache, die wir für paſſend befunden haben, der Aufmerkſamkeit des Leſers zu empfehlen. Ein junges Mädchen, das aus dem Schatzgebäude mit einem vollen und feſtgebundenen Beutel kömmt, wird erblickt. Zwei unſerer Diebe, die auf der Lauer liegen, folgen ihr. Der eine

*) Vol à l'américaine, le charriage.

Digitized by Google

von ihnen eilt ihr voran, und der andere folgt ihr in einiger Entfernung; wenn der ihrer Verabredung gemäße Augenblick gekommen iſt, kehrt derjenige, welcher die Rolle des Fremden ſpielen ſoll, um. Sogleich redet der Andere das junge Mädchen, welches ohne Mißtrauen ihren Weg fortſetzt, mit lächelnder und höchſt freundlicher Miene an, und ſagt ihr einige Artigkeiten, die ihr gar nicht zu mißfallen ſcheinen. Dieſer Anfang ermuthigt ihn, er ſpricht von Oekonomie, von Sparkaſſen und bemerkt, daß die Arbeiterinnen ihres Alters, ſelten den Geiſt der Ordnung zeigen wie ſie; mitten in dieſen ſchönen Redensarten kömmt der Amerikaner herbei, und fragt in ſchlechtem Franzöſiſch, das junge Mädchen, ob ſie ihm nicht Thaler gegen Gold geben könnte, indem er ſich erbietet, ihr jedes Zwanzigfrankenſtück mit hundert Sous zu vergüten. Dieſer Antrag ſcheint ſie zu beleidigen, aber der Quidam, der ſie begleitet, iſt weniger ängſtlich, und er ſteht nicht an ein Zwanzigfrankenſtück für ſeine Rechnung einzuwechſeln; der Amerikaner nimmt aus ſeiner Weſtentaſche eine Hand voll neuer Goldſtücke, um noch andere Wechſelgeſchäfte unter denſelben Bedingungen zu machen. Die Ueberraſchung des jungen Mädchens nimmt zu; ſie erreicht aber ihren Gipfel, als ſie den ſorgloſen Amerikaner ſagen hört, daß er ganze Tonnen voll Gold auf dem Schiffe habe, das ihn aus Amerika nach Frankreich gebracht, und daß er jetzt um jeden Preis Silber haben müſſe. Bei dieſen Worten bezeigt ſie ganz leiſe dem liebenswürdigen Unbekannten, der ſie zuerſt angeredet hat, den Wunſch, an den Vortheilen der Auswechſelung Theil zu nehmen; der Unbekannte beſtärkt ſie in ihrem Beſchluß, und ſchlägt ihr vor, mit dem Amerikaner in ein Weinhaus zu gehen. Dort angekommen, begeben ſie ſich in ein Cabinet, und der Amerikaner zeigt einige Goldſtücke, ſo wie einen kleinen, niedlichen Sack von Leder mit Schloß, welcher die einzuwechſelnden Rollen enthält. Der Dienſtfertige würde ſich eine Gewiſſensſache daraus machen, ſich in einen ſo bedeutenden Handel zu miſchen, ohne ſich vorher von der Vollwichtigkeit, zum wenigſten einiger dieſer Goldſtücke überzeugt zu haben. Er läuft deswegen zu dem nächſten Wechsler, und bringt Thaler zurück. Dieſer Umſtand hebt jeden Zweifel. Aber der Amerikaner äußert ſeinerſeits den Wunſch, die ihm angebotenen Thaler unterſuchen zu laſſen. Man lacht über dieſes Vorhaben, und der artige Begleiter des jungen Mädchens läßt dies nur unter der Bedingung zu, daß er den Fremden bei dieſem Verſuch begleite. Die Behutſamkeit dieſes Verfahrens wird von derjenigen gewürdigt, die der Gegenſtand deſſelben iſt, und allein mit dem, das köſtliche Gut enthaltenden, Sack im Cabinet zurückbleibt. Eine halbe Stunde vergeht, und Niemand erſcheint. Das junge Mädchen wird ungeduldig, bald aber fängt ſie an zu fürchten. Nach Verlauf einer Stunde aber wird der Weinkaufmann von dem jungen Mädchen herbeigerufen, die ihm das Vorgefallene erzählt, ihre

Digitized by Google

Befürchtung mittheilt, worauf dieser den Beutel mit einem ängstlichen Vorgefühl auftrennt, und darin nichts als Rollen von Sous statt der Goldstücke findet.

„Die verbrecherische Classe hat seit einigen Jahren mit seltenem Erfolg Gelderpressungen ausgeführt, die man als Diebstähle bezeichnen kann; gewöhnlich betraf dies Personen, welche den wohlhabenden Classen der Gesellschaft angehörten, in critischen und verwickelten Lagen sich befanden, und für die das Geheimniß, mit dem sie ihre lasterhaften Gewohnheiten, ihre Schwächen oder das Verhängnißvolle ihrer Verbindungen verbargen, eine nothwendige Bedingung ihrer Ruhe, ihrer Achtung und selbst ihrer Ehre war. Folgende Thatsachen werden dazu beitragen, das zu erklären, was diese vorläufigen Bemerkungen im ersten Ueberblick Räthselhaftes darbieten mögen.

„Diese Verschiedenheit des Diebstahls eignet sich zu einer Menge von Combinationen, von denen wir allein die gebräuchlichsten angeben wollen.

„Eine Frau hält ein Lesekabinet, oder treibt irgend eine Profession, die sie mit dem Publikum in Verbindung bringt; sie heirathet einen losgelassenen Galeerensklaven, ohne diesen Umstand zu kennen, ja ohne ihn je gemuthmaßt zu haben. Die Aufführung ihres Mannes ist seit ihrer Verbindung beständig rechtlich und vorwurfsfrei gewesen; sie ist von ihm geliebt, und der gute Ruf ihres Hauses macht die Industrie, welche sie treibt, so ergiebig, daß sie beide anständig leben können. Die unglückselige Verurtheilung, welche ihr Mann früher erlitten hat, ist jedoch einem Verbrecher bekannt, welcher der Genosse seiner Gefangenschaft gewesen ist, oder der diesen Umstand auf indirekte Art kennen gelernt hat. Dieser Mensch beschließt durch einen höllischen Calcul diese Eheleute, indem er sie bedroht, den einem von ihnen anhängenden Makel auszubreiten, zur Erlegung einer bestimmten Summe zu zwingen; um den Erfolg seiner verbrecherischen Spekulation noch mehr zu sichern, wendet er sich an die Frau. Diese von dem Verbrechen, das ihr Mann begangen, und der Verurtheilung, der er unterlegen, eben so überrascht als betäubt, berathschlagt mit diesem über die Mittel, diese schreckliche Neuigkeit zu unterdrücken; um zu diesem Zweck zu gelangen, unterwerfen sie sich ohne Widerrede den niederträchtigen Forderungen des Diebes, der nicht fürchtet, ihre schmerzliche Lage zu mißbrauchen. Nach Verlauf einiger Zeit kehrt der Gauner zurück, um eine neue Steuer zu erheben. Diesmal zeigt sich Entrüstung bei den so bedrängten Unglücklichen, aber der Räuber gibt nicht nach, sondern droht, er ist um desto anmaßender, weil er gewiß ist, eine unbestrittene Thatsache, die von seinen eigenen Opfern eingestanden ist, zu kennen, weil sie schon gezwungen worden sind, sich der Schmach der ersten Unterhandlung zu unterziehen. Sie bringen daher ein zweites Opfer, noch glücklich, wenn sie dieser unerbittliche Freibeuter nicht noch der Raubgier eines anderen Banditen Preis gibt, der bereit ist, sie neuen Plackereien zu unterwerfen.

Digitized by Google

„Das Verfahren des Betrügers beſteht in feinen, hinterliſtigen Kunſtgriffen, die geeignet ſind, das Vertrauen desjenigen zu täuſchen, den er betrügen will. Er ſpielt eine, im voraus mit Argliſt und Boshaftigkeit reiflich überlegte Rolle, und wählt die Maske, die ihm zu dieſer verderbten Rolle am geeignetſten ſcheint, während er Gutmüthigkeit zu heucheln ſucht; falſch unter dem gleißneriſchen Schein der Einfachheit eilt er ſeinem Ziel mit deſto mehr Vortheil entgegen, als derjenige, den er zu hintergehen beabſichtigt, weit entfernt davon iſt, einen Betrug oder eine Beraubung zu erwarten.

„Es beſteht zwiſchen dem Betrüger und dem Dieb der Unterſchied, daß der eine den gewünſchten Gegenſtand offen und frei aus den Händen der betrogenen Perſon empfängt, während daß der andere dem Beſitzer den Gegenſtand im Geheimen entwendet, und ihn ſich ohne die Beihülfe des letzteren aneignet. Man kann daher nicht in Abrede ſtellen, daß der Betrug, genau genommen, ein Diebſtahl, wenn auch ein verborgener, ſei.

„Die Individuen, welche in Paris vom Betrug leben, bilden drei Hauptklaſſen: dies ſind die in den Wohnungen Bettelnden, die, welche den Titel Negozianten annehmen, und gewiſſe Spieler.

„Die Bettler in den Wohnungen theilen ſich in zwei Categorien. Die einen begeben ſich perſönlich zu den in hoher Achtung ſtehenden Privatleuten, ſo wie Verwaltungs- und Gerichts-Beamten, Pairs, Deputirten und Leuten mit Titeln; mehre dehnen ſelbſt den Kreis ihrer Spekulation auf alle Klaſſen aus, die, durch ihre geſellſchaftliche Stellung, irgend eine Hoffnung einer freiwilligen Beiſteuer darbieten können. Die andern begnügen ſich ihnen zu zu ſchreiben, und um ihr Intereſſe zu feſſeln, benutzen ſie alle Winkelzüge, fabriziren ſich falſche Dienſtatteſte, indem ſie ſich als ehemalige Offiziere ausgeben, oder ſich wohl als Künſtler, Gelehrte, überhaupt als Unglückliche, die ein Schlag des Schickſals in dies Verhältniß geſetzt hat, zu erkennen geben. Mehrere ſind in Folge von Verwundungen unfähig zu arbeiten. Alle bitten die wohlthätige Perſon, an die ſie ſich wenden, die Unterſtützung, die man ihnen beſtimmt, bei dem Portier deponiren zu wollen.

„In der Zahl derer, die ſich nicht entblöden, perſönlich zu betteln, gibt es welche, die bis auf 40 Franken täglich gewinnen. Dies ſind die dreiſteſten und gewandteſten. Bald ſtellen ſie ſich im Namen eines Familienvaters, einer hochgeſtellten Claſſe der Geſellſchaft angehörend, dar, den das Mißgeſchick zu den grauſamſten Entbehrungen verdammt hat. In dieſem Falle iſt das Thema der Geſchichte ſchon im voraus gemacht, und wenn dieſe Geſchichte kein Roman iſt, ſo malen ſie ſie nach den Wechſelfällen ihrer eigenen Exiſtenz aus, die ſie dergeſtalt zu beſchreiben und darzuſtellen Sorge tragen, daß ſie mit Leichtigkeit ihren Zweck erreichen. Bald fordern ſie ohne Hehl für ſich, aber dann machen ſie ſich kein Gewiſſen daraus, ihren Stand, ihre Dienſte, und die Umſtände ihrer Darſtellung, die

Digitized by Google

ſtets mehr oder minder lügenhaft iſt, auf eine vortheilhafte Art ins Licht zu ſtellen. Sie ſuchen ſich vorzüglich den politiſchen Perſonen zu nähern, um ihren Leidenſchaften, ihrem Haß, ihren Vorurtheilen zu ſchmeicheln, indem ſie ſich als Opfer der Hingebung für die Sache ausgeben, der jene dienen, und ſcheinen ganz bereit neuen Proben entgegen treten zu wollen. Dieſe Menſchen zeichnen ſich durch Geſchmeidigkeit und den Takt, jede Maske tragen zu können, aus. Um ihre Hilfsquellen zu vermehren, oder wenigſtens die Chancen ſich derer zu verſchaffen, geben ſie ſich gegenſeitig über die Perſonen Nachricht, die es von Nutzen iſt aufzuſuchen, ſo wie Rathſchläge, ſei es um bis zu ihrem Dupe zu gelangen, ſei es um ihn mit Vortheil auszubeuten.

Indem wir die Elemente der laſterhaften, unterrichteten, von gerichtlichen Verurtheilungen betroffenen Claſſe haben kennen lehren, haben wir namentlich einer aus vorgeblichen Negozianten beſtehenden Claſſe Erwähnung gethan; es iſt hier der Ort einige Erklärungen in Hinſicht dieſer Categorie zu geben.

Der Handel enthält, wie jede andere Claſſe der Geſellſchaft, in ſeinem Schooße verdorbene Individuen, die ſich den gewöhnlichen und regelmäßigen Gebräuchen ihres Geſchäfts nicht unterworfen wollen, die Bahn der Ausſchweifung und des Betrugs betreten. Mit dem kaufmänniſchen Verfahren vertraut, ſind ſie um deſto gefährlicher, als ſie ſich bemühen dem Mißtrauen durch ein kluges und berechnetes Verfahren weniger Thür und Thor zu öffnen. Ihre Proſpektuſſe, das Innere ihrer Etabliſſemens (denn ſie affektiren, wohl geordnete und dauerhafte Häuſer begründen zu wollen) kündigen die Unternehmung erfahrner Leute an, die von dem Wunſch beſeelt ſind, den Credit ihres Hauſes auf den guten Glauben und das Zutrauen des Publikums zu bauen. Ihre erſten Handelsverrichtungen ſind vorwurfsfrei; Inhaber von Waaren, die man ihnen geſchickt hat, um ihren Verkauf zu bewirken, honoriren ſie pünktlich die von ihren Geſchäftsgenoſſen auf ſie gezogenen Wechſel, um ſich für den Preis der Waaren bezahlt zu machen; ſie knüpfen ſo Verbindungen an, die ſich erneuern und ſo ſtets wichtiger werden, bis zu dem Augenblick, wo eine Operation, die beträchtliche Vortheile verſpricht, ihnen erlaubt, ſie ſich durch eine plötzliche und unerwartete Flucht zuzueignen. Dies betrügerliſche Verfahren wiederholt ſich ſehr häufig in den großen Mittelpunkten commerzieller Thätigkeit. Es iſt ſehr ſchwierig, es vorauszuſehen und es zu vermeiden.

„Die Leidenſchaft für das Spiel, wir haben bereits die Bemerkung gemacht, iſt eine derjenigen, die am meiſten gefährliche Individuen in der Geſellſchaft erzeugt. Wir haben in einem frühern Capitel die Schilderung eines Spielers entworfen, als er nur erſt den Fuß auf die erſte Sproſſe der Stufenleiter der gefährlichen Claſſe geſetzt hatte. Hier ſehen wir ihn jetzt in den Reihen der am weiteſten Vorgeſchrittenen dieſer Claſſe aufgenommen.

Digitized by Google

„Die Spieler, welche sich von den gewöhnlichen Regeln des Spieles entfernen, und die sich durch feine, von dem Ehrgefühl verworfene Kunstgriffe bemühen, das Vertrauen ihrer Gegner zu täuschen, gehören zu der Familie der Betrüger. Sie nehmen eine Benennung*) an, die, weil sie scherzhaft ist, sie nicht von der, der Eigenschaft eines Verbrechers anhängenden Schmach rein wäscht.

„Diese Individuen sind nicht zahlreich, jedoch gibt es deren in allen Rangstufen der Gesellschaft und vorzüglich in den mittleren und höheren. Wir werden hier nur von den Individuen sprechen, die mit diesen letzten in Verbindung stehen, indem wir weiter oben in der Uebersicht der Diebe die Individuen**) haben kennen lehren, die vorzugsweise sich mit der Classe der Arbeiter, Landleute oder Handwerker beschäftigen.

„Es gibt in Paris galante, oder zum wenigsten zweideutige Frauen, die ein Haus machen, und welche die Kunst besitzen, hübsche Frauen, deren Existenzmittel nicht weniger ungewiß als die ihrigen sind, so wie Söhne guter Familien an sich zu ziehen, welche die vorzüglichsten Triebfedern dieser Gesellschaften, in Betracht ihres Vermögens oder ihres Hanges zum Spiel, sind. Mehre dieser Frauen begnügen sich nicht Abendgesellschaften und Bälle zu geben, sondern sie halten table d'hôte, um diejenigen, welche der Zufall, die Neugierde, die Liebe zum Spiel oder die Gunstbezeugungen einer leichtfertigen Galanterie ihnen als zufällige Gäste zuführen, durch die Bande der Gewohnheit und die Macht der angeknüpften Bekanntschaften desto fester an sich zu fesseln. Diese Frauen haben ihre Emissaire und ihre Anzeiger; auf diese Art haben sie sich von der Wohnung der jungen Leute oder den Personen unterrichtet, welche ihre lasterhaften Gewohnheiten ohne Widerwillen in Gesellschaften der Art führen, als sie um sich vereinigen, und denen sie schreiben, wenn sie kein anderes Mittel haben, sie zu ihren Abendgesellschaften einzuladen. Die Spieler, welche der Geist des Betrugs leitet, besuchen gern diese Häuser und finden dort gute Aufnahme. Sie benutzen alle ihre Kunstgriffe, um zu betrügen; sie gebrauchen gezeichnete Karten, Vertraute, die, vermittelst verabredeter Zeichen, ihnen das Spiel ihrer Gegner kennen lehren. Sie berathen sich mitunter zu demselben Zweck mit einer der eingeladenen Damen, indem sie dies strafbare Benehmen wie eine Kriegslist betrachten, welches die Geschicklichkeit eines Spielers und die Unwissenheit und die Einfachheit des andern darthut, obgleich sie sich jedoch für beleidigt halten würden, wenn ihnen irgend jemand öffentlich die Anwendung von dergleichen Kunstgriffen vorwerfen würde.

---

*) Griechen oder Philosophen.

**) Floueurs.

Digitized by Google

„Es gibt gewiſſe Salons in der vornehmen Welt, wo ſich dieſelben Scenen wiederholen. Der Betrüger iſt hier ein Mann von gutem Ton, einnehmend, allen Anſchein eines guten Spielers habend, und undurchdringlich durch ſeine außerordentliche Verſtellungskunſt.

„Man citirt einige Damen von hohem Range, gewöhnliche Beſucherinnen dieſer Salons, oder um richtiger zu ſagen, dieſer infamen Spielhöhlen, und die ſich durch ihre ſtrafbaren Gefälligkeiten den ſchändlichen Handlungen, die dort begangen werden, beigeſellt haben.

„Paris iſt nicht das einzige Theater der Ausbeutungen dieſer Claſſe von Uebelthätern. In der ſchönen Jahreszeit gehen ſie nach Baden-Baden, in die Bäder mehrer anderen Städte Deutſchlands, nach Aix in Savoyen und im Allgemeinen in die Städte, in denen ſich die größte Anzahl von Fremden aufhält. Dieſe Orte ſind der Geſundheit derer, die dorthin gehen, um das Bad zu gebrauchen, nicht weniger günſtig, als den Genüſſen und Leidenſchaften der Müßigen, die im Beſitz eines großen Vermögens ſind. Um dieſe letztern gruppiren ſich dann die berühmteſten Spieler Europas. Angelockt von der Hoffnung einer reichen Erndte, entwerfen unſere Abentheurer ihren Plan ſo, daß ſie in dem Ort, wo ſie für den Augenblick bleiben wollen, als, durch ihren Stand, ihr Vermögen und durch die beſondere Wahl ihrer Verbindungen; ausgezeichnete Perſonen figuriren können. Wenn ſie keinen Titel haben, ſo legen ſie ſich einen bei; ſie ſchmücken ihr Knopfloch mit einem oder mit mehren Ordenszeichen. An dem Tage nach ihrer Ankunft erkundigen ſie ſich ſogleich nach dem Namen der ausgezeichneteſten Perſonen, welche das Bad gebrauchen; ſie geben bei denen, welche dafür gelten, dem Spiel ergeben zu ſein, Karten ab. Sie ſind gegen Alle zurückhaltend, geſchmeidig und einſchmeichelnd; ſie geben ſich Mühe, ihnen zu gefallen, und in Kurzem ſind ſie in den engern, vertrauten Zirkel zugelaſſen. Sie bedienen ſich, um jene zu betrügen derſelben Kunſtgriffe, als wie wir bereits oben angegeben haben.

„Die Betrüger von gutem Ton, deren Bild wir ſo eben entworfen haben, gehören faſt alle anſtändigen Familien an, und einige tragen oder trugen von hoher Achtung umgebene Namen. Nachdem ſie ihre Eltern durch ihre Unordnungen ruinirt oder ausgeſaugt haben, endigen ſie damit, ſie zu entehren, indem ſie zum Betrug, als zu ihrer letzten Hülfsquelle, ihre Zuflucht nehmen.

„Die Frauen, welche ſich der Dieberei oder dem Betrug ergeben, kann man in zwei genau unterſchiedene Claſſen eintheilen: die eine beſteht aus denen, die durch das Elend und die Gelegenheit dazu bewogen worden ſind; die andere wird aus Frauen gebildet, welche die Begierde und der Geiſt des Diebſtahls anreizen, um ſich fremdes Eigenthum anzueignen. Die Verbrechen, welche aus der erſten Claſſe hervorgehen, ſind reine Zufälligkeiten, welche

mit dem Mangel der unglücklichen Frauen enden, dem man sie allein zuschreiben kann. Dasselbe findet nicht bei den von den Diebinnen von Profession begangenen Verbrechen statt; dies sind Vergehungen, welche ihre Quelle in den entarteten und der Gesellschaft feindlichen Neigungen haben; die Gaunerei (filouterie) und der Diebstahl sind vorzüglich in dieser letzten Classe zu Hause, vorzüglich aber der Diebstahl.

„Unter den Frauen, die sich am meisten der Dieberei überlassen, muß man den öffentlichen Frauen der untern Classen den ersten Platz anweisen. Bevor die Polizei die Zahl der Frauen, welche auf der Straße stationiren können, auf eine oder zwei vom geduldeten Hause (maison de tolérance) beschränkt hatte, waren einige Straßen bei einbrechender Dunkelheit einem Schwarm dieser Frauen überlassen, welche sich den Vorübergehenden näherten, sie einluden und spielend in ihren Taschen umhersuchend, ihnen so ein Geldstück, die Börse oder die Uhr entwendeten. Diese Gefahr ist jetzt nur noch in den von dieser Art öffentlicher Frauen besuchten Kneipen zu fürchten. Die Unterstützer (souteneurs) waren und sind noch immer die Veranlassung solcher Diebstähle. Am häufigsten werden sie in den Cabarets, womit die Cité bedeckt ist, begangen; die Arbeiter, die sich in dergleichen Diebshöhlen ziehen lassen, sind von den Unterstützern oder den Dieben betrunken gemacht, die sie dann den Freudenmädchen in die Hände liefern, und diese trennen sich niemals von ihnen, ohne denselben ihr Geld oder ihre Uhr, oder in Ermangelung eines Bessern, ihr Schnuptuch zu stehlen. Selbst dann, wenn sie der Versuchung widerstanden haben, über die Gebühr zu trinken, setzen sich die in diese Raubhöhlen gelockten Arbeiter den gefährlichsten Zufällen aus.

„Es gibt an gewissen Barrieren Cabarets, welche das Theater von dergleichen Verbrechen sind. Der Diebstahl wird mitunter außerhalb von dem öffentlichen Mädchen im Einverständniß mit ihrem Liebhaber, der gewöhnlich ein Dieb ist, in Ausführung gebracht. Dieser von einem Cameraden unterstützt, oder ganz allein, folgt den Schritten des Freudenmädchens, welches den unglücklichen Arbeiter in einen abgelegenen Ort, nicht weit von dem Cabaret führt. In demselben Augenblick stürzen die Diebe über ihn her, während dem das Mädchen die Flucht ergreift, reißen ihn zu Boden, weil er fast immer halb betrunken ist, und bestehlen ihn.

„Die in den Vorstädten, bei den Barrieren, oder in den benachbarten Dörfern vereinzelten Trunkenbolde, sind auch die Opfer der Aufforderungen gewisser Freudenmädchen der untersten Classe, die sie lustig anreden, und während sie sich mit ihnen unterhalten, ausplündern.

„Die dem andern Geschlecht eigene Schwäche erlaubt ihnen nur, sich den Diebstählen zu überlassen, welche eine geschickte Hand und List, sowie zugleich Verstellungskunst erfordern.

Digitized by Google

„Das Geſinde ohne Platz, oder ſich dafür ausgebende Perſonen*), finden in dieſer Eigenſchaft einen Vorwand ſich in Privathäuſer einzuſchleichen, um darin entweder Silberzeug oder andere Gegenſtände von Werth zu ſtehlen. Andere Frauen dringen in die meublirten Quartiere, als Modiſtinnen, Tollettehändlerinnen oder unter jeder andern Firma, um dort Beute zu ſuchen, und ſind durch ihr kaltes Blut und durch ihre Gewandtheit nicht weniger gefährlich, als die vollendetſten Spitzbuben.

„Die Modehandlungen ſind den Unternehmungen einer ganz beſonderen Art von Diebinnen**) ausgeſetzt; dieſe ſind elegant gekleidet, mit Ausnahme der Frauen vom Lande, in welchem Falle ihr Anzug Wohlhabenheit verräth. Sie geben ſich gewöhnlich für Kleinhändlerinnen aus, verbergen die geſtohlenen Gegenſtände unter ihrem Mantel oder ihrem Pelz, deren Futter eine hinlänglich große Taſche bildet, um mehre Stücke Stoff enthalten zu können. Wenn ſie keinen Mantel haben, wickeln ſie ſich in einen großen Shawl ein, der durch ſeine Weite der Ausführung ihres Vorhabens ſehr günſtig iſt. Die Röcke derjenigen, die als Bäuerinnen gekleidet, ſind voller geheimen Taſchen und Abtheilungen, die dazu dienen, ihre Beute aufzunehmen. Es gibt Diebinnen dieſer Categorie, die ſich von einem ein Kind tragenden Mädchen begleiten laſſen; in dieſem Fall iſt das Kleid des Kindes von bedeutender Länge. Das Mädchen ſetzt das Kind auf das Comptoir und nimmt dann mit demſelben die Gegenſtände hinweg, auf die ihre Gebieterin die Augen geworfen hat. Die Induſtrie dieſer Frauen iſt fruchtbar an Erfindungen dieſer Art.

„Man trifft bei den Frauen, welche vom Raub leben, eine Art Diebſtahl***), den wir bereits angegeben haben, und der darin beſteht, einige Einkäufe bei einem Kaufmann zu machen, um die Gelegenheit zu haben, ihm einige Geldſtücke zu entwenden, indem ſie Gold gegen Silberſtücke gewiſſen Gepräges zu wechſeln verlangen. Alle Geſchicklichkeit dieſer Diebinnen liegt in den Fingern, deren Geſchmeidigkeit und Attraktionskraft etwas Wunderbares hat.

„Einige Frauen erröthen nicht die achtungswürdigſten Außenſeiten zu entlehnen, um Leute hinter's Licht zu führen. Die einen nehmen die Maske der Frömmigkeit und der Wohlthätigkeit vor, um ſich bei den Geiſtlichen einzuführen, deren Uhr ſie verſchwinden, oder deren Börſe ſie nicht unberührt laſſen. Andere beſuchen verſchämte Nothleidende, denen ſie ihre guten Dienſte anbieten, um ihnen Unterſtützung zu verſchaffen; ſie erkundigen ſich mit an-

*) Donneuses de bonjour.
**) Détourneuses.
***) Vol à la carre.

Digitized by Google

ſcheinender Güte nach dem Stand ihrer Hülfsquellen. Die Unglücklichen, denen es am Herzen ligt zu beweiſen, daß ſie ihre Entblößung nicht übertreiben, öffnen ihre Schränke und ſonſtige Möbel, um die Frauen noch mehr zu intereſſiren, die ſie für barmherzige Schweſtern halten; dieſe, ein trügeriſches Mitleidsgefühl affektirend, benutzen den richtigen Augenblick, um ſich irgend ein Kleinod oder eine andere Sache von Werth, die ſie unter ihrer Hand finden, anzueignen.

„Es giebt Frauen, die ohne geradezu zu ſtehlen, ſich Diebsgeſellſchaften beigeſellen, und ihnen durch ihre Beihülfe außerordentlich nützlich ſind. Sie machen den Dieben reinen Weg, indem ſie die Orte auskundſchaften, welche das Theater des Verbrechens werden ſollen, und indem ſie durch ihre Nachrichten die Ausführung der Unternehmung erleichtern. Sie wachen, daß jene während der Operation nicht überraſcht werden, und ſie nehmen ſelbſt mitunter Theil daran, indem ſie die geſtohlenen Gegenſtände forttragen, oder vermöge irgend eines Auskunftmittels, oder einer Liſt, die im Stande iſt die Aufmerkſamkeit desjenigen, gegen welchen der Diebſtahl gerichtet iſt, abzulenken.

„Die Gaunereien bei den Frauen ſind ſelten. Das Vergehen dieſer Art, was ihnen am geläufigſten iſt, iſt dasjenige, wo ſie mit einem eingebildeten Credit prahlen, um gewiſſen Perſonen, die ihren trügeriſchen Verſprechungen zu leicht Glauben beimeſſen, Stellen oder Unterſtützungen zu verſchaffen.

„Die Hehler bilden den letzten Ring in der Kette dieſer verbrecheriſchen Geſchöpfe; ſie ſpielen eine wichtige Rolle in der Geſchichte des Betrugs, denn ſie ſind die thätigſten Werkzeuge deſſelben. Sie unterhalten und ermuthigen den Geiſt des Raubes, nicht allein durch den Ankauf der geſtohlenen Gegenſtände, ſondern auch durch ihre Beziehungen zu den Dieben, deren Leidenſchaften und Begierden ſie erregen. Dieſe Individuen ſind für die Geſellſchaft nicht weniger gefährlich als diejenigen, welche von ihrer Beute leben. Sie ſind von der Liebe zum unerlaubten Gewinnſt beſeſſen. Sie ſaugen die Diebe aus, wie die Beſitzerinnen der tolerirten Häuſer ihre öffentlichen Mädchen ausſaugen. Die Hehlerei wird vorzüglich von den Frauen betrieben, welche in dieſem Zweige der Induſtrie excelliren. Die Toilettehändlerinnen beſchäftigen ſich damit auf eine beſondere Art. Unter ihnen befinden ſich Perſonen von tiefer Immoralität, und die nicht zufrieden mit ihren Bekanntſchaften mit Dieben, auch noch eine ſehr thätige Rolle bei der Rekrutirung der Freudenmädchen ſpielen. Viele Hehlerinnen treten in den Stand der öffentlichen Mädchen, um unter dem Schleier der Unzucht ihre hauptſächliche und verbrecheriſche Induſtrie zu verbergen. Es giebt Hehler, die nicht von allen Individuen kaufen. In Folge dieſer Vorſicht vertrauen die in Banden vereinigten Diebe die Sorge, die Frucht ihres Raubes an

Digitized by Google

denjenigen unter ihnen zu verkaufen, der mit dem Hehler auf dem vertrautesten Fuße steht, denn jede Bande hat ihren besonderen Hehler. Diese Art von Geschäften wird sehr häufig bei Nacht gemacht.

„Im Fall einer Arretirung unterlassen die Diebe nicht, die Hehler auf eine indirekte Art in Contribution zu setzen, und sie erhalten von ihnen einige Unterstützung, was nicht immer ohne einige eindringliche Reden und ohne Drohungen vor sich geht. Die Polizei benutzt eifrig die Geständnisse, welche diesen Drohungen folgen, wenn die Hehler darauf keine Rücksicht nehmen wollen, und sich weigern, die Gefangenen zu unterstützen, mit denen sie früher in Berührung gestanden haben.

Gebiet der Reisen.

15. Bemerkungen über den Artikel: „Ausflug von Mainz nach Athen*).

Nous sommes si disposés à faire science de tout, même de notre ignorance.
V. Hugo.

Unsere moderne Reiseliteratur hat in neuester Zeit einen so bedeutenden Zuwachs von „Ausflügen, Reiseskizzen, Weltfahrten, Bemerkungen ꝛc.“ erhalten, daß man füglich glauben sollte, dieser Stoff müßte doch einmal erschöpft werden, indem nicht so viel Neues unter der Sonne erschaffen werden könne, was nicht schon zur Genüge ausgebeutet, beschrieben und wiederbeschrieben worden.

Nichts destoweniger taucht in dem oben angedeuteten Aufsatze eine Masse ganz neuer, aus „rein subjektiver Anschauung“ entsprungener Ideen auf, die den einzigen Nachtheil haben, daß sie wenig Belehrendes in sich schließen, vielmehr vom Vorurtheil diktirt, Anspruch auf „Originalität“ zu machen wünschen. Eines Theiles läßt sich ihnen diese Eigenschaft auch nicht gänzlich absprechen; denn der Herr Verfasser erzählt uns Dinge, die keiner der frühern Besucher dieser Gegenden bemerkte, welcher Umstand allerdings von seiner Auffassungsgabe und Schärfe der subjektiven Anschauungen eine günstige

*) Vergl. S. 32 u. f. des vierten Bandes für 1840.

Digitized by Google

Meinung geben müßte, ließen sich nicht Irrthümer, ja mehr als dieß, nachweisen, die uns unwillkürlich zu der entgegengesetzten Folgerung leiten. Anderntheils bieten sich über auch so viele Anklänge und Reminiszenzen des schon Dagewesenen, eine solche Menge negativer Bemerkungen, so offenbare Verstöße gegen Wahrscheinlichkeit und Wahrheit, daß der Nimbus der Originalität sich von selbst verflüchtigt, und uns der Mühe überhebt, durch Nachweisung des Mangels an materieller Zeit, die Selbstbeobachtung aller besprochenen Gegenstände in billige Zweifel zu ziehen.

Die Tendenz des Ganzen zu ergründen, wollte uns nicht gelingen. Der Herr Verfasser hat einen zu verborgenen Sinn hinein gelegt, als daß ein profanes Auge ihn zu enträthseln vermöchte. Beabsichtigte er eine Schmähschrift auf Oesterreich zu schreiben; so hat er seinen Zweck nicht erreicht, denn seine Reisebeschreibung, obschon sie ein Conglomerat von Behauptungen, tadelnden Bemerkungen und selbst ehrenrührigen Anklagen enthält, die der Unbefangene keineswegs für „in harmloser Absicht hingeworfene Bemerkungen“ erklären wird, ist an sich zu unbedeutend, als daß darauf ein besonderes Gewicht gelegt werden könnte..

Der Herr Verfasser hat, ehe er sich auf Reisen begab, Studien gemacht, um in den Ländern, die er kritisch zu durchstreifen gedachte, nicht als Unbekannter aufzutreten, und die ihm karg zugemessene Zeit durch Einholung nothwendiger Unterweisungen und Einweihung in die bestehenden Verhältnisse, zu versplittern. Diese Verfahrungsweise ist ganz vernünftig, nur wäre dabei die Vorsicht zu beachten gewesen, sich nicht schon bevor man die Oertlichkeit gesehen, dagegen einnehmen zu lassen, und mit der vorausbedungenen Absicht zu tadeln, den Weg anzutreten; oder aber von Utopien zu träumen, und dann im Unmuthe getäuschter Erwartung Bemerkungen ausströmen zu lassen, die leicht „eine ernstere Färbung annehmen.“ Eines oder das Andere scheint aber hier der Fall zu sein.

Unsere Absicht ist, dem Herrn Verfasser über Oesterreich, besonders aber über Wien, das er so schonungslos behandelt, einige „überzeugende Berichtigungen“ angedeihen zu lassen, da wir uns als Oesterreicher, und namentlich als Wiener befähigt halten, ein Wörtchen mitreden zu können, und die allgemeine Stimme, auch die des Auslandes für uns zu haben glauben. Wir sind damit keineswegs gesonnen, uns dieß zum Verdienst um das Vaterland in Rechnung zu stellen, oder mit dem in Rede stehenden Reisenden eine kritische Lanze brechen zu wollen; wir beabsichtigen nur, ohne Parteilichkeit die lautere Wahrheit zu sagen, und dem Herrn Verfasser wo möglich eine günstigere Meinung beizubringen, wenn er sich nämlich überzeugen lassen will? ....

Zuvörderst müssen wir uns über seine ehrenrührige Behauptung: „daß

Bestechlichkeit und Grobheit bei einem großen Theile der Unterbeamten aller k. k. Erbstaaten zu finden sei, daß ein paar kalte Worte sie plötzlich steif wie Loths Salzsäule, dagegen ein in der Hand gedrückter Zwanziger geschmeidig wie Ohrwürmer machen," mißbilligend aussprechen. Um es zu wagen, eine solche allgemeine Behauptung aufzustellen, bedarf man der Unterstützung überzeugender Beweise, unwiderlegbarer Thatsachen oder Aktenstücke, und wo sind diese? . . .

Wir glauben, im Gegentheil, daß es dem Verfasser schwer fallen dürfte, einen schlagenden Beweis gegen die öffentliche Meinung aufzustellen. Ohne uns in besondere Einzelnheiten einlassen zu wollen, die zu weit führen müßten, können wir ernst behaupten, von sehr vielen Reisenden des Auslandes, welche die österreichischen Staaten besucht, das absolute Gegentheil mündlich und schriftlich erfahren zu haben. *) Umsomehr muß daher ein Urtheil befremden, das einen ganzen Staatsdienerstand so schonungslos prostituirt, und zwar durch die zu flüchtige Versicherung eines Touristen, der nur einen kleinen Theil des großen Staates bereist hat, der also in diesem Punkte nur sehr wenige Erfahrungen der Art gemacht haben kann, in sofern er sie wirklich gemacht hat, was wir bezweifeln, da er selbst wenige Zeilen vorher sagt, daß „die über die Unverschämtheit der Mauthbeamten in Ausübung ihrer Amtspflicht kursirenden Anekdoten, durch das absolute Gegentheil zu seiner Ueberraschung widerlegt wurden." Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß es nicht Pflichtvergessene darunter geben könne; denn wo in der Welt sind diese nicht zu finden? Der Herr Verfasser hätte sich daher ein größeres Verdienst erworben, wenn er derartige Verletzungen des Gesetzes gehörigen Orts zur Sprache gebracht, und die Schuldigen der verdienten Strafe zugeführt hätte, statt eine große Anzahl verdienstvoller Männer durch eine im kategorischen Tone ausgesprochene Unwahrheit bei ihrer Ehre so empfindlich anzugreifen.

Eben so grundlos ist die fernere Angabe, daß diese Beamten von ihren „Kavalieren" nur zu sehr an einen barschen Ton gewöhnt seien, indem sie Artigkeit stets mit Kälte oder ungenügender Erklärung, oder gar nicht erwidern. Die österreichische Aristokratie, die doch sonst im verdienten Rufe der Humanität und Leutseligkeit gegen Untergebenere steht, mag sich für dieß Kompliment bedanken; denn wie er es auch gemeint haben mag: daß entweder der Adel gegen die Beamten, oder gegen jeden andern tiefer Stehenden sich auf solche Weise betrage, und die Beamten also dieß Benehmen nachahmen, so würde es, wäre es wahr, auf keinen Fall zu Gunsten der Kavaliere

*) Vergl. Marmont, Haußez, Wolfgang Menzel, Raumer, Quin, Bowring, Fenimore Cooper und viele andere.

Digitized by Google

sprechen. Deßhalb müßte auch die weitere Folgerung, „daß eine gewisse Art Anmaßlichkeit, den Beamten mehr imponire, als ein gefälliges mehr bittendes Benehmen, dem fast immer die auserlesenste Grobheit entgegengesetzt wird," auf den Adel reflektiren, den der Herr Verfasser als Vorbild oder als Grundursache einer Art Wiedervergeltungsrechts, von den Beamten gegen Fremde ausgeübt, aufstellt.

Seite 42 heißt es: „Der auf dem Freynberg bei Linz gebaute erste Thurm des Maximilianischen Befestigungssystems," ward nur zur Probe errichtet und ligt außer dem Rayon. Der Erzherzog ließ ihn nach seiner Vollendung für sich einrichten und eine kleine Kirche im altdeutschen Stile aufführen. Der ringsum angelegte Garten ist zum Eintritt für das Publikum geöffnet. Erzherzog Max übergab im Jahre 1837 Thurm und Kapelle den Jesuiten.

Allerdings knüpften sich manche historische Erinnerungen an Linz. Wenn es auch nicht in dem Plane des Reisenden gelegen hat, mehrere der wichtigsten, als: die Belagerung durch den König von Böhmen und Herzog von Baiern im Jahre 1236, den Bauernkrieg unter Stefan Fadinger im Jahre 1626, wo Linz von den Aufrührern neuerdings belagert wurde, bei welcher Gelegenheit der berühmte damals dort lebende Keppler in einem Brande der Vorstädte die Manuscripte mehrerer seiner Werke verlor; des Kampfes zwischen den Russen und Franzosen im Jahre 1805 ꝛc., zu erwähnen, so würde eine kurze Andeutung jedenfalls werthvoller gewesen sein, als die Erzählung der kleinlichen Anekdote von dem bekannten General Montecucoli, der, um seinen Soldaten ein möglichst treues Bild von einem Treffen zu geben, sie bei ihren Uebungen oft scharf auf einander schießen ließ. (?) ....

Kapitain Rau auf dem Dampfschiffe „Nador," allerdings ein sehr erfahrener und geachteter Mann, dürfte denn doch in der Meinung des Herrn Verfassers allzu hoch stehen, wenn dieser sagt: „daß nichts geschehe, ohne Rau vorher zu Rathe gezogen zu haben, und daß es noch viel besser gehen würde, wenn man seinen Rath immer befolgte." Ohne die anerkannten Verdienste des Herrn Rau um die Dampfschiffahrt auf der Donau schmälern zu wollen, sollte man doch glauben, daß die im Dienste der Gesellschaft stehenden Engländer und die mit großen Kosten in England selbst für dieses Fach gebildeten jungen Oesterreicher, etwas von ihrem Metier verstünden, und daß man nicht Männer an die Spitze eines Instituts gestellt haben wird, die nur durch den Rath des Herrn Rau ein vollständiges Gelingen ihrer Unternehmung erzielen könnten.

Der Herr Verfasser muß glauben, daß die Regulirung eines Strombeetes, wie jenes der Donau, eine Arbeit sei, die mit geringen Kosten- und Zeitaufwande bewerkstelligt werden könne. Wir wissen nicht, ob er Gelegen-

heit hatte zu erfahren, wie der Strom bei Tittak, in der Nähe von Peterwardein, wo man, um einige am Ufer gelegene Magazine zu schützen, mit großem Kosten-Aufwande einen starken Sporn errichtet hatte, dem Werke schwacher Menschenhände spottend, nicht nur diese Schutzwehr, sondern auch das Erdreich nach und nach so wegspülte, daß man gezwungen war, die Magazine abzutragen.

Auf derselben Seite 44 ertheilt der Reisende ferner den guten Rath, „man möge mehr Dampfschiffe bauen und niedrigere Preise machen, wenn die Gesellschaft eine lebhaftere Benutzung erwarten will.“ Den Aktionären wäre daher, in ihrem eigenen Interesse, zu rathen sich der Fähigkeiten des Herrn Verfassers zu versichern. Vielleicht gelänge es ihm auch Geld zu machen, um die seit der kurzen Zeit des Bestehens der Gesellschaft angekauften 17 Schiffe, auf die von ihm gewünschte Zahl zu bringen, so wie auch hoffentlich seine Skizzen die wohlthätige Wirkung erzeugen werden, Reiselustige, deren Seltenheit das Haupthinderniß einer größern Frequenz ist, nach jenen Gegenden zu locken.

Seite 45 hat sich ein entstellender Schreibfehler eingeschlichen. Die imposante Felsengruppe des Babakai, im ungarischen Grenzgebiete gegen Serbien, heißt hier Papagayfelsen.

Von der Insel Wörth, die den Strom in zwei Arme theilt, und von denen der nördliche den Strudel bildet, von den auf dieser Insel stehenden Ruinen der Burg Werfenstein, oder des Wörtherschlosses, und anderer Erinnerungen an das Mittelalter, erwähnt der Herr Verfasser nichts. Ueberhaupt bespricht er diese merkwürdige, großartige Naturerscheinung, die das Bingerloch und die 7 Schwestern des Rheins weit übertrifft, nur sehr oberflächlich, dagegen belehrt er uns aber: „daß der poetisch fühlende Reisende auch poetischere Eindrücke in sich aufnehmen werde, als der kalte prosaische Mensch und daß man Gesehenes zu einer poetischen Dichtung umschmelzen könne.“ Das erstere ist eine große Wahrheit, und es mag sich jeder poetisch Fühlende daran erfreuen, daß er noch poetischer werden kann — über den chemischen Prozeß des letztern müssen wir uns aber eine kleine Erklärung ausbitten, denn wir verstehen es nicht.

Bei dem Schlosse Schönbühel werden wir durch eine Teufelsgeschichte ergötzt, und erfahren aus der Aeußerung eines Mitreisenden, der sich über den Unglauben des Herrn Verfassers ärgert, daß er ein „Ketzer“ sei. Weiter sagt man uns, daß das Echo in der Teufelsmauer ein Fräulein ist, und schlafe, und wie ein Frauenzimmer Launen habe. Es scheint den Reisenden von hier an eine poetischere Laune angewandelt zu haben, die sich auch bei der malerischen Beschreibung der romantischen Ruine Dürenstein und der daraus entsprungenen Erinnerung an die romantische Ritterzeit, beurkundet.

Digitized by Google

Wir werden noch Gelegenheit haben, sein dichterisches Talent bei der Schilderung der Wiener Damen näher kennen zu lernen.

Wir übergehen die Seite 59 angeführten uninteressanten Details über das Bezahlen einer sogenannten Aufenthaltskarte vom Polizeibureau, weil wir später den Herrn Verfasser nochmals auf der Polizei treffen werden, und erlauben uns nur auf das poetische Bild des alten ehrwürdigen Stefansthurms, „den seine lange Mütze zu drücken anfängt, und der aus Aerger über die vielen, unter seinen Füßen wandelnden, hohle Wände bergenden Kopfbedeckungen, sein altes Haupt schüttelt, und auch nach einer neuen Mütze verlangt.“ Es wundert sehr, daß der siebenhundertjährige alte Herr, beim Anblick des Herrn Verfassers, in der Freude seines Herzens, endlich einmal eine Kopfbedeckung die „tiefen poetischen Sinn, vereint mit einer blumenreichen Darstellungsweise unter ihrer unscheinbaren Hülle birgt,“ zu seinen Füßen zu sehen, nicht durch eine Verbeugung den Zoll seiner Huldigung ihm darbrachte. — Vielleicht wäre es auch der Ueberzeugungsgabe des Herrn Verfassers gelungen, den ehrwürdigen Greis, von seiner Modesucht zu heilen, und mit der alten Mütze wieder auszusöhnen, was den guten Wienern viel Geld erspart haben dürfte.

Es scheint als ob der Herr Verfasser es Wien zum Vorwurf machen wolle, daß in seinen Straßen eine unzählbare Menschenmasse sich drängt, die in geschäftiger Thätigkeit auf- und niedertwogend, für den Beobachter nicht blos den Reiz der Neuheit und Abwechslung hat, sondern Leben und Färbung in das dem Auge sich entfaltende Gemälde bringt. Dem Reisenden war es wohl darum zu thun, das Volksleben genauer kennen zu lernen, wenigstens beweist dies der später mit seltenem Scharfsinne aufgestellte Vergleich zwischen Berlin und Wien. Wir fragen also, wo offenbart sich das gewöhnliche Leben und Treiben besser, wo zeigen sich die Eigenthümlichkeiten der Individuen der Mittelklasse deutlicher: in der nach seinem eigenen Geständnisse menschenleeren Wilhelmsstraße in Berlin, oder auf dem Graben und Kohlmarkte in Wien, oder etwa gar in den todten Gassen des aus seiner Gruft wieder hervorgegangenen Pompeji? Jede große Stadt wird unter ihrer Bevölkerung Leute zählen, die mit der Zeit nichts anzufangen wissen; daß dieser Mangel an Beschäftigung aber blos in den Augen der Wiener Pflastertreter zu lesen sein solle, ist neu und beweist, daß dort die Pflastertreterei auf eine eigenthümliche Weise ausgeübt werden müsse. In dieser Beziehung nennt der Verfasser Wien „das deutsche, nur bewegtere Konstantinopel.“ Wahrlich diese Behauptung wäre geeignet, in der Weltgeschichte Bedeutung zu gewinnen! Könnte uns der Herr Reisende nicht etwa daraus die zweimalige Belagerung der Kaiserstadt durch die Türken erklären? Es wäre ja nicht unmöglich, daß eine wunderbare Sympathie die Moslim zu

Digitized by Google

der geistig verwandten Residenz zog, oder Drang nach Abwechslung, oder vielleicht auch das bessere Straßenpflaster in Wien? — „Wenn in Berlin Wissenschaft und Kunst die fischen Gemüsse dominiren, und zwar verhältnißmäßig bis in die untersten Volksklassen, so ist es in Wien umgekehrt, die fischen Gemüsse überwiegen bei weitem alles andere“ heißt es Seite 52, und diese hochtönende Frase weiter kommentirt: „also auch verhältnißmäßig bis in die obersten Regionen der Gesellschaft.“ Vereinigt Euch ihr Mäcene der Künste und Wissenschaften, und zollt dem Herrn Verfasser Dank für diese schmeichelhafte Meinung, ja votirt ihm Lorbeerkronen und eröffnet Subscriptionen, um ihm ein entsprechendes Denkmal seiner unparteiischen Wahrheitsliebe zu errichten.

Wo und wie lange hat der Verfasser den lebenslustigen, harmlosen, Witz- und Humorsprudelnden, gutmüthigen Wiener des Mittelstandes beobachtet, um über seine Eigenthümlichkeit, die er mit keinem andern Volke gemein hat, so rundweg abzusprechen? Etwa in dem Wogen und Drängen der Straßen, wenn jeder, die Pflastertreter ausgenommen, seinen Geschäften nachgeht? Etwa in Stell- und Gesellschaftswägen? weder hier noch dort ist der geeignete Platz dazu. Es ist wahr, geräuschvoll und lärmend ist der Wiener, wenn er sich gut vergnügen will, doch bleibt er in den Schranken des Anstandes. Er ißt und trinkt gut, weil es ihm geboten wird, und er im Besitze der Mittel ist, sich diesen Genuß zu verschaffen. Wie mancher würde es ihm nachthun, wenn er nur könnte. Daß aber die Bewohner Wiens die materiellen Genüsse zu dem „Zwecke“ ihres Lebens machen, ist unwahr; denn Fleiß und Betriebsamkeit sind die mächtigen Hebel, die ihre That- und Willenskraft regieren. Der sicherste Bürge dafür ist der in Wien mehr als irgendwo herrschende allgemeine Wohlstand, ist das sichtliche Blühen und Steigen aller Wissenschaften und Künste, Handwerke und Manufakturen. Einseitige Urtheile zu fällen und logisch-falsche Schlüsse zu machen, kostet dem Herrn Verfasser wenig Mühe, dieß beweist er uns nur zu deutlich; indem er einen Handwerker, dessen Durst eine tägliche Nahrung von 14 Seidle Bier verlangt, — „der aber übrigens ganz vernünftig raisonirt,“ sagt er — als Typus der ganzen untern Volksklasse in Oesterreichs Hauptstadt aufstellt. Welch ein Beweis! . .

Sind dem Herrn Reisenden auf seiner Lebensbahn, in den Rheinlanden, namentlich aber in Köln, Koblenz und Mainz, keine sogenannten „Schoppenstecher“ vorgekommen, die auch das Bedürfniß fühlen, eine allen Glauben übersteigende Quantität Wein täglich zu verschlucken? Er, der das Volksleben so geistreich auffaßt und schildert, wird in seiner Parteilosigkeit diesen Umstand schwerlich übersehen haben. Wie würde nun der Herr Verfasser jenen beurtheilen, der durch diese in die Augen springende Thatsache ver-

Digitized by Google

führt, die ganze Mittelklasse der Rheinprovinzen als Trinker von Profession klassificiren wollte? Er mag es uns daher rückwirkend nicht übel nehmen, wenn sich uns eine nicht ganz zu seinen Gunsten sprechende Meinung aufdringt, und wir es für Pflicht halten, darauf aufmerksam zu machen.

Der Herr Verfasser meint auf Seite 52, „daß der Wiener den Magen zu seinem Gott mache, daß die civilisirte Welt für ihn da aufhöre, wo keine Rostbratl und Kalbschnitzl mehr zu finden sind, und daß er wie ein Fisch aus dem Himmel geködert werden könne, wenn man ihm eine seiner Lieblingsspeisen an der Angelruthe vorhalte, weßhalb er auch gar keine Reiselust verspüre.“

Den ersten Punkt glauben wir bereits widerlegt zu haben; der zweite könnte nur für die anerkannte Vortrefflichkeit der Wiener Küche sprechen, wenn nicht noch der Umstand hinzukäme, daß unsers Wissens, Rostbratl und Kalbschnitzl in allen Ländern, bloß unter andern Namen, vorkommen; denn unser Geschmackssinn müßte uns nur zu arg getäuscht haben, wie den Herrn Verfasser seine Beobachtungsgabe, wenn nicht in allen Gegenden, die zu bereisen wir Gelegenheit hatten, dieselben Erscheinungen der Küchenwelt sich uns geboten hätten. Täuschungen sind jedoch möglich, das gestehen wir gern zu, um so mehr als uns der in Rede stehende Aufsatz darüber den besten Aufschluß gibt.

Was den dritten Punkt betrifft, so hat der Oesterreicher zu wenig von der Natur eines Fisches, um nach *jedem* Köder zu schnappen. Er hat natürlichen Witz und Scharfsinn genug, den Angelhacken unter der Lockspeise zu sehen, Wahres vom Falschen zu unterscheiden, und weiß am besten, was ihm frommt. Sein Vaterland, unter der Aegide einer gerechten, vorsorgenden Regierung, ist sein Himmel; will man ihm daher verargen, daß er sich aus demselben nicht herauslocken läßt? Die Erfahrungen so mancher Zeit haben uns belehrt, daß es an Versuchen hiezu keineswegs gefehlt hat, daß man ihm andere Lockspeise geboten hat, als Milchrahmstrudel und Kalbsschnitzl!

Was die Reiselust des Wieners betrifft, so ist dieselbe freilich noch nicht zur Sucht geworden, wie bei andern Nationen des Continents. Der Wiener, glücklich am heimathlichen Heerd, liebt sein schönes Vaterland und verzichtet auf den ephemeren Ruf eines Touristen. Der Schweizer, der Tiroler, der Steyermärker, aus dem Kreise seiner ihm theuer gewordenen Alpen herausgerissen, verspürt Heimweh, warum nicht auch der Wiener? Will man es ihm zum Vorwurf machen, daß er an der Scholle Landes hängt, die ihn gebar? daß er zufrieden, mit dem was er hat, keine Neuerungssucht entwickelt, sich nicht nach Abwechslung sehnt?

Wer die Kaiserstadt genauer, als der Herr Verfasser, kennt, wer dort längere Zeit lebte, hat sich bald heimisch und wohl befunden, und fühlt das

Digitized by Google

Verlangen der Wiederkehr dahin. Diese Meinung haben wir wenigstens in den Aussagen so vieler Fremden bestätigt gefunden. Daß es übrigens auch in Wien Leute gibt, die mehr als Geschäftsreisen im Auslande, ja selbst in andern Welttheilen, gemacht haben, wird der Herr Verfasser nicht in Abrede stellen wollen. Sollen wir ihm die Namen eines Schwarzenberg, Hammer-Purgstall, Prokesch, Hügel und anderer nennen? Kennt er diese nicht, so machen wir ihn darauf aufmerksam.

Der Herr Reisende sagt uns nicht, wen er in Wien um Auskunft befragt hat. Die Individualität des Einzelnen bedingt den Grad des Wissens, das man ihm zu muthen kann. Vor der rechten Thür wäre ihm sicher Bescheid geworden. Der Gassenkehrer, der Lastträger wird z. B. nicht wissen, wo Artaria's Kunsthandlung ist; das Obstweib an der Ecke der Straße wird nicht sagen können, in welchem Hause die orientalische Akademie ist, und wie ihr Vorstand heißt. Daß beide aber jedenfalls eine verständlichere Antwort gegeben haben werden, als jene, die der Herr Verfasser ihnen in den Mund zu legen beliebte, läßt sich schon deshalb behaupten, weil wir als Wiener den Dialekt und die Etymologie der angeführten Phrase nicht zu enträthseln vermögen, auch von andern Kundigen keinen Aufschluß darüber erhielten. Wenn gleich die Wiener Mundart, namentlich des Volkes, dem Fremden eben so widerwärtig klingt, wie jeder andere Provinzialdialekt dem nicht daran gewöhnten Ohre, ist sie doch wenigstens verständlich.

„In Berlin wird viel mehr gelesen," heißt es weiter; „dies beweise ein einziger Blick in die Leihbibliotheken beider Städte. Entweder machen sie in Wien Bankerott, wie erst kürzlich wieder eine bedeutende, oder sie sind schlecht." — Weil also eine solche Anstalt aufgehört hat zu bestehen, so wird dies den andern auch widerfahren. Abermals ein Schluß vom Einzelnen aufs Ganze, der wohl übereilt genannt werden darf. Hieraus entspringt jedoch die Folgerung, daß der Herr Reisende den Grad der Volksbildung nach Anzahl und Frequenz der Leihbibliotheken beurtheilt. Wir sind anderer Ansicht und glauben, daß Volksschulen und öffentliche Bildungsanstalten hierin den Ausschlag geben. Warum hat er diese nicht aufgezählt, und mit jenen anderer Städte und Länder in Parallele gestellt? Leihbibliotheken sind allerdings Beförderungsmittel des geistigen Aufschwunges, müssen aber unter Zensur stehen; denn sobald Bücher jeder Art, wie sie uns selbst schon aus solchen Anstalten des Auslandes in die Hände gekommen sind, unter jugendliche Leser beiderlei Geschlechts gerathen, kann die Wirkung auf unbewachte Gemüther nur eine höchst verderbliche werden. — Daß die Antiquare auch einen Nebenhandel mit Schwefelhölzchen treiben, ist uns neu, doch vielleicht sind dies auch Antiquitäten, und wir wollen es zugestehen, wenn der Herr Verfasser uns einen Namen nennt.

Digitized by Google

Seite 53 findet sich eine Behauptung, die uns unwillkürlich ein mitleidiges Lächeln abzwang, weil wir sahen, wie der Reisende bemüht ist, sich in Uebertreibungen zu erschöpfen. Es handelt sich um die Preise der Nahrungsmittel. In Berlin kostet, nach ihm, ein Mittagsmahl in der Garküche 4 Silbergroschen, das man in Wien, in einem Gasthause quasi dritter Klasse, mit einem Gulden bezahlt. In der „Stadt Frankfurt“ traf er einen jungen Rheinländer, der für ein, mit seiner Frau verzehrtes Diné 9 fl. rheinisch bezahlen mußte, wie es in Mainz für höchstens 48 kr. gegeben wird. Was soll man dazu sagen? Lachen; denn einer Widerlegung ist solche Behauptung nicht werth.

Ferner meint er, daß es dem Fremden große Erleichterung wäre, zur Verständlichkeit der eigenthümlichen Rechtschreibung der Wiener Speisekarten, ein Wörterbuch zu verfassen, und davon auf jeden Tisch ein Exemplar zu legen. Wir ertheilen ihm den guten Rath, sich um die Gastronomie dies Verdienst selbst zu erwerben, da er uns bereits gezeigt hat, mit welchem Scharfsinn er in die Eigenthümlichkeiten des Wiener Dialekts einzudringen und wie genau er denselben wiederzugeben versteht.

Seite 54 lernen wir, wie werth der Herr Verfasser Empfehlungsbriefe hält, die ihm aus der besten Absicht mitgegeben werden. Wir hätten seinem Zartgefühl füglich zutrauen sollen, daß er diesen Punkt nicht zur Sprache bringen werde. Wenn wir an seiner Stelle den heroischen Entschluß gefaßt hätten, alles Gesehene und nicht Gesehene unserer eigenen Anschauung, und nicht fremder Anleitung verdanken zu wollen: so würden wir den Brief lieber vernichtet haben, als durch diese unzarte Bloßstellung den Schreiber desselben zu verletzen.

Auf derselben Seite folgt abermals eine Jeremiade über die Menschenflut in den Straßen zu Wien. Ei, Herr Verfasser, warum reisten sie denn? Doch wohl um fremde Länder und vielleicht auch fremde Menschen zu sehen. Ist das letztere nicht der Fall, so hätten sie nicht nach Wien gehen müssen, sondern da das Ziel ihrer Reise Athen war, wie Myn Herr von Streef in Immermanns Münchhausen, einen Strich nach dem Lineal von dem Ausgangs- bis zum Endepunkte ihres Weges, auf ihrer Karte ziehen und den Pfad in grader Richtung verfolgen sollen. Fremde Länder würden sie auf diesem Kurse gesehen haben, desto weniger aber Menschen. Sie konnten sich sich doch denken, daß Wien mit seinen dreimalhundertsechzigtausend Bewohnern nicht so leer und verlassen sein wird, wie die lybische Wüste. Störte Sie etwa das Gewühl in dem Flusse ihrer harmlosen Betrachtungen, dann können wir nur vergnügt darüber sein, denn wir haben an dem schon genug, was Sie beobachtet haben wollen.

Seite 55 findet sich eine Bemerkung über die Aushängschilder, bei der

Digitized by Google

wir eine kleine Berichtigung für nothwendig erachten, um dem nichtkundigen Leser einen Faden durch dies Labyrinth verworrener Begriffe an die Hand zu geben. Kaiserlich königliche bürgerliche Bürstenbinder, ꝛc., dürften wohl schwerlich zu finden sein, dagegen aber wohl: „kais. königl. privilegirte, oder aber bürgerliche Bürstenbinder;“ denn darin ligt der Unterschied der Handwerker-Klassen Wiens. Der erstere ist Besitzer eines von Sr. Majestät ertheilten ausschließlichen Privilegiums — das ihn zugleich vor Nachahmung sichert — für eine bestimmte Reihe von Jahren, wenn er eine eigenthümliche Erfindung, zur Verbesserung seines Handwerks, gemacht hat. Der zweite ist der eingeborne Bürger Wiens, der sein Bürgerrecht nicht zu erkaufen nöthig hat. Endlich gibt es noch eine dritte Klasse, die sogenannten „Dekreter“, die nicht Bürger sind, und wenn sie es werden wollen, das Recht dazu kaufen müssen. Da in Oesterreich das Zunftwesen noch in allen seinen alten Institutionen aufrecht erhalten wird, so ist es leicht erklärbar, daß der Einheimische sich eines gewissen Vorrechts vor dem Fremden erfreut, welches durch das Wort „bürgerlich“, das zugleich seine anerkannte Fähigkeit zur Arbeit ausspricht, beurkundet wird. Der Ausdruck „Seidenmanufaktur-Brandel-Verkaufshandlung“ ist uns ganz unverständlich und wahrscheinlich ein Mißverständniß von Seite des Herrn Verfassers. Hätte er sich deshalb näher erkundigt, so wäre er leicht hinter den Zusammenhang der Dinge gekommen und hätte sich die scharfsinnige Frage erspart: ob es denn in Wien auch „adelige Stiefelputzer“ gäbe? Belehrung schadet nie, zumal wenn Flüchtigkeit in so offenbarer Blöße auftritt, und leere Witzeleien entweder die Größe derselben oder den Gleichmuth des Schreibers bemänteln sollen.

Die poetisch ausgeschmückte Erzählung des Abenteuers auf dem Polizeibüreau stellt das Erfindungsvermögen des Herrn Verfassers ins hellste Licht, und belehrt uns augenscheinlich, inwieweit wir seinen andern Angaben, die in demselben Tone sich geltend machen, trauen können. Wir müssen ihn aufrichtig bedauern, daß er, der doch sonst Alles so schnell und scharf bemerkt, den an der Thüre befestigten Zettel übersah, und in das Zimmer der zweiten Klasse gerieth, welches für Leute, die nicht von Stande sind, bestimmt ist. Uebrigens müssen wir uns die Freiheit nehmen, offen zu gestehen, daß wir die Richtigkeit der Angabe, hinsichts seines Betragens gegen die Beamten, bezweifeln; denn die Wiener Polizei hat das Eigenthümliche, daß sie gegen Höfliche höflich, gegen Anmaßende und Grobe aber sehr ernst verfährt. Fremde, wenn sie in anständiger Haltung auf reten, haben sich stets der artigsten Behandlung zu erfreuen, wenigstens behauptet das die allgemeine Stimme. Auch sind sie sicher, von der Polizei nie belästigt zu werden, selbst wenn sie es unterlassen hätten, sich der Vorschrift gemäß auf dem Büreau zu melden. Was würde der Herr Verfasser gesagt haben, wenn er auf dem Bureau de

Digitized by Google

police in Paris stundenlang, zwischen Menschen der niedrigsten Klasse — denn dort wird keine Rangverschiedenheit beobachtet — hätte sitzen, und die nach fortlaufender Zahlenreihe vorgenommene Visirung seines Passes abwarten müssen? Wahrscheinlich wäre er im Lande der Muster-Freiheit über diese Zurücksetzung seiner Person hinausgegangen und hätte sich gern oder ungern in das Unvermeidliche gefügt, weil er sonst hätte befürchten müssen, eingesteckt zu werden, und der „Werth seines Benehmens“ wäre da eben so gut verloren gegangen, wie in Wien. Jedenfalls hat er nur sich selbst anzuklagen, wenn er an die unrechte Stelle gelangte, warum entging der Zettel seiner Aufmerksamkeit?

Seite 59 beklagt sich der Herr Verfasser, „daß man bei Besichtigung der Kunstsammlungen, ꝛc. nicht umsonst wegkomme, den abgenommenen Regenschirm und Stock gegen ein Trinkgeld von dem gelddurstigen Thürhüter auslösen müsse, und Geld unter allen Umständen die Losung sei.“ Den Kustoden der Galerien und Sammlungen wird der Herr Verfasser schwerlich ein „Douceur“ angeboten haben; denn wir wissen aus Erfahrung, daß diese, obwohl sie unaufgefordert die nöthigen Erklärungen geben, jede Entschädigung zwar höflich aber eben so entschieden zurückweisen. Bei der Besichtigung des Städelschen Museums in der freien Stadt Frankfurt — das, beiläufig gesagt, auch nur Mittwochs und Sonntags dem Publikum geöffnet wird — hat man uns gleichfalls den Stock abgenommen, den wir vom Thürsteher mit einigen Sechsern einlösen mußten. In Paris, London, Dresden und andern Orten, muß der Beschauer gleich im voraus eine festgesetzte Taxe erlegen. — Daß aber der Thürhüter in Wien, in Ermanglung eines andern Gegenstandes, den Hut des Besuchers in Anspruch nahm, ist jedenfalls unwahr, weil wir uns sehr wohl zu erinnern wissen, gleich allen andern Anwesenden mit bedecktem Haupte die Säle betreten zu haben.

Das unablässige Streben des Aristokraten in Oesterreich geht dahin, sich, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, mit dem Nichtadeligen populär zu machen. Als erhabenes Vorbild glänzt darin der geliebte Monarch und sämmtliche Sprossen des Kaiserhauses, und dies Beispiel ist viel zu nachahmungswürdig, um nicht von den Würdeträgern der Krone und der Blüte des Adels befolgt zu werden. Auserlesene Höflichkeit und ein höchst liebenswürdiges Benehmen ist, mit seltenen Ausnahmen, als feste Norm im Umgange mit Bürgerlichen aufgestellt. Der Erbe eines durch Jahrhunderte berühmten Namens, hält es nicht unter seiner Würde, mit dem Künstler, mit dem Gelehrten in mehr als conventioneller Artigkeit zu leben. Er zieht ihn in seine vertrauteren Kreise, und ehrt das Verdienst, wo er es findet. Darin ligt der Unterschied zwischen dem englischen und österreichischen Aristokraten. Der erstere zeichnet den Gelehrten aus, so lange er in der Mode ist, und läßt

Digitized by Google

ihn bei Seite, wenn eine neu auftauchende Erscheinung die vorhergehende verdunkelt. Nicht so der letztere. Dieser ist stolz darauf, die Elite der Literatur und Kunst um sich zu versammeln, und hielte es für eine Entwürdigung, wenn ihm je der Vorwurf einer Zurücksetzung oder Vernachlässigung gemacht werden könnte. Hätte der Herr Verfasser Gelegenheit gehabt, die höhern Zirkel, besonders aber jene bei dem ersten Staatsmanne Oesterreichs und vielleicht seiner Zeit, zu besuchen, so würde er kein so unbegründetes Urtheil, wie Seite 60, gefällt haben, wo er sagt: „daß jeder Nichtadelige beim geringsten Versehen gewärtigen müsse, die Donnerworte: ante portas zu hören.“ Obwohl der Wiener von Jugend auf daran gewöhnt ist, den Adel als sein Vorbild zu betrachten, so würde doch eine solche barbarische Behandlung ihn nicht nur nicht einschüchtern, sondern zum Widerstande reizen.

Der Herr Verfasser zeigt uns, daß er den Volkscharakter sehr wenig kennen gelernt hat. Die gegenseitige Betitelung der Bürgerlichen mit „Herr von“, ist eine alte, harmlose Gewohnheit, welche um so mehr einwurzelt, als die Nichtadeligen selbst von ihrem Kaiser und der Aristokratie daran gewöhnt sind. Auch ohne Frage- und Ausrufungszeichen oder Gedankenpunkte, — die der Verfasser wohlweislich anbrachte, um die Leere seiner Gedanken zu verdecken — oder den unsern freien Spielraum zu überlassen — hätten wir den ironischen Ton, mit dem er sich über die „ausserordentliche Liberalität der Gesinnungen und die daraus entspringende Bedenklichkeit, daß der wirkliche Adel einen solchen Mißbrauch dulde,“ lustig macht, mit leichter Mühe herausgefunden; denn wie käme er zu einer solchen wahrhaft harmlosen Bemerkung?

Auf derselben Seite 60 tritt der Herr Verfasser in einer neuen Eigenschaft auf, die seiner Würde als Freund der Wahrheit, als Mann, als Ritter des schönen Geschlechts, neuen Glanz ertheilt. Er macht sich zum Sittenrichter, und bricht im erhebenden Selbstgefühle seiner geistigen und moralischen Vollkommenheit über die Wienerinnen unerbittlich den Stab. Es wundert uns nur, daß er nicht mit den Worten der Schrift sagte: „Ich danke Dir, mein Gott, daß ich nicht bin, wie jene Sünder!“ und so seiner Bescheidenheit selbst die Krone aufsetzte. Ehe wir weiter sprechen, fühlen wir uns gedrungen, dem Herrn Verfasser zu sagen, daß wir seine Bemerkungen weder für gegründet halten, noch billigen können. Man höre nur: „Es ist nichts leichter, als in Wien ein Stelldichein zu bekommen. Im Theater, in öffentlichen Gärten, ja auf offener Straße selbst, überall bietet sich dazu Gelegenheit. Ich selbst habe zwar — dies offene Bekenntniß kann ich ablegen — nie keine Beweise zu verschaffen gesucht, bin aber bei den ungewöhnlichsten Erscheinungen dieser Art ein aufmerksamer Beobachter gewesen.“

Wo, fragen wir, ist der Herr Verfasser in dem kurzen Zeitraum von

Digitized by Google

acht Tagen, mit der Damenwelt in so genaue Berührung gerathen? Wir müssen glauben, daß sich, trotz seiner freimüthigen Protestation, seine Bekanntschaften auf Begegnungen im Zwielicht, am Graben, Kohlmarkt oder auf der Galerie des Leopoldstädter-Theaters beschränken. Und wenn er die dort gesehenen weiblichen Wesen als Typen der Wiener Frauenwelt aufstellt, dann beklagen wir ihn; können uns aber seine Worte nicht anders erklären. Wie unendlich zu bedauern wären die guten Wiener, wenn ihre Frauen und Töchter „eine unglaubliche Gewandtheit besäßen, verstohlene Winke zu geben, Briefchen beim Herausziehen des Schnupftuches unter den Tisch fallen zu lassen, und wenn das nicht bemerkt wurde, durch einen Karambolschnitt der Füße dies Begehen deutlicher zu machen, ja sogar geschriebene Antworten auf alle nur möglichen Liebesfragen zum Austausch in Bereitschaft zu halten."

Und weiter: „Will ich auch eine *solche* Beschuldigung *nicht* auf Damen der höhern Stände anwendbar machen, so ist *doch auch da* die Koketterie in einem Grade eingerissen, daß man fast nirgend mehr eine Spur jener Götterweihe, des *wahren* Seelenadels, jener Anmuth und schüchternen Verschämtheit, womit die Natur das weibliche Wesen ursprünglich geschmückt, *wieder findet.*" Welch ein auffallender Widerspruch zwischen Vorder- und Hintersatz. Und „auch das noch" haben Sie binnen acht Tagen erfahren! Wahrlich, Herr Verfasser, Sie sind ein Zauberer, dem die Tiefen des menschlichen, besonders aber des *weiblichen* Herzens so offen zu Tage ligen, wie der unpartheischen Welt ihre gewagten Behauptungen. Haben etwa die Damen die Macht ihrer Augen auch an Ihnen erproben wollen? Glücklicher Sterblicher, wie beneidenswerth Sie sind! Es hieße wahrlich an der Würde des weiblichen Geschlechts im Allgemeinen und der beschuldigten Wiener Damen im Besondern freveln, wollte man irgend ein Wort der Widerlegung sprechen. Die Welt mag richten.

Seite 60 meint der Herr Verfasser wohl den Tanzsaal zur „Birn" wenn er von einem Lokale „Biran" geheißen, spricht. Dort und beim „Sperl" scheint der Schauplatz der interessantesten Beobachtungen für ihn gewesen zu sein; denn seine Schilderung des Tanzvergnügens, wie es da genossen wird, trägt den Stempel der Begeisterung und Poesie an der Stirne. Es ist eine alte Erfahrung, daß alle Evenstöchter eine Schwachheit für Terpsichorens Kunst haben, und dem Herrn Verfasser so wie uns, werden gewiß nicht viele Frauen und Mädchen vorgekommen sein, die diesem verführerischen Reize nicht mit Leidenschaft gehuldigt hätten. Wenn nun noch eine stets wohlbesetzte, schöne Musick, wie die Gesellschaften von Strauß, Lanner, Morelli und andern sie zu geben wissen, auch dem Ohre schmeichelt; so wundert es uns nicht, daß das ohnedieß empfängliche Gemüth des Weibes, diesem doppelten Eindrucke nachgibt. Hat der Herr Verfasser nie getanzt,

Digitized by Google

weil er dieß ein wollüstiges Vergnügen nennt? Hat er es nie versucht auf dem Arme eines holden, seinem Herzen nicht ganz gleichgültigen Mädchens, auf den rythmischen Wogen eines harmonischen Walzers sich dahinzuwiegen? Will er es nun der armen Wienerin übel nehmen, daß sie, dem Zuge ihres Herzens folgend, im seligen Selbstvergessen dem Geliebten sich anschließt, „und die runden Arme innig um die seinigen schmiegt, wie ein schmeichelndes Kätzchen den Schwanz um die Beine des Hausherrn!“ (?) Ein übrigens nicht sehr schmeichelhaftes Gleichniß, welches uns auf den Spruch des alten Lateiners, „daß jedes Gleichniß hinke,“ unwillkürlich zurückführt.

Seite 61 entwirft uns der Reisende ein verführerisches Gemälde vom Leben des reichen Adels. Er sagt: „In Anfang des Juni begibt sich der größte Theil des reichen Adels auf seine Landgüter, während der zurückbleibende Theil sich mit den Vergnügungen beschäftigt, wie sie überall sich bieten, wo Würden keine Geschäftsthätigkeit verbinden, oder der innere Beruf nicht zur Lösung einer höhern Lebensaufgabe auffordert. Man steht spät auf, macht eine kleine Spazierfahrt, ißt um 5 Uhr zu Mittag und fährt endlich ins Theater oder in Gesellschaft.“

Warum setzt er uns, da er Alles so genau erfahren hat, nicht auch von der Stunde des Schlafengehens in Kenntniß, um das Bild und die Tageordnung einer vollkommen sybaritischen Lebensweise zu vervollständigen? Daß hier bloß der männliche Theil des Adels gemeint sein kann, beweisen die hochtönenden Worte von „mit Würden verbundener Geschäftsthätigkeit.“ Oder verlangt der Herr Verfasser auch, daß sich die Damen um Anstellungen bewerben sollen? Es würde uns, wollten wir den Staatsschematismus nachschlagen, wenig Mühe kosten, durch Herzählung einer Masse von Namen aus den höchsten Familien, die sich im aktiven Staatsdienste befinden, diese Ansicht zu widerlegen; doch bedarf es dessen nicht, um eine bekannte Thatsache zu bekräftigen, und den Wiener Adel wird es wohl wenig kümmern, was der Herr Verfasser von ihm denkt und spricht. Wir haben uns bereits früher über die Tendenz und den Wirkungskreis der Aristokratie in Oestreich ausgesprochen; finden wir damit vor dem Forum des Reisenden keinen Glauben, so hieße es Asche in die Luft streuen, hier nochmals Worte zu verschwenden.

Hören wir weiter: „Allein wie keine Regel ohne Ausnahme, so gibt es auch *hier* einzelne Zirkel, wo die Kunst im Verein mit den Musen ihren Blumenthron aufgeschlagen hat, und wo beiden aus wahrer Zuneigung gehuldigt wird. Zu diesen geselligen Kreisen zählt man besonders den des k. preußischen Gesandten, Grafen von *Malzahn*, der fast immer von geistreichen Männern und Frauen gebildet ist. Hier wird man jene steife Etikette und jenen kalten herzlosen Egoismus des Adelstolzes nicht finden, der die

Digitized by Google

Würde der Menschheit so empfindlich verletzt, indem er über das empfindlich hinwegsieht, was den denkenden Menschen allein ehren und adeln kann."

Zu beklagen wäre das Land, wo dies letztere stattfände; denn eine solche prädominirende Macht des Adels wäre ganz geeignet, die Bevölkerung zu dem starrsten Absolutismus herabzuwürdigen. Aber noch mehr zu beklagen ist der Herr Verfasser, daß er mit Maulwurfsaugen einen Zustand betrachtet und beurtheilt, zu dessen gehöriger Würdigung eine jahrelange Erfahrung nicht hinreicht. Uebrigens sind wir der unmaßgeblichen Meinung, daß es dem Herrn Grafen von Malzahn nicht sehr angenehm sein dürfte, hier als Spiegelbild für die gesammte östreichische Aristokratie aufgestellt zu werden. Es ließ sich von der Weisheit der k. preußischen Regierung nichts anderes erwarten, als daß sie einen ihrer Größe würdigen Repräsentanten für den kaiserlichen Hof zu finden wissen werde, so wie es auch an der anerkannten ausgezeichneten Persönlichkeit des Herrn Grafen frevelu hieße, wenn man das ihm von dem Reisenden gespendete Lob nicht zu schwach fände; nichts desto weniger können wir aber behaupten, daß die Kreise des Adels, wo der Kunst und den Musen nicht gehuldigt wird, in Wien zu den Ausnahmen von der Regel gehören.

Die Seite 62 angeführten thatsächlichsten Zeugnisse der volksthümlichen Abneigung gegen die Ligorianer, beziehen sich wohl nur auf die ausgelassenen Streiche der Wiener Straßenjungen. Es ist uns nicht unbekannt, worauf der Herr Verfasser hinzielt, und wir können ihm nur erwiedern, daß der Wiener sich nie so weit erniedrigen wird, mit der Hand in den Schmutz zu greifen und den Gegenstand seiner Abneigung damit zu bewerfen.

Seite 63 eignet sich der Verfasser ein Urtheil und tadelnde Bemerkungen über Canovas anerkanntes Meisterstück, das Denkmal der Erzherzogin Christine, an. Wir können es nur als Uebergreifung betrachten, dem Urtheile so vieler Kunstkenner zum Trotz, dem größten Künstler seiner Zeit Fehler in der Technik zum Vorwurf machen zu wollen. An dem Werke, das Napoleon staunend bewunderte, findet der Scharfblick des Herrn Verfassers Mängel und bringt uns dadurch auf die Idee, daß in ihm ein zweiter Winkelmann verborgen sei. Um die Manen des Unsterblichen nicht zu sehr zur Rache herauszufordern, schließt er: „Sonst bleibt es in jedem Falle eines der vorzüglichsten Denkmäler, die Canova sich selbst gesetzt hat." Wahrlich, eine Anerkennung, derer es noch bedurfte, um des Bildners Ruhm und Größe über jeden Zweifel zu erheben.

Wir bedauern herzlich, daß der Herr Verfasser im St. Stefansdome nichts Sehenswürdiges bemerkte, als den Sarkofag Friedrichs des Dritten und die Glasmalereien, und daß er „seine Zeit nicht besser anzuwenden wußte", als die kaiserliche Burg, die an historischen Erinnerungen so reich ist, zu besuchen. Auch im bürgerlichen Zeughaus und der Ambroser Sammlung muß

Digitized by Google

er nichts gesehen haben, weil davon keine Erwähnung geschieht, so wie auch das große Mosaikbild, das Abendmahl Jesu und seine Jünger vorstellend, seiner Aufmerksamkeit entgangen zu sein scheint.

Seite 66 finden wir einige kurze Bemerkungen über die Wiener Schaubühnen. Warum der Herr Verfasser das Leopoldstädter-Theater für das einer Residenz, wie Wien, unwürdigste hält, ist nicht abzusehen. Sein Zweck ist „Volkstheater" zu sein, und es versteigt sich daher nie in die Regionen des Klassischen. Da müßte man ja, wenn nach der Ansicht des Herrn Reisenden der Unwerth des Stückes, die Unwürdigkeit des Theaters bedingt, jede andere Bühne, die auf denselben Brettern die heterogensten Piecen zur Aufführung bringt, noch weit unwürdiger finden. Es ist also bloß auszeichnend für Wien, daß es eine Bühne hat, die ausschließlich „Schlechtes" fürs lachlustige Volk bietet. Oder will der Herr Verfasser es dem guten Wiener Plebs verargen, daß er gerne über seine National-Komik lacht? Gedenke er doch an „Hampelmann" und „Nante", die Repräsentanten der west- und norddeutschen niedern Komik.

Die italienische Oper, die gerade nach dem Urtheile so vieler Musikkenner, in der letzten Staggione sehr gut besetzt war, und mit der Pariser rivalisirte, hat nicht den Beifall des Herrn Reisenden erhalten.

Wir wissen nicht, welchen Maßstab derselbe an die Leistungen eines Gesangkünstlers legt, und können daher nur sagen, daß der Geschmack verschieden sei; was aber die Behauptung betrifft, daß im Kärnthnerthor-Theater: „jeder Schustergeselle seinen Kunstsinn durch wüthendes Klatschen, Poltern und zehnmaliges Herausrufen zu erkennen zu geben sucht", so müssen wir derselben in so fern widersprechen, als wir glauben, daß selbst in den höchsten Räumen, „im Paradiese", welchem der Herr Verfasser die Ton angebende Rolle ertheilt, und wozu der Eintritt in der italienischen Oper 1 fl. Konventionsmünze kostet, wenig oder gar keine Schustergesellen, sondern im Gegentheil sehr anständige Leute, aus der Mittelklasse des Bürger- und Beamtenstandes, zu finden sein dürften. Das Wiener Publikum der beiden Burgtheater hat sich einen gewissen Ruf erworben, und ist daher befugt, ein Wörtchen der Geltung mitzusprechen. Der Künstler, der vor demselben die Feuerprobe bestanden hat, kann ungescheut sein Heil vor jedem andern Auditorium suchen, so wie dies letztere überzeugt sein darf, nichts Schlechtes in dem Repräsentanten des Wiener Geschmacks und Kunstsinns zu finden, welche Behauptung durch die vielen, aus Wien, der Stadt der Musik und des Gesanges, nach allen Weltgegenden hervorgegangenen Künstler ersten Ranges, hinlängliche Bestätigung findet.

Die Beschreibung der Umgegend Wiens ist sehr mager, und ausser einigen Schreibfehlern, wie z. B. Meidlingen statt Meidling, der Brühl, statt

Digitized by Google

die Brühl ꝛc., so wie mehren andern Unrichtigkeiten, haben wir wirklich gar nichts Bemerkenswerthes darin gefunden. Von der Brigittenau, dem Volksgarten, Lachsenburg, Döbling ꝛc., geschieht gar keine Erwähnung, dafür sagt uns der Herr Verfasser, daß die Brühl „ein nach Schweizerart kunstvoll angelegter Garten, mit einer Sammlung antiker Waffen“ sei. Da die Brühl kein englischer und kein französisch zugestutzter Park ist, so muß sie nothwendiger Weise ein in Schweizerart angelegter Garten sein, und die liebe Natur wird gar nicht gehört, wenn sie sagt, daß sie der Gärtner gewesen sei. Wir erlauben uns billige Zweifel, daß der Herr Verfasser dort war, glauben vielmehr, er habe die Brühl eben so wenig wie das im Helenenthale gelegene Sommerpalais des Erzherzogs Karl gesehen, denn sonst müßte ihm die Aehnlichkeit dieses Schlosses mit der Weilburg, im Herzogthum Nassau, nach welchem Muster es erbaut wurde, und wovon es auch den Namen führt, nicht entgangen sein. Doch muß man den Reisenden entschuldigen, wenn er bei der Masse der in 8 Tagen gemachten sonstigen Erfahrungen und Bemerkungen nicht Alles selbst sehen konnte, sondern manchmal auch nacherzählt, was er hörte oder las.

Endlich hat er Seite 69 seinen Paß in Ordnung, und zwar nach vielen vergeblichen Mühen, die doch zum Theil nur ihm zur Last fallen, weil er selbst gesteht, daß er „einmal zu früh, ein andermal zu spät auf das Polizeibüreau gekommen sei, und es ist den Beamten wohl zu verzeihen, wenn sie vor oder nach den Amtsstunden nicht in den Kanzeleien zu finden sind. Inwiefern jedoch aus dieser Paßvisirung, dem Bezahlen des Reisebillets nach Pesth, dem Absenden der Bagage an den Hof des Dampfschifffahrts-Büreaus und dem Lösen des Passierscheines durch die Linie, zu entnehmen sei, daß das Abreisen aus der Residenz mehr Umstände mache, als das Anlangen, dazu ist unser Scharfsinn zu gering. Wir wünschen dem Herrn Verfasser eine glückliche Weiterreise, und häufige Gelegenheit, seinen Erfahrungsschatz zu bereichern und seine Urtheilskraft zu schärfen.

Ueber den stylistischen Werth des Ganzen zu urtheilen, halten wir für unnöthig; jeder Leser mag darüber entscheiden. Es gibt eine leichte, anspruchslose Art zu erzählen, in der selbst unbedeutende Gegenstände sich angenehm lesen lassen. Vergleichen wir hiermit des Herrn Verfassers Weise, über die wichtigsten und interessantesten Dinge in erzwungenen Redensarten und gesuchten Bildern nichts zu sagen.

Wenn wir aus der Mittheilung des Herrn Verfassers nur das Unrichtige heraushoben, so war uns doch die Absicht des bloßen Tadelns eben so fern, als ihm der Wille, oder vielmehr die Kraft, dem Karakter des östreichischen Volkes zu schaden. Wir wollten ihm nur „überzeugende Berichtigungen“ angedeihen lassen, und seine Meinung wo möglich günstiger stimmen. Die

Digitized by Google

Stimme eines Einzelnen ist nicht mächtig genug, den festbegründeten und ehrenvollen Ruf eines großen Staates zu beeinträchtigen und auf den Karakter seines Volkes einen Schatten zu werfen. Eben so wenig kümmert es den Staat und das Volk, was dieser Einzelne von ihnen spricht, haben sie doch in ihrem Selbstbewußtseln die Beruhigung, daß man allgemein das Gegentheil glaubt. Uns verletzte bloß die Pedanterei, mit der im peremptorischen Tone abgeurtheilt ward, die einzelnen handgreiflichen Unrichtigkeiten, die sich als unumstößliche Gewißheit geltend machen wollten. Eine irrige Auffassungsweise, die dem ersten Schein nachgibt, nicht vergleicht und prüft, und dem Zufall und der Laune die Herrschaft über den Geist einräumt, kann selbst bei den ausgezeichnetsten intellektuellen Gaben und aufrichtigem Streben nach Wahrheit, nur einseitige Resultate liefern; aber gänzlich unrichtig müssen sie dann werden, wenn man noch vorgefaßte Meinung mitbringt.

Der Herr Verfasser hat sich als den Mittelpunkt einer selbstgeschaffenen kleinen Welt betrachtet und lebte in der Idee, seine subjektiven Anschauungen, die zum Theil als Ausgeburten einer schöpferischen Fantasie betrachtet werden müssen, der Mitwelt als Axiome aufdringen zu wollen. Die Subjektivität wird aber durch Geistesfreiheit, durch Vorurtheilslosigkeit, durch Erfahrung bedingt, und solche Eigenschaften müssen wir bei dem Herrn Reisenden bezweifeln. „Flüchtig gemachte Bemerkungen“ nennt er seine Angaben. Darin eben ligt der Fehler. Wenn wir auch das Horazische; Nonum prematur in annum, keineswegs auf ihn anwenden wollen, so müssen wir ihn doch darauf hinweisen, daß hier zu großes Selbstvertrauen, im vollsten Sinne des Wortes, und die Sucht, sich einen Namen, gleichviel auf welche Art, zu machen, seine Handlungsweise geleitet haben.

Digitized by Google

Beförderungsmittel des allgemeinen Wohlergehens.

4. Die Eigenthümlichkeiten der Alpen-Wirthschaft.

In seinem „Lehrbuch der Geografie alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf politische und Kultur-Geschichte," wovon sich die dritte vermehrte und verbesserte Auflage, so eben unter der Presse befindet, spricht sich der Verfasser desselben, Herr Oberstudienrath Dr. Th. Schacht über die Eigenthümlichkeiten der Alpenwirthschaft auf eine Weise aus, die uns veranlaßt, diese Stelle seines Werkes besonders herauszuheben, als ein thatsächlicher Beweis wie er seiner Gesammt-Aufgabe Genüge zu leisten sich bestrebt.

„Ackerbau und Gewerbe kann jeder Wißbegierige überall lernen," sagt er. „Viehwirthschaft, wie sie in den Alpen getrieben wird, findet sich aber auf keinen niedern Gebirgen, also nirgend weiter in Deutschland; deshalb hier etwas Nähres darüber.

„In Gebirgsländern, die keinen Mangel an Wasser haben, gibts in Schluchten und Thälern viel Wiesengrund; in den Alpen, wo nur der Reichthum an fließender Bewässerung groß ist, nur um so mehr. Aber auch auf den Bergen ist ein Gras- und Kräuterwuchs, der von der Natur zur Weide bestimmt ist. Denn das Gestein der Gebirge unterhalb der Schneegrenze und wo kein nackter Fels aufstarrt, ist mit einer dünnen Erddecke überzogen, die keinen Anbau dulden würde, aber Feuchtigkeit von spät schmelzendem Schnee, von Dünsten und Wolken genug hat, um Gras und Kräuter zu treiben. Es wächst nun freilich nicht in so saftigen Blättern und zu solcher Höhe, wie in fetten Wiesen und Maschländern; dagegen äußerst dicht, wie in einander gefilzt, und von kräftiger Würze.

„Man denke sich die Höhe und die Ausdehnung der Gebirge, und man begreift, wie auf den Alpen, wo keine Wälder Wurzelgrund fänden, oder auch in einer Höhe, wo der Baumwuchs schwindet, doch der Gras- und Kräuterplätze eine unberechenbare Menge vorhanden ist. In manchem engen Thal zwischen hohen Felsmassen ahnt der Wanderer nicht, daß droben zwischen auf- und absteigenden Höhen und Tiefen die herrlichsten Bergweiden sind. Das Ländchen Glaris am Glärnisch und an der Limmat ist nur 11

Stunden lang und 9 Stunden breit, besteht nur aus 2 bebauten Thälern und nährt doch über 10,000 Kühe und 5000 Schafe. Für diese das niedre Gras zu mähen, und in die Thäler zu schleppen, wie mühsam wäre das! Das Vieh muß es selbst abweiden. Alpenkraut in hoher Bergluft ist zudem so heilsam, daß keine Stallfütterung unten im Thale ihm gleich kommt.

„Ganz natürlich hat daher seit undenklichen Zeiten der Bergbewohner den Brauch gehabt, zur Sommerzeit auf den Alpen zu wohnen und das Vieh weiden zu lassen. Zu dem Behuf sind überall auf den Alpen Hütten errichtet, schlecht weg aus übereinandergelegten Balken; das Dach mit großen Steinen gegen die Gewalt des Windes beschwert. Der Hirt oder Senn ist wenigstens darin geschützt, kann sein Vieh melken und die Milch handhaben, oder mit andern Worten seine Alpenwirthschaft treiben. Die Sennen sind großentheils arme Leute; ihre Nahrung Milch oder Rahm, Käsmilch und Zieger, selten noch grobes Brod. Dabei sind sie kräftig und heiter; Bergluft erhält frisch. Selten besorgen sie eigne Heerden, und noch seltner auf eigner Alpe (so heißen die Weiden im Hochgebirg der Alpen). Gewöhnlich werden sie von Besitzern der Alpenplätze hinauf geschickt, oder pachten eine Alpe und oft die Kühe dazu.

„Erfreulich ist der Anblick einer Auffahrt auf die Alpen, d. h. der Auszug einer Heerde, wenn sie im Beginn des Sommers auf die Berge geht. Hirt und Heerde sind voll Lust. Es ist als wüßten es die Kühe, so jubelnd verlassen sie ihr Dorf, und so munter steigen, ja klettern sie bergan, wenn auch der Weg mühsam ist. Dabei hat der ganze Zug gewisse Ordnung, und an Putz und Jubel fehlt es nicht. Im Appenzellerland am Säntis geschieht es so: Der Senn mit sauberm Melkeimer auf der Achsel und mit Bändern geschmückt eröffnet den Zug, der Hund zur Seite, einige weiße Ziegen vorauf. Dann folgen drei Kühe, die schönsten der Heerde, mit mächtig großen Glocken am Halse. Hinter ihnen kommt der Handbub als Gehülfe des Senn, auch mit sauberm Melkeimer, und führt die ganze Kühheerde, deren Reihe der Stier (Munni) mit einbeinigem Melkstuhl auf den Hörnern, beschließt. Alles Vieh trägt Glocken, oft in harmonischem Geläut. Damit nichts von der Heerde sich verläuft, kommt ein Knecht hintennach, und erst Tags darauf wird aus der Ortschaft das nöthige Geräth, als hölzerne Milchkummen oder Zuber, der kupferne Käskessel und dergleichen, auf einem Saumrosse zur Sennhütte geschickt. Butter wird droben wenig gemacht; Käserei ist das Hauptgeschäft, und wird im Großen getrieben, wodurch es sehr einträglich wird. Die kleinsten Schweizerkäse wiegen an 40, die größten an 100 Pfund, und Tag für Tag wird in jeder Sennhütte ein solcher Käs gefertigt, wozu man sämmtliche am Morgen und Abend vorher gemolkene Milch nimmt.

Digitized by Google

„Man verfährt ſo: Der große an einem Krahn hängende Keſſel wird übers Feuer gerückt. Die laulich gewordene Milch bringt man durch ein Stück Laab (gedörrter und gegohrner Kalbsmagen) zum Gerinnen, und rührt ſo lange, bis die Zerſetzung der Milch fertig iſt. Dann wird mit einem großen Leintuch der fette Kästeig herausgehoben und in die platte runde Form gethan, worin er bis zum folgenden Tag ligen bleibt, um dann im Käſſpeicher zur völligen Austrocknung aufgeſtapelt zu werden. Aus dem übrig bleibenden Käswaſſer (Molken) ſcheidet man nochmals eine magere Käsmaſſe, Zieger genannt, die der Senn zur Nahrung gebraucht.

„An einigen Orten verſteht man ſolchen Zieger durch Einmiſchung gedörrten und gepülverten Alpenklees gar ſchmackhaft und wohlriechend zu machen, beſonders im Glarner Land, deſſen grüner Kräuterkäs (Schabzieger) im Auslande ſehr beliebt iſt. Die ganze Verfahrungsart iſt intereſſant anzuſehen, aber vielleicht noch mehr die ganze Lebensweiſe von Menſchen und Vieh auf einer Alp. Jede Kuh kennt ihre Glocke und ihren Namen, und Kühe und Ziegen verſtehen den Ruf ihres Senn. Man nennt die wenigen zuſammen auf- und abſteigenden Töne, die der Senn zu ſingen pflegt oder auf einer Schalmei bläßt, den Kuhreigen. Er klingt im Gebirg gar lieblich, und die Seele des Bergbewohners hängt ſo daran, daß er in fernen Ländern leicht das Heimweh bekömmt, wenn er ihn blaſen hört. Selbſt Kühe, die einmal auf der Alp geweſen, kann man zuweilen dadurch wild machen.

„Die Alpzeit dauert nur 12 — 18 Wochen jeden Sommer, und zwar am längſten auf den niedern Staffeln des Gebirgs, am kürzeſten auf den höhern, wo der Schnee früher fällt und ſpäter ſchmilzt. Im Ganzen ähnelt ſich die Alpenwirthſchaft in den verſchiedenen Theilen der Alpenländer, jedoch wird ſie in der Schweiz, in Tyrol und Salzburg am beſten betrieben. Der Bewohner der ſavoyſchen und piemonteſiſchen Alpen iſt in allen Stücken nachläſſiger und träger, und benutzt alſo auch ſeine Alpen nicht ſo, wie der emſige Schweizer. In den öſtlichen Alpen, wo die Gebirge niedrer ſind, hört auch eigentliche Alpenwirthſchaft auf; der Steirer und Oeſtreicher macht mehr Butter als Käſe.“

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

112. Der Kultus des Verbrechens in Frankreich.

Mad. Lafarges Prozeß wurde in den pariſer Salons ſo oft beſprochen, daß es jetzt gegen den guten Ton iſt, ihren Namen noch zu nennen; dennoch kommen alle Augenblicke Anſpielungen vor und die Journale haben ſich immer noch nicht ganz erſchöpft. Ihres Advokaten Paillet nun im Druck erſchienene Vertheidigungsſchrift wird viel geleſen, nicht minder ein Brief, der jetzt die Runde durch die Blätter macht. Als Beitrag zur Sittengeſchichte des heutigen Frankreichs wollen wir folgende Stelle daraus überſetzen. Mad. Lafarge ſchreibt aus dem Gefängniſſe zu Tülle:

....„Ich will Ihren Rath befolgen, und alle Beweiſe einer edlen und unklugen Ergebenheit unbeantwortet laſſen. Dieſelben ſind jetzt ruhigerer Natur und bethätigen ſich nur noch durch herrliche Zuſendungen von Früchten und Blumen, die mein trauriges Gefängniß mit Duft erfüllen. Die öffentliche Meinung macht in Tülle erſtaunliche Fortſchritte; ich habe die Ueberzeugung vieler Frauen und bei Vierzig-, Fünfzigjährigen ſogar die Sympathieen für mich! Der Präfekt machte mir zweimal einen Beſuch, die Nonnen halten alle neun Tage für mich ein Gebet und heute früh erſt wieder wurde mir ein ſchöner Orangenbaum von den Gendarmen und ein ungeheurer Blumenſtrauß von den Schauſpielern zugeſchickt.“

Die Gendarmen ſchicken den von ihnen gehüteten Gefangenen Orangenbäume!... Nur in unſrer Epoche kann ſo etwas vorkommen! ruft der Vikomte von Launay (Frau von Girardin) im Journal „die Preſſe.“ Und in der That, jetzt werden alle Zweifel, ob Frankreich das ziviliſirteſte Land der Erde ſei, verſtummen müſſen....

Digitized by Google

Inhalt

des vierten Bandes.

Fortschritte und Erwerbungen der Wissenschaften. Seite

6. Die Temperamente der menschlichen Natur. Von Dr. Homberger 3

Gebiet der Reisen.

13. Ausflug von Mainz nach Athen. Von J. Hoffmann.
II. Von Regensburg bis Wien 32
III. Von Wien bis Pest 362
1. Malerische Dampfreise auf dem Rhein ꝛc.
VIII. Mannheim, Worms und der Rhein bis Mainz . . . 86
IX. Die Römerbrücke und die Taunus-Eisenbahn. Kastel, Frankfurt und Wiesbaden 161
X. Ausflug nach Darmstadt 405
12. Gegenwärtiger Zustand von Konstantinopel im Innern und Aeußern 251
11. Neueste Bemerkungen auf einer Reise durch die Türkei und das Mittelmeer. Von J. Hoffmann.
Dritter Brief 417
15. Bemerkungen über den Artikel: „Ausflug von Mainz nach Athen.“ 462

Leben und Wirken der Völker in seinen eigenthümlichen Formen.

4. Politischer und sittlicher Zustand der Bevölkerung von Portugal zu Ende 1839 71

Religiöse, politische und sittliche Volkszustände.

1. Ueber die gefährlichen Klassen der Bevölkerung 427

Preßfreiheit.

1. Geschichte, Tendenz und gegenwärtiger Zustand der periodischen Presse in Frankreich, Großbritannien, den deutschen Bundesstaaten und andern Ländern.
II. Die Presse in England 106

Länder- und Völkerkunde.

13. Geografische Berichtigung der russisch-asiatischen Küstenstrecke längs dem nördlichen Eismeere.
Zweiter Artikel 120
14. Der Josefsberg bei Wien. Von Vogl 357

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Zur Kenntniß der französischen Gerechtigkeitspflege und Strafgesetzgebung.
9. Karakteristik der französischen Liebe 189

Digitized by Google

Seite

10. Dreifacher Mord aus übelverstandener Eitelkeit . . . 196
11. Eine ertappte Spitzbübin, wie es deren viele gibt . . . 202

Erläuternde und geschichtliche Politik.

7. Oestreichs auswärtige Politik seit dem Kongreß zu Wien. Nach Turnbull 204
8. Oestreichs innere Politik seit dem Kongreß zu Wien. Nach Turnbull 344

Praktische und kommerzielle Politik.

6. Die Hauptstraße des englisch-ostindischen Handels führt fortan mitten durch Deutschland.
Letzte Beweisgabe 389

Moralisches, sittliches, religiöses und politisches Leben der Völker.

18. Parteilose Vergleichungs-Ansicht zwischen dem Zustande der spanischen und holländischen Niederlande vor 50 Jahren und dem gegenwärtigen Zustande derselben Länder, als Königreiche Belgien und Niederland 223
19. Kirchliche und andere Zustände am Niederrhein und in Italien 225

Öffentliches Gesundheitswesen.

1. Der Gesundheits-Zustand und die Sterblichkeit in England, vorzüglich in London, mit Bezug auf andere Gegenden Europas. Nach authentischen Aktenstücken 229

Retrospektiv-Repertorium.

2. Leben und Treiben in Paris vor 140 Jahren 263

Retrospektivblick in die hermetische Wissenschaft.

1. Der Stein der Weisen 321

Kriegsgeschichtliche Beiträge.

7. Szenen und Ereignisse aus dem deutsch-französischen Kriege von 1814 und 1815 334
8. Berichtigung eines Mißverständnisses 339

Beförderungsmittel des allgemeinen Wohlergehens.

4. Die Eigenthümlichkeiten der Alpen-Wirthschaft 481

Neueste Nachrichten über einige der ausgezeichnetsten Reisenden der Gegenwart und kurze Mittheilungen von denselben.

1. Schlußstein der amerikanischen Polar-Reisen 273
2. Streifereien durch Tübet 274
3. Nachforschungen auf dem weißen Nil 274
4. Gegenwärtiger Anblick von Algier 274
5. Morgenländische Annehmlichkeiten 276
6. Meteorologische, geologische und klimatische Bemerkungen über Aegypten 278
7. Mittel und Zweck der britischen Handels-Expedition auf dem Niger 280

Digitized by Google

Praktisch-wissenschaftliche Bemerkungen.

11. Uebersicht von den mineralischen Erzeugnissen in Großbritannien während dem Jahr 1838 131
12. Wie viel Zeit braucht der Magen des Menschen zur Verdauung der verschiedenen Nahrungsstoffe? 133
13. Malerei auf Marmor 135
14. Sterblichkeits-Verhältnisse in England und Frankreich . . 137
15. Verhältniß der Selbstmorde zur Gesammtbevölkerung in verschiedenen Ländern 138

Militärische Statistik.

1. Genaues Verhältniß zwischen Frankreichs und Deutschlands Kriegsmacht 140
2. Großbritanniens See- und Landmacht 142
3. Rußlands Kriegsmarine 147

Finanzielle Statistik.

1. Großbritanniens Staatsschuld 149

Kleine Kronik neuer gesellschaftlicher Ereignisse.

26. Elemente einer Verfälschungs-Bande 152
27. Dekret gegen die Opiumraucher in Schina 153
28. Ein Lieblingsschauspiel der Pariser 290
29. Lächerliches Ergebniß eines Empfehlungsbriefes . . . 291
30. Industrie-Ritter-Industrie 292
31. Wie Vaterlandsliebe und Pfandhaus sich wohl mit einander vertragen 294
32. Noch ein Muster von einem pariser Gamin 299
33. Eine Kalypso im neuen Styl 301
34. Eine interessante Hunde-Geschichte 302
35. Alltagsleben der jungen Generation in Paris 304

Erfindungen, Entdeckungen, naturmerkwürdige Ereignisse und wissenschaftliche Beobachtungen.

25. Hippo-Sandalen oder Pferdeschuhe 283
26. Ansteckende Kraft der Kinderblattern 283
27. Eisenverzierungen in Kirchen 284
28. Heilung der Hundswuth durch Weinessig 284
29. Das neue griechische Feuer 284
30. Ebereschenbaum auf einem Rehkopf 285
31. Verwahrungsmittel gegen das Ertrinken 285
32. Feuerlöschung durch Dampf 285
33. Heizung durch Gas 286
34. Schleppseil-Eisenbahnen 286
35. Eine Branntwein und Kochsalz-Panacee 286
36. Praktische Verwendung des Luftdrucks 287
37. Merkwürdige Raupen-Wanderung 287
38. Heilung der Taubheit und Blindheit durch Gas 288
39. Billardtafeln von Schiefer 288
40. Eine Musik-Schreibmaschine 289
41. Ein erprobtes Mittel gegen die Motten 289
42. Aegyptische Denkmäler in Mexiko 289

Digitized by Google

Seite

Erklärung von Herrn Pfarrer Appenzeller 306

Wissenschaftliche und industrielle Kuriositäten.

1. Eine Sprechmaschine 350
2. Bestandtheile des griechischen Feuers 352
3. Genealogie der europäischen Obstbäume 353
4. Der Schall unter dem Wasser 356
5. Unterirdische Wälder 357
6. Wirkung der Elektrizität auf den Menschen 358

Mannigfaltigkeiten.

80. Reiseschnelligkeit sonst und jetzt 311
81. Gewimmel in London 311
82. Ein artiges Vermögen 311
83. Uebervölkerungs-Uebel in Schina 311
84. Größtmöglichste Schnelligkeit auf den Eisenbahnen . . . 312
85. Amerikanische Riesenbäume 312
86. Siebenzigjährige Gassenbuben 312
87. Ein männlicher Ninon de l'Enclos 312
88. Musterhafte Anzeige 312
89. Die Schwindsucht durch die Schnürleiber erzeugt . . . 313
90. Eine zu verheirathende Inhaberin verschiedener Millionen . 313
91. Woher rührt das Wort Charlatan? 313
92. Der feenhafte Winterpalast 314
93. Die besten Geiger in Europa 314
94. Greens neuestes Luftschiff 314
95. Eine gefährliche Luftreise 314
96. Die Jesuiten in Gallizien 315
97. Die italienische Zeitrechnung 316
98. Einkünfte von Neu-Algier 316
99. Eisenbahn zwischen Paris und Versailles 316
100. Französischer Aberglaube 317
101. Wie schnell man jetzt reiset 317
102. Was ist Demokratie, Aristokratie, Monarchie und Anarchie? . 318
103. Vorzüge der Eisenbahnen beim Reisen 318
104. Abendgebet eines Lazzarone 318
105. Eisenbahnflug und Vogelflug 319
106. Unempfindlichkeit eines herrschaftlichen Rückens . . . 319
107. Der wegfallende Knebelbart 319
108. Profezeihung vom Untergang der Stadt Köln 319
109. Die gefahrvollste Stelle auf der Erde 320
110. Kein wohlfeiler Weiberverkauf 320
111. Eine Vergiftung wider Willen 320
112. Der Kultus des Verbrechens in Frankreich 480

Kritische Uebersicht der neuesten und beachtenswerthesten Erscheinungen in deutscher Literatur und Kunst.

12. Allgemeine Preßzeitung. Von Dr. Hitzig 155
13. Der Kanton Schaffhausen. Von Im-Thurn. 156

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google